



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

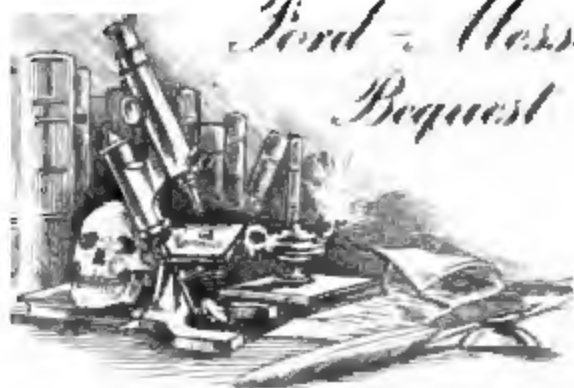
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Library of the University of Michigan

*Bought with the income
of the*

*Ford - Messer
Bequest*



AS
182
.65

Göttingische
=
gelehrte Anzeigen.

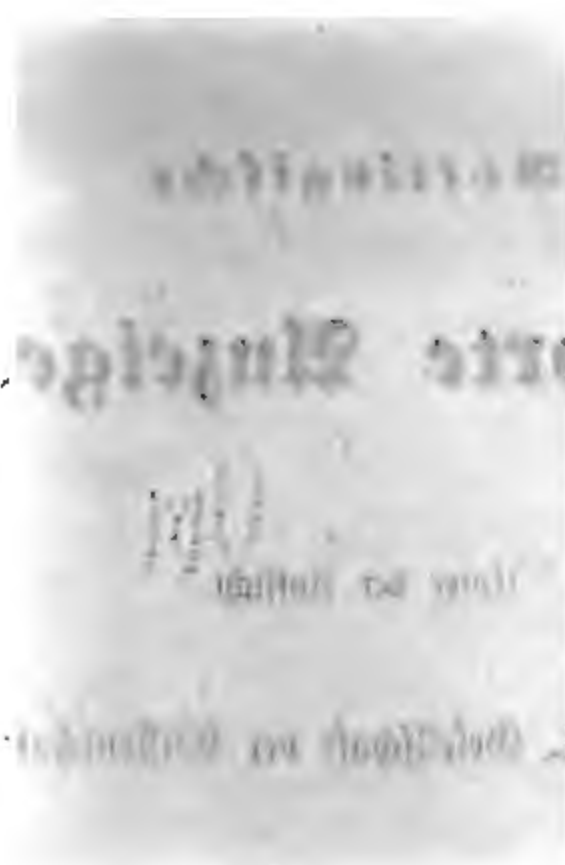
Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der dritte Band

auf das Jahr 1860.

Nebst Register.

Göttingen,
gedruckt in der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei
(B. Fr. Kästner.)



THE [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

Ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

140. Stüd.

Den 1. September 1860.

P a r i s

Schluß der Anzeige: »Le mont Olympe et l'A-carnanie etc. par L. Heuzey.«

Auf diesen fruchtbaren Höhen, welche theils zum Ackerbau, theils zur Viehzucht geeignet sind, wohnen die übrigen Perrhäber; von den einzeln hervorragenden Bergspitzen leitet der Verf. den Namen Octolophus her, dessen Form allerdings sehr unsicher ist, da die Handschriften des Livius Otolobus haben und Andere dafür Ortholophus schreiben. Hier sind keine Spuren alter Städte nachzuweisen; aber eine sehr merkwürdige lateinische Inschrift aus der Zeit Trajans bezeichnet hier eben auf der Wasserscheide unweit Ronospoli (auf derselben Stelle, wo noch heute die Feldmarken zusammenstoßen), die Grenzlinie zwischen den Stadtgebieten von Oloosson und Dion, also zwischen Perrhäbia und Pieria, zwischen Thessalien und Macedonien. Ueber diese Höhen zog Q. Marcius Philippus gegen Perseus vor, um die Engpässe des Olympos zu vermeiden. Auf diesen Höhen sucht auch der Verf. unweit des Klo-

sters Hagia Triada nach Strabo das thessalische Dodona, und in der That gewinnt die Darstellung des alten Geographen von den Wohnsitzen der Perrhäber volle Klarheit, wenn wir uns den einen Theil derselben in freier Gaugenosenschaft an den Süabhängen des Olympos, den andern aber mit seiner Dreistadt in dem untern Bergwinkel zwischen Olympos und Titarios an den Quellflüssen des Titaresios angesiedelt denken. Dodona und Pythion weisen deutlich genug auf die Wichtigkeit dieser Gegenden für älteste Völlergeschichte hin; es sind hier heilige Vereinigungspunkte für pelasgische wie für hellenische Stämme gewesen. Auch die Verbindung des Titaresios mit der Styx zeugt für eidgenössische Gebräuche; man braucht sich also nicht darüber zu wundern, daß die Natur und Umgebung des Flusses nichts habe, was an die Unterwelt und ihre Schrecknisse erinnern könnte; es ist auch kein Widerspruch zwischen *ἰσχυρὸς Τ.* und *Στυγὸς ἀπορροή*, sondern es liegt diesen Sagen nichts Anderes zu Grunde, daß eine der Quellen des Flusses für die umwohnenden Gemeinden ein Eidwasser war, wovon auch die Scholiasten Homers Kunde hatten. Darum nennt auch Plinius den ganzen Fluß Horcos. Auch bei Delphi zeigte man eine Styxquelle, und daß das arkadische Styxwasser ein Eidwasser gewesen ist, glaube ich auch trotz der Bedenken von Bergl (Neue Jahrb. f. Phil. 1860 S. 403) nach wie vor annehmen zu dürfen, wenn ich auch niemals behauptet habe, daß von der arkadischen Vertlichkeit die ganze Vorstellung vom Styxschwure herstamme. Auch die Münzen *Πυθιαίων* bezeugen die Bedeutung des perrhäbischen Heiligthums, und wenn wir die Lage des Pythion in das Auge fassen, so erkennen wir deutlich den Zweck der pythischen Amphiktyonie; sie war bestimmt in dem wichtigsten Passe die Nord-

grenzen von Hellas zu hüten, wie auch in neuerer Zeit Ali Pascha in der Nähe des Pythion ein Wacht-
haus zum Schutze des thessalischen Gebirgspasses
errichtet hat.

Der nächste Abschnitt behandelt die östliche Abda-
chung, die von zahllosen Quellen und parallelen Rüs-
tenbächen durchströmte, waldige Landschaft Pierien,
die sich zwischen Peneios und Haliaetmon am Meere
hinzieht, am Fuße des Olympos, welcher sich in
seiner ganzen Länge über derselben aufbaut. Durch
den scharfen Gegensatz von Hoch- und Tiefland, von
Gebirge und Küste ist Pierien eine der schönsten
Landschaften. Sie hat durch ihren Musen- und
Dionysosdienst eine große Bedeutung für die älteste
Culturgeschichte der Griechen; sie wurde dann von
den philhellenischen Königen Macedoniens als ein
Verbindungsglied ihres Reiches mit Griechenland be-
nutzt und war auch zu der Zeit, da die römischen
Heere in diese Gegenden eindrangen, eine blühende
und städtereiche Landschaft. Von besonderem In-
teresse sind die genauen Untersuchungen, welche der
Verf. über Dion und seine Umgebung angestellt
hat. Denn wenn auch in den fünfziger Jahren seit
Wake's macedonischer Reise manche Ueberreste der
alten Stadt verschwunden sind, so tritt uns doch die
künstliche Anlage derselben, welche ohne Burghöhe
in der schönen Ebene sich ausbreitete, der Bau der
Mauern, die Gruppe der vorstädtischen Heiligthümer
und die Natur des sagenreichen Baphrasflusses viel
deutlicher als bisher vor Augen, und gewiß würden
in dem aufgeschwemmten Terrain sehr erfolgreiche
Grabungen veranstaltet werden können. Von Dion
führt der bequemste Weg auf die Höhe des Olym-
pos, auf dessen Gipfel der Blick vom Athos bis
zum Pindos und Barnas Land und See überschaut.
Die Höhe der Eliastapelle beträgt nach der Trian-

gulation der englischen Marineofficiere 9,754 Par. Fuß. Die Messung des Xenagoras, deren Resultat im Pythion aufgeschrieben war (eine Thatsache, die neben vielen anderen beweist, wie die Apolloheiligthümer Mittelpunkte historischer und geographischer Wissenschaft waren), betraf nur die Höhe des Berges über der Hochflache der Tripolis. — Nachdem der Verf. den Paß von Petra, dessen alter Name noch heute unverändert gilt, besprochen hat, beschreibt er das Schlachtfeld von Pydna und die Lage dieser Stadt, welche der Haupthafen der ganzen Pieria war und ohne Zweifel die älteste Griechenstadt an der macedonischen Küste und dann wieder der erste Platz, wo die macedonische Monarchie am Meere Fuß faßte und den Grundstein ihrer Größe legte. Die Zeit ihrer Gründung ragt, wie der Verf. richtig bemerkt, über die der euboischen Colonisation weit hinaus, und es scheint mir nicht zweifelhaft, daß sie von asiatischen Griechen gestiftet worden ist; der Name weist nach Lykien, wo die Schreibung des Namens ebenso wie in Macedonien zwischen Pydna und Rhodna schwankt. Der Sumpf hinter der Landspitze von Altherada ist nach des Verf. Untersuchung der alte Hafen; alle Ueberreste der Stadt sind in Alluvion verschwunden, nur Grabhügel überragen die gleichformige Fläche. Einer derselben, welcher vor kurzem eröffnet worden ist, enthält eine alte Grabkammer von seltenster Erhaltung. Ein gewölbter Treppenweg führt in die Tiefe, wo drei, durch Thüren mit einander verbundene Räume sich finden, zwei Vorräume und die eigentliche Grabkammer mit einer Eingangspforte, welche mit dorischem Gebälk und Giebel geschmückt ist. Eine bunte Lithographie gibt das Bild dieser mit allen Farben wohl erhaltenen unterirdischen Architektur. Die Blüthe Pydnas in römischer Zeit wird durch mehrere Inschrif-

ten bezeugt. Dann folgt eine Meile nördlicher die Weinstadt Methone, die Stala von Eleutherochorion, nahe der Haliatmonmündung; ein Platz, welcher auch schon vor Ankunft der Eretrieer gegründet worden ist.

An die Betrachtung der Küstenplätze schließt Heuzey die der pierischen Waldhöhen, welche den Rücken des Küstengebiets bilden und zugleich einen neuen Schutzwall für das eigentliche Macedonien; endlich folgen die Nordabhänge des Olympos nach dem Haliatmon hin, welcher zwischen den pierischen Bergen und dem Vermios fließt und durch eine enge Schlucht in die untere Ebene Macedoniens eintritt. Das obere Thal ist bis jetzt so gut wie unbekannt geblieben, und hier hat H. am rechten Flußufer Stadtrinnen entdeckt, welche die ansehnlichsten sind in der ganzen Umgegend des Olympos. Die eine bei Palatiza, Berrhoia gegenüber, wo sehr viele Architekturreste in den Kapellen zerstreut sind und unterirdische Wasserkanäle von 10 Fuß Breite sich vorfinden, und dann weiter aufwärts am Nordabhänge des Titariosgebirges, bei Graziano. Wahrscheinlich sind dies die beiden binnenländischen Städte Pieriens, Pallai und Phylakai. Phylakai wird dem Paläo-kastro von Graziano entsprechen, das wohl gelegen war, um das westliche Titaresiosthal zu vertheidigen. Das ist der dritte der oben erwähnten Verbindungswege zwischen Macedonien und Thessalien, der heutige Paß von Servia, welcher durch die Schlucht von Bigla (Volustana bei Livius) unterhalb des Pythion in die perrhäbische Tripolis hinabführt. So ist das ganze Olymposgebirge vollständig umwandert und sowohl die natürliche Organisation wie die historische Topographie dieser Landschaft wesentlich aufgeklärt worden. Man begreift, wie König Persens auf den natürlichen Schutz seines König-

reichs sich so verließ, daß er alle Fassung verlor, als die Römer unter N. Marcius Philippus auf anderen Pfaden, als den von Natur gegebenen, eindrangen. Auch Inschriften sind in den neuentdeckten Städten des innern Pieriens zu Tage gekommen, namentlich eine Manumissionsurkunde aus Graziano (Βηηλαί) mit dem hier *Υπερβρατος* geschriebnen Monate und dem Herakles Kynades. Endlich ist es auch von hohem Interesse, über die jetzige Bevölkerung des inneren Pieriens Auskunft zu erhalten. Das Hauptdorf desselben „Kataphhgi“ ist durch eine kräftige und gewerbsleißige Bevölkerung ausgezeichnet; es sind Griechen, welche sich hier auf den Waldgebirgen des Haliaimonthals ihre Freiheit und ihren Sinn für Bildung in bewundernswürdigem Grade erhalten haben und ihrer Nation die größte Ehre machen.

Der zweite Abschnitt des Buchs umfaßt Akarnanien, welches der Verf. 1856 bereist hat. Die Landschaften des Acheloos sind im Ganzen noch sehr vernachlässigt worden, obwohl schon einzelne Streifzüge in diesem Gebiete, wie die des Obersten Mure, reiche Ergebnisse erwarten ließen, und so sind diese Gegenden uns ziemlich unbekannt geblieben, wie sie es auch ihrer Abgelegenheit wegen den Athenern noch zur Zeit des peloponnesischen Kriegs waren. Der Verf. weist sehr richtig nach, wie jenseits des Parnasses ein in jeder Beziehung anderes Land beginnt, ein Land, das durch seine Wälder und die Fülle von Seen und fließendem Wasser einen vollkommenen Gegensatz zu den östlichen Landschaften, namentlich zu Attika, bildet. Auch in Beziehung auf die Topographie bilden die Westländer einen Gegensatz zum Osten. Denn während hier der bekannten Ortsnamen so viele sind, daß die erhaltenen Ruinen lange nicht ausreichen, ihnen ihren Platz anzuweisen, so

fehlen hier die Namen zu den Stadtruinen, welche in großer Zahl vorhanden sind. Nachdem die Verfassungszustände Akarnaniens neuerdings von Emil Ruhn im Rhein. Museum einer eingehenderen Betrachtung unterzogen worden sind, ist die umfassende Untersuchung der ganzen Landschaft, welche H. uns darbietet, doppelt willkommen; sie gewährt uns zum ersten Male eine vollständige Anschauung derselben. Am bekanntesten waren bisher die Ruinen von Diniadai, noch neuerdings von Schillbach in *Verhards arch. Anzeiger* (April 1858) beschrieben. H. gibt uns den ersten, genauen Plan der alten Stadt, die sich auf einem inselartigen Felsen aus der sumpfigen Niederung erhebt, mit gewaltigen Mauern und einer Menge von Stadthoren, unter denen ein kolossales, am innern Hafen gelegenes Festungsthor mit schrägem, gewölbten Eingange besonders merkwürdig ist; sie war so fest gelegen, daß man die trotzige und selbständige Haltung der Bürger in den akarnanischen Parteikämpfen wohl begreifen kann. Drei Stunden vom Meere. gelegen, war sie doch eine Hafenstadt; man erkennt im Felsen ausgehauene Schiffshäuser, ein eigenes Hafenkastell und breite Uferdämme. Die unvollendeten Werke Philipps V. von Makedonien, welcher Diniadai zu einem Kriegshafen machen wollte, sind von den alten Hafenbauten und ihren cyklopischen Mauern wohl zu unterscheiden. Von den korinthischen Pflanzstädten an der westlichen Küste erkennt H. Astakos in den ausgedehnten Ruinen von Dragamesti, der Insel Ithaka gegenüber, so daß die besser erhaltenen, aber an Umfang geringeren Ruinen von Panteleemon, wo Peake Astakos suchte, namenlos bleiben. Die Ruinen von Alhzia bei Kandila sind nicht sehr erheblich; aber es fehlt nicht an Bauresten und Inschriften, welche bezeugen, daß diese Handelsstadt sich eines besondern

Wohlstandes erfreute. Der Hafen ist die beste Bucht der ganzen Küste, und im Gebiete der Stadt findet sich eine besondere Festung zum Schutze der Landschaft, das Paläokastro von Kastri mit merkwürdigen Fels-sculpturen; namentlich finden wir hier einen Herakles, der als Hort der Stadt neben dem Thor eingemeißelt ist, und zwar genau nach dem Iyppipischen Typus, was um so merkwürdiger ist, da wir gerade vom Iyppipos wissen, daß Werke von ihm, die Thaten des Herakles darstellend, die Hafenstadt von Alhzia, das „Herakleion“ schmückten. Von den beiden Städten am Ionischen Meere, Palairos und Solion, ist besonders die erstere bei Retro-pula in großartigen Ueberresten erhalten. Die durch ihre Lage am Eingange des ambrakischen Golfs wichtigste aller dortigen Küstenstädte, Anaktorion, ist am vollständigsten vom Erdboden verschwunden; zu ihrem Gebiete gehörte die Landspitze mit dem Heiligthume des Apollon, das eine centrale Bedeutung für ganz Alarnanien hatte und durch seine Lage erweist, daß hier, wie am ganzen Küstenrande Mittelgriechenlands, der Apollcult von der Seeseite eingeführt worden ist, und zwar lange vor der corinthischen Colonisation. Auch auf dem Hügel des heil. Elias, der als Fundort der Inschrift im C. I. Gr. 1794 bekannt ist, stand ein Apollotempel, in dessen Nachbarschaft H. das alarnanische Herakleia ansetzt. Von den andern Städten am Golfe wird Thyrreion mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen; von Limnaia in der innersten Ecke derselben sind sehr ansehnliche Ruinen, auch die Züge der Schemelmauern, die nach der Küste liefen, erhalten, und zuletzt wird das amphiloichische Argos, im Hintergrunde einer kleinen Küstenebene gelegen, nebst seinen Umgebungen sehr eingehend besprochen. Die epirotischen Berge bilden hier an der Küste Engpässe,

welche H. die Thermophlen des westlichen Griechenlands nennt. Und auch diese Pässe haben ihre Geschichte gehabt; die Ereignisse bei Olpe und Idomene im sechsten Jahre des peloponnesischen Kriegs, erhalten durch die vorliegenden Untersuchungen eine erfreuliche Aufklärung.

Von den Binnenstädten ist vor Allem Stratos merkwürdig, in fruchtbarer Ebene am Acheloos gelegen. Der Umkreis der Mauern ist bei Surovigli ganz erhalten; er schließt in großem Ringe vier Hügel ein, mit innern Mauerzügen, welche eben so wie die Grundmauern der Häuser einen sehr soliden Felsbau zeigen. Ohne von der Geschichte dieser Gegenden etwas zu wissen, würde man schon aus der Lage und den Ruinen schließen können, daß hier am Acheloos der Schauplatz erbitterter Grenzfekden gewesen sein müsse; die Stadt ist nach der ätolischen Seite vielfältig gleichsam verpanzert und auch im Innern so gebaut, daß jede Fußbreite Landes vertheidigt werden konnte. Auf dem Wege von Stratos nach Amphilochien liegen die Ruinen von Belegriata, wo die besterhaltene Cisterne sich findet, ein großes und stattliches Bauwerk, in dessen Quadern noch alle vorspringenden Steine erhalten sind, welche als Stufen dienten, um zum Wasser niedersteigen zu können. Als ich über solche Cisternentreppen in Gerhards Arch. Zeitung 1847 S. 24 schrieb, war ein so ausgezeichnetes Denkmal dieser Art noch nicht bekannt. Unterhalb Stratos liegen noch zwei alte Städte in den Waldufern des Acheloos versteckt; die eine bei Nigani, zeigt die allerroheste Bauart, und innerhalb der Mauern sind gar keine Spuren regelmäßiger Bewohnung zu finden. Es war also nur ein Rettungsort für die umwohnende Landbevölkerung. H. nimmt hier die Lage von Matropolis an, das Leale unrichtig

vom Flusse entfernt angesetzt hat, und meint, daß dies der spätere Name sei für das uralte Erysische, das bei Stephanus ungenau mit Diniadai identificirt worden sei.

Dies genüge zur Andeutung des reichen Inhalts dieses Buchs, dessen Werth durch die sorgfältigsten Stadtpläne und Architekturzeichnungen erhöht wird; die letzteren sind namentlich für die Kenntniß griechischer Befestigungskunst von großer Wichtigkeit; sie bezeugen die schon von Dureau hervorgehobene Thatsache, daß hier der Vogenbau bei den Stadthoren in sehr früher Zeit und in großer Ausdehnung angewendet worden ist. Es ist für die Brauchbarkeit des Buchs sehr zu bedauern, daß der Verf. keine Karte von Akarnanien gegeben hat, wie vom Olympos. Die große französische Karte ist in den Händen Weniger, und auch sie ist gerade in dieser Gegend nicht so genau, wie in den übrigen, zugänglicheren Landschaften. Die dankbare Anerkennung der großen Gewissenhaftigkeit und Umsicht, mit welcher der Verf. seine Untersuchungen angestellt hat, und der bedeutenden Ergebnisse, welche er durch dieselben gewonnen hat, wird ihm von Allen zu Theil werden, welchen die Erforschung der Alterthümer Griechenlands am Herzen liegt. Möchte die französische Schule in Athen noch viele Arbeiten dieser Art hervorrufen! Unter den zunächst angekündigten sind es besonders die Forschungen des Hn Thenon in Aketa, denen man mit Spannung entgegenfieht.

E. Curtius.

B e r l i n

Verlag von August Hirschwald 1859. Der Cacao und die Chocolate. Von Med. Dr. Alfred Mitscherlich in Bonn. VI u. 130 S. in gr. Octav. Mit Holzschnitten und Tafeln.

Zu keiner Zeit fehlte es an Schriften über den Cacao und die Chocolade. Keine einzige von den bisher erschienenen selbständigen Schriften konnte aber mehr dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft genügen, keine daher mit Erfolg benutzt werden zum Behufe des Studiums aller Beziehungen des Cacao und der Chocolade. Die Schrift Mitscherlich's heißen wir willkommen, weil sie nicht allein den Cacao und die Chocolade nach fast allen Richtungen hin bespricht, und wegen sorgfältiger Benutzung und Verwerthung auch der neuesten Arbeiten auf dem Höhepunkte unserer Zeit steht; sondern auch weiter die für die Wissenschaft bedeutungsvollen Ergebnisse eigener Forschungen des Verf. bringt. Diese Umstände rechtfertigen hinlänglich das Erscheinen des Buches und bestimmen uns, dafür zu halten, fragliche Fachschrift sei einem längst gefühlten Sonderinteresse gerecht geworden.

In der Einleitung vergleicht Verf. den Cacao mit Thee und Kaffee; er behauptet, Cacao verdiene als Genuß- und Nahrungsmittel den Vorzug vor dem Thee und dem Kaffee. Cacao zählt, und das ist fest, zu den Nahrungsmitteln und steht als solches weit über jenen beiden coffeinhaltigen Getränken; allein daß er in seiner Eigenschaft als Genußmittel den Vorzug verdiene, dies kann nicht mit solcher Bestimmtheit hingestellt werden, weil sich die verschiedenen Individuen und Völker zum Genußmittel Cacao sehr verschieden verhalten; für den Spanier und Hispano-Amerikaner hat der Cacao eine größere Bedeutung als alle anderen warmen Getränke, wogegen der Kaffee beim Deutschen, der Thee beim Engländer die entschieden größte Rolle spielt, der Cacao aber bei diesen Völkern in den Hintergrund tritt. — Nachdem Verf. einige allgemeine Andeutungen über die Verbreitung des Cacaogebrauches gege-

ben, liefert er einige Data aus der Geschichte des Cacao, und ich entnehme daraus, daß eigene Quellenstudien zu Grunde liegen. Nur irrt Mitscherlich, wenn er Buchot anstatt Bachot schreibt, und thut nicht gut daran, für seinen Zweck die bei dieser Gelegenheit citirte Quelle als einzige Autorität anzusehen. Auch durfte Verf. lieber Brancaccio anstatt Brancatio schreiben, weiter in Betracht ziehen, daß der Arzt Rauch seinen Schriften andere Titel gab, als der im Citate angeführte (welcher sich nur auf eine Abhandlung bezieht) lautet. — Es folgt nun eine Angabe der litterarischen Quellen. So lobenswerth auch der Fleiß des Verfs ist, so können wir doch nicht umhin, diesem Theile der Arbeit — wegen Auslassung verschiedener kleinen, doch litterarisch bedeutungsvollen Momente — den Vorwurf der theilweisen Ungenauigkeit zu machen.

Das zweite Kapitel ist der Verbreitung des Cacaobaumes gewidmet, und wurde dem Texte eine gut ausgeführte Karte zur Erläuterung beigegeben. Wir müssen dem Inhalte, was Reichhaltigkeit und Darstellung betrifft, alles Lob zollen, beklagen es aber, daß gerade hier, wo der Quellennachweis am wünschenswerthesten, davon keine Rede ist. — Im dritten Hauptstücke wird von der Cultur des Cacaobaumes gehandelt, alsdann eine botanische Beschreibung der Blüthen und Bohnen geliefert, worauf der Vf. die statistischen Verhältnisse der Bohnen des Cacao beleuchtet; in letzterer Hinsicht hätte er mehr Mühe auf das Nachlesen in den Schriften der Statistiker verwenden sollen. Verf. führt nun die verschiedenen praktisch wichtigen Species des Cacaobaumes auf und belehrt über die mercantillistischen Beziehungen der Bohnen.

Der vierte, ganz besonders aber der fünfte Abschnitt machen das Wichtigste der ganzen Schrift

aus, indem hier die Ergebnisse eigener Untersuchungen Mitscherlich's mitgetheilt sind; wir werden alsbald darauf zurückkommen und beide Hauptstücke der genaueren Analyse unterwerfen. — Das letzte Kapitel bringt zunächst einen kurzen Abriss der Geschichte der Chocolade; ausführlicher wird alsdann die Fabrication dieses Genußmittels behandelt und durch gute Abbildungen erläutert, worauf eine jedoch etwas dürftige Anweisung zur Darstellung des Chocoladenge tränkes folgt.

Sollen wir nun ein allgemeines Urtheil über Mitscherlich's Chocoladeschrift abgeben, so müssen wir es nur zu Gunsten des auch ganz vorzüglich ausgestatteten Buches thun, im Speciellen aber auf Ungleichmäßigkeit bezüglich der Ausarbeitung einzelner Kapitel erkennen; wir müssen im Allgemeinen den gelehrten Fleiß des Verf. loben, in Hinsicht auf manche Abschnitte jedoch bemerken, daß Verf. einen guten Theil der Hülfquellen theils zu benutzen unterließ, theils nur ungenügend ausbeutete.

Und nun zur Zergliederung der vorhin angedeuteten zwei Hauptstücke. — Die Untersuchung der Cacaobohnen theilt der Verf. naturgemäß in die histologische und in die chemische; die erstere ist auf etwa neun Druckseiten abgehandelt und durch in den Text eingedruckte Holzschnitte und eine beigegebene Tafel sehr anschaulich gemacht; wir erkennen aus der sehr übersichtlichen und gewandten Darstellung und aus der guten Wahl des Untersuchungsmaterials den tüchtigen Praktiker. Bei Erörterung der chemischen Verhältnisse der Cacaobohnen liefert Verf. zuerst die Resultate der Forschungen von Vampadius, Boussingault, Payen und Tuchen; worauf er nun die Ergebnisse seiner eigenen Untersuchungen mittheilt. M. prüfte zumeist die Bohnen von Guayaquil, weniger die von Caracas, und

fand in ersteren: Cacaobutter 45 bis 49; Stärkemehl 14 bis 18; Stärkezucker 0,34; Rohrzucker 0,26; Cellulose 5,8; Pigment 3,5 bis 5; Proteinverbindung 13 bis 18; Theobromin 1,2 bis 1,5; Asche 3,5; Wasser 5,6 bis 6,3; und in den Bohnen von Carracas: Cacaobutter 46 bis 49; Stärkemehl 13,5 bis 17. — Die genauere Analyse der Cacaobutter führte den Verf. zur Erkenntniß, daß in fraglicher Substanz zwei Fette enthalten seien, von denen er eines Cacaostearin nennt, das andere aber, dessen Schmelzpunkt etwas niedriger ist, als jener der ganzen Cacaobutter, vorläufig noch nicht benannte. — In Ansehung des concentrirten wässerigen Auszuges der Cacaobohnen von Bahia fand der Verf., daß jener violett gefärbt sei, neutral reagire, durch Säuren schon roth werde, durch Alkalien indessen dunkler roth mit einem Stiche ins Grünliche. Setzt man der Abkochung alcaunhaltige Leimlösung oder auch Eiweißsolution vorsichtig zu, so entsteht ein reichlicher, wenig gefärbter Niederschlag; Eisensalze fällen schwarz, die Salze der meisten anderen schweren Metalle liefern farbige Präcipitate; nur durch Bleizuckerlösung wird das Pigment des fraglichen Auszuges vollständig gefällt. Aehnlich verhalten sich auch die Abkochungen anderer Cacaobohnensorten. — M. entzog den Bohnen ihren Farbestoff (fast) vollständig, indem er jene fein zerkleinerte, 25 Gramme derselben mit 32 Grammen Essigsäure und ebenso viel Wasser durch 24 Stunden digerirte. In der intensiv rothen Flüssigkeit war nun das ganze Pigment enthalten. Dieses zersezt sich an der Luft ungemein leicht, und deshalb unterblieb jede weitere Analyse.

Das vom Verf. eingeschlagene Verfahren der Darstellung des Theobromin's empfiehlt sich durch Einfachheit und sicheren Erfolg. Er erhielt aus den

Keimblättern der Bohnen von Guayaquil 1,5 Proc., aus den Schalen 1 Proc. Theobromin's; auch die aus den Embryonen erhaltene Menge soll nicht unbedeutend sein. Die von Keller vorgeschlagene Reinigung des Theobromin's durch Sublimation soll bei kleinen Mengen gut, bei größeren gar nicht gelingen. M. beschreibt das Theobromin und bildet es naturgetreu ab. Mit den Löslichkeits-Verhältnissen dieses Alkaloid's steht es nach Verf. also: ein Gewichtstheil Theobromin's erfordert zu seiner vollständigen Auflösung 1600 Gewichtstheile Wassers von 0° C., 660 von 20°, 55 von 100°; 47 Gewichtstheile kochenden, 17000 kalten Aethers. Alle Theobrominlösungen reagiren neutral, und opalisirt die wässerige beim Erkalten. Bei vorsichtigem Erhitzen auf 300° C. sublimirt das fragliche Alkaloid zum größten Theile unverändert und nur eine sehr kleine Menge zerfällt unter Zurücklassung von Kohle. Bei 310° C. schmilzt das Theobromin zu einer wasserklaren Flüssigkeit, die beim Erkalten krystallinisch erstarrt.

Der fleißige Verf. veröffentlicht nun im fünften Abschnitte, und wir deuteten dies schon oben an, eine Reihe von Versuchen über die physiologische Wirkung des Caffein's und des Theobromin's auf den thierischen Organismus. Aus seinen an Kaninchen, Tauben, Schleichen und Fröschen vorgenommenen Experimenten mit dem Caffein schließt M., daß dieses Alkaloid schon in verhältnißmäßig kleinen Gaben unter den Erscheinungen von Rückenmarks-Krämpfen tödtlich wirke, und der Tod im Krampfanfalle selbst durch Asphyxie oder durch nachfolgende Lähmung eintrete. — Die physiologischen Wirkungen des Theobromin's studirte M. zumeist an Kaninchen, weniger an Tauben, Fröschen und Schleichen; aus seinen Untersuchungen geht im Allgemei-

leibt man auch
ein, wo nur
ist, so erkrankt
Je nach der
die Symptome
Tod schnell ein,
lange anhaltende
keln und des Her
wegung normal
langsam, so sind
Das Theobromin
über. Es unters
kung vom Caffee
nach, und steht
Giftigkeit hinter d

—

m .

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

141. Stück.

Den 3. September 1860.

Leipzig

bei J. A. Brochhaus, 1860. Hermae Pastor. Aethiopice primum edidit et aethiopica latine vertit Antonius d'Abbadie, Francogallico litterarum instituto ab epistolis. — Auch mit der Aufschrift: Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes herausgegeben von der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft. II. Band. St. 1. VII u. 183 S. in Octav.

Eine nicht unwichtige Veröffentlichung, von deren Werthe wir unsern Lesern gerne sobald als möglich einen richtigen Begriff geben möchten. Als Veröffentlichung eines äthiopischen Buches schließt sie sich sehr enge an die ähnlichen an, welche in jüngster Zeit durch Dillmann's äthiopische Wissenschaft und preiswürdige Mühewaltung erschienen sind, auch hoffentlich noch weiter erscheinen werden; und für unsre Wissenschaft der äthiopischen Sprache hat sie wie alle ihr ähnlichen dazu noch einen ganz besondern Werth, von welchem wir jedoch hier nicht weiter reden wollen. Was zunächst hieher gehört, ist, daß

der durch seine vielfährigen äthiopischen Reisen berühmte Hr Antoine d'Abbadie als Herausgeber dieses neuen Werkes auch aufrichtig genug ist, jenen engern Zusammenhang zu gestehen. In der kurzen Vorrede erzählt er nämlich, er habe während seiner einstigen Reisen dort erfahren, daß in einem der vielen äthiopischen Klöster ein Buch *Herma* genannt sich finde, und habe dann nicht ohne viele Mühe von den Mönchen die Erlaubniß es abschreiben zu lassen empfangen, auch auf die Vergleichung dieser Abschrift mit der im Kloster zurückgehaltenen Handschrift und deren möglichste Verbesserung durch einen eingebornen Gelehrten viel Sorgfalt verwandt. Was jedoch *Herma* für ein Buch sei und welchen Werth es habe, das habe er erst jüngst durch Dillmann erfahren und sich nun gerne bewegen lassen, es nach dieser seiner von dort mitgebrachten Handschrift herauszugeben. Dillmann hat dann aber während des Druckes sowohl das äthiopische Wortgefüge dieser Handschrift als die lateinische Uebersetzung d'Abbadie's genau durchgesehen und in aller Kürze vielfach verbessert, ohne von sich selbst aus längere Anmerkungen hinzuzufügen. Und wiewohl wir so den äthiopischen *Herma*s nur nach einer Handschrift jetzt gedruckt besitzen, so war doch diese Handschrift sichtbar eine von den bessern; sie enthält dazu das Werk vollständig; und wir mögen sehr zufrieden sein, daß wir das berühmte alte Buch *Herma*s jetzt in einer verhältnißmäßig so guten Gestalt auch nach der alten äthiopischen Uebersetzung lesen können.

Die Deutsche Morgenländische Gesellschaft hat sich durch die Veranstaltung und Ausführung dieser Ausgabe ein gutes Verdienst erworben. Auch kann man es ganz billigen, daß der äthiopische *Herma*s hier nur mit einer lateinischen Uebersetzung erscheint, ohne alle weitere Erklärungen und Anmerkungen. Denn

theologische Bemerkungen und Vermuthungen über das berühmte Buch sind hier nicht an ihrer Stelle, zumal wenn man bedenkt, wie wenige unsrer heutigen Theologen die durch solche schwierige Bücher des Alterthumes hervorgerufenen Fragen mit der wünschenswerthen Sicherheit und Gedrungenheit zu behandeln fähig sind. Wir wünschen vielmehr sehr ernstlich, daß die DMG-Gesellschaft sich immer von solchen halbtheologischen Abhandlungen ferne halte und der reinen Wissenschaft stets so vortreffliche Dienste leiste, wie das mit der Herausgabe dieses Werkes geschehen ist. Freilich ist nicht zu leugnen, daß man gerne das äthiopische Wortgefüge nicht erst durch die untergesetzten kurzen Bemerkungen Dillmann's verbessert, und die lateinische Uebersetzung an so manchen Stellen nicht erst ebenfalls durch solche unten hingesezte Winke Dillmann's lesbarer und richtiger gemacht sähe. Allein wenn aus leicht begreiflichen Gründen bei der Herausgabe dieser äthiopischen Handschrift das Beste nicht zu erreichen war, so mag man sich gerade hier wohl am leichtesten mit dem minder Vollendeten begnügen. Auch einige Ungenauigkeiten und Unbeständigkeiten in der lateinischen Uebersetzung mag man gerne übersehen: wie z. B. das äthiopische **ጸጢአት** (wofür in diesem Buche beständig, aber der Wortbildung nach unrichtig **ጸጢአት** geschrieben wird) sogleich in dem ersten Abschnitte zweimal durch peccata, dann am Ende durch peccatum wiedergegeben wird. Letzteres wäre das Richtige: aber freilich geht bei diesem Worte der Begriff des Einzelnen so leicht in den der Mehrheit über, daß der äthiopische Uebersetzer auch durch das Einzelwort leicht sowohl **ἁμαρτία** als **ἁμαρτήματα** ausdrücken konnte. Wir wünschten hier nur Gleichmäßigkeit in der lateini-

ſchen Ueberſetzung. Vis. 4, 1 iſt die Ueberſetzung Visio quam vidi poſt XX dies, quam ſuit olim visio ſehr unklar; wir würden die ganze Stelle mit einigen Verbeſſerungen des äthiopischen Wortgefüges dieſer Handſchrift vielmehr ſo überſetzen: „Das Geſicht, welches ich ſah 20 Tage ſpäter als das frühere Geſicht (für $\Phi R \Omega :: \Lambda \chi E ::$ iſt $\Phi R \Omega :: \Lambda \chi E ::$ zu leſen): als ich des Weges ging, treisend verlaſſend den Hochweg, bog ich ab in das Feld; und ein Zwiſchenraum von 10 Bogenschüſſen (d. i. Etadien) war es, bis wohin ich abging, und wüſte war der Ort.“ In der That läßt die eine altlateiniſche Ueberſetzung hier jenes von dem äthiopischen Abſchreiber mit unpaſſenden Trennungszeichen verſehene $\Lambda \chi E ::$ ganz aus, was ſchon an ſich nicht zu billigen iſt.

Aber wir verwenden den uns hier verſtatteten Raum beſſer zur Würdigung der äthiopischen Ueberſetzung ſelbſt. Das Hermaſsbuch war zwar ſeit langer Zeit ſchon durch den Druck verbreitet, aber nur in einer altlateiniſchen Ueberſetzung, mit welcher man höchſtens die in griechiſchen Schriften zerſtreuten Bruchſtücke von ihm vergleichen konnte. Da das Buch nun, obwohl in etwas rathſelhafte Geſtalt eingekleidet und daher ſeinem geſchichtlichen Sinne nach ſchwerer zu verſtehen, in der neuſten Zeit ſo viel zur Aufhellung der Dunkelheiten der Geſchichte des erſten und zweiten chriſtlichen Jahrhunderts gebraucht und mißbraucht iſt, ſo ſuchten ſich Viele längſt auch deſhalb die griechiſche Urſchrift wiederzufinden: aber als endlich der von einem Griechen Simonides vom Berge Athos nach Europa gebrachte griechiſche Hermaſs zu Leipzig 1856 gedruckt war, folgte ihm alſobald wie ein hinkender Bote die nur zu begründete Verächtlichung der Handſchriften dieſes verächtigt ge-

nordenen Griechen; und man legte diesen griechischen Druck lieber ganz zurück. Bald nachher aber veröffentlichte Dressel in seiner großen Ausgabe der *Patres Apostolici* (Leipzig 1857) aus einer vatikanischen Handschrift eine ganz verschiedene altlateinische Uebersetzung, welche mit der bis dahin allein bekannten verglichen schon recht nützliche Dienste thun konnte: aber es zeigte sich auch um dieselbe Zeit, daß der vom Berge Athos theils in den alten Plütern, theils in der Simonideischen Abschrift nach Leipzig gekommene griechische Hermas, abgesehen von der Umbildung, welche Simonides mit ihm vorgenommen hatte, den schlimmen Verdacht nicht verdient; und so erschien er in derselben Dresselischen Ausgabe. Allein nun veröffentlichte ebenda Tischendorf eine Abhandlung, worin er beweisen wollte, dieses von Simonides nicht entstellte Wortgefüge sei doch nicht der alte griechische Hermas, sondern eine erst aus dem Lateinischen im Mittelalter wieder genommene Rückübersetzung ins Griechische. Dadurch blieb also auf diesem griechischen Hermas ein dunkler Schatten liegen; und man konnte es kaum der Mühe werth halten, ihn zu vergleichen. Der gelehrte Streit über den Hermas-text war vielfach verworren geworden, so daß der Unterz. in dem 1859 erschienenen Schlußbande der Geschichte des Volkes Israel, wo man eine ausführliche Abhandlung über das Alter, den Sinn und die Eintheilung des Hermasbuches findet, auf das griechische Wortgefüge keine Rücksicht nahm.

Hier aber tritt die äthiopische Uebersetzung wahrhaft entscheidend ein; und einige Augenblicke genügten dem Unterz. das richtige Verhältniß zu erkennen. Diese Uebersetzung hat zwar von der Hand ihres Verfassers weder zum Anfange noch zum Schlusse irgend eine Bemerkung, woraus wir etwa

schließen könnten, wann sie in Aethiopien verfaßt sei: denn die große Nachrede, welche jetzt an ihrem Ende steht, ist sichtbar von einer späteren Hand hinzugefügt. Irgend ein späterer äthiopischer Leser wollte die Meinung durchsetzen, Hermas sei einerlei mit dem Apostel Paulus, wodurch denn das Aussehen dieses Buches erst recht hoch gestiegen wäre: so fügte er diese lange Nachrede hinzu, welche uns nichts beweist, als welcher rege wissenschaftliche Eifer einst trotz so großer Irrthümer in der äthiopischen Kirche herrschte und wie die Wissenschaft der äthiopischen Kirche damals etwa ebenso groß und ebenso gering war wie die der byzantinischen und der römischen. Aber vorne an der Spitze des Buches steht nicht einmal der sonst übliche christliche Anfang aller äthiopischen Bücher („Im Namen des Vaters“ 2c.): darin gleicht diese Handschrift der Tübinger des Jubiläenbuches; und wir können darin ein erstes Anzeichen des hohen Alters dieser Uebersetzung sehen. Alle andre Merkmale stimmen damit zusammen, und nichts ist gewisser als daß wir hier eine Uebersetzung aus dem Griechischen haben und daß auch diesem gewichtigen Zeugnisse zufolge der endlich wiedergefundene griechische Hermas wirklich der alte und ursprüngliche ist. Der Uebersetzer war allerdings von den Uebersetzern des alten Testaments verschieden, da er Sim. 8 (richtiger 9), 1 das Wort *ἡσά* Weib, welches im A. T. noch durch ein äthiopisches Wort wiedergegeben wird, nur als ein Baum *Itea* genannt zu übersetzen weiß: aber daß der Aethiope erst spät etwa nach einer vorauszusetzenden arabischen Uebersetzung gearbeitet habe, folgt daraus nicht. Wir müssen uns vielmehr fest an den Gedanken gewöhnen, daß einst in allen den jungen christlichen Kirchen eine ungemein große Lust die biblischen ebenso wie die bibelähnlichen Bücher in die

Landessprachen zu übersetzen herrschte. Das Hermaebuch hatte trotz seiner ermüdenden Länge für die ersten Christen eine große Anziehungskraft, wurde an vielen Orten längere Zeit den biblischen Büchern beigegeben, und oft lieber gelesen als manche von diesen. Wie sich von ihm bis auf uns sogar zwei verschiedene lateinische Uebersetzungen erhalten haben, die gewiß beide sehr alt sind, ebenso wurde es sehr früh ins Aethiopische übertragen.

Wir können daher aus dieser äthiopischen Uebersetzung Manches besser erkennen was in den beiden lateinischen unvollkommen erhalten oder gar ganz unrichtig ist. Gleich vorne 3. B. (Vis. 1, 1) sagt Hermae, welcher in dem ganzen langen Buche redend eingeführt wird, nach der früher allein bekannten lateinischen Uebersetzung in *iis cogitationibus proficiscens* habe er das und das erfahren: allein wohin er von Rom aus ging, wird daraus nicht deutlich. Die zweite altlateinische Uebersetzung hat *cum venissem apud civitatem Ostiorum*, wobei man ebenso wenig begreift, warum er gerade nach Ostia ging. Aber Vis. 2, 1, wo dieselbe Vertlichkeit gemeint ist, tritt gar in beiden altlateinischen Uebersetzungen die Stadt Cumae auf, was nur noch unbegreiflicher ist. Der griechische Hermae hat dagegen an beiden Stellen *εἰς κώμας* und *εἰς κώμην* (letzteres weniger richtig): und wer irgend die Schilderungen dieses Buches versteht, begreift leicht, daß damit ganz richtig die suburbia oder suburbana bezeichnet werden, welche als um Rom herum liegend, allein hieher gehören. Aber in der oben erwähnten Dresselischen Ausgabe wird das Wort als *κώμας* und *κώμην* veröffentlicht und vermuthet, es sei damit Cymae (oder Cumae) gemeint: so führt ein Irrthum zum andern! Der Aethiope dagegen setzt beide Male sehr richtig **አሁር**: welches wie das arabische **أحياء** auch die *κώμαι* oder vici (sub-

urbia) bedeuten kann; und er wählt dazu für das farblosere *νορῖν* das zum Sinne passender und damit das Griechische selbst fast verbessernd das Thatwort **ΠΛΛ**: welches ganz dem *ruslicari* entspricht. So dient unsre Uebersetzung sogar zum besseren Verständnisse des Griechischen. Wenn nun der Aethiope Vis. 2, 3 hat „sage dem Maximus, siehe kommen wird eine große Drangsal“ neben dem im jetzigen Wortgefüge nur hinten verstümmelten griechischen *ἔσται Μαξιμου ἰδοὺ Μαξιμου ἐρχεται*: so müssen wir diesen Maximus ebenso wie die Vis. 2, 4 erwähnten Clemens und Graplé für ein zu Hermas' Zeit ganz bekanntes Mitglied der römischen Gemeinde halten, und es leuchtet ein, wie grundlos man den griechischen Hermas für eine Rückübersetzung aus dem Lateinischen halten wollte, weil der eine altlateinische hier hat *dices autem: ecce magna tribulatio venit*, und der andre *dicis autem maximo (Maximo): ecce tribulatio supervenit tibi*, was man dann sogar in *maxima ecce trib.* verbessern wollte! Vielmehr hat hier der Aethiope allein das vollständige und richtige Wortgefüge erhalten; und schon das lahle *dices* ohne Erwähnung dessen, dem das gesagt werden solle, wäre ungenügend. Die andre Stelle, worauf Tischendorf vorzugsweise seine Meinung begründen wollte Vis. 3, 3 *παραύγρος εἰ περὶ τὰς γράφας*, fehlt im äthiopischen Drucke: sie kann aber auch schon an sich betrachtet den gewünschten Beweis nicht geben, weil ihr Sinn nach dem ganzen Geiste des Alles gerne auf die Schrift bauenden Hermasbuches völlig richtig und vielmehr das *structuras* (für *scripturas*) der ersten altlateinischen Uebersetzung sehr unpassend ist; auch werden ja hier die gemeinten Schriftstellen sofort angedeutet.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

142. 143. Stück.

Den 6. September 1860.

S e i p z i g

Schluß der Anzeige: »Hermæ Pastor. Aethiopice primum edidit et aethiopica latine vertit Antonius d'Abbadie.«

Es läßt sich nun zwar nicht verkennen, daß die äthiopische Uebersetzung zumal in der einzigen Handschrift, welche von ihr vorliegt, manche Stelle mehr oder weniger verkürzt gibt; solche Verkürzungen und Auslassungen drängten sich überall leicht ein, vorzüglich bei einer so langgedehnten Schrift wie das Hermasbuch. Aber im Ganzen kann sie uns zum vollen Wiederverständnisse des urchristlichen Buches und zur Wiederherstellung seines echten Wortgefüges um so mehr die besten Dienste leisten, da von den zwei altlateinischen eine jede in ihrer Art besondere Mängel hat, die griechische Urschrift aber, welche wir jetzt nach Obigem sicher besitzen, uns doch nur in einer späten und nicht sehr genauen auch am Schlusse mangelhaften Handschrift zu Gebote steht. Man nehme die oben schon etwas näher erklärte Stelle Vis. 4, 1 als Beispiel, und man wird deut-

—*παρὰ* zu lesen, sowie *σπαρία*
vgl. den ähnlichen Fall AG. 8, 26. —
Engelnamen Vis. 4, 2 gibt die äthio-
pische Lesart als *Tegeri*: da dieses bloß durch
äthiopische Hände aus *Tegri* gebildet sein kann,
dem Namen in der zweiten altlat. Uebers.
dem griechischen *Θεός* übereinstimmt,
ihren unrichtigen Lesarten und Verkeh-
rungen gegenüber das Richtige setzt für
die gesammte Eintheilung des Hermast
der äthiopischen Uebersetzung noch etwas
rechnet nämlich das Stück, welches nach
früheren Ausgaben als Simil. 10 gezählt
nicht zu der Reihe der Gleichnisse,
der zweiten altlateinischen Uebersetzung un-
d griechischen übereinstimmend. Zehn Gle-
ichnisse zählt sie indessen dennoch, auch
lesen, beiden Quellen übereinstimmend, sek-
und. 12, 3. Dies ist freilich unpassend,
da die Zählung von zehn Gleichnissen sich
nicht mit dem ursprünglichen Sinn des Verfassers
des Buches selbst zu streiten.
Doch wir haben damit

Gabelentz u. Löbe, Uppström's Cod. Argent. 1411

L e i p z i g

J. A. Brodthaus 1860. Uppström's Codex Argentens. Eine Nachschrift zu der Ausgabe des Ulfilas von Dr. H. C. v. d. Gabelentz und Dr. J. Löbe. 20 S. in Quart.

Die Herren von der Gabelentz und Löbe sind in der Geschichte der gothischen Denkmäler lange rühmlichst bekannt, da sie vor „mehr als zwanzig Jahren“ den Ulfilas herausgaben und ihre Ausgabe, die auf dem Haupttitel die Jahreszahl 1843 trägt und im Jahre 1846 mit der gothischen Grammatik abgeschlossen wurde, bis auf den heutigen Tag die werthvollste genannt werden darf. Denn die Maßmannsche Ausgabe (Stuttgart 1857) ist trotz des gewiß bedeutenden darauf verwandten Fleißes an Willkürlichkeiten ebensowohl als an Ungenauigkeiten allzureich, und die von Stamm (Baderborn 1858) ist bei allem Lobe, das sie verdient, doch nur eine sehr unselbständige Handausgabe; der nachlässige Abdruck Gaugengigls (Passau 1848) kann hier gar nicht in Betracht kommen.

Gleichwohl ist seit jener Zeit im Einzelnen für unsre gothischen Texte schon wieder mancherlei geschehen, darunter aber unbedingt das Bedeutendste durch die Uppströmsche Ausgabe der Silberhandschrift, die im Jahre 1854 in Upsala ans Licht trat und sobald es ging auch durch die Wiederausgabe der für verloren gehaltenen doch glücklich wiedererlangten zehn Blätter noch ergänzt wurde, im Jahre 1857. Ueber Beides habe ich in diesen Anzeigen seiner Zeit (December 1855 und März 1858) Bericht erstattet. Hr Professor Uppström hat vier Jahre lang die Handschrift dreimal ganz durchgesehen, außerdem viele einzelne Stellen noch viele Male verglichen, und es liegt auf der Hand, wie wichtig

diese mühevollte Arbeit, für die wir nicht dan-
genug sein können, für unsern gothischen Text
den mußte, und wäre es auch nur gewesen, um
es früher Gelesene dadurch bestätigt, dadurch
dicht zu sehn, was denn doch in der That nicht
Fall ist. Um so mehr aber mußte Uppström's
mühung für uns hohen Werth haben, als von
ubrigen neuern Herausgebern des Ulfilas Nie-
selbst in Upsala gewesen ist mit Ausnahme de-
nen der beiden erstgenannten gemeinsamen Her-
geber, der indeß durchaus nicht die ganze H-
schrift durchgesehen hat, sondern hauptsächlich
eine große Anzahl vorher als nachsehenswerth
merkter Stelle.

Nun aber, sechs Jahre nach dem ersten Er-
nen der Uppström'schen Ausgabe, und drei nad-
rer gänzlichen Vollendung durch den gelieferten V-
trag lassen, die oben genannten ersten Heraus-
in ihrer kleinen Nachschrift eine sehr herbe Beur-
lung des Uppström'schen Werkes ans Licht tr-
die nach allen Seiten hin Tadelnswerthes hervor-
ziehen bemüht ist, auf das noch ein wenig nahet
zugehen wohl der Mühe werth ist. Für die E-
lung der Uppström'schen Ausgabe aber heben
noch ausdrücklich hervor, daß ihr Hauptwerth,
auch sehr hoch anzuschlagen ist, selbst wenn Jen-
so hart sein wollte zu behaupten, es sei ihr einz-
eben die sehr genaue Wiebergabe der Handschri-
wobei es für uns ganz gleichgültig ist, ob hie-
da Einzelnes in den Anmerkungen steht, was A
im Text gelassen haben würden, oder umgekehrt
wir doch in beiden Fällen über den wirklichen
halt der Handschrift genau belehrt werden.

Wie weit aber die strengen Beurtheiler überh-
gehen, ist danach zu bemessen, daß sie es sogar
fremdlich (S. 4) finden, daß Uppström aus

Evangelien auch die Verse, und deren Zahl ist doch sehr gering, die nur in den italiänischen Handschriften uns gerettet sind, mit hat abdrucken lassen, durch die seine Ausgabe doch eben zugleich den Werth erhält, daß sie unsre gothischen Evangelien vollständig bringt. Wenn sie dann aber S. 10 von „der kleinen und peinlichen Genauigkeit“ sprechen, mit der Uppström verfahren, so ist das doch wieder nur ein Lob, da die Beschreibung einer so wichtigen und dabei doch so wenig zugänglichen Handschrift, wie sie hier in Frage kommt, überhaupt nie zu genau sein kann.

Wie willkürlich aber und subjectiv das Urtheil über vorgenommene oder unterlassene Aenderungen ist, zeigt z. B., wenn es eine Berichtigung (S. 6) heißt, daß Uppström ussligg an die Stelle des handschriftlichen usslagg setzte, gegen welche letztere Form vom Standpunkte des Gothischen aus sich nicht das Mindeste sagen läßt; oder wenn es getadelt wird, daß Lukas 16, 6 simtiguns gegeben wurde statt des handschriftlichen simtiguns, dagegen in diskritnōda (Matthäus 27, 51; statt disskritnōda) und uslōþ (Lukas 10, 25; statt usslōþ) „die grammatisch fehlerhaft nur einfach gesetzten Consonanten ungeändert stehen“ gelassen wurden. Es ist nicht grammatisch richtiger disskritnōda, usslōþ mit ss zu schreiben, sondern nur pedantischer, ebenso pedantisch als wenn der Römer exsistere, exstinguere, exstruere und Anderes schreibt, während doch der Grieche ἐκσπάω, ἐκστέρειν, ἐκστρέφειν schreibt, nicht ἐξσπάω, ἐξστέρειν, ἐξστρέφειν.

Es ist durchaus unpassend, wenn wie z. B. S. 6 von Visionen Uppströms gesprochen wird, zumal bei so ungenauem Bericht wie eben an dieser Stelle, wo es heißt, daß Luk. 9, 39 ein „e vor die Zeile geschrieben sein soll“, da Uppström hier doch sagt,

daß über der Zeile einige Punkte stehen, durch die ein *o* nicht *j* (das die Herausgeber früher in *hropijß* lasen, während sie jetzt kurz *hropijß* schreiben) gebildet werde. Auf alles Einzelne einzugehen, würde durchaus überflüssig sein. Die meisten Bemerkungen sind für den Kenner ganz überflüssig und auch nicht so, daß irgend ein Anderer Nutzen daraus ziehen könnte. Man könne nicht sagen, heißt's S. 9, daß rücksichtlich der emendirenden Kritik der Text des Alfilas durch Uppströms Ausgabe wesentlich gewonnen habe, und wir können dasselbe auch von dieser kleinen Nachschrift bemerken. Ueberhaupt ist der Text der Silberhandschrift der Art, daß viele Emendationen durchaus nicht wünschenswerth sein würden.

Von S. 10 bis S. 12 ist zusammengestellt, was die Beurtheiler als wirklichen Gewinn, den Uppströms Arbeit gebracht, ansehen möchten. Darunter nennen sie auch, und mit vollem Recht, *bimampiledun* (Eulas 16, 14, wo früher *bimaminedun* gelesen wurde) für *ἔσμπυρησον*, Luther „spotteten“. Das zu seiner weitem Erklärung Beigebrachte aber, wie *•mampsen*, mit einem dumpfen Tone kauen“, ist viel weniger nütze, als die einfache Verweisung auf das griechische *μύμψασθαι*, tadeln, schelten, gewesen sein würde.

Weiter ist von S. 12 an die Rede von „gleichgültigen Dingen“ unter den Uppströmschen Neuerungen, d. h. solchen, bei denen es kaum von Belang sei, ob man wie Uppström oder wie bisher lese. Darin aber spricht sich ein sehr unglückliches Urtheil aus, da durchaus nichts gleichgültig ist, wo es sich um handschriftliche Feststellungen handelt, am allerwenigsten aber dabei von „weniger als gleichgültigen“ Dingen die Rede sein kann. So soll es gleichgültig sein, daß Uppström Matthäus 5, 15 gar da ans Licht zieht für das bisher gelesene *razna*, da er

hätte beweisen müssen, daß razna hier nicht stehen kann, sondern daß garda stehen müsse. Vielmehr würde der Versuch eines Beweises, daß der Gothe im ähnlichen Falle irgend ein Wort nicht für irgend ein griechisches (und hier steht *οὐκλα*, für das der Gothe ebensovohl razn als, und zwar häufiger, garda gebraucht) gebrauchen könne, ebenso unpassend als unmöglich gewesen sein.

Dann wird S. 13 und folgende noch Mehreres zusammengetragen, das nach der Beschreibung Uppströms, oder auch seinen deutlichen Angaben gradezu entgegen, den Beurtheilern noch als zweifelhaft erscheint. Da mag wohl räthlich bleiben, und wird's in gewisser Weise immer sein, wieder und wieder auf die Handschrift zurückzukommen, vor der Hand aber kann es nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, ob wir uns in den fraglichen Fällen etwa an die älteren Herausgeber oder vielmehr an Uppströms Angaben zu halten haben. In einigen Fällen ist wirklich ganz und gar nicht abzusehen, was nur zu neuen Zweifeln Grund geben mochte. So heißt Zulas 19, 37 das durch Uppström ans Licht gezogene *ibdaljin* eine „an sich noch zweifelhafte Lesart“, da doch nach Uppströms Angabe so hinreichend deutlich in der Handschrift gelesen wird und das früher gelesene *iddaljin* durch gar nichts gestützt wird. Es kommt bei diesem vereinzelt stehenden Worte, das der Gothe dem griechischen *τῇ καταβάσει* gegenüberstellt, vor allen Dingen auf die handschriftliche Lesart an, die Uppström mit klaren Worten feststellt. Da ist ganz gleichgültig, was er selbst zur weiteren Erklärung beibringt. Wenn ihm nun aber, daß er jenes *ibdaljin* mit *ibns*, eben, zusammenstellt, Sprachwidrigkeiten vorgeworfen werden, weil „der Stamm des Wortes durch den ganzen germanischen Sprachstamm *ibn*“ sei, so ist nicht wohl ab-

sehen, wie Sprachkennner überschauen wollen, daß in *ibna*, denn so lautet des Wortes Grundform, das *na* sich als Suffix doch deutlich ablöst und es an und für sich also durchaus nicht unmöglich ist, daß jenes *ib* auch in anderen Bildungen sich wieder zeigt.

Nun kommt noch ein sehr auffälliger Punkt. Uppström gibt Lucas 17, 6 dem griechischen *ἡ συκαμύρα* (Maulbeerbaum) gegenüber statt des früher gelesenen durch gar nichts gestützten *bainabagma* die Form *bairabagma*, die sicher in der Handschrift stehe, die nichts von *bainabagma* wisse. Uppström stellt nun *bairabagma* zum althochdeutschen *pira-paum* (Graff 3, S. 120), dem lateinischen *pirus*, unserm Birnbaum, und ebenso Jakob Grimm (ich finde nicht gleich, wo es so gedruckt steht, weiß es aber aus seinem eignen Munde) und auch uns scheint der Zusammenhang durchaus richtig: Uppströms Beurtheiler greifen das sehr an, da der Gothe in fremden Wörtern sonst das *p* erhalte, was sie hier nur durch *poikabagma* (Johannes 12, 13, wo im Griechischen *καὶ φοινῖκες* steht, also „Palmen“) zu erweisen suchen, dessen Ursprung indeß gar nicht unzweifelhaft ist, wie es auch in ihrem gothischen Glossar ziemlich unbestimmt heißt S. 146: „richtiger“ als mit *poivik* habe Jakob Grimm damit das lateinische *picus* und griechische *πεύκη* (deren Zusammenhang unter einander indeß auch gar nicht klar ist) verglichen, „eigentlich“ sei es „wohl“ mit *pix* zusammenzustellen. Dann heißt's an unsrer Stelle weiter (S. 15, Z. 13): „auf gothisch könnte *bairabagma* auch nur einen Tragbaum bedeuten“; wie mochten nur Verfasser eines gothischen Wörterbuchs und einer gothischen Grammatik etwas so ganz und gar Verkehrtes behaupten! Sie schließen damit, daß sie vor der Hand noch bei *bainabagma* stehen bleiben werden. Mochten doch unsre gothi-

Cabelentz u. Löbe, Uppström's Cod. Argent. 1417

sehen Denkmäler mit solcher Kritik verschont bleiben!

Sie bezweifeln ferner (S. 15) die Lesung hailidēdīa (Markus 3, 2), also mit angehängtem fragenden u, statt des früheren hailidēdi, obgleich Uppström jenes mit voller Sicherheit liest. Statt des durch Uppström gebrachten lun (Markus 10, 45 dem griechischen λύτρον gegenüber, also „Lösegeld“), was nach seiner Angabe in Wahrheit in der Handschrift gelesen wird, und dessen Zusammenstellung mit dem dadurch übersetzten λύτρον gar nicht so unwahrscheinlich ist, geben sie allerdings ihr altes verwerfliches saun auf, gerathen aber nun auf ein au, zu dessen Erklärung sie aber nichts beizubringen wissen, als die unsichere Frage, ob vielleicht das altnordische una, ausruhen, zufrieden sein, einen Ausgangs- und Anhaltspunkt gebe, zu deren etwaiger Bejahung nicht der mindeste Grund vorhanden ist.

Was die weitere Bemerkung betrifft, daß Uppström die Erklärung wenig gefördert habe, was für seinen Zweck ja auch völlig Nebensache war bei anderweittem hohen Verdienst, so dürfen wir jenes selbe auch wieder auf diese kleine Nachschrift anwenden. Es wird (S. 16) für bnauan (Lukas 6, 2, dem griechischen ψάλλοντες gegenüber) ein hnauan vermutet, das viel besser fort bleibt; es spricht gar nichts gegen jenes gesicherte bnauan und ist nicht unmöglich, daß ebenso wie das griechische κνῆν schaben, reiben, sich an das altindische kshan, verlegen, anschließt, ein gothisches bnauan im Zusammenhange steht mit ψάχειν, zerreiben, ψήχειν und ψαύειν, berühren, streichen, reiben. Noch wird Uppströms naiv (Markus 6, 19 für ἐνεῖχεν, sie stellte nach) angezweifelt statt des früher gelesenen ganz dunkeln naisvor, worin indeß nach Uppströms Angabe die Buchstaben s o und r abgeschabt sind, ohne daß auch

(Lukas 14, 28, ὑππστρὸνς Dei
tadelst, die auch mir gar nicht an
wohl ὑππστρὸν doch ohne Zwe
daß er das genannte Wort als
beiden Herausgeber in ihrer Aus
sich in manvi so zerreißen, was
unverwähnt lassen.

Daß ὑππστρὸν die Formen at
dau und liugandau für Imperati
20 bemerkt wird, und nicht, wie
in ihrer Grammatik, Coniunctive
ohne Zweifel richtig und zwar ge
wie ich schon früher in diesen Anze
466 und 467) bemerkte, dem Activ
ganz recht, wenn er Alles was übe
dum gelehrt ist einer Revision be
für sehr bedenklich hält, während
Unkenntniß des Wesens eines Medi
fen wird.

Zum Schluß beruft man sich
Stamm, der sich allenthalben als ge
ner der gothischen Sprache erweise, un
meisten Fällen in Uebereinstimmung
heißern 114. 5.

Gabelentz u. Löbe, Uppström's Cod. Argent. 1419

Lezte sich die Mühe sparen, Stamms Resarten zu vergleichen.

Es ist nicht recht begreiflich, wie die um die gothische Bibelübersetzung so sehr verdienten beiden Herausgeber unsere gothische Litteratur durch diese so ganz unbedeutende und wirklich entbehrliche Zugabe haben bereichern mögen, die das außerordentlich hohe Verdienst des schwedischen Herausgebers zu schmälern, wie sie soll, durchaus nicht vermag. Vielmehr dürfen wir es wieder recht hervorheben, daß wir uns glücklich schätzen müssen, in Upsala selbst einen so tüchtigen und vor allen Dingen so keine Mühe scheuenden Herausgeber unserer kostbarsten Handschrift gewonnen zu haben. Dem sollte man die wirklich ganze Hingebung an seine mühevollen Arbeit nicht verleiden wollen.

Leo Meyer.

R e c a p i t e l

Alberto Detken Librario 1858. Saggi di Critica Storica per Nicola Marselli. XXI u. 126 S. in Octav.

Dieses Werk ist ein höchst erfreuliches Zeichen, welcher Energie des Gedankens, welch' umfassender Anschauung der geschichtlichen Entwicklungen und welch tiefen und vorurtheilsfreien Eindringens in die letzten Gründe aller menschlichen Thätigkeit sich ein Mann fähig bewiesen hat, welcher in einem Theile Italiens lebt, der nach den dortigen politischen und socialen Verhältnissen hinter der Entwicklung des übrigen Landes zurückbleiben und sich mehr isoliren mußte. Auf der andern Seite waren solche Zustände geeignet, das auf sich selbst angewiesene Individuum, dem der gewöhnliche Bildungsstand seiner Umgebung nicht genügte, zu einer um so erhöhten Thätigkeit anzutreiben, welche um so autonomischer

von Aristoteles unab-
wie Giov. ball. Vico als
ren vergleichenden Geschich-
den müssen, so glaube ich
liegenden Schrift eine bed-
selben anweisen zu müssen.

Es fühlte sich derselbe na-
rede von den bisherigen lit-
seinem Vaterlande lebhaft zu-
ste mit großer Dedignation.
möglich sei, daß man sich i-
wunderbar durch seine kühnen
unermesslichen Aufschwung der
mit diesen poetini perditempo
weichen Versen das weiche Zeit-
wahrhaft schmählicher Mißge-
über das Jahrhundert als im-
ledi? Wie sollten die starken M-
welche vital nutrimento in titani-
sich noch mit solchen kraft- und
stellern befassen, die als würdige G-
von Arcadien nur von Blumen u-
gen x. Dagegen müsse er
durchkämpfen.

Geistes bei den verschiedenen Völkern nachzuweisen, welche selbst hiernach nur als das nothwendige Product des Fortschreitens dieser Entwicklung erscheint, während der Vorzug der bedeutendsten Werke der Litteratur und Kunst einer bestimmten Periode eben darin besteht, daß sie die in dieser Periode vorwaltende Idee am reinsten wiedergeben. Von diesem Gesichtspunkt aus behandelt er dann insbesondere das Zeitalter des Herodot und Thucydides, in deren Werken er die Abspiegelung der Begriffe, welche die damalige Geschichte ihrer Nation constituirten, in einer Ausdehnung und mit solcher Schärfe der innern Consequenz nachzuweisen sich bemüht, wie dies bisher noch nicht geschehen ist. Er geht davon aus, wie alle Geschichte der Menschheit mit dem deutlichen Gefühl der äußern Wirklichkeit beginne. Im Orient hatte der Geist noch kein Bewußtsein von sich selbst, und wie das Kind die Furcht unter dem Bilde eines großen Thiers sich denkt, bestimmt der Orientale den abstracten Gedanken durch Formen, der Natur entnommen; da die rohe Materie aber inadäquater Ausdruck der Idee ist, und der Geist davon gewissermaßen ein Vorgefühl hat, vergrößert er die Natur in bizarrer Phantasie; analog damit läßt der chinesische Annalist die ganze Geschichte seiner Nation im Kaiser aufgehen. Erst in Griechenland erhebt sich der Mensch zur Region der Kunst, und prägt seine Ideen in einer der Natur entnommenen, aber idealisirten Weise aus. Da aber der Künstler die Wahrheit studiren muß, um sie nachher idealisiren zu können, so beginnt hier die wahre Geschichte, aber in artistischer Form; ganz anders als die neuere Wissenschaft, welche erst im Stande ist, die Begriffe rein als solche zu denken, weil sie die Gesetze aufsucht, welche die Phänomene hervorbringen. So ergeben sich 3 Stufen, phantastische, artistische

und reflectirte Realität, in jeder aber die mannichfachen Phasen der Entwicklung zu immer höherer Reife und die Reife zu der folgenden Stufe, bis die Krisis eintritt, welche die herangewachsene jüngere mit der älteren in Conflict bringt und sie diese verdrängen läßt. Herodot mußte die Geschichte des Ostens so ausführlich schildern, um der siegenden Civilisation ein desto größeres Bewußtsein ihres Sieges und dadurch ihrer selbst zu geben; deshalb stehen die beiden Civilisationen sich in stetem Contact und im Ringen nach einem höheren Vereinigungspunkt einander gegenüber. So habe vor Allem die Darstellung der Schicksale des persischen Reichs ihr Recht als der höchsten Form, deren der Orient in der Kindheit der Menschheit fähig gewesen, insofern der persische Staat alle Dynastien des Orients in sich aufgenommen, ohne doch der einzelnen die Entwicklung nach ihrem constitutiven Element zu rauben. Daneben war die Einflechtung der Schicksale Aegyptens nothwendig dadurch motivirt, weil Aegypten im persischen Weltreich schon eine freiere Welt ahne, aber in seiner Sphinx nur das Räthsel stelle, welches erst Griechenland in seinem Oedipus zur Lösung gebracht. In der Vereinigung zur höheren Harmonie von allen diesen Entwicklungsstufen liegt der eigentliche Brennpunkt von Herodot's Geschichte. Dieser hatte gleichwohl davon nur eine artistische Intuition; auf seinen Reisen im Orient bot sich ihm von selbst die Conformität vieler Sitten und Einrichtungen dar, welche die Griechen entlehnt, aber eigenthümlich umgebildet hatten; in seinem Werke, welches so durchaus den Charakter des Primitiven trug, erscheinen die Untersuchungen über Staat, Kunst, Religion, Geographie und über den Ursprung der verschiedenen Völker noch ungesondert. Griechenland selbst stellt, nachdem es das heroische Zeitalter hin-

ter sich hat; die natürliche artistische Einheit des Bildwerks dar, wo Individuum und Staat in natürlicher Harmonie leben, ohne einander zu schaden. Dem conform ist auch die Geschichte Herodot's eine artistische; sie nähert sich in ihrer Darstellung der Epik Homer's; bei den Reden, die er die handelnden Personen halten läßt, weiß er sie in solche Situationen zu bringen, daß sie in diesen Reden einen scharf individualisirten Charakter darstellen. Der Verf. sieht den Mangel einer eigentlichen Reflexion zumal an Stellen, wie Lib. 1, c. 5, Lib. 3 c. 22, wo Herodot ausdrücklich alles weitere Urtheil über die von ihm gehörten Angaben von sich weis't. Neugere er öfters Zweifel, so fehle es auch dem poetischen Zeitalter nicht an Reflexion; sie sei aber eine noch unentwickelte, artistische, wie im Zeitalter des Gedankens die Kunst selbst eine reflectirte sei; für dasjenige, was dem ganzen Bildungszustand der Nation widersprach, mangle ihm das Verständniß, wie für die der orientalischen Darstellungsweise entsprechenden Berichte der Ägypten über die Ziegenfüßler, Behrwölfe u., die er einfach als unglaublich darstelle. — Diese Wahrheit, daß jeder Altersstufe der Menschheit die ihr widerstrebenden stets bis zu einem gewissen Grade unverständlich bleiben werden, bemerkt man nirgends deutlicher, als an den Schriften des vergangenen Jahrhunderts, die, in ihrer Vergötterung des gesunden Menschenverstandes, in Italien selbst in ihren Fälschungen, wie Pratiello und Bionni sich die Legenden der Vorzeit nach ihren hausbackenen Forderungen der Wahrscheinlichkeit zurechtlegten, oder statt der Poesie plumpe Absurbitäten dem unverständenen Zeitalter andichteten, aber wie die Erfahrung nur zu sehr bewiesen hat, gerade durch diese albernen Dichtungen bei den auch noch so gelehrten Zeitgenossen Glauben fanden. —

hatte man doch e
phismus einen zu spirituali
sen der Gottheit bekommen,
Schritt zur Sphäre des re
Mit Recht sieht der Verf. in
Drasel, welche die ältere Zeit
die ihnen gewordenen Bede
der Gottheit erklärten, weil sie
hielten, und welche durch Ue
vollendeterer Intuition begabt
welche in den späteren Zeiten d
schritts den Denkern ward. A
doch mit Entwicklung der Reflex
gefährliches Spielwerk in den Hä
und Weiseren, damit nahm ihr G
das Vertrauen zur Religion, die
Sprüche durch sie verkündete. I
gleich die Unzufriedenheit mit der
der bisher die Form der Familie
hatte, wo man den Söhnen zwar e
rem Willen zu handeln, diese aber
nur beugten, dem Willen des Vaters
weil unfähig weiter zu sehen
dem Erwachen

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

144. Stüd.

Den 8. September 1860.

N a p e l

Schluß der Anzeige: »Saggi di Critica Storica per Nicola Marselli.«

Diese Stufe bringt mit innerer Nothwendigkeit die Sophisten hervor, welche das Gesetz aufstellen, daß der Mensch das Maß des Ganzen sei. Damals aber beim ersten Erwachen des denkenden Zeitalters ward jedoch die absolute und relative Berechtigung dieses Spruchs verwechselt, wahr, wann der menschliche Geist das wahre Gesetz der Phänomene wirklich gefunden, und sein Begriff das intellective Echo des Gesetzes sei, welches die äußeren Phänomene beherrsche, falsch, so lange er im Kreislauf der menschlichen Dinge im schwankenden Ringen nach diesem Ziele bleibe. Da aber diese Erkenntniß dem Zeitalter der Krisis nothwendig fehlte, so bildeten die Excesse der Sophisten eine nothwendige Uebergangsstufe. Der Verf. stellt für ihr Wirken drei Phasen auf, die er dell' intelletto, della Dialettica negativa und del Scepticismo nennt; indem man bemerkt, wie sich ein Gegenstand nach verschiedenen

...bilde den eigentli-
phistit, welche durch Veseit
Folgerungen des Begriffs (i.
rung bloßer fundamenti die
Dadurch boten sie dann aber
Aristophanes auf poetischem,
tes auf wissenschaftlichem Weg
Sturz, womit die neue Period
gann, deren nothwendige Gebu
hatten, damit aber der Verfall
chenlands. — Sehr scharfsinnig
nach, wie der peloponnesische K
das Solisma politico e operativ
Athen, die zur Zeit des Perserfr
wissermaßen instinctiv an der Sp
Staaten gestanden, weil sich in i
tische und aristokratische Princip
nirt hatte, mit der Zeit sich it
bewußt werdend nur die eigne L
hoben, ohne der gleichen Berech
Staats gerecht zu werden; wie
punkt dort der intellectuelle Streit
galiva, so entspringe hier
annullirenden

habe, welche von Thucydides Lib. III. c. 9 so ergreifend geschildert würden. — Im Einzelnen wird dann aus den bekannten Thatfachen der Verfassungsgeschichte von Athen und Sparta dargelegt, wie dort Alles auf eine immer feinere Entwicklung des Individuums dem Staate gegenüber hinauslief, indem hier die Idee des Staates das Individuum völlig überwog. Wenn Athen die griechische Welt als diejenige der Kunst auf intellectuellem Gebiet am reinsten dargestellt und in gleicher Weise durch die sophistischen und philosophischen Untersuchungen die Krise eingeleitet, welche der Fortschritt zur höheren Stufe des Gedankens nothwendig machte, so schlossen sich die Einrichtungen von Sparta zunächst an den Orient an, insofern dieser das Individuum in höchster Potenz in dem den Staat repräsentirenden Herrscher aufgehen läßt, doch schon mit dem Fortschritt der Substituierung der herrschenden Oligarchie; deshalb kam Sparta früher als Athen die Hegemonie zu, weil dieses in seiner Demokratie eine spätere Entwicklungsstufe darstellt; eben deswegen mußte es aber Athen diese Hegemonie cediren. Da aber mit dem Beginn der Reflexionsperiode die frühere spontane Harmonie der Staatselemente zerfiel und der Gehorsam ein erzwungener ward, mußte Sparta, dessen Oligarchie ihrer Selbsterhaltung wegen eine tyrannische geworden war, wieder präponderiren, weil die jetzt nothwendige Idee der gezwungenen Unterordnung des Individuums unter den Staat dort am meisten hervortrat. Hiemit aber war dann der Verfall des durch den Kampf seiner leitenden Staaten geschwächten Griechenlands gegenüber der macedonischen und dann der römischen Macht nothwendig gegeben, welche letztere sich in ihrer Bedeutung für die Menschheit hier unmittelbar angeschlossen, indem bei der Entwicklung der römischen

Geschichte das Individuum in stetem Kampf mit der absoluten Staatsidee es zu immer größerem Bewußtsein seiner selbst bringen, und dadurch für die Regeneration durch Christus reif werden sollte.

In der 3ten Abtheilung sucht nun der Verf. in dem Werke des Thucydides das Dasein aller Elemente seiner Zeit nachzuweisen. Nach einer Zusammenstellung des Wenigen, was wir über sein Leben wissen, stellt er zunächst das artistische Element seines Buches dar. Dies zeige sich in den Beschreibungen, zumal der Schlachten, die zwar meist von ihm erfunden, aber stets mit höherer artistischer Wahrheit behandelt sind, gemäß dem Bedürfniß des griechischen Geistes, dessen poetische Seite überall hin selbst ohne Wissen des Autors drang. So sage er bei der Niederlage der Athener vor Syracuse, man habe wegen der Finsterniß der Nacht nichts wahrnehmen können, erzählt aber den Hergang doch, indem er darstellt, was damals gemeiniglich bei Niederlagen vorfiel, in einer Weise, wie es der specifischen Situation der kämpfenden Heere angemessen war. Da aber die Kunst zu Thucydides Zeit eine reflectirte geworden, müsse das politische Drama des peloponnesischen Krieges, das ihm statt Homers poetischem Epos des Troer- und Herodots politischem Epos des Perserkriegs zu beschreiben oblag, in seinem Werk in dramatischer Weise reflectiren. In diesem politischen Drama wollen nach dem oben Gesagten zwei zu ihrer Existenz gleichberechtigte Principien ausschließlich regieren. Das Fatum der griechischen Tragödie wird zur absoluten Idee, welche mit ihrer Hand eine Stadt und ein Volk gegen das andere führt, damit aus ihrem Zusammentreffen ein höheres Princip entstehe, welches die schon veralteten Civilisationen vernichtend, der Menschheit ein weiteres Feld eröffne und über dem

Reiche des Kampfes dasjenige der Harmonie anschließe, wie hier der Kampf zwischen Athen und Sparta den Fall Griechenlands bewirkte, um dem entwickelteren Princip der Römer Platz zu machen. Athen fällt; aber der Triumph ist momentan, und der Sieger wird vom Besiegten getödtet, wie in der Tragödie der Antigone ihr Ruin sich auf dessen Urheber, Kreon, zurückwälzt. Wenn Thucydides nicht so weit in seiner Erzählung gelangt, läßt doch zumal seine Darstellung der innern Unruhen Athen's das Endresultat ahnen. Der sicilische Krieg bildet nur einen Wechsel der Scene, auf der sich die nämlichen Leidenschaften im Conflict zeigen, der aber die Katastrophe mächtig fördert. Die dramatische Form herrscht durch die Natur der Dinge so vor, daß in Lib. V beim Fall der Meller ihr Dialog mit den Athenern geradezu die Stelle der Erzählung vertritt. Gleichwohl ist die Stelle des Patrons im Drama schon durch die *ragione* des Staats vertreten, welchen die absolute Idee regiert und nach ihrem Willen lenkt.

Weil nun aber Thucydides zur Zeit des erwachenden Gedankens und der Sophisten lebte, mußte in ihm der reine Gedanke selbst entstehen und vorherrschen. Dies zeigt sich schon in der Einleitung, in welcher er die Geschichtschreibung als das Werk des prüfenden Gedankens hinstellt, der die absichtlichen oder auch nur poetischen Entstellungen der Geschichte zurückzuweisen habe, deshalb beginnt hier im Gegensatz zum rein artistischen Herodot die historische Kritik, wie in dem auch statt der von Herodot geliebten Demokratie der nach dem damaligen Standpunkt nothwendig gewordenen Aristokratie den Vorzug gibt. An einzelnen Beispielen wird nachgewiesen, wie Thucydides die apparenten Veranlassungen und Vorwände von den tieferen Gründen der Bege-

benheiten wohl zu unterscheiden wisse, wie tief er die Natur der rivalisirenden Völker erfasse, wie in die Rede der Korinther an die Lacedämonier selbst die Idee des continuirlichen Fortschritts der menschlichen Dinge ihm zum Bewußtsein gekommen sei, indem er sage, daß in den Künsten das Neue sich stets im Vortheil befinde *). Indem er die Identität der menschlichen Natur aufgefaßt, welche zwischen allen Differenzen immer wieder hervortrete, schwinde das Uebernatürliche und Wunderbare der Mythen Herodot's. Für den fortgeschrittenen reflectirten Standpunkt sehr bezeichnend ist es dann, daß in den Reden, welche Thucydides den handelnden Personen in den Mund legt, man sich nicht mehr an das Gefühl, sondern an die Vernunft wendet, wie namentlich in der Rede des Diodotus über die den Mithlenäern zuzuerkennende Strafe. Da nun aber das Sophisma in die griechischen Verhältnisse gedrungen, der peloponnesische Krieg nur dessen äußere Darstellung sei, müsse auch der Geschichtschreiber dieses Kriegs sich an sophistischen Gedanken nähren, und diese in seinem Werk eine bedeutende Stelle einnehmen. So sei in den Reden des Kleon und Diodotus über die Mithlenäer nicht einmal berührt, was nach dem Begriff der Gerechtigkeit selbst zu thun sei, sondern es werde Alles nach bloßem Ermessen der Möglichkeit beurtheilt und beide Redner begnügen sich mit einigen sonderbaren für und wider. In dem Discurs, den Thucydides die Thebaner und Plataer nach der Einnahme von Plata durch die Spartaner halten läßt, entgeht man durch Umschweife einer jeden bestimmten Antwort; das Sophisma wird aber zum eigentlichen cavillo, wenn die Syracusaner den Kamarinäern sagen, daß sie,

*) Vielleicht möchte hier der Verf. aus dieser Stelle zu viel folgern.

wenn sie Athen's Freunde sein wollten, dessen Triumph verhindern müßten, und in der Rede des Alcibiades, wo er die Lacedämonier zum Zuge nach Sicilien überredet und sich stellt, als thue er dies wegen seiner großen Liebe zu Athen. Dies vorherrschende reflectirte Element mußte dann auch eine reflectirte Geschichte erzeugen; wenn in der spontanen Geschichte Herodot's Kunst, Religion, Geographie und original der Staaten vereint dargestellt waren, so ist hier die Trennung der eigentlichen Staatsgeschichte zuerst vollzogen, woneben diejenige der andern menschlichen Thätigkeiten nur incidentell dargestellt wird, insofern die Auflösung der ursprünglichen Synthesis niemals vollkommen geschehen kann. Bei alle dem erhebe sich Thucydides noch nicht zum *pensiero maturo*, der die absolute Bedeutung der menschlichen Dinge umfasse, wie er denn z. B. den Grund zu Athen's Verfall in den Verschleuderungen des Alcibiades finde. Wenn die Chemie zergliedre, um die so erkannten Grundstoffe zu neuen Compositionen zu verwenden, so habe Thucydides auf geistigem Gebiet nur die zergliedernde Thätigkeit geliebt, die Composition sei der neuern Zeit vorbehalten gewesen.

Zum Schluß folgt noch eine sehr eindringende Kritik einiger Aussprüche von Hegel in seiner Geschichte der Philosophie, so wie der beiden Schlegel, der bedeutendsten Kritiker, die der Verf. kenne, welche aber wegen chronologischer und philosophischer Gründe sich nicht bis zur *«critica scientifica»* erheben konnten. Er betont endlich nochmals scharf, wie es für Italien Zeit sei, gestützt auf die archäologischen Entdeckungen der gelehrten Kritik das Reich dieser wissenschaftlichen Kritik zu eröffnen. Er habe es für seine Pflicht gehalten, mit seiner Arbeit sein Vaterland vom todtten Buchstaben

zu erlösen, da er endlich die Zeit für Italien gekommen erachte, sich zum geistigen und wissenschaftlichen Begriff der Welt zu erheben, und so wiederum in den Kreis der großen europäischen Nationen einzutreten, von denen es eine *scienza sofistica e eunuca* fern gehalten habe. — Wenn in dem vorliegenden Buch das Studium der neuern deutschen Philosophie einen unverkennbaren Einfluß übt, so daß man an mancher Stelle an die Hegelsche Schule erinnert wird, so hat sich der Verf., nicht verschmähend einzugestehen, wie Manches er seinen Vorgängern verdanke, doch durchgängig auf einen höhern, selbständigen Standpunkt gestellt und ihn consequent durchgeführt. Jedenfalls, wie auch die verschiedenen historischen und philologischen Schulen darüber urtheilen mögen, ist sein Buch geeignet, unsre Einsicht von den letzten Gründen des menschlichen Fortschritts zur Zeit des Alterthums bedeutend zu erweitern. Einer Uebersetzung ins Deutsche wären diese *saggi* sehr würdig. Vor Allem aber möchte es wünschenswerth sein, daß der Verf. sein entschiedenes Talent zur Ergründung der historischen Erscheinungen nun auch auf die Betrachtung der Geschichte seines eigenen, zumal seines engeren neapolitanischen Vaterlandes verwende, für welche zu einer solchen *critica scientifica* kaum die ersten Elemente vorhanden sind. Die epischen Erzählungen des anonymen Salernitaners und mancher Heiligenlegenden, woneben zumal der wahrhaft epische Charakter der Grabscriften der beneventinischen Fürsten bei Camill. Pellegriano in Betracht zu ziehen wäre, die romanhaften, aber doch überall schon auf Realität basirenden Berichte des Gaufried Malaterra über den realen Roman der Eroberung Siciliens durch die Normannen, das spätere Erwachen der reflectirenden Vernunft, wie es sich namentlich

in dem mehr als ein erschütterndes Drama erzeugenden Gegensatz von Kirche und Staat, von Guelphen und Gibellinen, Sueben und Arragoniern und Angiowinern zeigte, auf dem Gebiet der Wissenschaft aber zumal bei Giannone und seinen Gegnern, unfähig das höhere versöhnende Princip zu erkennen, ein Gegensatz, welcher noch in unsern Tagen im Stande war, jenes curiose jüngst von mir angezeigte Werk von Ceva-Grimaldi über die Geschichte der Stadt Neapel hervorzurufen, wo die gläubig stets angenommenen Erscheinungen und Verkündigungen der Madonna und der Heiligen an die Orakel der ältesten griechischen Zeit erinnern — dies Alles wäre ein des Verfs Studium höchst würdiger Gegenstand, und würde er gewiß seinem Vaterland einen großen Dienst leisten, wenn er ihm so den Grund seiner Schicksale und die Nothwendigkeit der gewaltigen Krisen darlegte, von denen dies Land mehr als fast irgend ein anderes betroffen ward.

Th. Wüstenfeld.

T u r i n

Edit. Pomba 1860. Revista contemporanea.
Anno VIII. In gr. Octav.

Diese in monatlichen Hefen erscheinende Zeitschrift dürfte mit dem geschichtlichen Archive zu Florenz die ausgezeichnetste sein, welche in Italien herauskommt, wo nur wenige dergleichen Zeitschriften, wie diese, schon von 6jähriger Dauer ist. Ihr Stifter ist der wohl bekannte Schriftsteller Zenocrate Cesari, der nach Art des von Vicusseux in Florenz gestifteten Lese-Museums, auch in Turin ein ähnliches ins Leben gerufen hatte. Doch da hier so viele mit Zeitungen reich ausgestattete Kaffeehäuser vorhanden sind, neben mehreren mit trefflichen Bibliotheken versehe-

...über die Schl
det, welche auf das Hai
großem Einflusse war. 2
Geschichte dieses Hauses de
unserer Tage zu erwarten.
eine allgemeine Weltgeschich
ten, sein Leben von Cäsar
liche Geschichte der Capitani
italianischen Bandenführer, ha
hend vorthellhaft bekannt ge
Mitarbeiter ist ferner E. Nig
kannter Turner Litterat; die
schichtlichen Nachrichten über
Umgegend, zeigen gründliche Bil
maländische Litterat, Carcano,
ziger Mitarbeiter, besonders im
Der rühmlichst bekannte Impr
Regaldi, theilt hier seine maler
der Dora als Vorläufer eines
dieses Flußgebiet mit. Aus d
lana und den beiden Sicilien,
Correspondenz-Nachrichten mitge
gen: die letztern einen mit der
Auslands wohnen.

ßen Wörterbuche von Tomaseo mit dem Grafen Manzoni und Savini beschäftigt ist. Die politische monatliche Uebersicht wurde von G. Marsari mit Meisterhand längere Zeit geliefert. Hr. Straffanella, ein genauer Kenner der deutschen Literatur, gibt sehr anerkennende Nachrichten über die neuen Erscheinungen der Literatur in Deutschland, und hat derselbe sich das Verdienst erworben, die Italiäner mit den deutschen Dichtern dadurch auf die beste Weise bekannt zu machen, daß er neuerlich ein Werk unter dem Titel „Italien in dem Munde fremder Dichter aus den Zeitgenossen“ mit dem Motto: Kennst du das Land, wo die Citronen blühen? herausgab. Hier gibt er mit der Ueberschrift: Benebig, ein Gedicht von Stieglicz u. a. m. Genua. Von Platen u. s. w. und so durch ganz Italien bis nach Palermo, Uebersetzungen von den bekanntesten, meist noch jetzt lebenden deutschen Dichtern, was eine genaue Bekanntschaft und Liebe für die deutsche Sprache voraussetzt. Sehr wohl hat der Verf. gethan, daß er diese Dichtungen in Prosa wiedergegeben hat, wodurch den italiänischen Lesern die deutschen Ansichten unverfälscht überkommen sind. Auch ein paar englische Gedichte sind beigelegt, nebst der Lebensbeschreibung der Dichter.

Herr Beggessi-Ruscalla gibt in dieser Zeitschrift gediegene Aufsätze über die neuern europäischen, weniger bekannten Sprachen, indem er besonders sehr gründliche Forschungen über die walachische oder romanische Sprache angestellt hat. Von Gallenga wurde eine sehr beachtenswerthe Vergleichung der verschiedenen Volks-Charaktere in Europa mitgetheilt. Die zuerst bekannten greco-rumenischen Völker lebten nach dem Verf. in Städten und bildeten sich auf diese Weise ganz verschieden von den germanischen-celtischen Völkern aus, welche mehr abgesondert

lebten, wie nach Tacitus noch jeder seine Hütte baute, wo ihm eine Quelle oder der Wald gefiel. Auf die noch später auftretenden Slaven nimmt Galenga noch weniger Rücksicht. In England findet er das germanische Leben am vollständigsten ausgeprägt. Der Engländer lebt auf dem Lande; da ist seine Heimath, die Stadt nur für sein Geschäft. Manchester ist nur Fabrik-Stadt, Liverpool Handelsstadt, London beides, und Ort des Parlaments! und Sitz der Regierung. In seiner Heimath ist der Engländer ein ganz anderer. Galenga lebte als Verbannter über ein Viertel-Jahrhundert in England. Dort schrieb er in englischer Sprache das von Seibt trefflich übersezte Werk: Italien und die Italiäner, in welchem er so manche Vorurtheile besonders gegen die italiänischen Frauen widerlegte. Reigebaur.

S c h w e r i n

Verlag von August Hildebrand 1860. Mecklenburgische Annalen bis zum Jahre 1066. Eine chronologisch geordnete Quellensammlung mit Anmerkungen und Abhandlungen. Von Dr. Friedrich Wigger, Oberlehrer am Gymnasium Fridericianum zu Schwerin. 148 S. in Quart.

Es ist kaum ein Landestheil in Deutschland zu bezeichnen, in welchem während der letzten 25 Jahre mit gleichem Fleiße und Erfolge das geschichtliche Material zusammengetragen und gesichtet wurde, wie solches in Mecklenburg geschehen ist. Jeder Band der mit großer Regelmäßigkeit erscheinenden Jahrbücher des dortigen historischen Vereins bietet einen überraschenden Reichthum an Urkunden und Abhandlungen, Biographien, Erläuterungen dunkler Partien auf dem Gebiete der städtischen oder fürstlichen Geschichte, localen Berichtigungen, Untersuchungen, ~~und~~

che der Periode des heidnischen Alterthums angehören. Ueberall begegnen wir der rastlosen Thätigkeit des mit Umsicht prüfenden und ordnenden Archivrath Risch, der, außer dem ihm untergebenen großherzoglichen Archive, die zum Theil überraschend reichen Urkundensammlungen von alten, dort heimischen Adelsgeschlechtern seinen speciellen Studien hat unterziehen können. Nehmen wir dazu die gediegenen und umfangreichen Vorarbeiten von Masch und Andern, die in einer Reihe von Bänden veröffentlichten Documente zur Geschichte von Familien des landsässigen Adels, die Aussicht auf eine kritische Geschichte des Bisthums Schwerin und vor allen Dingen auf einen von dem oben genannten Gelehrten längst vorbereiteten cod. dipl. megal., so liegt der Wunsch nahe, daß sich die geeignete Persönlichkeit finden möge, um sich auf dem Grunde dieses Materials der Bearbeitung einer urkundlichen und den Anforderungen der Zeit entsprechenden Geschichte der mecklenburgischen Lande zu unterziehen. Refer. ist weit entfernt, die Arbeiten Plüzkows, oder gar eines Gebhardi und Rudloff, bei denen das Streben nach einer gründlichen Quellenforschung überall vormaltete, zu unterschätzen; aber der geläuterte Stoff hat sich seitdem so bedeutend gemehrt, es sind so manche Traditionen, deren Vollgültigkeit früher kaum einem Zweifel unterzogen wurde, als unhaltbar von der Kritik ausgewiesen und die Ansprüche hinsichtlich der historischen Verwerthung und Darstellung dergestalt gewachsen, daß das Verlangen nach einem Neubau in allen Beziehungen gerechtfertigt erscheint.

Diesem Ziele werden wir durch das vorliegende Werk um ein Bedeutendes näher geführt. Es gibt gewissermaßen die Manualacten des historischen Processes von Mecklenburg, das übersichtliche, in seinen Einzelheiten correct und sauber aufgeführte Werk.

bezüglichen Erörterung
Ausführungen beigibt, möchte
arbeiter der Particulargeschicht
schen Landes zu erfreuen haben
lich das Gewicht weniger auf
zu, die wegen der Wichtigkeit
ihrer Mittheilungen nothwendig
Dauerhaftigkeit unterzogen sein wollen
fürchten Notizen, deren Nachsuchen
literarischen Hülfsmittel zu gew.
mit nicht geringer Mühe verbunden

Der Verf., welcher sein Werk
rath Eisch gewidmet hat, sah sich
Zusammenstellung zunächst auf die
der medlenburgischen Geschichte, und
bis zum Jahre 1066 zu beschränken
läufig auch die Hinweisung auf U
allerdings nach dem Erscheinen des
fallen dürfte, für nothwendig eracht
zu Jahr sind alle die Obotriten
wandte Nachbarstämme betreffenden
Andeutungen der Annalisten und Ch
net, abweichende Lesarten her
tergebracht. 11.

Reihe von Excursen folgen, in die er die Resultate von zum Theil mündlichen, von Scharffinn und ungewöhnlicher Belesenheit zeugenden Untersuchungen niederlegt. Ein genaueres Eingehen auf dieselben würde wegen der Mannichfaltigkeit der Gegenstände, einen ungehörlichen Raum in diesen Blättern beanspruchen, weshalb Ref. seine Mittheilungen auf eine kurze Angabe des Inhalts beschränken zu müssen glaubt.

Der Verf. unterzieht zunächst die Quellen einer besondern Besprechung, welche in Bezug auf die deutschen Quellen natürlich wesentlich auf den in den Monumentis Germaniae historicis befindlichen Einleitungen beruht. Die Excurse „Zur Topographie der Slavenländer“ verbreiten sich ein Mal über die Westgrenze der Slaven — den Limes Saxoniae und die Elbwestgrenze, künstlich welcher Ref. die Bemerkung einschaltet, daß die Benennung von immerhin einer späteren Zeit angehörigen Dannenbergischen und Rühnowischen Urkunden, so wie von Documenten der Stifter Scharnebeck, Pölne, Bardewick, Ebstorf und Oldenstedt und den vom Herrn von Estorff veröffentlichten Ergebnissen seiner Untersuchungen über die sächsisch-slavische Grenze hier zu einer entschiedenen Vervollständigung die Mittel geboten haben würde —; sodann über die Völkerchaften Slavoniens im Allgemeinen, und über die Obotriten, Vinonen, Wilzen u. insbesondere; endlich über die wendischen Burgwälle in Mecklenburg, eine Untersuchung, welche in der Hauptsache auf den Forschungen von Tisch beruht. Ein „Zur Missionsgeschichte“ überschriebener Abschnitt beschäftigt sich zunächst mit der Frage, ob auch mecklenburgische Gebietstheile ehemals zum Bisthum Verden gehört haben, wendet sich sodann zu den „Slaven unter dem hamburgischen Erzbisthum“, hierauf zum

Bisthum Havelberg, der Stiftung des Bisthums Oldenburg, dem Abfall der Slaven seit dem Jahre 983 und behandelt endlich „die Mission im ersten Jahrhundert“. Schließlich wird jene bekannte Erzählung von der Erwerbung Rügens durch das Kloster Corvey einer Besprechung unterzogen.

Am Schlusse des kurzen Vorwortes begegnen wir dem Ausspruche des Verf., daß die Fortsetzung der Annalen von dem Beifalle abhängen, welchen das vorliegende Heft finden werde. Der Beifall aller Freunde deutscher und besonders mecklenburgischer Geschichte kann hier schwerlich in Frage gestellt werden; aber wenn hieraus leider noch kein Schluß auf einen insoweit günstigen Verschleiß des Werks gezogen werden kann, daß der Verleger sich zur Uebernahme nachfolgender Hefte bereit erklären dürfte, so liegt doch die Voraussetzung nicht fern, daß die großherzoglichen Regierungen die Fortsetzung einer für die Landesgeschichte so werthvollen Arbeit durch Subventionen fördern werden.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

145. Stüd.

Den 10. September 1860.

G ö t t i n g e n

Verlag der Dieterich'schen Buchhandlung, 1860.
Geschichte des Qoräns, von Theodor Nöl-
deke. Eine von der Pariser Académie des
Inscriptions gekrönte Preisschrift. XXXII und
359 S. in Octav.

Der Qorän ist das jüngste der Bücher, welche
in der gesammten Geschichte der Menschheit von
den Zeiten der alten Aegypter und der ältesten In-
der an durch ihre Heiligkeit von so großer Wichtig-
keit geworden sind; und es leidet keinen Zweifel,
daß man, um zu begreifen wie und warum heilige
Schriften überhaupt entstehen konnten und welchen,
sei es guten oder sei es schädlichen Einfluß auf die
Gestaltung der menschlichen Dinge sie wirklich hat-
ten und noch immer haben können, nicht bloß eine
einzelne, sondern möglichst alle nach ihrem Wesen,
ihrem Inhalte und der Geschichte ihrer Entstehung
und ihres Gebrauches richtig verstehen muß. Wenn
nun aber sowohl der Ursprung und die Geschichte
als der Ursinn der übrigen heiligen Schriften der

verschiedensten Religionen und Völker sehr schwer mit der gehörigen Sicherheit und Vollständigkeit heraus von uns wiederzuerkennen sind, so ist das Alles da dem Corâne für uns verhältnißmäßig viel leichter. Nicht etwa, wie Manche meinen konnten, weil dieser uns wie eine fremde h. Schrift gegenübersteht, so daß wir ihn desto leichter ganz unbefangen würdigen können: denn an dieser Unbefangenheit und Wahrheitsliebe soll es uns eben nirgends fehlen. Vielmehr nur, weil er nicht bloß das kleinste und gleichartigste, sondern auch das jüngste Werk dieser Art ist und sein Urheber schon über zehn Jahre vor seinem Tode als weltlicher Fürst und Siegesheld in die große Geschichte eintritt, so daß die Muoslim dann desto leichter über Vieles die Entstehung und Geschichte des Coräns Betreffende sowie über die Zeit seines Werdens und über seinen Verfasser eine Menge heute noch ziemlich vollständig erhaltener und nicht zu schwer zugänglicher Nachrichten niederschrieben, ist er uns seinem Ursprunge und seiner Geschichte nach verhältnißmäßig leichter zu verstehen. Aber es war auch für unsre heutige Weltlage längst ein dringendes Bedürfnis über den Islam und seine ganze Bedeutung völlig klar zu werden: wozu eben das wichtigste und unentbehrlichste Mittel eine wissenschaftlich sichere und möglichst vollkommene Erkenntnis des Corän's auch seinen letzten Gründen und seiner Entstehung nach ist.

Dies waren die vornehmsten Gründe, welche in dem Unterz. schon vor dreißig und mehr Jahren den lebhaften Wunsch erregten, die Ursprünge des Corän's genau zu erforschen und ein mit diesen untrennlich zusammenhängendes geschichtliches Bild des ganzen Lebens und Strebens Muhammed's zu entwerfen; und manches dahin Gehörnde veröffentlichte er schon um jene Zeiten, wie unter Anderm der

erste Band der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes zeigt. Ist er seitdem durch sonstige Arbeiten seinen damaligen Plan auszuführen verhindert, so freut er sich nun desto mehr, daß sich Andre gefunden haben an ihm erfolgreich zu arbeiten. Schon die 1844 erschienene „Einleitung in den Korān“ von Gustav Weil gab einige nützliche Beiträge zur Lösung der Räthsel auf diesem Felde von Erkenntniß. Im J. 1855 gewann alsdann der schon damals für ein fruchtbares Mitarbeiten auf den schwierigen Gebieten morgenländischer Wissenschaften so schöne Hoffnungen erregende Verf. des oben genannten Werkes den hiesigen Universitätspreis mit seiner 1856 veröffentlichten Abhandlung de origine et compositione Surarum Qoranicarum ipsiusque Qorāni; und als wäre die wissenschaftliche Frage über den Korān nun erst recht in Schwung gekommen, gab bald darauf die Pariser Akademie dieselbe Frage in dem erweiterten Sinne auf, daß auch die ganze spätere Geschichte des Korān's seit seiner Veröffentlichung und Heiligung näher erforscht werden sollte. Dazu bedurfte es vieler neuer Untersuchungen in einer möglichst großen Menge auch handschriftlicher Werke, welche nicht leicht an jedem Orte zu benutzen sind und theilweise überhaupt noch fast unbekannt irgendwo verborgen liegen. Es ist nun wie ein Glück zu nennen, daß nicht weniger als drei Gelehrte, welche schon durch frühere Arbeiten für die Lösung dieser Aufgabe gut vorbereitet waren und von denen jeder sehr verschiedene handschriftliche Schätze zu benutzen in der guten Lage war, sich an dieser Frage betheiligten, und daß dann die Pariser Akademie so wohlwollend war, die Arbeiten aller Dreier, weil jede ihre besondere Vorzüge haben mochte, zugleich für des Preises würdig zu erklären. Diese drei sind der Verfasser unsres Werkes, Dr

Sprenger, welcher schon früher ein sehr ausführliches Werk über Mohammed's Leben zu veröffentlichen angefangen hatte und dazu im Besitze vieler der besten noch unbenutzten handschriftlichen Quellen war, und der damals in Paris lebende Sicler Amari, welcher wohl vorzüglich aus den Pariser Handschriften schöpfte. Der Letztere, jetzt in den Strudel der wälschen Umwälzungen versunken, wird schwerlich seine Arbeit so bald veröffentlichen; auch die Sprenger's ist unsres Wissens noch nicht erschienen. Man wird es daher um so lieber sehen, daß Dr Nöldeke sein Werk schon jetzt herausgeben konnte.

Dieses Werk, jetzt aus guten Gründen nicht so wie es nach Paris eingesandt wurde in lateinischer Sprache erscheinend, trägt nun zwar nicht unpassend den kurzen Namen einer Geschichte des Korāns, zerfällt aber von selbst in die drei Theile über den Ursprung des Korān's, über seine Sammlung S. 179—233, und über die Geschichte des 'Omānschen Wortgefüges S. 234—358. Schon das vorige Werk des Verf., welches nur die zwei ersten von diesen drei Theilen abhandelte, zeichnete sich durch manche Vorzüge aus; wie unermüßlich aber und wie ergebnisreich der Verf. seitdem den Gegenstand weiter verfolgt habe, ersieht man mit nicht geringem Vergnügen aus dem vorliegenden. Er hat dabei eine Menge noch unbenutzter handschriftlicher Quellen, vorzüglich aus den Levdener, Gothaer und Berliner Schätzen zu erschöpfen gestrebt, und theilt sehr vielen neuen Stoff zur Untersuchung und richtigen Erkenntniß des gesammten Gegenstandes mit, alle seine Behauptungen urkundlich belegend, soweit dieses dem Wesen der Sache nach möglich ist. Aber er geht auch in die vielen schwierigen und theilweise sehr dunkeln Fragen, welche in dem weiten großen Gegenstande liegen, ebenso scharfsinnig als geschickt

und glücklich ein, und löst nicht wenige auch der verwickeltesten Fragen, welche sich hier erheben und die theilweise von den früheren Forschern ganz verschieden beantwortet wurden, sehr befriedigend. Dazu belebt er diese Geschichte des Koran's, welche nur, wenn sie abgerissen betrachtet und verfolgt wird, trocken scheinen kann, sehr richtig durch kurze aber treffende Rückblicke auf den Gang der großen Geschichte des Islām's von seinem ersten Anfange an bis zu den Zeiten der Umayyaden und Abbasiden, welcher immer auch auf die Geschichte des Koran's zurückwirkte; so daß wir mit Recht sagen können, auch Andre als die bloßen Sprachgelehrten werden dieses Werk mit großem Nutzen lesen. So ist das Werk überhaupt eins der bedeutendsten und nützlichsten, welches auf diesem Gebiete erscheinen konnte, und wird sicher auch neben den zwei verwandten, wenn sie gedruckt werden sollten, seine gute Stelle behaupten.

Wir wollen damit nicht sagen, es sei nun Alles auf diesem Gebiete von wissenschaftlicher Forschung und Erkenntniß schon so vollkommen wenigstens in seinen Grundlagen richtig wiederaufgefunden, daß sich nicht noch sehr Vieles besser erkennen und vollkommener ausführen ließe. Die genaueren Untersuchungen wie sie unsrer Wissenschaft geziemen sind ja hier selbst noch so neuen Anfanges; und vorzüglich ist nicht Weniges hier von selbst weit dunkler und weit schwieriger sicher zu erkennen als Anderes. Denn im Allgemeinen war ist, wie oben gesagt, die Entstehung und die Geschichte des Koran's, wenn man die vielen Hülfsmittel dazu, welche wir noch benutzen können, möglichst vollständig zusammensucht und richtig gebraucht, viel leichter zu erkennen, als die der andern heiligen Schriften: allein die Geschichte Muhammed's selbst wie die seiner Korane (denn

anfangs hieß schon jede einzelne Sure ein Corân tritt doch erst von der Hîgra an in das hellere Licht; was hinter diesem schroffen Abschnitte der Geschichte weiter zurückliegt, ist für uns weit schwerer mit irgend einer höheren Gewißheit sicher zu erkennen, da dieser ganze früheste Zeitraum schon den Muslim als sie zuerst in die Geschichte ihres verblichenen großen Führers sorgfältiger zurückblickten und sie zusammenhangender erzählen wollten, sehr dunkel geworden war. Ein großer Theil des Corân's entstand nun zwar erst in den Jahren nach der Flucht, und dieser ist geschichtlich für uns am leichtesten zu verstehen, obwohl manches Einzelne auch bei ihm schwerer zu erkennen ist: aber der Ursprung und die gesammte Geschichte der älteren Sure, welche doch in so vieler Hinsicht, zumal für die rein geschichtliche Betrachtung die wichtigsten sind, ist desto dunkler. Und doch können wir weder über Muhammed selbst und sein gesammtes Lebenswerk noch über seinen Corân eine entsprechend richtige Vorstellung ausbilden, wenn wir nicht vorzüglich auch diese ihre ersten Anfänge sicher verstehen; ja die höchste und reinste Anstrengung sollte unsre Wissenschaft gerade auf diese Erkenntniß der wahren Anfänge des Islâm's richten, da sich auch bei ihm, je gewichtiger er für die ganze Weltgeschichte wurde, desto mehr doch zuletzt Alles um seine wahren letzten Gründe und um die Urkräfte seines Geistes drehet, die wir nirgends so klar als in den älteren Suren des von den Muslim sogenannten „Siegels aller Propheten“ wiedererkennen können. Wir wollen beispielsweise hier nur Eins etwas näher berühren.

Muhammed nennt sich in seinen Suren selbst nicht selten einen **أُمِّي** d. i. einen **λατρός**, wie unser Verf. das Wort richtig erklärt; wir könnten

nach griechischer Sprachweise auch sagen, einen Idioten oder Ungelehrten. Und wenn dieser Mann, der erst so spät in seinem Leben und so plötzlich von einer ihn selbst wie alle Zeitgenossen überraschenden geheimnißvollen Kraft getrieben zum Propheten, ja zum Schriftstifter wurde, in sein früheres Leben zurückblickte, so mußte es ihm selbst wunderbar genug vorkommen, daß er, obwohl noch mit vierzig Jahren kein Schriftverständiger, dennoch zu einem Propheten, ja zu einem Korangründer geworden war, da man zu seinen Zeiten längst sich keinen wahren Propheten ohne heilige Schrift denken konnte. Was hat dieses offene Geständniß Muhammed's über sich selbst nun aber für seine Geschichte zu bedeuten, und wie sollen wir ihn uns danach gerade in Bezug auf seinen Koran denken? konnte er, wie sicher bis zu seinem vierzigsten Lebensjahre, so auch nachher beständig bis zu seinem Tode weder schreiben noch lesen? Wenn aber Muhammed niemals auch nur lesen lernte, wie konnte er, wenn er eine Sure oder vielmehr (wie er selbst sich ausdrückte) einen Koran d. h. ein Kefestück einem Schreibverständigen in die Feder sagte, sich auch nur überzeugen, daß nicht auch Vieles ganz unrichtig, ja völlig gegen seinen Sinn und Willen niedergeschrieben war? und wie leicht konnte dann überhaupt, sei es vor oder nach des Propheten Tode etwas ganz Unechtes in den Koran kommen? Man sieht, wie wichtig die richtige Beantwortung dieser Frage ist; auch ist bekannt, daß Muhammed bei den Christen immer als Pseudoprophet galt, und einem solchen scheint man ja leicht ungestraft auch das Schlimmste zur Last legen zu können: wie denn wirklich ein Mann, der h. Schrift über Alles setzt, der selbst eine h. Schrift in die Feder sagt, dann auf diese Alles baut und den strengsten Glauben an sie fordert, aber sie nicht einmal selbst lesen kann,

pheten des A. T. stand
mer mehr ein gefallener (Ende das geradeste Wegen.
geworden zu sein scheinen
Sturz nicht vielmehr schon
seines Anfanges hinreichend
in dieser besondern Sache so
sehr dunkeln Nachgeburt der
noch wirklich ein Unrecht zu
nimmt, er sei bis zu seinem
des Wortes ein „Idiot“ geblieben
nicht aus jenem aufrichtigen u
tigkeit schönen Selbstgeständnisse
wir nehmen zwar ganz sicher an
ter nie schreiben konnte, was zu
einem schon so bejahrten Mann
zu lernen sehr schwer wurde
Grunde auch leicht sich überheben
er später lesen lernte und gut las
leugnen. Dieses zu lernen konnte
sondern Schwierigkeiten der altarabi
so überschwer fallen: war es das
Sprache, die er

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

146. 147. Stück.

Den 13. September 1860.

G ö t t i n g e n

Schluß der Anzeige: »Geschichte des Qorāns,
von Th. Nöldeke.«

Wir können ihn, der ja auch ein Apostel wurde, wenn gleich ein höchst unchristlicher, in dieser Hinsicht vollkommen mit den zwölf Aposteln vergleichen, welche ja auch Jbioten nicht bloß hießen, sondern es auch (außer Matthäus) wirklich waren, und die doch auch später nicht bloß sehr gut lesen lernten, sondern theilweise sogar in einer ganz fremden Sprache als Schriftsteller wirkten, wenn man auch dieses Wort Schriftsteller hier am richtigsten so versteht, daß sie die Schrift in ganz eigentlichstem Sinne bloß stellten, nicht selbst niederschrieben.

Ueber die Geschichte der Schrift unter den Arabern von Mekka vor Muhammed und zu dessen Zeit sind noch heute mancherlei Vorurtheile verbreitet. Eine schriftstellende Stadt war Mekka damals freilich nicht im Geringsten: aber daß diese bestimmte arabische Schrift, welche durch Muhammed am Ende so alleinherrschend und so unabsehbar

weit verbreitet wurde, damals in jenen Gegenden längst gebraucht war und Lesen und Schreiben nicht zu den ganz unerhörten Dingen gehörte, scheint nur aus vielen Anzeichen völlig sicher zu sein. Wir haben hier nicht den rechten Ort, weiter darauf einzugehen, und bemerken nur, daß das Neue, was Muhammed schon in seiner frühesten Prophetenzeit seinen Landsleuten in Mekka bringen wollte und wirklich brachte, nicht das Lesen und Schreiben war, sondern das sogleich in ihrer eignen Muttersprache aufgefaßte und niedergeschriebene Gotteswort; und nur, daß er selbst der bis zum höhern Lebensalter Schriftunkundige, welcher an nichts der Art gedacht hatte, dabei das Mittel sein sollte und wirklich wurde, erschien ihm als das Wunder. Wir wollen hier jedoch in der Kürze auf die 96te Sure hinweisen als welche deutlich beweisen kann, daß Muhammed, seitdem er als Prophet austrat, wenigstens lesen konnte und das von ihm einem Schriftverständigen in die Feder Gesagte wie mit selbsteigner hoher Freude las, zumal als ihm dies Alles noch neu war. Der Verf. redet über diese in so vieler Hinsicht wichtige Sure S. 9 ff., 62 ff., auch auf Veranlassung unserer Frage, und verwirft viele untreffende Ansichten darüber sehr richtig, scheint uns aber doch das Wichtigste nicht vollkommen genug zu treffen. Die Muslim, welche sonst auch so vieles ganz Grundlose oder wenigstens nur Halbwahre über die Zeit und Veranlassung oder über den Umfang und die Ausdehnung der Voranstellen behaupten, sagen zwar richtig, diese Sure sei eine der ältesten oder gar die älteste aller, sondern aber ganz untreffend die ersten 5 Verse als einen selbständigen Ausspruch und halten nur diese für das älteste Stück im Koräne. Allein diese Worte enthalten ja, wenn man Alles näher untersucht, offenbar nur eine Vorberei-

tung und Hinweisung auf die große Hauptsache, welche die Sure eigentlich aussprechen will und die alsdann von V. 6 bis zum Ende V. 19 erklärt wird. Muhammed liebt schon in seinen ältesten Suren im Eingange solche oft länger ausgebehnte und nicht selten sehr belebte, ja prachtvoll angelegte Vorbereitungen auf das was er eigentlich vorbringen will: und eben dieses folgt hier erst von V. 6 an. In diesem Zusammenhange nun ist das so nachdrückliche doppelte *Īn*, womit die Sure beginnt,

sicher nichts als das *Īn* sagel womit er in späteren Suren so oft auf etwas aufmerksam macht, was ihm gerade in dem Augenblicke wie etwas ihm vom Himmel Zugelüftertes und nothwendig zu Sagenses erscheint. Allein man darf das Wort deswegen dennoch nicht rufel d. i. predigel übersetzen, als hätten wir hier am Ende gar einen Propheten wie Jes. c. 40: dies ergibt sich schon aus der so absichtlichen und in diesem Zusammenhange entscheidenden Hervorhebung der Feder, welche namentlich zum Zwecke von Offenbarung zu gebrauchen Gott den Menschen gelehrt habe V. 4 f.; auch wird das hier so kurze geflügelte Wort keine andre Bedeutung haben können als in der späteren Stelle Sur. 15, 14 f. Diese Sure ist also von vorne an ein echtes Veseftück, ein Korān, den der Prophet, wie er ihn zuerst gelesen hat, so Andern zum Lesen geben soll. Wir behaupten nicht, daß dieses die ältesterste Sure sei, welche Muhammed schreiben ließ, wohl aber, daß es etwa die erste war, welche er in diesem Gefühle niederschreiben ließ und welche er selbst in spätern Suren dann zuerst als einen Korān bezeichnet. Und streng genommen hätte sich dieser Name selbst wie Muhammed ihn gebraucht

auf eine andre Weise gar nicht bilden und seine hohe Bedeutung empfangen können.

Ein vollkommen richtiges und genaues Verständniß wie aller Euren so vorzüglich dieser ältesten wird so noch immer das erste und unentbehrlichste Hulfs-mittel sein, um so sicher und so hinreichend als möglich die wahren Anfänge des Korän's und damit eines Schriftthumes zu erkennen, welches fast die ganze damalige Erde bedecken sollte und seine tiefen Spuren noch heute überall sichtbar eingedrückt hat. Alles was uns die Muslim selbst in vielen tausend Büchern darüber sagen, reicht nicht aus, weil es keinen festen geschichtlichen Grund weder sucht noch hat. Um die neuern Uebersetzungen des Korän's hat sich der Unterz. wenig bekümmert, meint aber, daß wir noch keine des Namens werthe Uebersetzung und Erklärung von ihm besitzen. Und es ist wohl nicht umsonst, bei dieser Veranlassung auf eine solche Lücke hinzuweisen. So lange wir Christen mit den Muslim nicht in ihren eignen Wissenschaften, ja in der richtigen Schätzung und Erklärung des Korän's wetteiferten, blieben wir entweder hinter ihnen zurück, oder konnten sie doch nicht auf die rechte Art besiegen: nun aber hat sich das zum Theil schon völlig umgekehrt, und muß sich künftig noch mehr umkehren. Und ebenso muß es mit den Indern und Sinesen auch mit den Juden gehen: sie alle müssen was sie selbst nicht mehr verstehen von uns besser lernen, damit sie allein der höhern Wahrheit zu dienen lernen.

Muhammed steht mit seinem Koräne und seinem Isläme tief unter den großen biblischen Propheten; und es kann nicht genug wiederholt werden, daß er mitsammt seiner Spatgeburt von heil. Schrift nur durch die argen Entartungen möglich wurde, welche schon damals in das byzantinische und alles sonstige

Christenthum eingedrungen waren. Allein eine neue lebendige Scheu vor irgend etwas Heiligem und Göttlichem entzündete er dennoch gewiß in der Welt, am stärksten unter denen, die ihm selbst am nächsten gestanden hatten: und der Korān oder das große Veseftück, welches zuletzt aus allen den überaus vielen und mannichfachen einzelnen sich zusammensetzen konnte, wurde früh genug nach seinem Tode so sorgfältig und so vollständig als es in jenen Zeiten leicht möglich war, gesammelt; so daß diese Sorgfalt im Sammeln selbst schon eine Folge des neuen scheuen Sinnes vor dem Heiligen war, welchen er in seinen Umgebungen entzündet hatte. Ein Muster geschichtlich genauer oder gar wissenschaftlicher Sammlung ist diese von den ersten Chalifen geförderte und endlich vollendete Sammlung freilich nicht: aber in ihrer Art ist sie mit vieler Sorgsamkeit und Vorsicht, ja mit einer gewissen Ängstlichkeit ausgeführt. Man hat wohl in neuern Zeiten vernuthet, bei der Sammlung und öffentlichen Herausgabe des Korān's sei mancherlei Betrug gespielt; sogar de Sach meinte, der ehrliche Abubekr oder auch der biderbe tadellose 'Omar seien hier wohl nicht von allem Betrüge freizusprechen. Unser Verf. vertheidigt mit Recht diese beiden nicht bloß der Zeit, sondern auch ihrer innern Vortrefflichkeit nach ersten Chalifen gegen solchen Verdacht, und spricht ebenso treffend ihren nächsten Nachfolger den 'Otmān sogar von aller Hinterlist bei der schließlichen Feststellung des qorānischen Wortgeflüges frei. Zwar fällt uns auch so bei dieser Sammlung Etwas auf. Wir wissen noch, daß in einer abweichenden, aber ebenfalls ältesten Sammlung der Suren die erste und die zwei letzten fehlten: die erste, das den Muslim wie das christliche Vaterunser dienende Lobgebet, ist wirklich gerade ebenso wie da

zwei letzten 113 f. oder die beiden flüchtigsten Art von Suren sehr fremd, und würden eher in ein islamisches Gebeth wenn ein solches jemals Bestand gewöhnt ein Anfang dazu mit 7 solcher reiner wohl nach Sur. 15, 87 schon früh von selbst gemacht (denn daß diese Worte die Sure bezeichnen sollten, können wir nicht halten); aber weil man später doch damit zu Stande kommen konnte, scheiden drei kleinen Stücke der schon bestehenden Sammlung von Suren beigefügt zu haben sich verhält es sich mit der 12ten Sur große Sure unterscheidet sich von allen stark dadurch, daß sie nichts als ein vom Leben Joseph's enthält, auch folgerer Einleitung nichts Anderes enthalten undlich beginnt zwar die 19te Sure mit der einer altheiligen Geschichte, aber durch jene der schönen Erzählung selbst weg durch solche zu vergnügen, sondern um sie zu lehren, sowie die Erzählung sonst Hundertfach zur Belehrung dient. Die ist dagegen die einzige, in welcher die Selbstzweck ist, und wo sie sich daher vorne sogleich bloß diesem ihrem Zweck kundigt. Als solche muß sie durch ihre Schönheit bezaubern: sie will dieses sichtlich, beginnt und verläuft etwa nach aus Tausendeine Nacht, und schließt mit gemeinen Sätzen muhammedischen Geistes nicht mit dem nackten Erzählen zu sehr Länge und die Anmuth der Erzählung so auffallender, da Joseph, wie auch erwarten, sonst im Korane gar nicht wichtiger und heiliger Mann erschei

40, 36 einmal erwähnt wird. Aber um diese Erzählung, welche recht bezaubern sollte, zu entwerfen, muß Muhammed sich auch eine Art gelehrte Mühe gegeben haben: keine Erzählung schließt sich so eng, so bestimmt und in solcher Ausdehnung an ein freilich apokryphisch ausgeschmücktes späteres Buch über Joseph und andere alte Heilige an als diese. Allein wollte man deshalb sie Muhammed'en absprechen, so würde man zu weit gehen; die Farbe der Rede hat zwar manches Eigenthümliche, aber nichts was uns von Muhammed abführt. Wir werden daher sagen müssen, Muhammed habe allerdings mit diesem Stücke etwas ganz Neues bezweckt, nämlich eine Art von arabischer Erzählungsbibel, worin er mit der alten Bibel und ihren Erzählungen wettelfern wollte; und sein Geist hatte, zumal so lange er in Mekka weilen mußte, nicht bloß Biegsamkeit und Geschmeidigkeit, sondern auch Muth genug, auch dieses zu versuchen. Auch die Zweifel, welche einige ältere Muslim gegen die Aufnahme dieser Sure in den Koran äußerten, verstehen sich so leicht. Aber der Verf. behauptet völlig richtig, man dürfe wissenschaftlich nicht zweifeln, daß Alles was jetzt im Korane gesammelt ist, wirklich von Muhammed komme.

Wie übergerissenhaft die Sammler zu Werke gingen, erhellet aus nichts mehr als daraus, daß sie sogar die Zeichen beibehielten, welche am Anfange vieler Suren standen. Es sind dies die jetzt ganz sinnlosen Zeichen, worüber die späteren Muslim sich fast die Köpfe zerbrachen und doch nichts Richtiges über sie finden konnten. Auch unser Verf. scheint uns S. 215 keine haltbare Vermuthung über sie aufzustellen, und hat vielleicht nicht die Worte einer Abhandlung beachtet, in welcher ich schon vor vielen Jahren ihren Ursprung kurz andeutete. Ich glaube noch jetzt, daß es bei gewissen Völkern alte Sitte

war, den wirklichen Anfang einer Schrift durch gewisse Zeichen zu bemerken: jeder Schreiber konnte dafür seine stehenden Buchstaben haben. Daß diese Sitte in späteren Zeiten bei den Arabern abfiel und unverständlich wurde, ist leicht erklärlich: es stimmt sich damit nur, was wir auch sonst viel wissen, daß durch die ungeheuern Eroberungskriege, welche das Jahrhundert nach Muhammed's Zeit füllten, ein ganz anderes Geschlecht sich bildete, in welchem Vieles aus Muhammed's Zeit schon sehr dunkel und unverständlich geworden war.

Wenn die Muslime späterhin die ganze Sammlung nicht bloß Corân, sondern auch mit ein paar Wortspiele *Forqân* nannten und beide Wörter so zusammensetzten, so thaten sie das, weil in dem Buch ihnen besonders nur noch als Gesetzbuch galt, denn dieses Wort bedeutet eigentlich Entscheidung (*Sur* 8, 42) und Unterscheidung (*Discretion*, *S* 8, 29), dann auch die als Gesetz geltende heilige Entscheidung oder das Orakel. Etwa wie die ersten und die beiden letzten Suren konnte man also zum *Forqân* rechnen, auch konnte dieser Name den des Corân's ersetzen. Der Hr. Verf. möge S. 25 f. diesen Namen lieber von einem den Arabern nach entsprechenden rabbinischen ableiten, welche Loskaufung und Errettung bedeutet: er ist indessen den übrigen Spuren nach gut arabisch, zumal woher von dem Verf. so treffend angeführte *Abul Hasan's* *Ibn Tabit's* wirklich von diesem alten Dichter abstammen sollte; und die Bedeutung, welche im Corâne an den meisten Stellen hat, wäre da wohl schwer zu verstehen. Möglicher wäre es auch zu bemerken, daß das Wort *Corân*, d. i. *Verurtheilung* nach der Eigenthümlichkeit dieser Wortbildung theils nach der Sache selbst ebenso leicht ein einzelnes Lesestück wie eine ganze Sammlung davon.

zeichnen kann, daß dieser Sprachgebrauch schon bei Muhammed selbst beginnt und daß diesem arabischen Worte darin das prophetische نور gleicht.

Daß der Korān, seitdem Otmān sein Wortgefüge feststellte, sich im Allgemeinen gut erhalten hat, ist unleugbar: aber einige Fehler konnten schon damals sich in die wenigen als Muster geltenden Handschriften eingeschlichen haben, und die Merkmale davon, welche der Verf. anführt, verdienen alle Beachtung. Weit unzuverlässiger ist seine spätere Behandlung durch die muslimischen Massorethen, wie Sur. 96, 7 in unsern Ausgaben sicher وَالْأَوَّلُ fehlerhaft für وَالْأَوَّلُ steht.

Diese spätere Geschichte des größten, ja in seiner Art völlig einzigen Heiligthums der Muslim behandelt unser Verf. äußerst lehrreich, und gibt dabei gelegentlich für solche, welche etwa unter uns eine neue bessere Ausgabe veranstalten wollen, sehr beachtenswerthe Winke. Wir bedauern nur, daß es uns hier an Raum fehlt, unsere Leser noch näher auf den reichen Inhalt dieses Werkes hinzuweisen, hoffen aber, wenn etwa das eine oder andre der zwei oben erwähnten Werke über denselben Gegenstand erscheinen sollte, auch auf das hier beurtheilte zurückzukommen. H. E.

P a r i s

Typographie de Ch. Lahure 1857. Collection des cartulaires de France. Tom. VIII. IX. Cartulaire de l'abbaye de Saint-Victor de Marseille publié par M. Guérard avec la collaboration de MM. Marion et Delisle. Tome I. CLVI und 651 S., Tome II. 944 S. in Quart.

Erst unlängst sind die beiden Bände ausgegeben, die auf dem Titel das Jahr 1857 tragen und die

im Wesentlichen als das hinterlassene Werk des im Jahr 1854 zu früh der Wissenschaft entrissenen ausgezeichneten Forschers erscheinen, dessen Namen mit Recht wie den vorhergehenden 7 Bänden der Sammlung der Chartulare, so auch diesen beiden vorgesetzt ist; schon manches Jahr hatte er sich mit der Vorbereitung dieser Ausgabe beschäftigt und da Druck war schon bedeutend vorgeschritten, als der Tod ihn ereilte. Die Ausgabe ist dann unter der Aufsicht von de Mailly von den beiden jüngeren Mitarbeitern, von denen namentlich der eine, Delisle, sich inzwischen durch selbständige bedeutende Arbeiten einen des Meisters würdigen Namen gemacht hat, zu Ende geführt und nun als ein weiterer Denkstein seiner Verdienste um die urkundlichen Quellen der französischen Geschichte bekannt gemacht worden.

Das Chartular von St. Victor in Marseille gehört zu den wichtigsten, die uns erhalten sind: eine Anzahl alter und besonders interessanter Urkunden haben daraus die Verfasser der Gallia christiana, Baissette, Baluze und Andere mitgetheilt, die darnach begierig machten, dasselbe vollständig kennen zu lernen. Die nun vorliegende Ausgabe zeigt dann wohl, daß aus der ältesten, merovingischen und karolingischen Zeit jene das Meiste schon gegeben haben, und der Reichthum hier überhaupt nicht so groß ist, wie man hätte erwarten sollen; es sind überhaupt nur 14 Nummern bis zum Ende des 9ten Jahrhunderts; auch das 10te bietet noch nicht eben viel mehr dar, im Ganzen 18 Stück; dagegen ist das 11te überaus reich bedacht, ich habe für die Zeit von 1000—1050 ungefähr 400 gezählt, und die zweite Hälfte des Jahrhunderts ist wenigstens ebenso stark vertreten; die folgenden weniger; die eigentliche Sammlung geht bis 1261, worauf noch zwei ver-

Cartul. de l'abb. de S. Victor p. Guérard 1459

einzelne Actenstücke von 1318 und 1336—37 folgen. Die Gesamtzahl der mitgetheilten Urkunden ist 1133, wozu ein paar einzelne anhangsweise gegebene Stücke kommen. Diese sind nun freilich keineswegs alle dem vorher genannten älteren Chartular entnommen. Neben diesem, dem liber magnus cartularum, der aus dem Ende des 11ten, dem Anfang des 12ten Jahrhunderts herstammt, ist ein zweites aus der Mitte des 13ten Jahrh., hier petit Cartulaire benannt, außerdem eine neuere Sammlung von Fournier und eine Anzahl von Originalen benutzt, die sich im Archiv der Präfectur zu Marseille befinden. Die Kenntniß dieser wird einem Hrn Mortreuil in Marseille verdankt, der sich durch eine Schrift über die Besitzungen der Marseiller Kirche im 9ten Jahrhundert bekannt gemacht hat (1855). Unter den Originalen waren einzelne, die in den Chartularen fehlten, Andere boten Berichtigungen des hier erhaltenen Textes; und es ist allerdings zu bedauern, daß nicht überall, wo die Urkunden selbst noch vorhanden sind, die Ausgabe ihnen gleich selbst hat folgen können. Aber Guérard sind diese Hülfsmittel nicht mehr zugänglich gewesen, sondern erst später seinen Fortsetzern zugekommen.

Die Ausgabe, wie sie vorliegt, schließt sich an die Chartulare an; sie gibt zuerst das größere vollständig und die einzelnen Stücke genau in der Reihenfolge, in der sie hier stehen, also nicht in chronologischer, sondern wesentlich topographischer Ordnung. Dem folgt (II, S. 169 ff.) das kleinere Chartular in gleicher Weise, und weiter (S. 501 ff.) ein Appendix von Urkunden aus verschiedenen Quellen.

Vielleicht das Interessanteste von allen ist die zuletzt als ein Ganzes für sich gegebene Descriptio mancipiorum ecclesie Massiliensis (S. 633—654), ein Güterverzeichnis der Kirche, das sich an die Ver-

sonen der Knechte und anderen abhängigen Leute anschließt, aber regelmäßig zugleich ihre Besitzungen und Leistungen aufzählt und so den alten Polypicen von St. Germain, Rheims u. an die Seite gestellt werden kann. Hr de Wailly, in dem Vorwort, das er dem Ganzen vorangestellt hat, bedauert namentlich, daß Guérard, der sich um diese Klasse von Denkmälern so große Verdienste erworben und ihnen so wesentliche Aufschlüsse über die Lebensverhältnisse des 9ten Jahrhunderts abgewonnen hat, nicht die Freude dieser Entdeckung gehabt, die ihm wahrscheinlich Anlaß zu neuen Ausführungen der Art gegeben haben würde. Das Original ist eine Pergamentrolle 2 Meter 16 Centimeter lang, 25 Centimeter breit, geschrieben im Jahr 814, wie die Angabe des Bischofs Wadalbus und der Indiction zeigt, und der Charakter der Schrift, von der ein Facsimile beigelegt ist, bestätigt. Der Text ist reich an Abkürzungen, deren sichere Auflösung einigemal nicht ohne Schwierigkeit ist. Das häufig vorkommende *bāc* oder *bāce*, das Guérard in einer andern Urkunde (N. 241) *banc* gelesen, ist als *baccalarius*, *baccalaria* gefaßt, wohl nicht in der Bedeutung, die bei Ducange ed. Menschel I, S. 523 angegeben ist, als eine besondere Klasse abhängiger Bauern, sondern vielmehr, da es meist als nähere Bestimmung zu *silius*, *siliu*, hinzutritt, als Bezeichnung für junge Leute, die ein gewisses Alter erreicht (Delisle S. XII meint das 14te oder 15te), aber noch keine selbständige Stellung erlangt haben; vgl. Ducange S. 524 (*adolescentes non conjugati et juvenculae nondum nuptae bacheliers vulgo nuncupabantur*). Eine andere Form, die die Herausgeber *apsl* gelesen, ist als *apsta* wiedergegeben, in der Bedeutung, in welcher sonst *upsa* steht, und fast sollte ich glauben, daß das angebliche *l* nur ein

Cartul. de l'abb. de S. Victor p. Guérard 1461

Abkürzungszeichen ist und *apsa* geschrieben werden muß; es bezieht sich auf *colonicum* und bedeutet augenscheinlich, in Uebereinstimmung mit dem was früher ausgeführt ist (vgl. Ueber die altdeutsche Hufe S. 44), eine solche, die keinen Inhaber hatte, während das Verzeichniß sonst gerade, wie bemerkt, von den Personen ausgeht und die Güter gewissermaßen als Zubehör dieser nennt. — In dem mitgetheilten Facsimile würde ich auch sonst Einzelnes anders lesen, als es die Ausgabe thut. Das *uu* in *uundaldo*, *uualdefredus* sollte nicht *Vu*, sondern entweder, wie in der Handschrift, oder als *W* wiedergegeben sein. Statt *uxor* steht offenbar wiederholt *ox(or)*. Z. 3 muß, wenn das Facsimile richtig, wohl *Leotandus* statt *Leotardus* gelesen werden, Z. 4: *Domniadus* (oder: *Domnladus*?) statt *Domnaldus*, Z. 5 vielleicht: *Projectus* statt *Projetus*; Z. 8 steht nicht *verbrs*, was *verbecarius* erklärt ist, sondern *verb r̄r*, wo die beiden letzten Buchstaben etwas für sich zu bedeuten scheinen; Z. 8 lese ich *Mauregulus* statt *-gulus*; *Sanclaemerus* (*scāsmorus*) statt *Scaemerus*; Z. 9 ist *Benonala* als ein Wort (Name) zu schreiben *). — Gelegentlich will ich bemerken, daß unter den verschiedenen Kategorien, in denen die Kinder der Hörigen vorkommen, auch eine ist *ad scola*, was wohl als Zeugniß angesehen werden kann von der Sorge des Klosters für ihre abhängigen Leute zu einer Zeit, wo nach Karls Verordnungen über den Schulunterricht etwas dergleichen nicht als allgemein angenommen werden kann. Das ganze Denkmal verdient, wie diese alten Güterverzeichnisse alle (ich mache nur auf das neuerdings von *Vacomblet* bekannt gemachte sehr wichtige

*) S. 633 liest Brille steht: *seccalaria*. Dabı durch Druckfehler statt: *baccalaria*. Dat. Ebenso ist S. 637 Z. 7 gewiß *Dructerigus* statt *Dructerigus* zu lesen.

und inhaltsreiche von Werden an der Ruhr aufmerksam), eine weitere Beachtung. Die Herausgeber vindiciren ihm auch dem Alter nach einen Platz unmittelbar neben dem des Irmino von St. Germain und weisen bei der Gelegenheit die Annahme eines andern jüngern Gelehrten zurück, nach welcher das Polypiticum S. Remigii Remensis, von dem früher (1853 St. 106 ff.) in diesen Blättern die Rede war, nicht der Zeit des Hincmar, wie Guérard und Andere annahmen, sondern schon dem Anfang des 9ten Jahrhunderts angehören sollte.

Auf ein noch älteres „polypiticum“ wird in einer Urkunde über einen Rechtspruch von Missi aus dem Jahr 780 Bezug genommen (S. 45). Das Fragment aber eines späteren (saec. X) ist in das erste Chartular aufgenommen (N. 291; wo ganz dieselben Formeln wie in dem älteren gebraucht werden, aber anfangs zum Theil verkannt worden sind, indem nicht allein jenes *hanc* statt *bac*, sondern auch *aprum* statt *aps* gelesen ist; die Nachfolger Guérards hätten hier wohl nicht allein durch nachträgliche Verichtigung, sondern durch einen Carton helfen sollen); andere Verzeichnisse einzelner Güter sind erheblich jünger.

Der Text der älteren Urkunden, die ich näher durchgesehen, enthält Manches, an dem man Anstoß nehmen kann, und wenigstens nicht immer wird man sich bei der Ansicht von Hn Delisle beruhigen, daß meist die Schreiber der Urkunden selbst dies verschuldet hätten. So steht S. 9 zweimal *emanitalis* statt *emunitatis*, und auch die II, S. 939 nachgetragenen Lesarten des Originals geben nichts Anderes an, während hier doch gewiß nur an eine in Urkunden dieser Zeit leicht erklärliche Verwechslung des offenen „u“ und „a“ gedacht werden kann. S. 13 ist sogar gedruckt: *sub nostra defensione ac*

Cartul. de l'abb. de S. Victor p. Guérard 1463

munitalis et tuitione, wo doch jedenfalls emunitatis zu geben und auf das richtige: ac emanitatis nostra tuitione, hinzuweisen war. Weniger leicht ist zu sagen, was S. 33 Z. 15 statt: Pipinus rex vel Carolus rennensis, pius, augustus gelesen werden muß; die Herausgeber vermuthen serenissimus; man könnte vielleicht auch an mannus statt magnus denken. Ich enthalte mich aber, näher auf solche Einzelheiten einzugehen. Im Ganzen kann man doch, wo nicht ganz besondere Schwierigkeiten sich darbieten, auf die Zuverlässigkeit des Textes Vertranen haben.

Für die Erklärung ist hauptsächlich durch die sehr ausführlichen und genauen Register gesorgt: ein allgemeines der Namen, ein besonderes geographisches mit Nachweis der entsprechenden neueren Benennungen, und außerdem ein sogenannter Index rerum, der Sach- und Sprachregister zugleich ist und durch seine Reichhaltigkeit erfreut. Einige Gegenstände sind in der Vorrede besonders besprochen, so Eigenheiten in der Sprache oder sonstigen Fassung mancher Urkunden; nicht wenige zeigen den entschiedensten Uebergang des Lateinischen in die Volkssprache, das spätere Provenzalische; eine andere Reihe, die des Erzbischofs Raimbald von Arles, gefällt sich in Eingängen in gereimter Prosa, die hier wie förmliche Verse abgesetzt sind und sich so im Druck eines Urkundenwerks wunderbarlich genug ausnehmen. Auch andere Eigenthümlichkeiten finden sich, Unterschriften in griechischen, ja bei einem spanischen König sogar in arabischen Buchstaben. Auch zu arabischen Ausdrücken haben mehrere auf Besitzungen in Spanien bezügliche Urkunden Anlaß gegeben, und für diese hat Reinaud die Erklärungen beigezeichnet. — Ein anderer Theil der Vorrede betrifft den Zustand der Personen und des Landes, doch ist hierüber kürzer ge-

...te der Grafen
nen Zeit; größere
(S. LXXIII—C) in
Geographie in Verbi
theilung des Landes
erhalten, indem versud
zeln Grafschaften in
Orte in diesen zu be
Arbeit ist von Hrn Mac
Unserm Interesse näh
Urkunden über einzelne r
hältnisse, die in neuerer
Aufmerksamkeit gewesen si
ich mit Rücksicht auf eine
tern (1859. St. 173) best
209: *exceptis mansis que*
einer Schenkung des Erzbis
1029; N. 265: *terra Sta*
299: *mansum de Arnaldo*
305; N. 376: *excepto uno*
ramus ad feus Guarnerio ca
len, in denen feus oder fevun
Gegensatz gegen Gut de
calura, sind in
211

Stettingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

148. Stüd.

Den 15. September 1860.

Paris

Schluß der Anzeige: »Collection des cartulaires de France Tom. VIII. IX. Cartulaire de l'abbaye de Saint-Victor de Marseille publié par M. Guérard avec la collaboration de MM. Marion et Delisle. Tome I.

Wiederholt findet sich der Ausdruck *alodarii*, auch für solche, die ihr Erbgut dem Kloster übergeben hatten; N. 96 ist ein Breve memoratorium, wie es heißt, *de alodariis qui habuerunt alodem in villa que nominant Almis, quomodo dederunt Deo et sancto Victori omnia quecumque ibi habuerunt.*

Bemerkenswerth sind außerdem die Datirungen einzelner Urkunden. N. 64 und 101: *regnante Odone rege Alamannorum sive Provinciae*; die Herausgeber denken an den Grafen Odo von der Champagne, den Gegner Konrad II. in Burgund; und einer der Ottonen kann jedenfalls nicht gemeint sein, da der Aussteller der Urkunde, der Erzbischof Raimbald dem 11. Jahrhundert angehört. Von

1466 Östt. gel. Anz. 1860. Stück 148.

Conrad heißt es N. 154 und öfter: *regnante Cona imperatore*; vgl. 241: *regnante sive imperante Cono*; 243. 246 ff.; 277: *regnante Cono rege Alamannorum sive Provinlie*; 451: *regnante Contra rege*; 704 neben einander: *regnante domino nostro rege atque imperatore omnium Cona imperatore Alamannorum et Philipo rege Francorum*. Bei Heinrich III. und IV. findet sich N. 783, vom J. 1044, N. 254, vom J. 1046, und N. 184, vom J. 1057, die ungewöhnliche Bezeichnung: *rege Romano*; N. 307, 1058: *rege Romanorum*; N. 657, 1045: *imperatore Alamannorum et Romanorum Burgundionumque atque Provincialium*; N. 545, 1057: *rege Langobardorum et Burgundiorum*; sie heißen sonst *rex Alamannorum*, oder *Alamannorum seu Provinliae*, oder am häufigsten bloß *rex* oder *imperator*. N. 976, vom J. 1165, steht: *regnante rege Frederico in Asia*; vergleicht man N. 1025: *Frederico imperante in Alemannia*, so kann wohl kein Zweifel sein, daß Asia für Alemannia verstanden ist. — Urkunden von diesen Königen und Kaisern selbst habe ich keine bemerkt; dagegen finden sich einzelne, wie von den früheren fränkischen, so den späteren burgundischen Königen.

Ich schließe diese Anzeige mit dem Wunsch, daß die Sammlung der Chartulare, die in der großen Collection des documents inédits einen der wichtigsten Plätze einnimmt und dieser auch bei uns in Deutschland, wo Guérard, so lange er lebte, auch für die Verbreitung derselben unter den Forschern der Geschichte und des Rechts noch besondere Sorge trug, nicht am wenigsten Ansehn verschafft hat, eine weitere des verdienten Begründers dieser Unternehmung und Hauptvertreters urkundlicher Studien in Frankreich würdige Fortsetzung finden möge. Noch

Thomas, Das Pythagoräische Dreieck u. 1467

mehr freilich werden wir uns freuen, wenn die zuletzt von ihm geleitete Sammlung der Urkunden zunächst der Karolingischen Zeit, deren Fortführung Hrn. Delisle übertragen ist, nicht zu lange auf sich warten läßt und so das Studium dieser älteren, jetzt so vielfach zerstreuten oder noch gar nicht publicirten Denkmäler eine Erleichterung erfährt.

G. Waig.

B e r l i n

Verlag von F. A. Herbig 1859. Das Pythagoräische Dreieck und die ungerade Zahl. Ein Beitrag zur Einleitung in das Studium des rechtwinkligen Dreiecks von Karl Thomas. 92 S. in Octav.

Der Verf., welcher sich für einen Nicht-Mathematiker erklärt, hat sich mit diesem Gegenstande anfangs allein zum Zwecke seiner Erholung und Belehrung beschäftigt, ist jedoch dabei zu der Ansicht gekommen, daß derselbe zur Benutzung für den mathematischen Elementarunterricht ganz vorzüglich geeignet sei. Dieser Gesichtspunkt wurde im weiteren Verfolge um so mehr festgehalten, als „unter seinem Schutze von jeder ausdrücklichen Berücksichtigung dessen Abstand genommen werden konnte, was schon von Anderen über denselben Gegenstand war verhandelt worden.“ Außerdem gewährte die Festhaltung jenes Gesichtspunktes den zweiten Vortheil, „daß an Stelle der von der gelehrten Mathematik geforderten Eleganz der Darstellung die größte Einfachheit der Inductionen und Deductionen angestrebt werden durfte.“ Nach der (uns wenig einleuchtenden) Meinung des Verf. schließen sich also Eleganz der Darstellung und Einfachheit der Deductionen ge-

gering aus; das Eine oder das Andere mußte
 ergriffen werden, und der Verf. verzichtete auf die
 Eleganz; — eine Entsagung, welche keineswegs aus
 dem Gefühl der Schwäche hervorgegangen ist. Denn
 der vorliegenden Schrift ist wahrlich kein geringer
 Veruß zugedacht: sie soll dazu dienen in der Ju-
 gend den Sinn für die Schönheit der natürlichen
 Einfachheit des Gedankens zu wecken, in der Ju-
 gend, der doch „nur das Beste und Gediegenste
 darf dargeboten werden.“ Darum auch empfiehlt
 der Verf. seine Arbeit nicht der Nachsicht des Ver-
 fassers, sondern wünscht vielmehr, „daß sie der schärf-
 sten Kritik möge würdig erachtet werden“, einer Cri-
 tik, welche sich nicht bloß auf die Form der Dar-
 stellung in ihrer schönen, natürlichen Einfachheit,
 sondern auch auf den wissenschaftlichen Werth der
 Gedanken selbst erstrecken soll. Nicht bloß in Be-
 ziehung auf die Form seiner Arbeit nimmt der Vf.
 den Ruhm der Neuheit in Anspruch, sondern hofft
 auch in Beziehung auf ihren Inhalt, „daß ihm das
 seltene Glück zu Theil geworden sei, einen noch
 wirklich neuen Punkt in der Theorie des rechtwin-
 kigen Dreiecks aufzufinden, insofern es ihm nämlich
 gelungen sei, durch sehr einfach herzuleitende For-
 men die Seiten des rationalen rechtwinkligen Drei-
 ecks nicht nur auf ihre letzten Formelemente, son-
 dern diese auch auf ihre Atome (!) zurückzuführen,
 und jeden Formelementen aber die beiden Zahlen-
 nachzuweisen, welche für das rationale recht-
 eckige Dreieck an die Stelle der absoluten Prim-
 zahlen, indem sie als die Hauptzahlen sich
 Zahlenverhältnisse des Systemes der rationalen
 Dreiecke so absolut unterwerfen, als
 absoluten Primzahlen vorausgesetzter Maßen
 (P), ohne daß es bis jetzt gelang, diese

Thomas, Das Pythagoräische Dreieck n. 1469

- : vorausgesetzte Beziehung der durch ihre Untheilbarkeit
: charakterisirten absoluten Primzahl zum recht-
: winkligen Dreieck zu entziffern."

Die Aufgabe, allgemeine Formeln aufzustellen, aus welchen sich beliebig viele Ternen ganzer Zahlen ableiten lassen, welche der Gleichung $a^2 + b^2 = c^2$ genügen, ist bekanntlich von Wichtigkeit für die Geschichte der Wissenschaft. Proklus, der Commentator des Euklid, gibt für dieselbe bereits eine doppelte, übrigens unvollständige Auflösung, welche er dem Pythagoras und dem Plato zuschreibt, und welche lange Zeit den Mathematikern des Abendlandes die einzige bekannte Lösung jenes Problems blieb. Wenn wir nicht irren, war Gerbert der erste, der sich an einer Verallgemeinerung derselben versuchte, ohne jedoch zu einem wesentlichen Fortschritt zu gelangen. Seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften wurde die Aufgabe öfter zum Gegenstande mathematischer Untersuchungen gewählt, besonders wohl deshalb, weil sie auf das Genaueste mit der Auflösung unbestimmter Gleichungen vom zweiten Grade zusammenhängt. Doch geriethen die bereits von Leonard von Pisa und Lucas von Borgo (1494) gegebenen Lösungen hierhergehöriger Probleme später wieder in Vergessenheit — wahrscheinlich wegen ihrer Unvollständigkeit und mangelhaften Begründung. So ist es gekommen, daß wir die erschöpfende Behandlung der unbestimmten Gleichungen vom zweiten Grade (mithin auch der pythagoräischen Zahlen) erst dem großen Euler verdanken, unter dessen ruhmvollen Leistungen gerade diese für eine der schätzenswerthesten von seinen Zeitgenossen gehalten wurde. Deshalb setzte es auch die Mathematiker in nicht geringes Erstaunen, als im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts durch Colebrooke's

Uebersetzung die Arithmetik und Algebra des indischen Philosophen Brahmegeupta, welcher im 6. Jahrhundert lebte, in Europa bekannt wurde. Man fand in dieser Schrift nicht allein eine vollständige Auflösung des Problems der drei pythagoreischen Zahlen, sondern auch die Euler'sche Lösung der unbestimmten Gleichungen zweiten Grades — hier auf der Betrachtung eines aus rationalen rechtwinkligen Dreiecken zusammengesetzten Vierecks stehend. Wenn nach dieser litterarischen Entdeckung die Vermuthung aufstauhte, jene Italiäner, Leonard von Pisa und Lucas von Borgo möchten ihre fragmentarische Kenntniß jener Probleme auf indirectem Wege aus den Schriften Brahmegeupta's erhalten haben, so konnte dieser Hypothese um so weniger irgend eine Willkürlichkeit vorgeworfen werden, als die Mathematiker des 12ten, 13ten und 14ten Jahrhunderts ja unzweifelhaft aus arabischen Quellen geschöpft haben und der indische Ursprung der arabischen Algebra wohl ebenso wenig bestritten werden kann.

Ziehen wir ferner das in gehörige Erwägung, daß die Begriffe der Rationalität und Irrationalität auf das engste mit dem Probleme der drei pythagoreischen Zahlen verknüpft sind, so muß uns die historische Bedeutung desselben in hohem Grade einleuchtend werden. Gewiß — eine genaue Geschichte dieses Problems wäre ein höchst dankenswerther Beitrag zur Geschichte der älteren Mathematik, wie überhaupt eine klassische Geschichte der Mathematik undenkbar scheint, so lange für dieselbe noch nicht durch eine Anzahl ähnlicher, historisch-kritischer Monographien Grund gelegt ist. — Das ist es, was wir zuerst suchen, wenn wir eine neue Schrift über das pythagoreische Dreieck in die Hand neh-

Thomas, Das Pythagoräische Dreieck x. 1471

men. Die vorliegende Schrift enthält jedoch von allen diesen Dingen keine Silbe. Schon in den ersten Sätzen des Vorworts wird jede Berücksichtigung der historischen Seite ausgeschlossen und dagegen als Hauptzweck der Schrift die Vermehrung des Apparates für den mathematischen Elementarunterricht hingestellt. Dadurch zeigt der Verf. freilich, daß er von den Bedürfnissen dieses Unterrichtes keine Ahnung hat. Das Problem der pythagoreischen Zahlen kann ein Lehrer der Mathematik in Secunda oder Prima wohl einmal in einer oder zwei Stunden behandeln, wozu er natürlich keines besondern Apparates bedarf; aber nimmermehr wird er daran so viel Zeit wenden, als etwa zur Durcharbeitung der vorliegenden Schrift mit einer Schülerklasse erforderlich wäre. Denn dazu bietet dieses Problem zu wenig den Geist anziehende und übende Mannichfaltigkeit, es hat zu wenig Beziehungen zu den übrigen im Bereich des Elementarunterrichtes liegenden Theilen der Mathematik. Glaubt der Verf. wirklich, daß diese seltenlangen und längeren Zahlentabellen, diese spielenden Wiederholungen mechanischer Operationen eine geeignete Nahrung für den jugendlichen Geist abgeben könnten? Fast scheint es so; ob jedoch seine Ansicht die Zustimmung vieler Schulmänner sich erwerben werde — wir können nicht umhin, es für sehr zweifelhaft zu halten.

Ebenso zweifelhaft erscheint uns der wissenschaftliche Werth der vorliegenden Arbeit an sich ohne Rücksicht auf besondere Zwecke. Der Verf. wünscht sie „als eine brauchbare Einleitung in das Studium des rechtwinkligen Dreiecks“ anerkannt zu sehen und meint, daß diese Einleitung, vollendet, „sich zum Einmaleins der Mathematik gestalten werde.“ Ueber dieser dunkeln Rede gehelmen Eben wollen wir

uns nicht den Kopf zerbrechen; doch müssen wir dem Verf. bemerken, daß seine Schrift eine einerseits sehr einfache, andererseits sehr specielle und rein arithmetische Aufgabe behandelt, nämlich die: Formeln aufzustellen, in welchen alle Terns ganzer Zahlen (a , b und c) enthalten sind, die der Gleichung $a^2 + b^2 = c^2$ genügen. Diese Aufgabe gehört zur unbestimmten Analysis des zweiten Grades und steht mit dem rechtwinkligen Dreieck und dessen Eigenschaften nur in einem zufälligen Zusammenhange. Die räumlichen Eigenschaften der rechtwinkligen Dreiecke kommen allen diesen Dreiecken zu, mögen nun ihre Seitenverhältnisse rational oder irrational sein.

Was nun die Art der Behandlung betrifft, so scheint sich der Verf. nicht wenig darauf einzubilden, daß er „das System der rationalen rechtwinkligen Dreiecke in einer im Bereiche der elementaren Mathematik wenigstens noch nicht zur Anwendung gebrachten Weise“ aus jenem bekannten Satze, daß die Summe der n ersten ungeraden Zahlen $= n^2$ ist, abgeleitet habe. Doch dieser Gedanke lag in der That so nahe, daß um den Ruhm, ihn zuerst gedacht zu haben, der Verf. gewiß von Niemandem beneidet werden würde — so nahe, daß er wohl ohne Zweifel den Mathematikern, welche sich früher mit demselben Gegenstande beschäftigt haben, auch schon gekommen ist, wenn sie es auch nicht für dienlich gehalten haben, ihn weiter zu verfolgen. So viel wenigstens ist gewiß, daß wir ihn bereits ausgesprochen und benutzt finden in einem, übrigens in wissenschaftlicher Hinsicht höchst ungenügenden Schriftchen, welches vom rationalen rechtwinkligen Dreieck handelt, im Jahre 1849 erschienen ist und einen ehemaligen Zögling des Berliner Gewerbeinstituts,

Thomas, Das Pythagoräische Dreieck x. 1473

Namens Dressler, zum Verfasser hat. Doch deswegen wollen wir den Gedanken, die pythagoreischen Ternnen aus der Reihe der ungeraden Zahlen abzuleiten, nicht verwerfen; es kommt schließlich nur darauf an, ob er in der vorliegenden Schrift in einfacher, klarer und erschöpfender Weise benutzt ist. Das ist jedoch nach unserer Ansicht durchaus nicht geschehen. Die so einfache Aufgabe wird durch sieben Kapitel (50 Seiten gr. 8) herangezerrt; eine übersichtliche Anordnung des Inhalts wird gänzlich vermist trotz der Kapiteleinteilung und der Ueberschriften, welche den Inhalt angeben sollen; Trivialitäten werden unermüdlich wiederholt, und außerdem wird der Raum mit langen Zahlenteilen verschwendet. Um diese Behauptungen im Einzelnen zu belegen, müßten wir eine vollständige Analyse der Schrift geben, was uns Niemand — selbst der Verf. nicht — danken würde. Auch werden wir das Gesagte schon reichlich bestätigt finden, wenn wir noch einige prüfende Blicke auf die vier letzten Kapitel (VIII — XI) werfen; diese bilden zu der Schrift eine Art von Anhang, dessen Zweck es wahrscheinlich sein soll, einige Anwendungen der vorher entwickelten Lehrsätze und Methoden aufzuzeigen. So trägt das achte Kapitel die Ueberschrift: Die Berechnung der rationalen Tangenten und Secanten, und wir fragen uns verwundert, was damit gemeint sein soll. Bekanntlich berechnet man längst die trigonometrischen Functionen gegebener Winkelwerthe mit convergirenden Reihen; sie aus der Reihe der ungeraden Zahlen abzuleiten, das wäre jedenfalls eine neue Methode. Unsere Spannung wird aber noch erhöht durch den Zusatz „rational“; der Verf. verspricht also außerdem auf denselben Grundlagen diejenigen Winkelwerthe anzu-

geben, deren Tangenten und Secanten rational sind. Wir erwarten demnach im achten Kapitel nicht weniger zu finden als eine Entwicklung der Bedingungen, unter welchen die irrationalen Ausdrücke für die Tangenten und Secanten irrationaler Winkelgrößen ihre Irrationalität verlieren und sich in endliche Formeln fügen. Keine Erwartung kann ärger getäuscht werden. In dem ganzen Kapitel ist vor die Rede; der Verf. berechnet frischweg und unbedrossen Tangenten und Secanten, ohne sich um die dazu gehörigen Winkel im geringsten zu bekümmern. Sagte ihm denn da seine „alte formale Logik“ gesunden Menschenverstandes“, auf welche er stolz ist, nicht, daß das Unternehmen, speciell die the einer abhängigen Variablen „berechnen“ zu wollen, wenn die entsprechenden Werthe der unabhängigen Variablen durch nichts bestimmt sind, Absurdität ist, welche die größten Absurditäten absoluten Denkens in den Schatten stellt? Der Verf. nicht einmal so weit in das Mathematik eingedrungen, um zu wissen, von einem Auffuchen derjenigen Tangenten und Secanten, welche rational sind, gar nicht die Rede sein kann, weil eben jede rationale Zahl zu einer rationalen Tangente und jede rationale Secante eine rationale Secante ist?

Doch genug von diesem achten Kapitel. Der ganze Inhalt außer diesen Absurditäten höchst überflüssigen Wiederholung einer Sache, nach welcher man rationale Tangenten (man vergl. S. 1472) auffuchen gegeben ist; wir gehen zum neunten Kapitel. Dieses Kapitel trägt die Uebersch

Thomas, Das Pythagoräische Dreieck n. 1475

Das rationale rechtwinklige Dreieck und beginnt sogleich mit folgendem charakteristischen Satze: „Könnte $\sqrt{2}$ auf irgend einem Wege durch wirklich ausführbare Zahlenoperationen als eine rationale Größe dargestellt werden, so würde man das rationale rechtwinklige Dreieck mit gleich großen Catheten ebenso leicht durch Zahlen darstellen können, als man dasselbe auf dem Wege der graphischen Construction darstellen kann.“ — In der That ein schönes Cabinetstück der „alten formalen Logik des gesunden Menschenverstandes“! Um denjenigen, welche den tiefen Sinn dieses Satzes doch nicht fassen können, zu imponiren, ist er gewissermaßen umwölkt von einigen volltönenden Ausdrücken; doch ist es nicht schwer, die überflüssigen Beiworte und Umschreibungen abzustreifen, und da erhalten wir diesen höchst sinnreichen Gedanken: wenn $\sqrt{2}$ eine rationale Zahl wäre, so würde das rationale rechtwinklige Dreieck mit gleichen Catheten — rational sein. In der That, fein ausgedacht! ein schönes Wenn! ein subtiles So! Wenn weiß schwarz wäre, so würde die weiße Kohle — weiß sein!

Der Rest des neunten Kapitels ist weniger bemerkenswerth. Es werden aus dem rationalen rechtwinkligen Dreieck Näherungswerthe für die Zahl $\sqrt{2}$ abgeleitet. Wenn sich nämlich die Maßzahlen der beiden Catheten um 1 unterscheiden, so kommt das Verhältniß der Hypotenuse zu einer Cathete der Zahl $\sqrt{2}$ um so näher, je größer die Maßzahlen sind. Der Verf. berechnet also eine Reihe von pythagoreischen Dreiecken, welche der angegebenen Bedingung entsprechen, und findet für die Seiten des zehnten Dreiecks in dieser Reihe die Maßzahlen 27304196, 27304197 und 38613965. Die Verhältnisse der letzten Zahl zu einer der beiden er-

sten bilden zwei Näherungswerthe, zwischen welche $\sqrt{2}$ liegen muß. — Wir wissen nicht, ob die Idee dem Verf. eigenthümlich zugehört; jedenfalls vermögen wir nicht einzusehen, welchen Nutzen die verhältnißmäßig sehr weitläufige Rechnung habe soll. Kam es aber dem Verf. nur darauf an, die möglichen Anwendungen von seinen Formeln zu machen, so hätte er weiter gehen und zeigen müssen, daß sich auf ähnlichem Wege Näherungswerthe nicht bloß für $\sqrt{2}$, sondern für die Quadratwurzel aller Rationalzahlen finden lassen. Ist z. B. die Maßzahl der kleineren Kathete eines rationalen rechtwinkligen Dreiecks und $2n \pm 1$ die Maßzahl der Hypothenuse, so nähert sich das Verhältniß der größeren Kathete zur kleineren um so mehr der Zahl $\sqrt{3}$, je größer die Maßzahlen sind u.

Doch wir glauben für unser oben ausgesprochenes Urtheil über den wissenschaftlichen Werth vorliegenden Schrift durch die speciellere Kritik in Kapitel bereits hinreichende Belege gegeben zu haben. Wir können uns die undankbare Mühe sparen, die Verlehrtheit und völlige Worthlosigkeit auch der beiden letzten Kapitel nachzuweisen. würden uns nicht einmal so lange bei dieser aufgehalten haben, wenn wir nicht durch die scheinende Sprache des Vorwortes und der genöthigt gewesen wären unser nicht sehr nennendes Urtheil näher zu begründen. Der genügt sich nämlich nicht damit, uns in dem berücksichtigten) Vorworte weitläufig übertreibenden Tendenzen seiner Schrift zu belehren, er widmet diesem Zwecke auch noch Theil einer sechs Seiten langen Einleitung, welche trägt die Ueberschrift: „Die Organe des gesunden Menschenverstandes“

ihre Logik des absoluten Denkens“, und beginnt mit einem satirischen Ausfall gegen die absolute Philosophie, welche die alte Logik habe abschaffen und eine neue an ihre Stelle setzen wollen. Wir können dem Verf. dieses gefahrlose, vollkommen unschädliche Vergnügen gewiß gern, können aber nicht anhält zu fragen: was hat dieser Ausfall mit dem pythagoreischen Dreieck zu schaffen? Darauf erhalten wir die in ihrer Art merkwürdige Antwort: eine directe Polemik gegen jene philosophische Richtung ist von fraglichem Nutzen; durch vorzügliche Resultate an glänzenden Beispielen muß es bewiesen werden, daß die alte Logik besser ist als die neue. Von diesem Standpunkte aus erschien das pythagoreische Dreieck „ganz vorzüglich dazu geeignet, an ihm eine harte und scharfe Probe mit der alten formalen, von der Modephilosophie so tief herabgewürdigten Logik öffentlich und vor allem Volke vorzunehmen.“

Zweierlei fällt uns an diesem Gedankengange des Verfs unangenehm auf: die Schwäche im logischen Denken und die enorme Stärke im Selbstgefühl.

Denn gesetzt auch — und dies ist das Erste — die vorliegende Schrift hätte einen ungeheuren Erfolg, sie würde von „allem Volke“ als eine ausgezeichnete, als eine ruhmvolle Leistung des menschlichen Geistes begrüßt, so ist doch vom Verf. auch nicht einmal versucht worden nachzuweisen, daß dieselbe im Wesentlichen ein Erzeugniß der „alten formalen Logik“ sei, und daß eine ähnliche Leistung nicht aus der „neuen, freien Logik“ hätte hervorgehen können.

Das Zweite ist dieses: nach der eignen Aussage des Verfs hat „die alte formale Logik das Einmaleins erdacht (!) und die Logarithmen berechnet; ihr verdankt die Menschheit alles, was nur

1478 *Bött. gel. Anz.* 1860. Stüd

je im Laufe der Jahrtausende
echte Errungenschaft wissenschaftlicher
Forschung bewährt hat; denn
dem modernen Philosophen nicht ge-
noch konnte es diesem gelingen Deut-
zeln (sic!) lang mit seiner Philo-
sophie.“ Nun wenn dem so ist, wie
Verf. denn der thörichten Einbildung
Schriftchen, von welchem er sich die
Uebersetzung selbst sagen muß, daß es
ten einen sehr bekannten Gegenstand
handelt, werde zur Wiedereinsetzung
ten „alten Logik“ in ihre alten Ge-
das Mindeste beitragen?!

In Beziehung auf Papier und
Schrift sehr splendid ausgestattet.

H e i d e l b e r g

1859. Die Lehre von der Aussprache
des Englischen nebst einem Abrisse der For-
Prof. Dr. A. Hofman. X u. 356

Unter den zahlreichen Lehren von
des Englischen, die gewöhnlich zu
Sprachlehren vorangehen und eben
einem mäßigen Raume bewegen müssen
wenige, die in Hinsicht auf innere
gleich gestellt werden können. Die
mentlich in der neuen von Herri-
Ausgabe (1857), welche 73 Seiten u-
die in dessen Schulgrammatik auf 45
sie auch die Uebersetzung der angefu-
und die Abstammung derselben, was
benswerth ist, nicht geben, sind wege-
chern Anordnung und ihres geringe-
wegen gemeinnützlicher: denn nur bei

gen Männern wird die Lust oder das Bedürfnis eine Sprache zu erlernen, so überwiegend vorherrschen, daß sie, um einigermaßen richtig auszusprechen, 356 Seiten geduldig durchzustudiren, oder wenn es nöthig ist, durchzublätern, um Belehrung bei einzelnen Fällen einzuholen, sich beeifern werden. Es ist überflüssig zu sagen, daß die Schwierigkeit der Aussprache nur durch Lesen stufenweise überwunden werden kann, daß ein gutes Wörterbuch unterstützen muß, und daß alsdann die zu reichliche Theorie entbehrlich wird. Sagt ja schon John Locke, gest. 1704 (*Some thoughts concerning education*, London 11th Ed. 1745), daß Sprachen nur durch Lesen und Sprechen erlernt werden können. Deshalb haben wir in unsrer „Vereinf. Sprachlehre“, welche nach der Bestimmung Wagner's vor seinen zwei Sprachlehren begonnen werden soll, der Aussprache nur 10 Seiten gewidmet, um mehr Zeit zum Lesen und Uebersetzen zu erlangen, wo Regeln und Ausnahmen sich in Fülle wiederholentlich darbieten und auf diese Weise sich dem Gedächtnisse besser einprägen als einzelne Wörter.

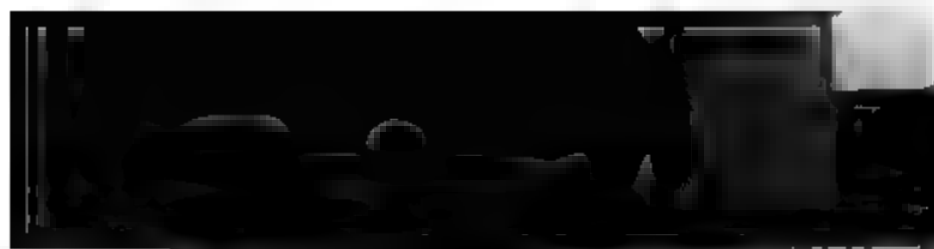
Nichtsdestoweniger verdient vorstehendes Buch über Aussprache gelobt und empfohlen zu werden, jedoch, unsrer Ansicht nach, vorzugsweise Lehrern, welchen es gewiß willkommen sein wird, indem es ihnen das stufenweise Lehren erleichtert und Stoff zu Repetitionen darbietet: weniger dem Lernenden, denn es leidet keinen Zweifel, daß dieser schneller sein Ziel erreichen wird, wenn ihm eine weniger umfassende Theorie in die Hände gegeben und dann gleich zum Lesen und Uebersetzen geschritten wird; der Lehrer kann dann einen Theil der Wörter übergehen lassen und sich mit einer kleinern Anzahl begnügen. Die vielen, ja zu vielen Belegwörter bei jeder Regel, sind nur Wenigen als Lese- und Uebersetzungs-

übung (welches Letztere doch nicht der Zweck des Buches ist) von einigem Nutzen; wer wird nicht dock und stock etc. gleich aussprechen, wenn ihm die Verfürzung des Vocals vor ck bekannt ist, ebenso gain, mail, bay, pray, wenn er weiß, daß

ai und ay, außer den wenigen Ausnahmen nicht gelesen wird, wozu also die sehr vielen Wörter mit ai und ay? Die stattlichere aber unnütze Compilenz ist abschreckend und möchte die Verbreitung des Buches verringern.

Der Plan des Buches ist sinnig, mit vielem Fleiß und Genauigkeit entworfen und ausgeführt, und die Zusammenstellungen sind gut berechnet. Der Lehrer wird sich freuen, das Labyrinth der Aussprache so viel als möglich entworren zu sehen, durch welches er behutsam und sicher geleitet wird. Ueber die Unzweckmäßigkeit der, besonders bei mehrsilbigen Wörtern, Wirrung verursachenden Zeichen Worcester's, dessen Bezeichnung in diesem Buche angenommen ist, haben wir uns schon vor Jahren in diesen Blättern ausgesprochen (vergl. Jahrg. 1855. No 164), und geben unbedingt der Wallerschen den Vorzug.

Wir geben noch den Inhalt, der am besten in den Plan des Bfs einführt. Einleitung: Ursprung der englischen Sprache, Schriftzeichen, Formenlehre. Abschnitt 1. Wurzelsilbe, Vorsilben. Nachsilben, Zusammensetzung, Accent; Abschn. 2. Britische Wörter; Abschn. 3. Französische Wörter. Aussprache, Betonung; Abschn. 4. Anglofränkische Mischlinge; Abschn. 5. Latein., Griech., Hebräische Wörter; Abschn. 6. Neufrenz., italien., span., portug., deutsche Wörter; Abschn. 7. Einige Besonderheiten der Aussprache. Mifed.



1481

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

149. Stüd.

Den 17. September 1860.

Z i e l

Ernst Homann 1860. Deutsche Verfassungs-
geschichte von Georg Waitz. 3. Band. X u.
34 S. in Octav.

Wenn ein Werk, das vor 16 Jahren begonnen,
essen letzter Band vor 13 Jahren erschienen, eine
Fortsetzung erhält, so ist dem Verf. wohl Anlaß ge-
geben zu mancherlei Betrachtungen für sich und Mit-
theilungen an Andere. Dennoch habe ich geglaubt,
den Band ohne weitere Vorrede ausgehen lassen zu
lassen, ergreife aber um so lieber die Gelegenheit,
hier wenigstens ein paar Worte zu sagen.

Was die Fortsetzung so lange verzögerte, ist we-
igstens näher Stehenden nicht unbekannt geblieben.
Die Theilnahme an den Ereignissen des Jahres 1848,
amentlich an der Frankfurter Versammlung, dann
der Uebergang in ein neues Lehramt, die Uebnahme
im Theil neuer Vorlesungen, andererseits die schrift-
stellerische Bearbeitung der Geschichte meines Hei-
athlandes Schleswig-Holstein, und durch sie ver-
anlaßt das größere Werk über Wallenweber und

seine Zeit, zuletzt die Verwaltung des Amtes eines Prorectors unserer Universität zwei Jahre hindurch, und dazu schweres häusliches Leid — das waren die Umstände, die es lange nicht zum Beginn, später nicht zur Vollendung der Darstellung der Verfassung des Karolingischen Reichs, die sich nach dem ersten Plan unmittelbar an die der Merovingischen anschließen sollte, kommen ließen. Daß ich die Aufgabe aber niemals aus dem Auge verloren, habe ich wohl gezeigt: mehrere Aufsätze zur deutschen Verfassungsgeschichte, die Abhandlungen über die altdonauische Gefe und die Anfänge der Vassallität reihen sich theils an die früheren Bände an, theils sollten sie dienen, den Uebergang zu der weiteren Darstellung zu bahnen.

Und ich denke, dieser hat die lange Verzögerung wenigstens nur Vortheil gebracht. Ich hoffe selbst in diesen Jahren gelernt zu haben, nicht bloß an Quellenwerken und Büchern, eben auch durch die Theilnahme am politischen Leben der Gegenwart und durch eine eingehende Beschäftigung mit politischen Fragen in den Vorlesungen über Allgemeine Verfassungsgeschichte und über Politik, die ich hier zu wiederholten Malen gehalten. Außerdem aber kann ich es nur als einen Gewinn für meine Arbeit betrachten, daß in den letzten Jahren den rechts- und verfassungsgeschichtlichen Fragen immer lebhaftere Theilnahme zugewandt worden ist; und wenn es auch vorzugsweise die ältesten deutschen Verhältnisse sind die wieder und wieder der Gegenstand eingehende Betrachtung geworden, so sind doch auch die späteren Jahrhunderte theils im Allgemeinen, theils mit Rücksicht auf einzelne Seiten des öffentlichen Lebens nicht ohne wesentliche Aufklärungen geblieben. Und wenn ich mich im Einzelnen mit Manchem, was bargelegt worden ist, in Widerspruch befinde, so er

Verne ich doch dankbar die Förderung an, welche die eigene Forschung durch die Arbeiten Anderer empfangen hat.

Es ist mir überhaupt bei dieser Darstellung darauf angekommen, wie die Quellen in möglichster Vollständigkeit zu benutzen, so auch auf die früheren Bearbeitungen eine ausgedehnte Rücksicht zu nehmen. Nichts scheint mir verkehrter bei aller historischer Arbeit und namentlich bei der Erforschung fern liegender, mangelhaft überlieferter und vielfach dunkler Verhältnisse, als die Meinung, es genüge auf die Quellen selbst zurückzugehen und aus ihnen das Bild der Dinge, auf die es ankommt, zu gewinnen. Es hieße das nicht bloß alle frühere Arbeit als unnütz und überflüssig verwerfen; es würde auch nothwendig dahin führen, daß eine Menge von Fragen gar nicht gestellt, wichtige Verhältnisse nicht beachtet, viele Zweifel nicht erledigt würden, da es geradezu unmöglich ist, daß auch die eingehendste und scharfsichtigste Forschung des Einzelnen von selbst auf Alles, was in Betracht kommt, aufmerksam werden kann. Auch Irrthümer und falsche Auffassungen früherer Bearbeiter sind oft in hohem Grade lehrreich; sie geben neue Gesichtspunkte, regen zu weiteren Untersuchungen an. So habe ich nicht verschmäht, auch Manches zu beachten, dem ich an sich freilich wenig Werth beilegen kann, habe überhaupt die eigene Ansicht fast überall in Erörterung abweichender oder entgegenstehender Auffassungen begründet, andererseits aber auch die Uebereinstimmung mit Anderen gerne auch da angegeben, wo selbständig dasselbe Resultat gewonnen war. Es ist genug auf diesem Gebiet zu thun, um nicht eifersüchtig zu sein auf Einzelnes, das man gefunden.

Auch galt es denn doch, sich im Allgemeinen einen selbständigen Weg zu bahnen. Wie die Ansch-

Über die Karolingische Verfassung, über die Bedeutung der Einrichtungen Karl des Großen, die Irrksamkeit dieses mächtigen Herrschers auseinanderzusetzen, habe ich in einer eigenen Anmerkung darzulegen gesucht. Politische und kirchliche Parteistandpunkte, oder bloß die Individualität der Schriftsteller, und ihre Art, vergangene Dinge anzuschauen, haben darauf Einfluß gehabt. Aber daneben doch auch mangelhafte Forschung. So viel auch im Einzelnen geschehen sein mag und so zahlreich andererseits die mehr allgemeinen Darstellungen dieser Bedeutung in deutschen, französischen, italienischen und andern Büchern sind, eine wirklich erschöpfende Bearbeitung derselben fehlte durchaus. Ich habe es namentlich zu bedauern gehabt, daß eine allgemeine geschichtliche Darstellung der Zeit Karls und seiner Nachfolger, wie sie Berg einst in Aussicht stellte, und wie sie nach der kritischen Ausgabe der wichtigsten Quellen in den Monumentis Germaniae historicae wohl zu erwarten war, bisher nicht zu Stande gekommen ist. Vielleicht bin ich auch durch mich veranlaßt worden, in den beiden ersten Hefen des Bandes etwas mehr auf die historischen Ereignisse selbst einzugehen, als Mandelsloot's Verfassungsgeschichte angemessen halten würde, als es namentlich im ersten Band geschehen ist; obschon ich allerdings der Meinung bin, daß wenigstens in den Text nichts aufgenommen zu werden soll, was nicht wirklich zu der Aufgabe gehört, die politische und staatliche Leben in ihrem Zusammenhang ihrer wirklichen geschichtlichen Entwicklung darzustellen. Dabei war es dann aber zugleich die größtmögliche Vollständigkeit und Genauigkeit Einzelheiten abgesehen.

Daß es zu dem Ende auf eine Au

ganzen Quellenvorraths ankam, versteht sich von selbst. Bei den Geschichtschreibern und Rechtsdenk-
 mälern hatte das im Ganzen keine Schwierigkeit,
 etwas mehr schon bei den andern litterarischen Er-
 zeugnissen der Karolingischen Zeit, die nur gelegent-
 lich dies Gebiet berühren, am meisten bei den Ur-
 kunden. Ich habe jene, soweit sie irgend in Be-
 tracht zu kommen schienen, kennen zu lernen gesucht,
 diesen aber, die für die Verfassungsgeschichte die größte
 Wichtigkeit haben und bisher am wenigsten erschöpfend
 behandelt waren, die möglichste Aufmerksamkeit zu-
 gewandt. Was ich in einer kurzen Bemerkung über
 die benutzten Quellen und die Art ihrer Anführung
 in dieser Beziehung gesagt habe, mag hier einfach
 wiederholt werden: „Bei der Benutzung der Urkun-
 den habe ich, soweit sie Deutschland und Frankreich
 angehören, nach möglichster Vollständigkeit der Kennt-
 nis gestrebt, und aus Frankreich sowohl die älteren
 Werke, welche Brequigny in der *Tablo* auführt,
 wie die wichtigeren neuen Publicationen von Guérard,
 Garnier, Marchegai, Le Glay, der *Bibliothèque de*
l'école des chartes u. a. benutzt. In Deutschland
 hoffe ich wird mir nichts Erhebliches entgangen sein.
 Aber Meyers wichtiges mittelhömisches Urkundenbuch
 erhielt ich erst in dem Augenblick, da ich die letzten
 Bogen dieses Bandes corrigirte. In Beziehung auf
 Italien, dessen in vieler Beziehung eigenthümliche
 Verhältnisse darzustellen, nicht Aufgabe dieses Wer-
 kes sein kann, durfte ich mir eine größere Beschrän-
 kung auferlegen; doch sind Ughelli, Muratori, die
Monumenta historiae patriae und die Urkunden-
 werke von Junagalli, Lupi, Brunetti, Bertini und
 Barfocchini (die *Memorie* von Lucca), ausgebeutet,
 außerdem Einzelnes, was Carli, Vesi und Romanin
 veröffentlicht, zu Rathe gezogen, auch wenigstens die
 Urkunden Karls, welche Böhmer verzeichnet, voll-

ständig verglichen. Der Reichthum unserer Bibliothek, wie die Gefälligkeit ihrer Vorsteher, wenn es sich um die Beschaffung eines fehlenden Werkes handelte, ließen mich nie im Stich. — Mit besonderem Dank habe ich es anzuerkennen, daß ich durch Verzeß Gute auch bei diesem Band die Sammlungen der *Monumenta Germaniae historica* an Urkunden, Briefen, Formeln einsehen und daraus manche ungedruckte Stücke oder Anderes in verbesserter Abschrift benutzen konnte.*

Es sind auch nicht bloß die verschiedenen Quellen im Allgemeinen angeführt; ich habe es auch für nöthig gehalten, liberall, wo es von einiger Bedeutung war, die Zeugnisse über ein einzelnes Verhältniß vollständig zu sammeln, und zwar die Worte selbst in den Noten mitzutheilen. Dies scheint mir eine Pflicht gegen den Leser, der selber prüfen will; und darin suche ich zugleich einen wesentlichen Nutzen dieser Arbeit überhaupt: sie soll eben auch das Quellenmaterial selbst gesichtet und geordnet darlegen und damit aller weiteren Forschung eine sichere Grundlage geben.

Daß durch alles dies der Umfang der Arbeit bedeutend angewachsen ist, mehr als Mancher für angemessen halten wird, ist nicht in Abrede zu stellen. Die Karolingische Zeit wird noch einen zweiten Band von ähnlichem Umfang erfordern. Aber eben sie ist auch ungleich reicher bedacht, nicht bloß als die vorangehenden, auch als die zunächst folgenden Perioden: hier allein liegt eine umfassende, dazu wesentlich die öffentlichen Verhältnisse betreffende Gesetzgebung vor. Der Darstellung selbst wird man, glaube ich, nicht den Vorwurf irgendwie unnöthiger Weitläufigkeit machen. Sie gibt die Resultate der Forschung, welche in den Anmerkungen niedergelegt ist, und wird wohl auch solchen zugäng-

lich sein, deren Interesse diese ferner liegt. Aber auch die Anmerkungen haben sich wohl der Kürze beflüßigt; in einzelnen dürfte auf wenig Raum das Material zu kleinen Monographien über den betreffenden Gegenstand enthalten sein. Ein paar sind so allerdings über das gewöhnliche Maß hinausgewachsen und dann, wie auch schon im ersten Band geschehen, an das Ende der Abschnitte gestellt.

Auf Einzelheiten der Darstellung glaube ich hier ebenso wenig aufmerksam machen wie den allgemeinen Gang derselben angeben zu sollen. Ich begnüge mich, die 5 Abschnitte zu nennen, die dieser Band enthält: 1. Die Begründung eines neuen Königthums; 2. Die Aufrichtung des Kaiserthums durch Karl den Großen; 3. Königthum und Kaiserthum in Verbindung; 4. Die Provinzen des Reichs und ihre Vorsteher; 5. Der Hof und die Reichsversammlung. Der folgende Band wird in 5 andern Kapiteln handeln von der Verwaltung und insbesondere den Finanzen; den Beneficien, der Vassallität und Immunität; dem Gerichtswesen; dem Heerwesen; zuletzt von der Auflösung des fränkischen Reichs. — Er ist so weit vorgeschritten, daß auf dem Umschlag das Erscheinen desselben, zugleich mit einem Wortregister über beide Bände, für das nächste Jahr hat in Aussicht gestellt werden können.

Ich hoffe auch, nach Vollendung desselben, ohne solche Verzögerung, wie sie diesmal Statt gefunden, an die Zeit des deutschen Reichs gehen zu können, deren frühere Hälfte namentlich, von meinen ersten historischen Arbeiten her, ein besonderes Interesse für mich behalten hat, und die einer umfassenden und zusammenhängenden Bearbeitung ihrer Verfassungsverhältnisse mir wohl vorzugsweise zu bedürfen scheint.

G. Walt.

1488 Götting. gel. Anz. 1860. Stüd 149.

G o t t a

Verlag von R. Pöfser 1860. Das Princip der Successionsordnung nach deutschem insbesondere sächsischem Rechte. Ein Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte von Dr. H. Wasserschleben, Professor der Rechte an der Universität Gießen. VIII und 186 S. in Octav.

Wir beeilen uns, unsern Lesern von dieser ausgezeichneten Abhandlung Kenntniß zu geben, wodurch eine höchst wichtige Materie des deutschen Rechts eine ganz neue Aufklärung bekommt. Fast seit Anfang dieses Jahrhunderts ist von den Germanisten beinahe einstimmig als die Erbfolgeordnung des ältern deutschen Rechts die Parentelenordnung oder, wie man sie im Lehnrechte nennt, die Lineal-Gradualordnung betrachtet worden. In den ersten Jahren dieses Jahrzehends wurde diese Ansicht zwar von Siegel angefochten, allein der Widerspruch eines damals erst angehenden Schriftstellers gegen eine Lehre, die von älteren Germanisten „zu den in der Rechtswissenschaft feststehenden Punkten“ gerechnet wurde, verhallte fast ungehört. In der obigen Abhandlung tritt nun aber ein schon als höchst gediegener Gelehrter bekannter Germanist gegen jene Ansicht auf und widerlegt sie nicht bloß mit so schlagenden Gründen, sondern weist auch so gründlich nach, daß die Erbfolgeordnung des ältern Erbrechts eine ganz andere war, daß sie wohl kaum länger die Alleinherrschaft wird behaupten können.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

150. 151. Stüd.

Den 20. September 1860.

G o t t e

Schluß der Anzeige: „Das Princip der Successionsordnung nach deutschem insbesondere sächsischem Rechte. Ein Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte von Dr. H. Wasserschleben.“

Seine Beweisführung beginnt der Verf. mit einer Entwicklung der germanischen Computation der Verwandtschaftsgrade, indem von dem richtigen Verständniß derselben die Entscheidung über das Princip der deutschen Erbfolgeordnung ganz besonders abhängt. Ich hierbei weist er wesentliche Irrthümer in der bisherigen Auffassung derselben nach, namentlich die Wichtigkeit der Ansicht, daß, wenn bei der Berechnung der Nähe der Verwandtschaft in der Seitenlinie die Entfernung beider Seiten vom gemeinschaftlichen Stammvater eine ungleiche sei, bloß die Zeilen der längern Seite gerechnet wurden. Vielmehr war, wie der Verf. darthut, nach germanischem Rechte zur Bestimmung der Verwandtschaftsnähe dessen stets nur maßgebend die Zahl der zwischen ihm und seinem mit dem Erblasser gemeinschaftlichen

Jahr
 Deutsche
 in für
 Verf. für
 beruhende
 der Seite
 den (sechsw
 werden noch al
 Diese Berec
 im Zahlenpiegel (1.
 ihm verwandten Rechtel
 außerdem in einigen nor
 münden Landrechten und
 Sie wird aber schon im
 lich verworfen, und in de
 rechten und Statuten, welch
 renische Computation ange
 Zur von ihr mehr ersichtl
 ren sächsischen Rechts tritt
 renische Computation
 das

Wasserschleben, Princip der Successionsordn. 1491

Zum Ausgang der Untersuchung macht er, wie auch die Anhänger der Parentelenordnung, den Sachsenspiegel, und hält dann das hierdurch gewonnene Resultat mit den in diesem Stücke höchst lückenhaften und ungenauen Bestimmungen der frühern Rechtsquellen, also insbesondere der Volksrechte zusammen, in welchen er der Mehrzahl nach eine Uebereinstimmung mit dem von ihm gewonnenen Princip der Erbfolge nach den Grundsätzen des Sachsenspiegels zu finden glaubt. Das Resultat dieser Untersuchung ist kurz das: die Blutsfreunde erben nach dem älteren deutschen Rechte nach den 3 Klassen: 1. Descendenten, 2. sämtliche Ascendenten, 3. Seitenverwandte. — Der entscheidende Punkt, durch den die Parentelenordnung ausgeschlossen wird, ist der Vorzug sämtlicher Ascendenten vor den Seitenverwandten des Erblassers. Ueber die Reihenfolge, nach welcher die in den beiden ersten Klassen stehenden einzelnen Blutsfreunde erben, kann kein Zweifel sein. Dagegen gelangt der Verf. in Beziehung auf die Succession in der Seitenlinie zu einem ganz neuen Resultat. Bei Angabe desselben wollen wir von den halbbürtigen Verwandten ganz absehen, da darüber kein Zweifel ist, daß diese nach dem Sachsenspiegel, oder wenigstens nach der Auslegung, die ihm die Praxis von jeher gegeben hat, durch alle Grade der Verwandtschaft hindurch gegen die vollbürtigen um einen ganzen Grad zurücktreten. Wir haben daher in dem Folgenden immer nur die vollbürtigen Verwandten im Auge. Diese succediren aber nach des Verf. Untersuchung, ganz conform mit dem von ihm über die Berechnung der Verwandtschaft aufgefundenen Princip, so, daß zuerst die Geschwister des Erblassers erben, und dann die übrigen Seitenverwandten in der Ordnung, daß immer diejenigen, welche sich zu irgend einem ihnen

sondern selbst ganz allgemein ohne Rücksicht hierauf. Im Zeichen, wie fremd unsern Vorfahren das war, was wir jetzt Repräsentation der vor dem Erblasser verstorbenen nächsten Blutsfreunde desselben durch ihre Descendenten zu nennen pflegen! Uebrigens scheinen die Eigenthümlichkeiten der Magdeburger Erbfolgeordnung selbst im Herzogthum Magdeburg schon im 17ten Jahrhunderte durch das „gemeine Sachsenrecht“ verdrängt worden zu sein.

Schließlich zeigt der Verf. (wodurch rechtshistorische Untersuchungen für das geltende Recht erst recht erspriesslich werden), wie die Erbfolge des sächsischen Landrechts sich in späteren Zeiten bis auf den heutigen Tag hinunter entwickelt hat. Hieraus ergibt sich, daß sie später zwar in mannichfaltiger Weise geändert, im Wesentlichen aber bis in dieses Jahrhundert hinein die oben angegebene geblieben ist. Namentlich blieb der Vorzug sämmtlicher Ascendenten vor den Seitenverwandten entschiedener Grundsatz des sächsischen Rechts und ist im Königreich Sachsen bis auf den heutigen Tag, auch nach dem Mandate vom J. 1829 beibehalten. In den meisten übrigen Ländern sächsischen Rechts ist er dagegen durch die Gesetzgebungen dieses Jahrhunderts, größtentheils unter dem Einflusse der Parentelenordnung, abgeändert worden. Auch in der Seitenlinie blieb unter Ausschließung jedes Repräsentationsrechts das Princip: „je näher der Cipp, je näher dem Erb“ bis auf die neuere Zeit maßgebend, nur wurde der Vorzug der Geschwister vor allen übrigen Collateralen nicht mehr auf die, mit der sächsischen Computation überhaupt aufgegebenen Auffassung des Sachsenspiegels gegründet, sondern auf das Princip der Gradesnähe nach römischer Berechnung, welchem auch der Satz entspricht, daß vollbürtiger Geschwister Kinder mit den Geschwistern der Eltern zugleich

zur Erbfolge gerufen wurden. Die neueren Gesetzgebungen, auch die des Königreichs Sachsen nach angenommen, haben aber jenes Princip verlassen und Grundlage über die Successionsordnung der Seitenverwandten aufgestellt, die sich mehr oder minder an die Parentelenordnung anschließen. Dagegen haben sich in andern Ländern und Orten, wo der Sachsenpiegel gilt, namentlich in Holstein und in der Stadt Lüneburg die Grundsätze der Erbfolge des gemeinen Sächsenrechts bis auf den heutigen Tag in weit größerer Reinheit erhalten.

Wer die Mangelhaftigkeit unserer ältern deutschen Rechtsquellen auch in dem kennt, was sie über die Erbfolge enthalten, wird im Voraus überzeugt sein, daß von directen Beweisen für die Richtigkeit des Vfs nicht die Rede sein kann, sondern daß das Meiste durch Schlußfolgerungen bewiesen werden muß. Dahin gehört namentlich der wichtige Satz, daß sämtliche Ascendenten vor den Seitenverwandten erben, indem der Sachsenpiegel nur von Vater und Mutter spricht, und es bezweifelt werden kann, ob der Verf. desselben an den höchst selten vorkommenden Fall, daß beide Eltern vor den Großeltern schon gestorben sind, und nun auch der Enkel vor den Letztern stirbt, gedacht habe. Für uns liegt ein Hauptargument für die Richtigkeit jenes Satzes darin, daß er sich im spätern sächsischen Rechte allgemein findet, und daß dies gewiß nicht, wie namentlich Eichhorn (Privatrecht § 335) annimmt, dem Einfluß des römischen Rechts beizumessen ist. Bei dieser Lage der Sache und da die Parentelenordnung sich zu fest nicht bloß in unsere Systeme, sondern auch in die Gesetzgebungen eingewurzelt hat, wird der Verf. gewiß manchen Widerspruch erfahren, ebenso schwer wird es aber auch fallen, ihn in der Hauptsache überzeugend zu wider-

legen. Bei der natürlichen Vorliebe eines Entdeckers für seine Entdeckung ist es sehr natürlich, daß der Vf. überall eine Bestätigung der von ihm aufgefundenen Sätze zu finden glaubt. In dieser Beziehung geht er unserer Meinung zu weit in der Hineintragung derselben in die alten Volksgesetze. Am wenigsten können wir aber mit ihm übereinstimmen, wenn er auch im langobardischen Lehnrechte eine Bestätigung derselben finden will. Zu diesem Zweck gibt er zu, daß in demselben die römische Computation der Grade angenommen sei, und daß das römische Recht auch insofern Einfluß auf dasselbe gehabt habe, daß es die Söhne vorher verstorbener Brüder nicht bloß mit den noch lebenden Brüdern des Vasallen zugleich, sondern auch vor allen übrigen Agnaten zur Succession berufe. Nach ihnen succedere in Gemäßheit von L. F. 19 § 1 der patruus, weil dieser unter allen Agnaten allein noch im dritten Grade stehe, und dann immer die dem Grade nach dem verstorbenen Vasallen am nächsten stehenden Agnaten ohne Rücksicht auf die Linie, in diesem Sinne also alle Linien zugleich, falls der entsprechende Grad in ihnen vertreten sei. Auf diese Weise gelangt der Verf., wie er selbst eingesteht, zu dem in den neueren Zeiten allgemein für unhaltbar gehaltenen System der Gradualfolge. Statt daß man mit diesem II. F. 50 als unvereinbar betrachtet hat, behauptet er vielmehr, daß diese Stelle die Anwendbarkeit seines Principes an einem Beispiel zu erläutern suche, wenn man bei der Erklärung derselben nur den von dem Feudisten angegebenen factischen Bestand des Falls festhalte. Natürlich ignorirt er dabei gänzlich, daß diese Stelle offenbar auf die Liniennähe Gewicht legt, übersieht, daß der Feudist die theilenden Brüder nicht als beim Tode des Erblassers noch als lebend ansieht, sondern in den Worten:

sicut ex aliis superioribus vel primis fratribus
superius et maxime römisch zusammen, wie dies uns
die römische Rechtslehre mit sich bringt, daß in
der römischen Lehre geordnet sein konnten, und be-
achtet endlich auch, daß man nach dieser Stelle zu-
mächst den patres den Vortritt vor den übrigen
Aganten geben kann, wenn man ihn nicht hier
sieht, daß sie einer höhern Linie als die übrigen an-
gehören. Wir müssen daher den Versuch des Ver-
fassers Princip der römischen Successionsordnung
in des langobardische Rechtstheorie hineinzufragen, zu-
berücksichtigen.

In Nebenfragen haben wir Anlaß daran ge-
funden, daß der Verf. mehrmals die allgemeine An-
erkennung der Parentelenordnung als System der äl-
tern deutschen Erbverhältnisse besonders v. S y d o w's
bekannter Darstellung des Erbrechts nach den Grund-
sätzen des Sachsenspiegels (Berlin 1828) zuschreibt.
So sehr wir dies Wert schätzen, können wir doch
nicht einen solchen Einfluß desselben anerkennen.
Diesen hat vielmehr Eichhorn, welcher schon längst
vor Sydow sich für die Parentelenordnung erklärt
und diese aus den ältern Rechtsquellen zu begrün-
den gesucht und sie auch im langobardischen Lehn-
rechte zu finden geglaubt hatte, nach unserer Erfah-
rung durch seine Werke und seine Masse von Zu-
hörern aus allen Theilen Deutschlands, welche ihm
hier in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts
zuflötheten, gehabt. Wir halten dies hervorzuheben
um so nöthiger, ohne gerade dem Verf. einen Vor-
wurf daraus machen zu wollen, weil es leider in
den neueren Zeiten immer gewöhnlicher wird, die
großen Verdienste, welche Eichhorn für die Wissen-
schaft des deutschen Rechts sich erworben und selbst
den großen Einfluß, den er längere Zeit auf Theo-
rie und Praxis geübt hat, zu verkennen.

sicut ex aliis superioribus vel primis fratribus supersunt masculi offenbar annimmt, wie dies auch die menschliche Lebensdauer mit sich bringt, daß sie vor denselben schon gestorben sein könnten, und beachtet endlich nicht, daß man nach dieser Stelle unmöglich den patruis den Vorzug vor den übrigen Agnaten geben kann, wenn man ihn nicht danna setzt, daß sie einer nähern Linie als die übrigen angehören. Wir müssen daher den Versuch des Verfassers Princip der ältern deutschen Successionsordnung in das langobardische Lehnrecht hineinzutragen, als verfehlt ansehen.

In Nebensachen haben wir Anstoß daran gefunden, daß der Verf. mehrmals die allgemeine Anerkennung der Parentelenordnung als System der ältern deutschen Erbfolge besonders v. S y d o w's bekannter Darstellung des Erbrechts nach den Grundsätzen des Sachsenspiegels (Berlin 1828) zuschreibt. So sehr wir dies Werk schätzen, können wir doch nicht einen solchen Einfluß desselben anerkennen. Diesen hat vielmehr E i c h h o r n, welcher schon längst vor S y d o w sich für die Parentelenordnung erklärt und diese aus den ältern Rechtsquellen zu begründen gesucht und sie auch im langobardischen Lehnrechte zu finden geglaubt hatte, nach unserer Erfahrung durch seine Werke und seine Masse von Zuhörern aus allen Theilen Deutschlands, welche ihm hier in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts zuströmten, gehabt. Wir halten dies hervorzuheben um so nöthiger, ohne gerade dem Verf. einen Vorwurf daraus machen zu wollen, weil es leider in den neueren Zeiten immer gewöhnlicher wird, die großen Verdienste, welche Eichhorn für die Wissenschaft des deutschen Rechts sich erworben und selbst den großen Einfluß, den er längere Zeit auf Theorie und Praxis geübt hat, zu verkennen.

Wasserschleben, Successionsordn., Rechtsquell. 1497

Der Verf. hat zu dem vorliegenden Werke nicht bloß gedruckte, sondern auch eine beträchtliche Anzahl ungedruckter Rechtsquellen benutzt. Unter den ersteren namentlich auch die bisher wenig oder gar nicht beachteten wichtigen s. g. Sippzahlregeln, als deren Verfasser er mit der größten Wahrscheinlichkeit den Merseburger Domherrn Tammo oder Damian von Bocksdorf, den bekannten Glossator des Sachsenspiegels, nachweist. Da diese Regeln für das Verständnis der sächsischen Erbfolgeordnung von großer Bedeutung sind, so hat er sie in einem Anhang mit Benutzung mehrerer Handschriften vollständig abdrucken lassen. Von den benutzten ungedruckten Rechtsquellen enthält derselbe Anhang Erbrechtsregeln aus einer Handschrift des Geh. Justizraths Siener in Dresden (Homeyer die Rechtsbücher des Mittelalters Nr. 67), welche, wie der Verf. zeigt, in Preußen, und zwar auf Grund jener Sippzahlregeln entstanden sind, dann Auszüge erbrechtlichen Inhalts aus zwei Dresdener Handschriften und Schöffensprüche gleichen Inhalts aus einer Leipziger Handschrift. Die größern von ihm benutzten ungedruckten Rechtsquellen, welche besonders in Sammlungen von Schöffensprüchen bestehen, verspricht er in einer Reihe von Bänden zu veröffentlichen. Der erste Band hiervon ist bald nach dem vorliegenden Werke erschienen zu

S i e h e n

Verlag von Ernst Heinemann 1860. Sammlung deutscher Rechtsquellen von Dr. H. Wasserschleben. Bd. 1. XXIII n. 452 S. in Octav.

Dieser Band enthält I. ein wahrscheinlich gegen Ende des 14. Jahrhunderts abgefaßtes Ologauer Rechtsbuch aus einer Leipziger Handschrift (H =

meyer a. a. D. Nr. 400) S. 1 — 79. — II. Schöffensprüche einer schon von Gottschall (*Annalecta codicis Dresdensis* 1824) beschriebenen Dresdener Handschrift (Homeyer a. a. D. Nr. 172) S. 80 — 120. — IIIa. Ein Magdeburger Schöffengericht aus einer Berliner Handschrift (Homeyer Nr. 60) S. 121—124, welches größtentheils in die sogen. Magdeburger Fragen übergegangen ist und von dem daher nur einige in diese nicht aufgenommene Kapitel mitgetheilt werden. — IIIb. Ein Weichbildecht, welches im Wesentlichen nichts Anderes ist, als eine Verarbeitung des Magdeburg-Breslauer Rechts v. J. 1261 und des Magdeburg-Ortliger Rechts v. J. 1304 und aus dem daher auch nur einige Kapitel, für welche die Quelle nicht nachweisbar war, abgedruckt sind (S. 125—127). — IV. Eine andere Sammlung von Schöffengerichten aus der oben erwähnten Dresdener Handschrift, welche den größten Theil dieses Bandes einnimmt (S. 128—354). — V. Eine Sammlung von Schöffengerichten aus einer Leipziger Handschrift, aus welcher hier aber nur die in jener Dresdener Handschrift fehlenden Schöffensprüche abgedruckt sind.

In einer dem Werke vorgelegten Einleitung hat der Herausgeber Nachrichten über den Inhalt der benutzten Handschriften gegeben und die Entstehungsgeschichte der einzelnen in diesem Bande abgedruckten Rechtsquellen aufzuklären gesucht. Am Schluß des Werks befindet sich ein Ortschafts-, Personen- und Sachregister. Die Benutzung desselben wird dadurch erschwert, daß der Verf. in demselben nach der Zahl der abgedruckten Sammlungen citirt, und diese doch in dem Columnen-Titel nicht mit Zahlen bezeichnet sind.

Im Uebrigen hat der Verf. sich damit begnügt, den Inhalt der Handschriften diplomatisch genau

wiederzugeben. Wir bedauern aussprechen zu müssen, daß wir dieses Verfahren nicht billigen können. Durch Homyer sind wir so an eine größere Thätigkeit des Herausgebers von deutschen Rechtsquellen gewöhnt, daß, wo es nicht lediglich auf die Form einer Rechtsquelle, wie etwa bei der deutschen Reute Spiegel, sondern auch auf den Inhalt derselben ankommt, — und dieser kommt doch bei den hier mitgetheilten Rechtsquellen vorzugsweise in Betracht, — ein bloß diplomatisch genauer Abdruck uns nicht mehr genügt. Ueberhaupt macht das von dem Verf. beobachtete Verfahren zu sehr den Eindruck des bloß Zufälligen. Er berichtet, daß er in Folge der Nachsuchungen, welche er bei den Vorarbeiten zu seiner Abhandlung über das Princip der germanischen Successionsordnung in mehreren deutschen Bibliotheken gemacht habe, in den Besitz eines sehr reichen handschriftlichen Materials von noch ungedruckten deutschen Rechtsquellen gelangt sei, und gesteht selbst zu, daß die von ihm benutzte Leipziger Handschrift „flüchtig und fehlerhaft geschrieben“ und der Text zum Theil völlig sinnlos ist. Warum hat er nicht wenigstens die Schweidnitzer Handschrift, von der er selbst sagt, daß die in derselben enthaltene Rechtsammlung nach den von Gaupp darüber gemachten Mittheilungen mit dem von ihm herausgegebenen Glogauer Rechtsbuche große Verwandtschaft zu haben scheine, verglichen? Wo soll es hinführen, wenn von der großen Masse von Handschriften, welche Schöffensprüche, namentlich Magdeburgische enthalten, von jeder Handschrift ein solcher Abdruck gemacht wird? Wir möchten daher dem Verf. den Wunsch dringend ans Herz legen; daß er bei der Fortsetzung des vorliegenden Werks nach einer andern Methode verfahren möge. „

Kraut.

N a p o l i

dalla stamperia reale 1855. Codice diplomatico Longobardo dal DLXVIII al DCCLXXIV con note storiche osservazioni e dissertazioni di Carlo Troya. Tomo V. 796. 347. 32. 64. 96 2 in Octav. (Auch unter dem Titel: Storia d'Italia del medio evo di C. Troya. Vol. IV, P. V).

Mit diesem Bande, der in zwei Abtheilungen, die zweite erheblich später als das Jahr auf dem Titel anzeigt, ausgegeben ist, hat ein Werk seinen Abschluß gefunden, das wir trotz mancher augensälliger Mängel zu den bedeutendsten Hülfsmitteln für das Studium der ältern germanischen Geschichte rechnen müssen, und das auch ein dauerndes Denkmal für den eifrigen und gelehrten Herausgeber bleiben wird, den der Tod bald nach der Vollendung dieses Bandes weggerafft hat, und von dem seine Vandeute sagen, daß er mit E. Balbo das Verdienst und den Ruhm theile, die wahre nationale historische Schule in Italien begründet zu haben (Archivio storico IX, 1, S. 172, in der Anzeige der Schrift von A. Trevisani, Brevi notizie della vita e delle opere di C. T. Napoli 1858). Nachdem diese Blätter früher (1856. Stüd 156 ff.) von den ersten Bänden eine etwas nähere Nachricht gegeben haben, ist es wohl angemessen, auch dieses mit einigen Worten zu gedenken.

Der Reichthum der hier vereinigten Urkunden ist ein sehr großer. Für die Jahre 759 — 774 nicht weniger als 270 Nummern, während die Gesamtzahl in dieser Sammlung sich auf 997 (995 und 2 Nachträge) beläuft. Unter denselben sind allerdings manche Stücke, die weder recht in dieses Werk, noch überhaupt zu den Urkunden gehören, Notizen über historische Ereignisse und selbst solche, die un-

Cod. dipl. Longobardo etc di Troya 1501

nittelbar mit der langobardischen Geschichte nichts zu thun haben, wie N. 729 über die Einnahme Karbonnes durch Pippin, oder N. 994 eine der westgothischen Formeln, die Rozière herausgegeben, in der von der morgingaba die Rede ist. Doch sind solche Stücke seltener als in den früheren Bänden, und die eigentlichen Urkunden überwiegen durchaus. Auch die Zahl der unechten oder zweifelhaften Dokumente ist ungleich geringer als in der älteren Zeit. Zieht man dies Alles ab, und außerdem die Briefe der Päpste, die aus dem Codex Carolinus aufgenommen sind und die allerdings gar wohl hierhin gehören, so werden doch gewiß an 200 eigentliche Urkunden übrig bleiben, für eine Periode von noch nicht 20 Jahren aus einer so frühen Zeit gewiß eine sehr erhebliche Zahl, der aus dem fränkischen Reich eine gleiche nicht an die Seite gestellt werden

III.

Die unechten Urkunden hat der Herausgeber wenigstens theilweise selbst als solche anerkannt, z. B. die Fommunität für Monte Cassino, N. 773 (f. S. 53 n.), die Urkunden für S. Vincenzo al Volturno, N. 858 ff., während er bei andern freilich, z. B. der aus Arnobuzzi aufgenommenen Grenzbestimmung, N. 741, zu den nahe genug liegenden Zweifeln nicht gelangt.

Am meisten bestechen ihn fortwährend die neuen irmoneser Urkunden mit ihren meist so auffallenden und wenn sie echt wären allerdings gar wichtigen Angaben: doch sind ihrer in diesem Band glücklicher Weise überhaupt nur 5. Die in der früheren Anzeige (1856. S. 1565 n.) erwähnte Abhandlung des Herrn Assessor Dr Wüstenfeld, ist seitdem ausgedruckt worden im Archivio storico X, 1, S. 68—86, (abgedruckt worden *), und hoffentlich werden auch die

*) Derselbe spricht hier auch über die Urkunden, in denen

italianischen Gelehrten nicht weiter den Versuch machen, diese Fälschungen in Schutz zu nehmen (etwas der Art läßt freilich der fleißige Bearbeiter der Geschichte Brescias, Odorici, befürchten, der zuerst einzelne dieser Urkunden mitgetheilt hat und noch andere in Aussicht stellt; vorläufig hat er sich da früher von Bethmann, neuerdings auch von Wüstenfeld als später Erfindung nachgewiesenen Chronik des Ridolfus oder Rudolfus notarius angenommen. Arch. stor. X, 2, S. 199 ff. und damit allerdings nur seiner Kunde mittelalterlicher Denkmäler ein schlechtes Zeugniß ausgestellt). Welcher Art die Cremoneser Schätze sind, mag noch ein Beispiel zeigen, N. 977, die eben Odorici früher schon veröffentlicht hat; der diaconus Martinus, von dem Agnellus sagt: Hic (der Erzbischof Leo von Ravenna) primus Francis Italiae iter ostendit per Martinum diaconum suum, erzählt hier von sich selbst: jussu . . Leone archiepiscopo Ravennate difficile et longum iter suscepissem et ad fines Francorum suemus regemque eorum Charolum regem gloriosissimum adlocassem etc. Trope rust dabei aus, S. 692: Chi l'avrebbe creduto? Questo diacono, che tutti giudicavano esser nato in Ravenna, nacque in Cremona, und: Immenso fu il beneficio fatto dal Dragoni alla storia d'Italia coll' aver tornata in vita la presente donazione; die Legende und die moderne Dichtkunst habe das Andenken des Mannes befleckt, hier stehe er gereinigt und gerechtfertigt. Aber ich meine, diese Urkundendichtung ist ungleich schlimmer als die Manzoni's, dessen Adelshis, wie Hr Dr Wüstenfeld gewiß mit Recht bemerkt, ohne Zweifel allein Anlaß

der Name scabius vorkommt, und erklärt die von 724 für fabbricato circa la metà del secolo IX. S. 75, die von 774 für ein Erzeugniß des 10. Jahrhunderts, S. 81.

Cod. dipl. Longobardo etc. di Troya 1503

gegeben hat, sich mit dieser bis dahin so wenig beachteten Persönlichkeit zu beschäftigen.

Einen nicht viel geringeren Mangel an Kritik bekundet es, wenn Troya für möglich hält, die *Lex Romana Ulpianensis* ins 6te Jahrhundert, in die ostgothische Zeit zu setzen. Da er bekennet, daß er die deutsch geschriebenen Bücher von Bethmann-Hollweg und Hegel nicht selbst habe lesen können, so wäre wohl zu wünschen gewesen, daß ihm Stobbe's gelehrte Dissertation *De lege Romana Ulpianensi* (Abnigsberg 1853) zugänglich geworden sei; dessen Zeitbestimmung, Anfang des 9ten Jahrhunderts, übrigens nach dem Inhalt, namentlich nach den Angaben über die Beneficialverhältnisse, auch nicht ganz ohne Bedenken ist.

Die eigene Unkenntniß der deutschen Sprache veranlaßt den Herausgeber wohl die nicht eben glücklichen Erläuterungen einzelner technischer Worte bei den Longobarden durch den Abt Eichholzer, *confessore di S. A. R. la principessa di Salerno*, wahrscheinlich einen gebornen Deutschen, sammt Bemerkungen desselben über die *»inlusione della lingua Gotica d'Ulfila nelle Germaniche antiche«* mitzutheilen. Wenn die letzteren einen, man kann nur sagen, somatischen Eindruck machen, so wird auch die Erklärung des *scasardus* (bei den Franken *scapoardus*) als Schafwart oder gar die Deutung einer allerdings schwer verständlichen, wahrscheinlich corumpirten Unterschrift: † Belleri *consuan* *tempore domne regine*, in folgender Weise: *Consuan è parola Longobarda, composta di Fon e Suan, e significa l'uomo de' cigni; colui, cioè, che ha cura de' cigni*, unsere Meinung von der gerühmten doctrine, freilich massimamente della *lingua Semitiche*, des Abbate nicht eben erhöhen.

Aber es sind das Schwächen, wie sie den Arbei-

1504 Gott. gel. Anz. 1860. Stück 150. 151

ten Tropas überall anflehen, und über die man sehen kann, wenn man sich des mannichfachen Trags derselben für wissenschaftliche Forschung freut.

Die große Mehrzahl der hier vereinigten Urkunden war freilich gedruckt; doch zerstreut und zu Theil in seltenen und wenigstens in Deutschland nicht allgemein zugänglichen Werken, wie denen Jateschis und Gallettis. Als früher ungedruckt habe ich 23 Nummern bemerkt, alle bis auf eine aus dem Registrum von Farfa, diese eine aus einem Chartular von Subiaco. In den Texten ist der Herausgeber regelmäßig von seinen Vorgängern abhängig, in der Weise, wie ich das früher näher dargelegt habe. Einiges hätte er freilich wohl berichtigen oder bemerken können, z. B. S. 604: *Ex dicto d. regis Perandreats referendarium*, S. 664: *Ex d. d. r. Pergiselit notarius*, statt des richtigen: *per Andreate* (oder: *Andream*; vgl. S. 659. 679), *per Giselit*. Die von ihm zuerst mitgetheilten Stücke scheinen wenigstens im Allgemeinen genau nach den Vorlagen gegeben zu sein. Wenn mitunter, z. B. N. 881, S. 433, gedruckt ist: *liberis, proliberis, servis, proservis*, wie öfter in andern ähnlichen Urkunden, so darf auch wohl nicht geschlossen werden, daß der Herausgeber die Bedeutung der Worte: *liberis pro liberis, servis pro servis* (Freie als Freie, Knechte als Knechte) verkannt habe; S. 455 steht auch: *aldionibus pro-*

(Schluß folgt).

Ö t t i n g i s c h e gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht .

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

152. Stüd.

Den 22. September 1860.

N e a p e l

Schluß der Anzeige: »Codice diplomatico Longobardo dal DLXVIII al DCCLXXIV con note storiche osservazioni e dissertazioni di Carlo Troya. Tomo V.

An mancherlei eigenthümlichen und interessanten Ausdrücken fehlt es auch in diesem Theil der Urkunden nicht, und ich hebe wenigstens Einzelnes, das mir bemerkenswerth erschienen ist, hervor.

Eine Königin bestätigt einem Kloster: gastaldias suas (S. 715); ein ander Mal wird ein gastaldius derselben erwähnt (S. 171). Sehr häufig ist das früher besprochene sculdor oder sculdhor neben sculdais oder sculdaisias. Ein centenarius kommt einmal als Zeuge vor (S. 363), öfter der decanus (S. 308. 347. 434), und noch häufiger ein conductor (S. 307. 312. 314. 405. 423); nur einmal (S. 723) ein antepositus, vielleicht statt locopositus. — Auch anderweit bekannt sind die Amtstitel des stolosari (S. 171) und marepazo (IV, S. 189. 241. V, S. 425); vgl.: marscale (S. 612).

... S. 231. 243. 244. V, S.
(S. 59. 61. 425) halt Tro.
den Grund für den strator.
657, ein Name oder ein Am-
deutsch; im letzteren Fall en-
vorkommenden qualdator. —
mäßig als des Königs oder
nur ausnahmsweise ohne Beisa
als die eines Privaten; denn S
lich statt casindi domini Argus,
— Den peraequator einer frü-
bekannt gemachten Urkunde will:
nicht als römischen Steuerbeamten
Art von Agrimensor gelten lassen
ist noch ein magister census (od
Romae (S. 230); neben ihm er-
larius, den Troja für den Träger
ansieht.

Manches erläutert die ständisch
Wir finden manuales servi (S. 5
nicht. wie an einem

Cod. dipl. Longobardo etc. di Troya 1507

in der Bedeutung: zu Artmannen gemacht, gelesen werden kann.

Wie in den frühern Bänden einzelne für die Freilassung bei den Langobarden interessante Urkunden sich fanden, so ist das, wenn gleich in geringem Maße, auch hier der Fall. Ich hebe namentlich eine Stelle hervor (S. 479): *abeant concessum jus patronatus et libertunitatis et sint ab omni servitute et servitio omnino liberi et absoluti, vel ab (l.: ad) altare Domini vel per vatuor viae*. Diese beiden Arten der Freilassung, welche volle Freiheit auch vom *Mundium* gaben, sind hier neben einander, wie in den Gesetzen *Lutpr.* 142: *non possunt sic sine vera abso-*lutione *per thinx* auf *altare*, *sicut nos* *con-* *uimus*. Vergleicht man damit *Edictum Ro-* *224* und *Lutpr.* 9, so kann man nicht zweifeln, daß die an der ersten Stelle §. 2 erwähnte Freilassung: *qui in pangs, id est in votum regis* *tur*, die später nirgends mehr vorkommt, von *ad* verwandelt ist in die, von der es 9 heißt: *incept eos per manus sacerdotis circa altarem liberos dimiserit*, was an die wahrscheinlich mit heidnischen Gebräuchen hängenden *in votum regis* treten möchte. Auch Art 23 dehnte dann *Lutprand* die Freilassung in der Kirche weiter aus, so daß es eine Fortsetzung des Königs nicht mehr bedurfte; in dieser Hinsicht hatte und der König nun für die Freilassung von Unfreien *Walter* § 415 und andere Darstellungen nach zu berichtigen. — In einer andern Stelle, wo von Freilassung von Unfreien die Rede ist, heißt es (S. 519): *in-* *beros et liberos civesque Romanos*

... monumenta veröf-
f. 748, in der die viel besproch-
Hegel, Städteverfassung I, S.
Eine Frau mit ihrem Sohn verk-
Neapel: pro melietate Mauremu-
uxoris ejus, qui fuerunt tertia-
de fundo Maternum, . . . quaten-
commutandi alienandi liberam h-
tem, nec deinceps a gente Lan-
predictos tertiatos aliquam req-
mus. Die Stelle bestätigt allerbin-
den die Annahme, daß unter jenem
südlichen Italien abhängige Leute, &
den werden. — Was Muratori über
von condoma ausgeführt, erhält hier
fache Bestätigung.

Die Höfe der Aldien und ander-
Leute stehen im Gegensatz des sundri-
curtes, casas sundriales (S. 248. 5
nen in der früheren Anzeige gesprochen
auch die Reihe von: angaria ad

Cod. dipl. Longobardo etc. di Troya 1509

tes (S. 326); in braidis Bolaria (S. 478); braidis, de Noventa (S. 657). Vergleiche Ducange II S. 759. Wenn hier VI, S. 106 *scorpum* erklärt wird als *ager in culturam redactus*, ab Italico *scerpere*, *extirpare*, und dann eine Stelle aus einem Diplom von 793 angeführt, so zeigen zahlreiche Beispiele in diesen älteren Urkunden, daß das die Bedeutung nicht sein kann. Das Wort findet sich in der Form *scherpa*, *schorpha*, *cherpa*, *scirpa*, sehr häufig (III, S. 679. 680. V, S. 142. 249. 344. 460. 708. 735), und der Zusammenhang läßt keinen Zweifel, daß das Wort vielmehr bewegliches Gut bedeutet; Troya meint (S. 708 n.): Cioè la *scherpa* ossia le masserizie domestiche, voce la quale odesi ancora in qualche luogo del Regno di Napoli; vgl. die Note zu S. 142, wo es in der Urkunde heißt: *Excepto scherpa mea, quo pauperibus vel sacerdotibus pro anima mea potestate habeam dispensandi*; außerdem S. 249: *simul et scherpa, aeramina, ferramenta, utilia ... et omnes intrinseca caso mihi pertinente*; S. 344: *argento, erramento, ferramento vel qualunque scirsa*; S. 735: *schorpha mea, aurum et argentum simul et vestes et cavalli*. Vielleicht hängt es mit *scerf*, Schürflein, Grass VI, S. 541, zusammen. — Als nicht deutlich dagegen erscheint: *gagium*, *gavagium*, auch in Beziehung auf Land, das Ducange III, S. 457 nur in anderen Formen und späteren Zeugnissen kennt, wenn es überhaupt dasselbe ist. Hier findet sich, S. 281: *quarta portionem de gagio nostro in Macritulo* (kurz vorher: *quarta portione de sala in ipso Rasiciano*); S. 441: *parte mea de gavagio nostro in loco C.*; S. 657: *largimur* (der König) *in jura de ipso monasterio ex gagio nostro Regiense quae nuncupatur terra silva roncora et*

722. in qualive tempore for
portionem nostram in integritate
suerit et ad devesionem revin
alio homine et novis in alic
sorte redditum fuerit. Die le
denfalls sehr merkwürdig und b
nisse hin, die uns sonst ganz un
sind. Das Fluvadia darf aber
meint ward, als „fluvadia“ gele
welche Birtgschaft oder dgl. bezo
bern es ist eine Vocalbezeichnung,
tig fast und wie sich mit Bestimm
späteren Urkunden in den Memor
2, S. 214. 231, ergibt.

Auffallend und unverständlich
hier zuerst gedruckten Urkunde (S.
excepto piis locis vel numeru
bando, servata dumtaxat in on
talem prefate ecclesie Tyburtine
her ist von einer Schenkung von L
Rede. und was die mit dem numer

Cod. dipl. Longobardo etc. di Troya 1511

publicis gelesen wird. Mit excoibias wird man es nicht zusammenbringen dürfen; ob mit stosa, stuosa, ist wenigstens auch noch zweifelhaft. Vgl. Ducange VI, S. 136. — Daneben findet sich die Aufnahme in das Mundium des Palastes, was einen Gerichtsstand hier begründete. Von Uebertragung der Gerichtsbarkeit an geistliche Stifter oder Andere zeigt sich keine Spur.

Einzelne Urkunden, die sich auf gerichtliche Verhandlungen beziehen, wird man mit besonderem Interesse lesen, S. 108. 110. 123. 168. 195. 302. 334. Aber auch hier zeigt sich manches Auffallende. Einer, der beschuldigt ist, ein Pferd gestohlen zu haben, gibt zwei Bürgen und als „guardiam“ 100 Goldsolidi, S. 111; vgl. S. 124, wo dies die Buße für den Diebstahl ist. Als Preis für ein Pferd werden ein ander Mal (S. 466) 13 Solidi genannt. (Eine andere bemerkenswerthe Preisbestimmung ist S. 19: *paccam de lardo unam pro medio solido et sex modia milli pro medio solido*).

Einer, der sich einer Kirche ergibt (offert), fügt die sonst nicht gewöhnliche Bestimmung hinzu (S. 617): *Simul et si mihi aliquis homo violentiam quamcumque fecerit, sive me occiderit, volo ut pontifex, qui ibi tunc fuerit ordinatus, potestatem abeat quaerendi ipsam violentiam meam sive occisionem per se aut per illum hominem, cui ipse hanc cartulam dederit ad exigendum*. Hiermit zu vergleichen ist eine andere Stelle (S. 687), wo Jemand einem presbiter oder dem, cui istam cartulam ad exigendum dederis, für den Fall seines Todes die Hälfte seines Guts überträgt und hinzufügt: *Quidem et licentiam abeat requirendi et exigendi et compositionem tollendi de morte . . . secundum legem, qualiter melius potueritis*.

Das Ausgehobene wird genügen, um auf die Wichtigkeit dieser Sammlung für die langobardische Verfassungs- und Rechtsgeschichte, die noch immer ihres Bearbeiters wartet, hinzuweisen. Register, die den Gebrauch erleichtern könnten, fehlen leider durchaus.

Dagegen hat der Herausgeber allerlei längere oder kürzere Excurse hinzugefügt, bald über einzelne Ausdrücke oder Verhältnisse, bald über historische Gegenstände, zu denen ihm die aufgenommenen Notizen Anlaß gaben; so über die Streitigkeiten des Königs Desiderius mit dem Papst (S. 221—223. 264—266. 273—276. 498 ff.), über die erste Frau oder Concubine Karl des Großen (S. 575—578), dann aber namentlich auch über die Fragen, welche ihn früher so viel beschäftigt haben, die persönlichen Rechte (S. 43 ff.), das *partianur* oder *pallianur* im Paul Diaconus (S. 759 ff.), überhaupt die Stellung der Römer unter den Langobarden, wo er gegen Savigny und Merkel polemisiert, namentlich aber sich über jenen beklagt und dabei in den Ruf ausbricht (S. 756): *Nos Musas colimus humaniores*. Aber auch weiter Abliegendes beschäftigt ihn, namentlich die Architektur nicht bloß der langobardischen Zeit, sondern überhaupt die romanische, gothische und arabische (S. 10. 13—32. 583—586). So mag es sich denn auch erklären, daß unter den besonders paginirten Anhängen dieses Bandes einer handelt: *Della architettura Gotica* (96 Seiten). Man kann aber nicht sagen, daß er der dem eigentlichen Gegenstand des Werkes fremdartigste ist. Denn die andern sind: *Del voltro allegorico dei Ghibellini* (347 Seiten); *Delle donne Fiorentine di Dante Alighieri e del suo lungo soggiorno in Pisa ed in Lucca* (32 S.); *Intorno al Ewerardo filinolo del re Desiderio ed al vescovo Attono di Vercelli* (64 S.). Wie die 5 starren

Renan, Le Cantique des Cantiques 1513

Hände des Codice diplomatico eine Beilage sind zur Geschichte Italiens im Mittelalter, so hat jener selbst wieder neue Anhänge erhalten, auf welche eingehen diese Anzeige sich natürlich nicht veranlaßt sehen kann. G. Waig.

P a r i s

bei Michel Lévy frères, 1860. Le Cantique des Cantiques traduit de l'hébreu avec une étude sur le plan, l'âge et le caractère du poëme par Ernest Renan membre de l'Institut. XIV u. 211 S. in Octav.

Ein Hr Albert Réville hat neulich in der Revue des deux mondes, welche bekanntlich noch immer eine der bessern Pariser Zeitschriften ist, in einem langen Aufsatze die sehr richtige Klage angestimmt über die traurige Abnahme der „religiösen Literatur“ (wie man sich dort ausdrückt) in Frankreich schon seit der Aufhebung des Edicts von Nantes, aber auch seine freudige Ueberzeugung bekannt, daß darin seit der neuesten Zeit ein Umschwung zum Besseren sich vorbereite. Unter der „religiösen Literatur“ versteht man dort vorzüglich auch die Bibelstudien: und da ist es freilich nur zu wahr, daß diese in Frankreich seit bald 200 Jahren sicher nicht zum Vortheile der höhern Bildung und des Friedens in Europa immer mehr in den Hintergrund gerückt, ja so gut als völlig vernichtet sind. Auch die Revolution hat darin ebenso wenig eine Besserung gebracht wie die Restauration oder irgend eine sonstige Neuerung, welche dort bis heute zur Herrschaft kam. Wir wollen nun gerne hoffen, daß man dort nicht umsonst in der neuesten Zeit die Anzeichen einer anfangenden Besserung erblicke. Hr Réville beruft sich zum Belege seiner Hoffnung beson-

...urtheilen
Schriftstellers sehr sorgfältig
sein Werk über das A. J. 1801
indessen vor Kurzem in dem
ein ganz ähnliches erschienen i
Lesern wohl nicht unlieb sein,
in der Kürze zu vernehmen.

Wir finden es nun allerdi
daß ein Mitglied des Instituts
so emsig mit der Erklärung de
stens des alten Testaments be
200 Jahren ist das dort unerhi
Akademie machte in der Wissen
Frankreichs aus. Mögen wir
darauf aufrichtig freuen: das e
ches alle auf Bildung Anspruch
umschlingen sollte, wird auch dabi
ja eine Verständigung über die hö
Richtungen alles geistigen Lebens
durch den guten Wettstreit in dieser
Erkenntnissen am meisten geförde
uten Maf...

gen Urtheile, welche in englischen, zum Theil auch in deutschen Zeitschriften und Büchern über Renan's Schriften laut geworden sind. Die Wissenschaft aber darf nur das Vollkommene anstreben und sich nie mit allerlei halbem, zweifelhaftem, unvollkommenem Wesen begnügen: welches, wenn es überall gelten muß, aus vielen Ursachen gerade bei allen um die Bibel sich drehenden Erkenntnissen am stärksten seine Anwendung findet. Sehen wir nun, was diese Schrift Renan's der reinen Wissenschaft nach zu bedeuten habe.

Die Fachkenner wissen, daß eine richtige Erklärung des Hoheliedes und eine allgemein richtige Ansicht über sein Wesen, sein Alter und seinen Ursprung erst in unsern neuesten Zeiten gegründet ist. Warum dies erst so spät in unsern Zeiten gelang, darüber kann man vielerlei wohl sehr nützliche Betrachtungen anstellen und auch von dieser Erscheinung die Ursachen ziemlich leicht finden: aber daß sich die Sache so verhalte, leidet keinen Zweifel. Daß das Hohelied, dieses in seiner Art fast durchaus einzig in der Bibel dastehende Stück von Dichtung und dieses eben auch wegen seiner hohen Eigenthümlichkeit von der einen Seite und Späteren leicht so dunkle, von der andern aber richtig verstanden, desto lehrreichere Zeugniß vom Leben und Streben des Urvolkes der wahren Religion, zwar nicht von Salomo selbst gedichtet, aber doch sehr bald schon nach seinem Tode verfaßt sei und so schon als ein Erzeugniß noch des zehnten Jahrh. vor Ch. seines hohen Alters wegen für alles Schriftthum und alle menschliche Geschichte eine sehr hohe Wichtigkeit habe (denn was waren zu jener Zeit z. B. die Griechen?); daß es ein Erzeugniß des Zehnstämmereiches und auch deswegen wenigstens bloß geschichtlich betrachtet so höchst eigenthümlich sei; ferner daß

... wovon sittlich,
lig tadelloses, ja ein wunder
höchsten Forderungen auch der
entsprechendes Dichterwerk sei:
Wahrheiten stehen jetzt seit der
Klarheit schon so fest, daß sie
künfzt wieder sich verdunkeln las
wie Renan hier sagt, auch an
reits die weiteste Anerkennung
billigt sie nicht minder: und was
das Zeitalter und das besondere
henliedes hier vorbringt, enthält
führungen und so völlig sichere
nur ein Sachkenner nach eigener
chung sich bilden kann. Manche
breitet sich wohl leicht sehr weit
nützlich, daß sie immer aufs neue
sucht und nach allen ihren Seiten
ständigste und sicherste erkannt w
hier thut und wie wir darin den
dieses seines neuesten Werkes finden
Allein in der That kommt es
Jahre alten Schriftwerke doch nicht
einige allgemeine richtige

• jedem Wort und jedem Satz des
edichtes aufs genaueste zu verstehen, schon
• neu übersehen seinen echten Gliedern nach
• verständlich vorführen und was darin
wenigstens kurz erklären wollte. Allein
als die Hälfte aller Einzelheiten versteht
genau und richtig: so erkennt er Vieles
guten und Besten, was von dem Dichter
• schon völlig wiedererkannt ist, und fällt
• die Zahl neuer Irrthümer. Ein althe-
• Werk durchaus richtig zu verstehen, ist frei-
• zehnmal schwerer als ein griechisches oder
• gleicher Länge: allein die bloßen Schwierig-
keiten uns heute nicht mehr schrecken.
• hier nicht Raum, in diese hundert
• einzugehen, wollen jedoch eine Stelle
• nehmen, welche dem Verf. ganz beson-
• erig scheint und wo er vielfach Neues, aber
• ähnliches aufstellt, obgleich das Richtige
• endlich vollständig schon vorlag. H. 7, 1
• in der Liebe erzählt, man habe Sulammit
• Gelbe (wie spielend und tanzend) über-
• sie floh, ihr zugerufen „lehre um, daß
• du bist, denn das ist bekannt dir selbst“

wohl denkbar ist; und indem er
Anderes in den Worten sucht, 1
„warum wollet ihr Sulammit seher
von Machanaim“, d. i. da man
Besseres sehen kann. So glaubt
hier falle eine „Bajadere“ redend
dann auch vor dem Könige wie um
zustecken, und nun folge 7, 2—10
Lob dieser tanzenden Schönheit wo
durch sie verführten Könige. Da
ganz eine heutige sogenannte Harema
möchten wissen, wer ein solches Ged
achten könnte, auch ganz abgesehen d
Alles wirklich im Hohenliede stehe und
sammenhang passe; denn auch bei der
führt ein Irrthum leicht zu hundert
immer schlimmeren. Allein es reicht
be merken, daß das — trotz der Verusi
auf Gesenius' Thesaurus und auf J
dieses vor (devant) in keiner Weise bi
Die It in dieser

Dichtung und Kunst von der höchsten Bedeutung, wofür wir heute so sicher begreifen und nachweisen können, wie das Drama schon im zehnten Jahrh. vor Chr. so vollkommen ausgebildet war und wie es auch unter dem alten Urvolke der wahren Religion blühte. Unser Verf. kann zwar im Allgemeinen nicht verkennen, daß das Hl. ein Drama sei, im Besondern aber wird es ihm doch wieder nur zu höchst unvollkommenes Kunstwerk niedriger Art und niedrigen Sinnes. Auch er findet zwar fünf Acte in ihm, freilich mit einem „Epiloge“, der sehr unverständlich und überflüssig wäre: aber indem er annimmt, innerhalb der Acte sei gar kein Fortschritt des Drama's, sondern etwa derselbe Vorgang beginne und schließe in jedem, so hebt er damit doch die des Namens werthe Kunst wieder auf. Ja er erfüllt fast wieder ganz in die Ansicht über das Hl., welche einst der in Frankreich als wissenschaftlicher Mann noch immer viel zu hoch geschätzte Bischof Bossuet aussprach.

Weiter sieht sich der Verf. nun auch leicht in den allgemeinen Irrthümern über das Wesen der semitischen Völker bestärkt, welche ihm einmal öffentlich ausgesprochen, seitdem stets lieber geworden scheinen. Er meinte längst, die Hebräer wie alle die semitischen Völker hätten weder Epos noch Drama gehabt oder ihrem eigenthümlichen Geiste zufolge haben können: dies ist ein Irrthum, welchen er nicht gefunden hat, sondern der auch schon vor ihm leider gerade in Deutschland viel umging. Ist nun das Hl. zwar ein Drama, aber nur ein so höchst niedriges und unkünstlerisches, so erscheint der Satz von der geistigen Unfähigkeit der Semiten dennoch nicht klug wie ein Irrthum. Er meinte ferner, es fehle den Semiten an der *exécution de nuances et de distinction*: und meint nun, diesen Erbfehler

aber endlich kann auf diesem
spenst, welches hier immer noch
wir meinen die allegorische Erklärung
verschleucht und in das Nichts ver-
gelöst werden, aus welchem es ver-
hen hat. Unser Verf. bewirkt
wie billig und recht ist: aber als
das H. B., welches er nun den
doch wohl nicht gut genug sei, ob-
verhält wie er es zeigt, ihnen nicht
er doch schließlich zugeben, daß die
auch künftighin nach Belieben allego-
Also wir die heutigen Erklärer wären
gen etwas aus Sicht und wären ver-
den Frommen nicht genügen könnte
Bibel noch ihre Bedeutung? Schluß
wäre: aber es ist nicht so. Wie uns
sehr gewandter Schriftsteller ist, so
nes Bildstück aus dem Heidenthume
eine Madonna betrachtet und so ver-
der rechte Zweck unsrer heutigen Wiss-
nicht sein, das H. B. als ein heilig gewo-
zu entziehen, sondern es einen Augen-
entkleiden, um es den „Liebhabern der
keuschen Nacktheit zu zeigen.“ Und so
zweierlei Menschenarten? und nur wie
Augenblick dürften die einen thun was
wäre? Ja wohl läge diese treue
vor.

1861

Öttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

153. Stüd.

Den 24. September 1860.

B o n n

bei Adolph Marcus 1859. Das alte Wales. Ein Beitrag zur Völker-, Rechts- und Kirchen-Geschichte von Ferdinand Walter. XIV u. 535 S. in Octav.

In diesem Buch finden wir den bekannten Verfasser noch auf einem andern Gebiet als die sind, welche er sonst bearbeitet hat. Nachdem er bisher schon umfassende Werke über verschiedene Theile des Rechts, namentlich der Rechtsgeschichte, die heutzutage selten noch von einem und demselben Gelehrten behandelt zu werden pflegen, über römisches, deutsches und Kirchenrecht veröffentlicht hat, tritt er hier mit einem Buche hervor, das zunächst allerdings auch ein nicht geringes rechtshistorisches Interesse hat, sich außerdem aber die Aufgabe setzt, zugleich ganz andere Seiten des Lebens, das geistige und religiöse ebenso wie das äußere politische, bei einem einzelnen Volk zur Anschauung zu bringen. Und auch hier hat er das Talent zusam-

und gelehrter
daß Freunde der Rechts
sich bequem die gewünschte
können.

Und allerdings ist dieses
Lebens, das sich in den west-
niens, dem jetzigen Wales, u
sehr erheblicher Bedeutung.
keltische Stamm auf dem Fe
ist und je dürftiger die Ueber
Alterthum sind, ein desto groß
dasjenige in Anspruch, was das
Hibernien aufbewahrt haben, u
hohem Grade eigenthümlich und
dazu dient, uns über Charakter
fassung und Rechte des großen
haupt Aufschluß zu ertheilen. I
freilich bisher der Einfluß der in
Weise, wie häufig alle und au
Studien getrieben sind, vielfach si
macht, auf der einen Seite die Su
nem möglichst hohen Alterthum ers
auf der andern eine ungenügende d

haben wir in Deutschland neben einer enthuſtaſtiſchen Aethomanie auch vielfach eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen dieſe Studien vorherrſchen ſehen. Nachdem dann aber zuerſt die Sagen und Lieder, ſpäter die Sprache eine mehr eingehende und kritiſche Behandlung erfahren, war es allerdings erwünſcht, daß auch über die politiſchen und rechtlichen Verhältniſſe eine wiſſenſchaftliche Darſtellung gegeben werde, und bei dem eigenthümlichen Charakter theils des Volks, um das es ſich handelt, theils der Quellen, die zu benutzen ſind, lag es nahe, auch noch Anderes in den Kreis der Darſtellung hineinzuziehen und dieſe möglichſt weit auszudehnen, im Weſentlichen Alles zu behandeln, was nicht rein ſprachlich oder litterariſch war.

Zu dem Ende hat denn Hr Walter ſich eine umfaſſende Ausbeutung der neueren Litteratur angelegen ſein laſſen, die er zu Anfang aufzählt und die in dieſem Umfang bisher Wenigen bekannt, auch ſchwerlich auf dem Continent irgendwo vereinigt ſein wird. In Benutzung der einheimiſchen Quellen iſt er freilich auf die Ueberſetzungen, die in neuerer Zeit erſchienen ſind, angewieſen geweſen; eine Kenntniß der britiſchen Sprache, in der ein großer Theil abgefaßt iſt, tritt nirgends hervor. Und auch ſonſt macht ſich natürlich eine gewiſſe Abhängigkeit von den Gewährsmännern geltend. Indem der Verf. ſich aber bemüht hat, die einſchlagenden Arbeiten in großer Vollſtändigkeit kennen zu lernen, vermeidet er wenigſtens, einem oder dem andern der Vorgänger excluſiv zu folgen, ſondern benutzt ſie mit Auswahl und nicht ohne Kritik, wie es denn freilich den Ueberſchwenglichkeiten einzelner Autoren gegenüber auch gar ſehr am Platze war. Nicht will es dünken, als wenn in dieſer Beziehung noch etwas mehr

Heidenthums, aber doch ins 11
rend englische Forscher, wie er
Stephens, auch Owen (S. 41,
stens in ihrer jetzigen Gestalt
bert vindiciren wollen.

Dem entsprechend, scheint mir
als einer Stelle überhaupt der
lieferung einen zu großen Werth
in der Urgeschichte des Landes
(121 ff.), in den Nachrichten
bung des Königs Hovel (S. 392
Jahrhundert zweimal nach Rom
einmal „um sich über die beabsi
berathen und zu unterrichten“, da
vom Papste die Bestätigung seiner
ten“; und von dem hier dann
geglaubt wird, daß er die Gesetze
ben und die Wände seiner Gerichte
decken ließ. Vorsichtiger äußert
Barden und den angeblich heidnisc
halt ihrer der

geschöpft und in die Form von Triaden gebracht haben“; womit eine Bemerkung S. 230 zu vergleichen ist.

Im Allgemeinen tritt in der ganzen Darstellung eine sehr hohe Meinung von dem Volk, mit dem sie es zu thun hat, hervor. „Alles zusammengenommen, heißt es (S. 398), erscheint also dieses Volk im elften Jahrhundert ohngeachtet der patriarchalischen Einfalt und Dürftigkeit . . . auf einer Stufe vorgeschrittener Bildung und Reflexion, wozu der erstaunte Forscher den Schlüssel nur in dessen ganz eigenthümlichen Geistesanlagen finden kann“. Ich weiß doch nicht, ob man dem so ganz zustimmen darf. Was sich zeigt, ist allerdings eine Neigung, überall bis in das kleinste und sorgfältigste Detail hin die Verhältnisse zu ordnen, auf feste Regeln und Vorschriften zurückzuführen, dann auch für Alles bestimmte Grundsätze hinzustellen. In den Erzeugnissen der Litteratur spricht sich eine Reflexion aus, wie es allerdings selten in dem Maße vorkommen wird, überhaupt eine Verständigkeit der Auffassung, die mit dem Phantastischen und Mystischen mancher Sagen eigenthümlich contrastirt und doch nur das Product späterer Zeit zu sein scheint. Dem entspricht dann auch jene sorgsame, aber zugleich kleinliche, pedantische Ordnung aller Dinge, der politischen wie der rechtlichen und häuslichen Verhältnisse. Ueber die Jagd z. B. handelt ein Aufsatz, der neun Arten mit der größten Weitläufigkeit und Genauigkeit beschreibt (S. 327—330); über das Hofwesen, 24 verschiedene Hofbeamte, ihre Pflichten, Leistungen und Rechte finden sich Vorschriften von der weitgehendsten Specialität und Künstlichkeit, die, wie der Verf. selbst bemerkt, Bedenken erregen können, ob dies wirklich im Leben bestanden

und Eins dem Andern zu-
rathend und Mä-
rischen Erklärung diene.
hoher Bildung möchte ma-
lassen. Es zeugt vielmehr
erstarrt, Alles an Formen
gibt so einen Beleg zu den
von der älteren keltischen Zei-
ten, daß dieser große Stau-
nendthümlichen relativ ausge-
th war, allein in derselben kei-
nig, keiner bedeutenden G-
dere, keiner freien Weiterentwi-
Wo ist einer jener abgeschlos-
wie sie die Geschichte mehrere
unser Interesse wohl in Anspi-
wir aber im Leben der Mensch-
untergeordnete Bedeutung beilegen
Die Behauptung, daß diese k-
bestimmenden Einfluß auf andere
ist auch bisher schon nicht selten
und die nähere G-

Germanen von den Kelten behauptet, nur ganz Allgemeinen mitunter auf die Uebereinstimmung gewiesen hat. Es wird hier die höhere Stammgemeinschaft in Betracht kommen, und so allerdings vergleichende Rechtsgeschichte ein bedeutendes und interessantes Feld zu weiterer Bearbeitung finden. In vollständigen und zugleich präcisen Fassung die Darstellung wird dabei sicher stets dankbare Anerkennung gezollt werden, wenn auch weitere Forderung Einzelnes wohl noch berichtigen oder anders setzen und hinstellen mag, als es hier geschehen ist.

Mit Einigem kann ich mich schon jetzt nicht einverstanden erklären. So wenn wiederholt von einer hohen Geschlechterverfassung (S. 81 Note, 132 ff.), oder einem Geschlechterstaat (S. 144) die Rede ist.

Die Darstellung ergibt, ist im Wesentlichen nur eine besondere Bedeutung der Familie, zwar der natürlichen, auf Blutsverwandtschaft beruhenden Familie (S. 132. 135), wie wir sie finden; das Eigenthümlichste sind die Häupter des Geschlechts, die hier als Häuptling, und Repräsentant bezeichnet werden. Mit natürlichen staatlichen Verhältnissen hatten aber wenig wie die Geschlechter selbst zu thun. Sie ruhten auf der davon ganz verschiedenen Einheit des Landes in Cantref (Hunderte) und Trefodir (S. 128; vgl. S. 402). Daß einzelne in die Geschlechter aufgenommen werden (S. 164), änderte auch nicht das Wesen

dem eigenthümlichen Interesse sind die Verhältnisse Grundbesitzes, die S. 193 ff., besonders hervorgelegt sind. Doch soll sich diese Anzeige

hoher Bildung mo-
lassen. Es zeugt
erstarrt, Alles
gibt so einen
von der Ältern
sind, daß
genthlich
tig war,
fähig,
bere,
Es
wie
umf
ten
in
Literatur ist
zusammen anein
und 20 nicht
überschriften e
nach die rech
N. abhandelt. -

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

154. 155. Stüd.

Den 27. September 1860.

G e n u a

Bei Girolamo Filippo Garbarino 1858. *Lo discordie e guerre civili dei Genovesi dell' anno 1575*, opera del Doge G. B. Lercari, arricchita di note e documenti importanti di Agostino Olivieri. Prima edizione. 716 S. in Octav.

Die Republik Genua hat gleich derjenigen von Venedig eine so uralte Existenz und eine durch ihre hervorragende Wirksamkeit in den Angelegenheiten dreier Welttheile so reiche Geschichte, daß auch jetzt nach der Vernichtung ihrer Unabhängigkeit in den Nachkommen der einst ihnen Angehörigen das Gefühl eines berechtigten Zusammengehörens noch längst nicht völlig erloschen ist, was sich unter Anderem zumal in einem höchst erfreulichen Eifer zur Herausgabe der Originaldocumente offenbart, welche von der einstigen Größe von Genua Zeugniß abzulegen bestimmt sind. Haben uns nun die neuerlichst erfolgten großartigen Publicationen von Statuten, Staatsacten und Notariatsprotokollen in den Stand gesetzt,

wenig bekannt war, weil
Documente und Aufzeichnungen
Genua herrschenden Oligarchen
Existenz ängstlich verschlossen
der Grund dazu wegfiel, hat
einer in Genua's Geschichte
fach genannten Familie angehe-
die noch ungebrachten italiänis-
nischen herauszugeben, voran die
Lercari, welchen er die von Gi-
Costa und Cicala folgen lassen
Lercari, 1563 Doge, hatte*) wo-
die er dabei aus eigenen Mitteln
gunst der Oligarchen in einem
daß man ihn höchst ungerecht w-
wahrung verurtheilte; als sein
Sitz die beiden Procuratoren, n-
ten Spruch gethan, ermorden li-
aller Fürbitten des Vaters zum
Der Vater begab sich in freiwillig-
drid, ward aber späterhin

Lercari, disc. e guerre civ. dei Genovesi 1531

selbst darunter so sehr gelitten. Zur Herausgabe der Chronik ward Cod. B. VII. 28 der Universitätsbibliothek benutzt in sogl., vom Anfang des 17. Jahrh., »Carta e Cronache Ms. per la Storia Genovese di Agostino Olivieri« enthaltend, wo unser Werk S. 21 beginnt. Für die Lesarten sollen noch ältere Codd. zu Rathe gezogen sein, weil wegen der politischen Bedeutung dieser Geschichte die Besitzer sich mancherlei Aenderungen erlaubt. Daß es nun freilich gelungen wäre, auf diese Weise einen sichereren Text herzustellen, läßt sich doch keineswegs behaupten; nicht nur bleiben in dieser Gestalt manche Stellen ganz unheilbar, was zum Theil durch Aufnahme von Randglossen in den Text sich erklären läßt, sondern es ist mir ganz unbegreiflich, wie der Herausgeber auch nicht einmal bemerkt hat, wie S. 40—82 des Abdrucks in ganz verkehrter Reihenfolge stehen, was nur dem Einbinder des benutzten Cod. zugeschrieben werden kann, und die vorgegebene Benutzung anderer Cod. »più antiche« doch sehr zweifelhaft erscheinen läßt. Nur mit großer Mühe glaube ich mit Zuziehung der Daten für einige der berichteten Begebenheiten bei Varese St. di Genova Vol. VI die richtige Ordnung gefunden zu haben, so daß S. 40 auf den Satz, welcher mit della Deputazione schließt, folgt S. 67 In questo tempo — S. 68 e bellote. Hierauf S. 64 vom Satz Fu similmente bis zu jener Stelle von S. 67. Dann S. 40 weiter Ma quando più — l'una e l'altra proposta, dann S. 61 von allora assai presto bis zu jener Stelle von S. 64. Hierauf der Rest von S. 40 bis zu S. 50 beim Satz: nobili vecchi; dort ist einzuschalten S. 68 von Nel finir — S. 82 oben I Deputati x. Nun fährt S. 50 an jener Stelle fort bis zu S. 61, wo jene Versetzungen der Seiten begannen, und S.

... Partei bei der römi
notars Marcantonio Sa
drid, wie ihre Briefe an
über die Unruhen von 1
Protonotars darüber an
Haupt des alten Adels i
über die streitigen Punkte,
narbo Comellino's Recht
fretlich neben manchen r
mit Vorliebe sich in abstr
und deren Lösung deshalb
Debatten zu empfehlen sein
sich darauf beruft, daß Chi
Apostel verordnet habe, wel
gewählt, um die Gleichheit d
der Aemter durchs Loos zu
die Gegner auf die Ordnung
rarchien berufen, deren Seele
heit gerichtet sei, was ihre G
rückweisen, daß der mystische
nicht 2 Häupter haben könne
ausgeber hiebei der Ordnung
gefolgt ist, daß er 2 schon
Geschichte ein...

Lercari, disc. e guerre civ. dei Genovesi 1533

rial findet, das zu einer bestimmten im Anfang dargelegten Situation gehört x. Besonders bei der erklärten Absicht, für das größere genuesische Publikum sorgen zu wollen, hätte eine Zusammenstellung des chronologisch oder doch sachlich Zusammengehörigen geschehen müssen. Daneben ist sehr zu bedauern, daß nicht einmal die Daten der mitgetheilten Prieße x. stets correct sind, z. B. S. 708, wo nach der geschilderten Situation offenbar Sept. statt Decb. stehen muß. Die am Schluß des ganzen Buches angefügten Noten, welche zu dem Umfang des ganzen Buchs durchaus in keinem Verhältniß stehen (5 S. zu 711 S. Text), können auch nicht im entferntesten die Stelle eines Commentars über das der Erklärung Bedürftige vertreten. Eine notwendige Ergänzung dieser Documente, wovon der Herausgeber aber kein Wort sagt, bildet die Urkunde über die Verfassung von Genua, wie sie zur Beilegung dieser Unruhen endlich von den Vermittlern festgesetzt ward bei Graevius Thesaur. rer. Italic. T. I. p. 1451.

Dennoch sind wir dem Herausgeber zu großem Dank verpflichtet, weil wir durch ihn so ausführliche Nachrichten über eine sehr merkwürdige Bewegung erhalten haben, die zugleich auf dem Wege des politischen Raisonnements und der Sedition versuchten einen interessanten Beitrag zur Geschichte des Aufstrebens der Demokratie in der neueren Zeit bildet. Die genuesische Nobilität hatte sich, wie schon öfters hervorgehoben ward, aus dem Volk im Grunde nur durch größeren Reichthum, größere dem Handel zugewandte Capitalien und dadurch erzielten größeren Gewinn hervorgehoben. In den Urkunden des kürzlich gedruckten Lib. jurium Genuens. haben wir eine ganze Reihe der schlagendsten Beweise davon erhalten, wie hiedurch es den Doris, Spinola, Ave-

cato, Malocello, da Mari, möglich ward, schon gegen das Ende des 12ten und noch mehr im 13ten Jahrh. die durch die steten Erbtheilungen und den widerspenstigen Sinn der emancipationslustigen Grundholden geschwächten alten Grundherrschaften der Nivierten zu Grunde zu richten, indem man ihnen Anleihen in ihrer Noth machte, bei denen die Pfen des duplum bei nicht erfolgter Rückzahlung binnen 1 Jahr festgesetzt ward, auf welchen factischen Zinsfuß von 100 Proc. mit Umgehung des canonischen Verbots des Zinsnehmens der genuesischen Gerichte stets erkannten. Wie man sich hier überall in ihre Stelle auf diesem Wege zu bringen wußte, so war das Verhältniß in Corsica und den genuesischen Besitzungen in Sardinien und dem Archipel sehr analog; so rief z. B. vorzüglich die ökonomische Abhängigkeit und Ausfagung die unausgesetzten Empörungen von Corsica hervor. Natürlich bildete sich nun zwischen den glücklicheren Familien, die mehr Landbesitz erworben, und dadurch eine zahlreichere Menge von Vasallen und Klienten, aber auch von Schiffen zu halten vermochten, und den minder angesehenen, die jene in ökonomische Abhängigkeit zu bringen drohten und von ihren Compagnen ausschlossen, ein immer zunehmender Gegensatz. Beruhte dann die Bedeutung der herrschenden Nobilität zumal auf dem neuerworbenen feudalen Grundbesitz und dem durch die gesammelten Capitalien ermöglichten Banquiergeschäfte, so erklärt sich hieraus leicht, wie die dem ältesten Grundadel angehörigen Fieschi, Reichsgrafen von Lavagna, seit eins ihrer Mitglieder Papst geworden und die Glieder seiner Familie an die Spitze des von ihm zuerst wucherisch in großartigem Stil betriebenen Ausfangesystems der gesamten Kirche gestellt, bei welchem nachher die italienischen Handelscompagnien so gute

Lercari, disc. e guerre civ. del Genovesi 1535

Geschäfte machten, in Verbindung mit den Grimaldi, die nach Canale den Sign. von Bezans entstammten und durch Wucher auch an der westlichen riviera früh sich ausbreiteten, an die Spitze dieser Nobilität traten, während die rivalisirenden Dona und Spinola nun als Ghibellinen aus eigensüchtigen Zwecken an das Volk sich wenden, und die Verfassung in popolarer Weise umgestalten, aber nur, um als cap. di pop. an die Spitze zu treten. Wenn dann das Volk, müde sich für fremde Interessen zu opfern, 1339 das Dogenamt creirte, das eigentlich zu seinem Schutz gestiftet, nur an eigentlich populare Familien gegeben werden sollte, so wiederholten sich doch bald auch hier dieselben Gegensätze; inmitten des popolo erhob die Plutokratie ihre natürlichen und bald zugestandenen Ansprüche; der alte Factionenstreit erneuerte sich in den wilderen Kämpfen des Adorni und Fregosi, denen sich die Parteien des alten Adels angeschlossen, wobei man jetzt durch Berufung auswärtiger, selbst nicht italiischer Signorens mehrmals selbst die Existenz der Republik gefährdet. Die durch Andrea Doria endlich vermittelte Verfassung war ein nothwendiges Rettungsmittel; doch hebt Lercari hervor, wie die Ausarbeitung durch die Nothwendigkeit übereilt war, beim Heranzug der Franzosen schnell für die Versöhnung der Parteien zu sorgen. Indem man den in 28 alberghi vereinten nobili die Regierung zuwies, und jetzt erst ihnen das nun auf eine bestimmte Reihe von Jahren limitirte Dogenamt zugänglich machte, hatte man den begründeten Ansprüchen des popolo bei einer seit 2 Jahrh. wesentlich popularen Regierung dadurch gerecht zu werden gesucht, daß man für jeden albergo eine jährliche Aggregation von 10 aus dem popolo festsetzte, während man die Wahl des mit der Entscheidung über

beauftragten consiglio minor
Dennoch entstand gegen den
Verfassung bald ein Gegensatz zwischen
1528 aggregirten Familien und den durch
Aggregationen ihnen angeschlossenen, auf
mit der ganzen Verachtung herabsahen,
Familien alten Adels oder alten Besitzthums
zu empfinden pflegen. Sehr be-
ist es nun doch, daß, wie in der ältesten
der Adel von 1528 im Gegensatz zu den
sich zumal dadurch wieder zusammenschloß,
daß er sich ausschließlich die Geldnegociationen der
spanischen Monarchie, vor Allem des Königreichs
Neapel zu verschaffen wußte, wo man unter Carl V.
und Philipp II. fast alle so ergiebigen Darlehnsge-
schäfte und Steuerpachtungen sich zueignete, und das
Land fast in völliger ökonomischer Sklaverei hielt,
während allerdings auch die nuovi S. 683 Philipp
vorstellten, wie dagegen der Handel mit neapolitani-
scher Seide und spanischer Wolle ganz in ihrer
Gewalt sei, sie jährlich Millionen für den sicilischen
Getreidehandel verwenden, Niemand sei im governo
von Genua, der nicht einen Sohn, Bruder oder na-
hen Verwandten in einem Lande der spanischen Mo-
narchie habe. Natürlich waren es vor Allem die
Doria, deren conciliatorische Reform nach dem eige-
nen Verständniß des alten Adels doch zumal zu des-
sen Vortheil ausschlug, welche zum Preise ihres für
Carl's V. Erfolge so höchst folgenreichen Uebertritts,
dessen ökonomische Früchte zunächst zogen und dann
den Parteigenossen zuwandten, welche freilich auch an-
ßerdem durch ererbten Reichthum und Capitalien die
Aggregirten meist übermogen und schon deshalb für
große Geldgeschäfte den jüngern Häusern mit unsi-
cherem Credit meist vorgezogen wurden, die sich nun
weniger gemüthlichen Waarenhandel und in-

uri, disc. e guerre civ. dei Genovesi 1537

eller Thätigkeit zuwenden, wodurch es ihnen wohl gelang, in Genua bald 15000 Arbeiter in Seide zu beschäftigen und im Einfluß auf Volk entscheidend mit dem alten Adel zu rivalisiren. Um so entschiedener wiesen die Alten das unerste Mittel für die durch die Verfassung von 1255 erstrebte Einheit, die Verheirathungen, mit Dejection von sich, während sie ihre Gegner durch jurückstoßen selbst dahin trieben, sich einerseits geschlossene Heirathen unter einander immer weiter zusammenzuschließen, andererseits bei ihrer mehr zunehmenden Majorität die Aggregation Männern ohne Verdienst, selbst aus dem Handstand aus bloßen Parteilichkeiten durchzusetzen, es doch wieder sehr bezeichnend erscheint, daß wieder, wie die Alten diesen Unitariern vorzuwerfen nicht vergessen, die natürliche Tendenz der Genua zur Plutokratie einen innern Gegensatz der Interessen, die unter sich 30 der in den letzten Jahrhunderten hervorragenden Familien und der aristokratischen hervorrief, welche letztern Zeit ein natürliches Uebergewicht der Zahl und hierdurch die Aemter fast lediglich an sich zu bringen wußten. Hatte nun allerdings der Adel bei allen Editionen der populären Verfassung fast immer zu erwirken gewußt, daß man die meisten Aemter zuerkannte, so betrachtete man dies als ein verjährtes Recht gegen die Aggregation, dessen Besitz man ihn längere Zeit in Uebereinkunft ließ, bis das massenhafte Uebervorkommen in die Alberghen, die Wahl Gionbatt. Fornari aus der Faction und die zumal durch diese begünstigte Aggregation der Fieschi, welche vermittelst ihrer Verbindung ihres Hauses zu stürzen suchten, die Dauer dieser Stellung fürchten ließ.

In Folge des Sieges über die Nieschi wirkten vor Allem die Doria selbst zur Feststellung eines Gesetzes, welches die Gegner zum Spott *il Garibotto* nannten, das vor Allem die Wahlen statt des Votum der Abstammung anheimgab. Während Andrea Doria's persönliches Ansehen und nach seinem Tode der corsische Aufstand und eine Reihe großer Falssements eine Zeitlang die Leidenschaft im Zaum hielt, so wandte sich nachher der Sinn der Genuesen seit 1572 desto eifriger wieder den innern Wirren zu, je mehr der alte Adel auf seine Geldopfer im corsischen Kriege stolz seit den immer in reicherm Maße ihm zu Theil gewordenen Belehnungen in den spanischen Ländern feudale Titel des höchsten Ranges zur Schau tragend sich oligarchisch auch in den Formen des äußern Lebens abzusondern anfang, und zumal die stolze Jugend im Verkehr mit den gesetzlich ihr doch ganz gleichgestellten Aggregirten sich sehr schmähend über sie ausließ. Gegenüber diesen Oligarchen, die ihren durch Wucher erworbenen Reichthum in prächtigen Villen zur Schau trugen, und welche um eine größere Anhäufung ihrer Kapitalien zu erwirken, nur untereinander und möglichst in einem noch engeren Kreise von Familien heiratheten, wie sehr sie auch dadurch ihre Familien dem Aussterben immer näher führten, glaubten die zurückgestoßenen Aggregirten ihre Stellung nicht sicher; sie begannen gegen das Gesetz von 1547 um so eher zu agitiren, weil sie dasselbe für insofern ganz ungünstig erklärten, als die collegj, welche es erlassen, sich durch die ihnen darin zugesprochene Wahl des *consiglio minore* und ihrer selbst größeren Gewalt beigelegt, als sie bisher gehabt, was ihnen die Gesetze von 1528 ausdrücklich untersagt hatten. Der Eifer des Dogen Gianotto Tomellino, der zuerst, allerdings der Vermögensverhältnisse wegen, an

ari, disc. e guerre civ. dei Genovesi 1839

Die Aggregirten gesetzlich nicht theilnahmen, bereit Stammbäume für die alten Glieder seiner herche anfertigen ließ und den ungemein fähigen kaiserlicher Matteo Senarega dadurch beleidigte, er gegen den bisherigen Brauch in den Staats-chen neben der Unterschrift des Secretärs auch die des Dogen oder eines der beiden gover-ri für erforderlich erklären ließ, dadurch aber zum heftigsten Feind der herrschenden Oligarchie z, dienten der Agitationen der nuovi zum Zun- und Vorwand; nebst Senarega traten besonders Brüder Marcantonio und Bartol. Sauli an ihre e, aus einer zwar popularen, aber schon seit 2 h. durch eine ganze Reihe von Bischöfen und allen den nobili sich mit Recht gleichstellenden k. Es kam dahin, daß, als die Wahl des , aber doch den Alten genehmen Giacomo Dur-rog der Intriguen der nuovi gelungen war, bevorstehenden Wahl der governatori bereits Spinola 3000 Mann in Serravalle zum es alten Adels sammeln zu müssen glaubte, er. von Mailand einen besondern Gesand-Perstellung der Ruhe sandte und Giovan-ia mit 2 Galeeren, die er im Dienste S. on Austria hielt, herbeilam, um seinen Par- zu helfen, welche verdächtige Einmischung den Pasallen aber allerdings nicht geig- te Sympathie des Volks für ihre Sache Die Alten und nach ihnen die Neuen liche Deputationen auf, an deren Ent- e Parteiglieder bei allen wichtigen Ab- gebunden wurden. Das Volk hatte sich i ihm verwandteren nuovi gehalten, als es seiner Glieder in deren Versam- genügend gerührt ward, organisirte es in Klubb (bottola) von lauter Popo-

Verhältnissen des Volks
Volk ernannte nun auch
verlangte die massenhafte
meriti zum Ersatz für die
nen in den einzelnen Jahrl
igten, da sie die Häupter
Andern als unerfahrene
hofften. Die Abweisung
mat bot ihnen Gelegenheit,
noch weiter zu verfeinden, d
von materiellen Erleichterun
bung von Acciser und erhöh
vielen in ihren Fabriken bes
in Aussicht stellten. Anfang
lich die im Hause von Bar
nuovi zuerst eine bewaffnete
Ruf: Viva il popolo! Es
nur 800 — 900 zu folgen b
schien ohne Folgen verlaufen
Alten nun ein strenges Verbot
sammenrottens zu veranlassen
Schutz eine Menge bewaffneter
ten von ihren Schiffscom

Lercari, diss. e guerra civ. dei Genovesi 1541

ten unterbrochen. Mit Mühe vermittelte dieser einen Stillstand, wonach die Alten ihre Klienten entlassen sollten. Da dies aber am andern Tage (18. März) nach der Behauptung von Bart. Sauli nicht geschehen war (was freilich Giovandr. Doria, S. 565) und Leonb. Comellino nicht zugeben), benutzte man dies als Motiv oder Vorwand zu einem neuen Sturm, der diesmal durch Ueberraschung gelang. Mit einer zahlreichen Schaar von Popolanen erschien man im Senat, um die Abschaffung der Gesetze von 1547 mit Gewalt zu bewirken. Die für ihre Existenz besorgten Alten beschloßen nun merkwürdiger Weise, lieber dem popolo selbst mit Ausschluß der nuovi selbst die Gewalt in die Hände zu geben, wie dieser offen eingesteht, weil sie durch dasselbe leichter zu regieren, und aus seinen Händen die verlorne Autorität leichter zu recuperiren hofften. Lercari hielt selbst eine Rede, worin er die mirabil modestia, virtù infinita und somma bontà del popolo lobt, weil es in solcher Verwirrung die Waffen in den Händen doch Niemand etwas genommen, Niemand gemißhandelt habe &c. Die nuovi waren gleichwohl den Jüngern durch die geschehene Zusicherung jener materiellen, und darum solidern Vortheile sicher; durch drohende Acclamationen zwang man den Senat zur Aufhebung des Gesetzes von 1547; doch protestirten Einige, und Andere erklärten, nur durch Drohungen zur Einstimmung bewogen zu sein. Da man nun auch sofort jene Erleichterungen und Aggregationen decretiren ließ, war zunächst Alles ruhig, und die Deputirten der Alten suchten umsonst durch Verbreitung ihres Vorschlags der Session der Regierung aus Volk einen Gegenaufruf hervorzurufen. Man

seine Pläne auf eine Signori
eigenen nothwendig ein Ende
vorstellten, wie solcher gewa
Fremden das Volk durch die
zu verlieren, nothwendig den D
werfen und daraus ein allgem
müsse, der des Königs Int
kame, dem unter den jetzigen
Italien dringend Noth thue; e
ein willigen, daß von den nol
begonnen würde, die durch ein s
system einen Volksaufstand zu er
Abathen des spanischen Gesand
Juan, daß hier nicht viel für
und entfernte sich bald. Dies G
doch sofort das lebhafteste Intere
Mächte und Frankreichs, welche
Philipp die alten Verbindungen
dem Doria und andern Häuptern
nutzen, um das für seine Commu
land so äußerst

Bruderkuß darauf geben, der Verfassung treu eiben, bediente sich aber doch auch des wirksamen Mittels der Geldvertheilung. Dabei sah man reichlich genöthigt, dem Volke die Zügel schießen lassen, wodurch eine wachsende Anarchie sich kund

An der Spitze zeigte sich der bei den Geldvertheilungen zumal gebrauchte Bart. Coronato, schon seine vornehme Abkunft imponirend, dessen Entschiedenheit und Gewandtheit, verbunden mit Edelgegen die Einzelnen, die er in *corpo* haßte, er nicht genug zu rühmen weiß; daneben Tomone, der sich dadurch den Neuen unentbehrlich machte, daß als die Alten 500 Scudi unter einige Abkömmlinge austheilen lassen, um als die *«veri protettori popolari»* den Cardinal in einer *impetition* darum anzufragen, ohne Rücksicht auf Besetze von 1528 und 1547 zu reformiren, als er schnell so viele der Petenten, als man haben konnte, ergreifen und grausam foltern um ihnen Geständnisse abzupressen. So offenete sich schon der alle Revolutionen begleitende *orismus*. Sehr charakteristisch ist es, wenn nun durch jene Sturmpetition besorgt gewordenen

valität mit der spanischen Krone nun auch seinerseits auszuheuten, erschien jetzt ein französischer Gesandter Marco Virago mit 2 Galeeren, die den seit lange verbannten Galeazzo Kregoso mit sich führten, um, unter dem ostensiblen Anerbieten der Hülfe, die Signorie dieser von den Popolanen geliebten Familie mit Ausschluß der Doria zu betreiben; man empfing sie prächtig, nahm aber ihre Erbietungen doch nicht an, da man damals die Folgen der französischen Pestreigungen und Protectionen noch in zu frischem Andenken hatte. Sehr deutlich malt es dann die Corruption der wuchernden Junker, wenn man jetzt, wo es definitiv zum Schlagen kommen muß, in eigenster Sache mit den Geldbewilligungen knausert, und Eifersuchteteilen darüber laut werden laßt, daß man nicht zum Deputirten gewählt ist, worüber es selbst zu Verwundung und Todschlag kam. Doch beschlossen sie nun nicht länger mit den Feindseligkeiten zu warten, da die Neuern, auf den Schutz der gewonnenen capi di popolo und der Rivalen Spanlens rechnend, das angebotene, nicht unbillige Compromiß auf Kaiser und Pabst zusammen, nur unter den größten Reservationen hatten annehmen wollen, da sie jetzt auf den Zorn Philipps über jenen Empfang des französischen Gesandten rechneten, welchen Zorn sie durch die Sendung von 2 außerordentlichen Deputirten mit Erfolg für sich auszuheuten wußten.

(Schluß folgt).

Ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

156. Stüd.

Den 29. September 1860.

G e n u a

Schluß der Anzeige: »Le discordie e guerre civili dei Genovesi dell' anno 1575, opera del Doge G. B. Lercari, arricchita di note e documenti importanti di A. Olivieri.«

Gauli — S. 701 ist die lange für die Situation sehr interessante Depesche — erwähnt damals schon von Madrid aus das Gerücht, Philipp wolle die Alten darum begünstigen, um zum Preise der Restitution die Anlage einer Citadelle in Genua mit spanischer Besatzung zu erlangen, zu welcher Concession aber nach den letzten Erfahrungen D. Juan's jene nur dann vermocht werden konnten, wenn sie durch des Königs Zögern geschwächt sich ganz ihm in die Arme werfen mußten; dafür war aber ein doppeltes Spiel nothwendig. Giovandrea Doria jedoch hielt sich der spanischen Hilfe für gewiß, und stellte nun in einem letzten Schreiben der Signorie vor, die große Bescheidenheit der Seinen habe sie bisher von den äußersten

gab sich dann na
die Erlaubniß zum G
kommen, indeß die 2
Sept. als äußersten T
promisses stellten. D
fest an alle Fürsten u
an die Signorie, worin
eitesten Versuchs zuschri
unschuldig, das bei allen
traggio ad alcuno
un pelo o a ciascuno
autori, capi, istiga
sori, quali non er
für Alles verantwortlich;
große Verpflichtungen gege
emphatische Schluß erinner
phan II. an Pipin in seiner 2
Mitte zum Nachgeben, wel
papa, l'empereur, ganz
täter, ministri religiosi,
welche Lettern hoffen, beim
ringsten Theil des Geldes zu
welches man jetzt verschm
werfe.

mercari, disc. e guerre civ. dei Genovesi .

er Justiz, Abondanz der Lebensmittel, forma di governo santo e in somma pace e tranquillità, concordia, unione e ogni altro bene sei Meh- ung der Steuern, Verhaftung in Masse und Tor- rr, Ungestraftheit von öffentlichen Mordthaten ein- treten, woraus Theuerung nothwendig entspringen müsse. Wider alles Erwarten der nuovi, die mein- n, Philipp werde einen Krieg in Italien als zu gefährlich aus allen Kräften zu hindern suchen, er- schickte jetzt D. Juan, den Philipp nachher zu des- couviren für gut fand, die Erlaubniß, die Galeeren r usciti im spanischen Dienst für sich zu verwen- n; ebenso ließ der persönlich beleidigte Gov. von Mailand die deutschen und spanischen Söldner in inner Provinz von den Alten anwerben. Jene wa- n nach Vercari in Deutschland unter dem Vorwand r Türkengefahr eben in der Absicht geworben, um e in Mailand gleich zum Eingreifen bereit zu ha- n. Der traurige Zustand der kaiserlichen Gewalt igte sich darin, daß da auf die Vorstellung der besandten der nuovi, wie Deutsche zur Ausführung n Philipps geheimen Absichten auf deutsche Reichs- nde gebraucht würden, Maximil. im Zorn diesen n Dienst der Alten verbot, sie einfach wegen schon empfangener Soldzahlung den Gehorsam weigerten, id der Kaiser deshalb für gerathen fand, sich durch ten mit «agilità e destrezza mirabile» ausgear- iteten Aufsatß der Alten zufriedenzustellen. Den euern wollten dagegen die Fürsten der Lombardei id Piemont, Philipps Mißfallen fürchtend, Ver- mgen nicht gestatten; nur der Großherzog von toscana bot Geld, Lebensmittel und 1000 tanti für e Verpfändung von Sarzana oder einer corsischen ste an. Cosimo, ostensibel Philipp's Freund, suchte sich wohl in seinen späteren Jahren jede Erweite-

... .. men
rasch viele der wichtig
nehmen, wobei in dies
Factionskämpfe der L
Zeit sich forterbende
Familien in den einzel
nen-Einfluß übte; so
als alborghi ganz aufg
noch immer die Partei
deren gegenseitige Verfo
Ort ganz verödet war;
Namen mit den entspre
Quellen an der ganzen K
ten sich die Neuen nun
keinen namhaften Capita
Verbungen abgewiesen w
störtem Handel und noch
tel blieben. Die Etmaal
höchst ungeschickt geleistete
polanen zog die einer M
nach sich; man fürchtete,
Seltung erbitterte Volk mög
Dogen wählen, der wir ein
ustw. seine Gewalt ...

Lercari, disc. e guerre civ. dei Genovesi 1549

Occupation von Genua zu thun sein. Andererseits bewog der gewandte Senarega als Gesandter Genoa's in Rom den päpstlichen Hof dazu, daß er bei D. Juan das Verbot an Marcello Doria durchsetzte, zur Circumvallationsflotte zu stoßen. Senarega meldet S. 320 selbst, wie der Papst sich bei D. Juan beklagt, daß er des Königs Friedenspolitik entgegen handle; er habe dem Briefe un poco d'arsenico di leghe e del consenso degli Italiani beigelegt; dadurch sei die Wuth dieser Stürme auf einmal gestillt. Dies war dann aber doch der erste Wendepunkt in Philipp's System der Begünstigung der Alten. Nach Lercari (S. 260) hätten die vermittelnden Gesandten den Häuptern des Volks 3000 Scudi versprochen, um sie zum Frieden geneigt zu machen, was er aber als bloßes Gerücht gibt. Im Grunde mußte die Lage der Neuen sie von selbst versöhnlich stimmen, wovon als erstes Zeichen die Wahl von Prospero Centurione zum Dogen erscheint, nach Lercari für den Staat prospero veramente de nome e di effetto, da Alles nun einen gemäßigteren Gang nahm. Philipps System demaskirte sich bald einen Schritt weiter, indem er die wucherischen Junker von ihrer empfindlichsten Seite, der finanziellen angriff. S. 670 schreibt Senarega: Dem König seien 2 Jahre von seinen Theologen Vorstellungen gemacht, er 'gehe geradezu zum Teufel und nehme die genuesischen Kaufleute in einem Tuche gebunden mit sich, wolle er sich selbst in den Abgrund stürzen, warum auch die Unglücklichen, die an seinem Glanz sich die Flügel verbrannt, ob er nicht sehe, wie sein Volk ausgefogen werde, um die enormen Zinsen zu zahlen. Der König habe doch geschwankt, ob nicht die Leichtigkeit, jederzeit Geld zu bekommen, die Million, welche jährlich die

1550 . Gbt. gel. Anz. 1860. Ethid 156.

excessiven Zinsen kosteten, wieder aufwiege. Da aber die Signoren wegen ihrer Secession den Credit verloren, seien in Neapel einige Wechsel auf den König protestirt, weshalb dann Philipp auf einmal die Suspension der Zinszahlungen an die Venuesen verordnete. Nach dem S. 507 inserirten Suspensionsedict wurden alle Zinsen der seit 1560 geliehenen Capitalien auf den noch immer enormen Procentsatz von 12 Proc. reducirt, die bisher zu viel gezahlten Zinsen bei den künftigen Zahlungen in Abrechnung gebracht und auf alle giuri (Renten) nach ihren verschiedenen Klassen eine von 2 per mille bis zu 3 anwachsende Steuer gelegt, auch die für Wechsel auf Italien und Flandern nach dem Entscheid einer Commission zu hoch gezahlten Interessen abgerechnet. Nach Vercari hatte der König die Assignationen von über 10 Mill. Scudi suspendirt. Wegen den Gesandten Sauli hatte sich Philipp zugleich bereit erklärt, die Kornzufuhr aus Sicilien nach Genua zu gestatten, sobald man auf den spanischen, kaiserlichen und päpstlichen Gesandten compromittire, schob aber auf die Erklärung, es sei geschehen, den Erlaß über diese Zufuhr und eine gewünschte Declaration über einen von den Alten zu bewilligenden Stillstand immer mehr hinaus. Obwohl Sauli dies günstig zu deuten sucht, rath er doch sehr zur Vorsicht und zur Annahme des Accords; vor Allem rath er ab, sich an den König von Frankreich zu wenden; habe Philipp ja doch etwa Occupationsgedanken, so würden sie eben dadurch provocirt und gerechtfertigt; bei längerem Krieg möge man den tüchtigen im venetianischen Dienst erprobten Latino Ursini zum Generalcapitan wählen, als von keinem italienischen Fürsten abhängig, da er von diesen ohne Ausnahme Pläne für Genua's Unabhäng-

areari, disc. d' guerra civ. dei Genovesi 1551

nicht besorgt. Zugleich wurden gefährliche Anre-
gungen im Volk laut, welches, wie einst 1339 mähr-
lich für die Interessen einer Adelsfaction zu schla-
gen, in seinen Confraternitäten, welche für dasselbe
in Stelle der Alberghe des Adels versahen, erwog,
daß in Neapel, Mailand und andern spanischen Pro-
vinzen man das Volk gut behandelte, die artigiani
sehr reich wären, man hier ohne Rücksicht Reichen
und Plebejern gleiches Recht widerfahren lasse, in-
dem in Genua das Volk alle Auflagen trage und
die Armen nicht nur ein Recht fänden, sondern auch
mit dem eifrigsten Fleiß nicht so viel Brod ver-
kauten, um sich ordentlich satt zu essen. Man hielt
es nöthig, diese wohl offenbar durch spanische Emis-
säre genährten Raisonnements durch das Verbot je-
der Congregationen abzuschneiden. Da zum auch
die Gesandten der Alten nach jener Suspension mit
der Forderung von 30000 Scudi an loan conto
an den Summen, welche Philipp den Gemessen schul-
deten, oder statt dessen der Giovanni Andrea Doria zum
Unterhalt seiner Galeeren geschuldeten Gelder zurück-
gewiesen wurden, andrerseits aber der Herzog von
Alba nun auf einmal mit der Forderung hervortrat,
daß die Alten möchten die Führung des Kriegs dem Kö-
nig selbst überlassen, während die gewünschte
Korntratten auch dem eignen zu ihrer Betrei-
ung von den Neuen gesandten Dion. Scaglia fort-
während versagt blieben, so sahen endlich Alte und
Jüngere, wie sie beide vom König dupirt wurden, und
achteten ernstlich daran, sich zu vertragen. Der Doge
suchte es mit unglaublicher Mühe dahin, daß man
eine fast unbedingte Vollmacht auf die 3 Vermittler
ausstellte; die Alten gaben des Friedens Willen ei-
gige Nebenpunkte zu. S. 276 findet man das Ac-
tstück über den Compromiß, wobei den Alten bis

1860. Stüd 156.

...bewilligt ward, ihre ...
...und der abzuschließende ...
...des Kaisers und König ...
...Noch einmal zeigte ...
...popularen Bewegung, inde ...
...Stellung von Weiseln gef ...
...an deren Spitze prot ...
...ungeborne Männer sich dazu zu ...
...zu seien; der Senat nahm aber ...
...auf und der Doge mußte bei ...
...Ansehn und der Festigkeit und U ...
...; keines Benehmens die Zügellosigkeit ...
...zu beschränken und manche der ...
...zur Haft zu bringen. Philis ...
...seine geheimen Pläne um so mehr ...
...seits der Frieden der Factionen ihm je ...
...Vorwand dazu raubte, und er andrerseits ...
...der Pfalzgraf Joh. Casimir, der eifri ...
...reformirten Glaubensgenossen in den Nied ...
...ward, möge sich mit dem Könige von Fran ...
...einem Einfall in Italien oder Flandern ...
...den, weshalb es ihm sehr darauf ankam, mit ...
...christlichen Mächten in Frieden zu leben, ...
...seinen Gesandten instruit, sich in Allem nach ...
...antissimi und prudentissimi Consiglj di Sua ...
...tudine zu richten. Natürlich konnten es doc ...
...Vermittler keiner Partei recht machen, und ...
...wahrhaft leidenschaftlicher Festigkeit erklärt sich ...
...wegen gegen das erste Project, das auch Saul ...
...ist offenbar von den Gegnern eingegeben ...
...von einem von Percari eingereichten nur dem E ...
...laut nach verschoben erklärt; der folgende Brief ...
...ist über die gestellten Forderungen zum ...
...dium zu empfehlen. Zumal bildete es noch ...
...Wegenstand der Differenzen, daß die Alten dure

Bodemeyer, Die Lehre von der Kenosis 1563

Die Ueberlassung der Criminalgerichte an fremde berufene Rechte drangen, welcher Forderung die römischen gerecht zu werden suchten; indeß sie ihre Forderung, sich nach dem Vorbild Neapels 8 seggi abschließen zu dürfen, nicht eingingen. Die Vorbedingungen des Endvergleichs, welche die römischen durch den Gesandten Odescalco verlan- gen ließen (S. 409. 410) wurden gleichwohl erst an- genommen, als man mit Excommunication, Sacht und Krieg drohte; worauf endlich jene Edict publicirten und die fuorusciti zurückkehr- ten, nach Vercari zu nicht geringer Freude des Volks, von seinen Leiden sich zu erholen hoffte. Da wohl Alte und Neue, wie zu geschehen pflegt, das Al nur zum Spielball ihrer Interessen und Lei- schaften benutzten hatten, ist dies sehr begreiflich.

Th. Wüstenfeld.

G ö t t i n g e n

Bandenhoed und Ruprecht 1860. Die Lehre von der Kenosis von Dr. phil. J. Bodemeyer, Histor. 15 Bogen in gr. Octav.

Der Verf. dieser Schrift, die viel Neues und An- heudes über eine schwierige, vor Allem die gegen- ständige Theologie beschäftigende Lehre darbietet, geht von der Trinität aus und weist nach, daß der tri- arische Gott der in sich selbst selig ist und einer Schöpfung nicht bedarf; daß er aber mit freiem Bewilligen sich entschließt, zu schaffen. Es wird dann gezeigt, daß, wenn Gott sich entschließt zu schaffen, dies nicht an und für sich die Schöpfung Raum und Zeit in sich schließt, sondern daß sie nur um der Sünde willen nöthig ist, und

... mit seinen Leiden
ohne sich selbst aufzuopfern
schaften zu verlieren.

Weiter wird ausgeführt
mit der Schöpfung in Z
Gesetz und in der Prophe
sie steigt, bis sie endl
Spitze erreicht; daß aber i
der Kenosis den vorherge
sondern denselben in sich a

Bei Darstellung der Be
wiesen, daß Christus, sei
nicht ein Individuum war,
ganze Menschheit in indivi
scheidung kommt, aber nich
neben der ersten, sondern di
wesen sein würde, wenn sie
war, geblieben wäre. S.
fortbauende Freiheit der
gewiesen und gezeigt, daß d
Menschen Christus darstell
Folten, worin sich das
Christo offenbart, — nach
Herrlichkeit. Dabei

betont, daß diese in ewiger Vollendung in sich liegt, was die Menschheit Christi unter der Form der Zeit und des Raumes, in der Erscheinung eines menschlichen Lebens, offenbart.

Das Resultat des Ganzen ist, daß die Herrlichkeit des Sohnes auch in der Kenosis sein dauerndes Eigenthum geblieben ist, und daß er nicht die göttlichen Eigenschaften, welche diese Herrlichkeit wirken, sondern nur der Seligkeit, nach seiner Menschheit u. bei seiner Offenbarung im Fleisch verlustig geworden ist.

Die Uebereinstimmung dieser Pehrdarstellung mit der Kirchenlehre wird S. 144—151 aus den Symbolen nachgewiesen.

Schließlich wird die Kenosis in dem Worte des Herrn und in den Sacramenten dargethan.

Die absolute, dauernde Freiheit der Kenosis ist der Gesichtspunkt, aus dem die ganze Darstellung gefaßt ist S. 142.

Im Anhange werden einige der vorzüglichsten Reaktionslehren kritisch beleuchtet, so die Lehren von Hamasius, Liebmeyer, Gies; ferner das System von Kuhn, und es werden einige Sätze der vorliegenden Schrift gegen Sätze der Dorner'schen Abhandlung in der Unveränderlichkeit Gottes vertheidigt.

Zu zeigen, wie der Verf. die Einheit der Menschheit und Gottheit darstellt, würde den Raum dieser Zeitschrift überschreiten. Nur kurz sei bemerkt, daß, wenn der Menschheit Christi die absolute Spontaneität, allgegenwärtig zu sein, mit seinem Leiden wissend aller Menschen Schuld und Sünde zu geben und uns sein Leiden einzufenten, zugeschrieben wird, eben in dieser Spontaneität das Sein der Gottheit (welche der Menschheit die Liebe gibt) in der Menschheit zur Darstellung

1556 Göt. gel. Anz. 1860. St. 156.

kommt: die Menschheit Christi hat nur, was die Gottheit Christi und weil diese es ihr gibt. So participirt die Menschheit an den Eigenschaften der Gottheit, und die Gottheit trägt, indem sie sich in die Menschheit des Sohnes herabläßt, in dieser die Leiden der Versöhnung und tilgt den Zorn; was aber die Menschheit in der zeitlichen und räumlichen Form eines menschlichen Lebens zur Erscheinung bringt, das trägt die Gottheit des Sohnes in ewiger Vollendung in sich. —

Der Druck, auf schönem Papier, ist correct und sehr zu loben.

R e i p z i g

J. E. Hinrichs'sche Buchhandlung 1860. Edda Saemundar hins fróða. Mit einem Anhang zum Theil bisher ungedruckter Gedichte herausgegeben von Theodor Möbius. XIV u. 302 S. in Octav.

Im Verhältniß zu der unleugbar sehr hohen Wichtigkeit bei dem doch gar nicht so großen Umfang und zu dem schon so früh auch für sie geweckten Interesse, man denke nur an Herder und Klopstock, war für die Herausgabe der ältesten nordischen Vieder, die nun einmal unter dem Namen der Edda, das ist der Urgroßmutter, zusammengefaßt zu werden pflegen, fast immer mit dem Namen „Sammundt des Weisen“, weil ihm, dessen Leben dem Ausgang des elften und dem Beginn des zwölften Jahrhunderts fast zu gleichem Theile angehört, ihre Sammlung zugeschrieben zu werden pflegt, nicht gerade sehr Vieles geschehen. Ja man darf sagen, daß eine gute und brauchbare Ausgabe sogar lange gefehlt hat. Schon im Jahre 1787 erschien der erste

da Saemundar hins fróða hg. v. Möbbius 1557

nd der großen Kopenhagener Quartaus-
be, dem der zweite erst im Jahre 1818 nach-
gte und dann wieder zehn Jahre später erst der
schließende dritte, daß also die Ausführung des
gen Werkes nahezu ein halbes Jahrhundert um-
t. In Deutschland wars zuerst Friedrich Hein-
j von der Hagen, der Edda-Lieder im Origi-
l herausgab, im Jahre 1812 und zwar von vorn
in nur auswählend „Lieder und Sagen, welche
m Sagentreis des Heltenbuchs und der Ribe-
gen gehören“, wie der Titel besagt. Ihm folg-
i drei Jahr später die Brüder Grimm mit ih-
n ersten Bande der Lieder der alten Edda, denen
gleich eine Uebersetzung beigegeben wurde; diesem
ten Bande, der zwölf Lieder enthält, ist indess
n zweiter gefolgt.

Wieder drei Jahre später trat dann in Stod-
lm, von Afzelius besorgt, die werthvolle Ausgabe
l auf altnordischem Gebiet rühmlichst bekannten
änen Erasmus Christian Rask's ans Licht, die
mäßigem Octavbändchen die alte Edda gleich
ständig gab und dann auch lange Zeit vorwie-
nd und fast allein gebraucht wurde. Die nächst-
lgende Gesammtausgabe, die durch den bekannten
nischen Geschichts- und Alterthumsforscher Peter
ndreas Munch besorgt wurde, erschien unter
m Titel Der Aeldre Edda im Jahre 1847 in
ristiania. Auch sie enthält von der kurzen Ein-
tung und einem ziemlich reichen Lesarten-Verzeich-
ß, auch einem Verzeichniß der Eigennamen abge-
zen, nur den Text. Einem wie lebhaften Be-
rfauiß sie entgegenkam, ist dadurch hinreichend be-
agt, daß sie schon seit längerer Zeit im Buch-
ndel vergriffen ist. Sie wiederherauszugeben war

indess Munchs feste Absicht, wie er schon vor einigen Jahren mich selbst versicherte.

Nun aber ist im vorigen Jahre in Zürich von dem dortigen Professor Hermann Vönlung die Edda wieder herausgegeben worden, vollständig wie wir sie bei Naske und Munch haben. Zugesendet ist ihr aber außer einer längeren Einleitung über die Handschriften und Anderes auch eine Uebersicht der altnordischen Mythologie und ein Grundriß der altnordischen Laut- und Flexionslehre, außerdem ein Glossar und noch ein besonderes Namensverzeichnis, so daß das Ganze nahezu siebenhundert Seiten umfaßt, also einen starken Octavband bildet, dessen Ausstattung sehr lobenswerth genannt werden darf.

Gewiß ist daneben diese wohlausgestattete Handausgabe des Herrn Professor Möbius in Leipzig noch sehr erwünscht, die aber, so viel ich weiß, auch in so weit noch eine sehr werthvolle Vervollständigung erhalten wird, als für das von uns (1859, Seite 1343 bis 1350) in diesen Blättern auch zur Anzeige gebrachte altnordische Lesebuch desselben verdienten Herrn Verfassers. Für sehr nahe Zeit noch ein auch auf sämtliche Lieder der Edda sich beziehendes Wörterbuch versprochen worden ist. Diese neue Handausgabe beruht, wie das Vorwort bemerkt, im Wesentlichen auf der oben schon genannten Ausgabe Munchs, jedoch nicht ohne einer sorgfältigen Wiederburchsicht unterzogen worden zu sein, wie auch schon von anderer Seite rühmend anerkannt worden ist. Ueber die im Text sowohl als in der bloßen Schreibweise vorgenommenen Aenderungen, so wie sonst Bemerkenswerthes berichtet das Vorwort genauer.

So finden wir (Seite 1 bis 204) die nämlichen

Edda Saemundar hins fróð. hg. v. Möbius 1859

funfunddreißig Stücke wie bei Munch und. auch in ganz derselben Reihenfolge. Dann folgen (Seite 204 bis 207) einige „Fragmente eddischer Poesie“ aus der jüngeren Edda und der Völsungasage, die noch um einige Nummern reicher sind, als die ganz ähnliche von Munch in dem Vorwort zu seiner Ausgabe (Seite VIII bis X) zusammengestellten. Der Anhang (Seite 208 bis 272) enthält zunächst vier Gedichte, die auch Munch noch hat, die überhaupt in Handschriften und Ausgaben der alten Edda noch hinzugethan zu werden pflegen, den Gesang der Seherin Vroa (Grögaldr), das Lied von Gölswidhr, dem Wächter der Burg der Vanglöd (Fölsvinsmál), den Rabengesang Odhins (Hrúfna-guldr Odhins) und das schon christliche Anschauungen enthaltende Sölarliöd, das in Müllingers Ausgabe nicht mit aufgenommen ist.

Dann sind noch drei kürzere Gedichte aufgenommen, die wenn auch geschichtliche Personen zunächst betreffend, doch auch noch manche Beziehungen auf die Götter- und Heldensage enthalten, zuerst das Gedicht von Haraldr (Haraldsmál, wie es Herr Professor Möbius selbst benannt hat), nach der Zusammenstellung der Bruchstücke von Munch und Unger in ihrem altnordischen Lesebuch, dann das Gedicht auf den norwegischen König Eiríkr (Eiríksmál) und das Gedicht auf Håkon, den König von Norwegen (Håkonarmál), das nebst dem Eiríksmál eins der schönsten Denkmale der altnordischen Dichtung heißt und zu den sehr wenigen vollständig erhaltenen Stabengedichten gehört.

Noch sind „als Nachklänge eddischer Poesie und Sage“ aus einer Handschrift aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts zwei Klaur oder erzählende Gedichte mitgetheilt, nämlich das von þrymr

(rimur af þrym oder, wie es im Gedichte selbst benannt wird, þrymlur) und das von Völsungr dem Ungebornen (rimur frá Völsungi hinum óborna). Daran reihen sich in möglichst getreuem Abdruck der Handschriften, um eben von ihrer Schreibweise noch ein Bild zu geben, noch zwei der eddischen Lieder, nämlich Baldrs Träume (Baldrs draumar) oder das Lied von Vegtamr (Vegtamskviða), mit welchem Namen sich Odðin als den Wegefundigen bezeichnet und die Wahrsagung der Seherin (Völuspa), letztere in zwei verschiedenen Fassungen. Ihr ist auch noch eine Vergleichungstabelle ihrer verschiedenen Strophensolge beigegeben und noch ein Lesartenverzeichnis aus den fünf Haupthandschriften.

Den Schluß des Ganzen bildet außer einer Vergleichung der Seitenzahlen in der oben genannten Klasseschen Ausgabe mit der vorliegenden, ein Namenverzeichnis und dann noch eine Anzahl von Anmerkungen zu den oben angeführten bisher noch nicht gedruckten beiden erzählenden Gedichten. So darf man also das Ganze als eine sehr zweckmäßige wohleingerichtete Handausgabe der Edda bezeichnen und dem verehrten Herrn Herausgeber seinen Dank dafür aussprechen.

Leo Meyer.

Berichtigungen.

§. 1340	3.	10	statt	Gramm	lies	Grauen
„ 1341	„	3	„	umgesetzt	„	angesetzt
„ 1342	„	11	„	scheint	„	scheut
„ —	„	—	„	an	„	nie

Göttingische elehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

157. Stüd.

Den 1. October 1860.

L o n d o n

Smith, Elder and Co. 1859. New Zealand and colonization. By William Swainson, formerly and for upwards of fifteen years Her Majesty's Attorney-General for New-Zealand. With a map. VI u. 416 S. in Octav.

Williams and Norgate 1859. Five years residence in New Zealand; or observations on colonization. By Francis Fuller, Esq. (late captain 59th regiment), a resident in the province of Canterbury. XVI u. 266 S. in Octav.

Edward Stanford 1857. New Zealand or Zealandia, the Britain of the South. With two maps and seven coloured views. By Charles Ursthouse, a New Zealand colonist and former visitor in the United States, the Canadas, the Cape Colony and Australia. In two volumes. Vol. I. XV u. 328 S. Vol. II. VII 329—664 S. in Octav.

Wertheim and Macintosh 1855. The Ika Mui or New Zealand and its inhabitants, illu-

1562 Göt. gel. Anz. 1860. Stüd 157.

strating the origin, manners, customs, mythology, religion, rites, songs, proverbs, fables and language of the natives; together with the geology, natural history, productions and climate of the country; its state as regards christianity; sketches of the principal chiefs and their present position. With a map and numerous illustrations. By the Rev. Richard Taylor, M. A., F. G. S., many years a missionary in New Zealand. VII u. 490 S. in Octav.

Seeley, Jackson and Holliday 1860. The Church Missionary Intelligencer. January. 21 S. in gr. Octav.

Neu Seeland nimmt in mannichfacher Beziehung das wissenschaftliche Interesse in Anspruch. Seine einsame Lage im südlichen großen Ozean, seine große Entfernung von den Südspitzen Asiens und Amerika's, der vorwiegend vulkanische Charakter des Bodens, die eigenthümliche Flora und Fauna — kein Raubthier, nicht einmal ein größeres vierfüßiges Landthier ist dort heimisch — die merkwürdige, einst von den Sandwich-Inseln eingewanderte Bevölkerung, die Maori, deren reiche Literatur, deren Traditionen, insbesondere die mythologischen, deren große Empfänglichkeit für Cultur, obwohl sie Kannibalen der ärgsten Art waren: dies Alles und manches Andere hat die wissenschaftliche Erforschung der Insel zu einem ebenso interessanten, als lohnenden Gegenstande gemacht. Dazu kommt ihre politische Bedeutung, als Besizthum der brittischen Krone, die hier seit 1840 bemüht gewesen ist, ein Colonial-Reich zu gründen, bis jetzt aber noch zu wiederholten Malen auf erheblichen Widerstand bei den Maori gestoßen ist. Gerade jetzt, indem wir diese Zeilen schreiben, steht die brittische Regierung fast in Gefahr, die schöne Doppel-Insel zu verlieren. Die

südliche Insel befindet sich (seit Mai d. J.) völlig im Besitz der Eingebornen. Auf der nördlichen ist der Aufstand in Neu-Plymouth ausgebrochen und droht sich auch über die übrigen Provinzen auszu dehnen um um so gefährlicher zu werden, als die Erhebung einen nationalen Charakter hat, ein Kampf der Maori um ihre Existenz zu sein scheint. Auch die Geschichte der Colonisation von Neu Seeland ist eigenthümlich, Missionare waren, unter der Leitung des berühmten Samuel Marsden, die ersten Ansiedler, ihnen verdanken wir zum Theil die besten Nachrichten. Die Literatur über Neu Seeland ist reichhaltig, die in der Ueberschrift vorstehend genannten Werke sind die neuesten. Außerordentlich gründlich und anziehend ist außerdem Edward Shortland's Werk: *Traditions and superstitions of the New Zealanders* (erste Aufl. 1854, zweite 1857). Ueber die Flora der Insel haben Hooker und Harvey gründliche Arbeiten veröffentlicht, der Erstere: *Introductory Essay to the flora of New Zealand*. Die Bekanntschaft mit der Insel und ihren Bewohnern ist daher gegenwärtig bereits eine ziemlich fortgeschrittene. Die das Ganze des Gegenstandes umfassenden Werke von Swainson, Hursthouse und Taylor ergänzen einander in der erwünschtesten Weise und erhalten dadurch besonderen Werth, daß ihre Verfasser in verschiedenen Berufsverhältnissen mehrere Jahre hindurch auf Neu Seeland zugebracht, dort ihre Nachrichten gesammelt, ihre Untersuchungen angestellt haben. Fuller behandelt ausschließlich die Colonisationsmethode von Neu Seeland; der aus dem Church Missionary Intelligencer angeführte Aufsatz bringt die neuesten Nachrichten über die Organisation der kirchlichen Verhältnisse. So gewähren die vorstehenden Schriften ein ziemlich vollständiges Bild von der Entwicklungsgeschichte der

Insel und ihrer Bevölkerung seit ihrer Entdeckung bis auf die Gegenwart. Wir vergegenwärtigen und nun ihren Inhalt näher nach der Zeitfolge, in welcher sie erschienen sind, da die neueren auf die älteren hin und wieder Rücksicht nehmen.

Rev. Taylor beginnt nach einer kurzen Einleitung (S. 1 bis 11), in welcher er den Charakter der Neu Seeländer im Allgemeinen schildert, mit einer ausführlichen Darstellung ihrer Mythologie (Kap. I u. II, S. 12—54). Der Verf. zeigt sich hier mit der reichen Pitteratur der Maori aufs innigste vertraut, seine Mittheilungen enthalten wiederholt Citate aus alten Liedern, Sprüchen, Gebeten etc. Die Untersuchung führt zu merkwürdigen Ergebnissen. Die Behauptung des Verf., daß „die Ideen der Neuseeländer in mancher Beziehung nicht so kindisch seien, als die der civilisirteren Heiden der alten Welt (S. 14), wird vollkommen durch ihre Ansichten von dem Entstehen des Weltalls bestätigt. Ihre Schöpfungsgeschichte zerfällt in 6 Perioden, was an die 6 Tagewerke der Genesis erinnert. Die erste Periode ist die des Gedankens (thought); dies deutet auf die Annahme eines geistigen Urhebers der Welt. „Thought, being supposed to be more than spirit, the commencement dates with its birth“, schreibt Rev. Taylor S. 14. Die zweite Periode ist die der Nacht, die dritte die des Lichts; in der vierten wird das Land geschaffen, in der fünften die Götter, in der sechsten die Menschen. Daß die Götter also nicht Urheber der Welt, sondern selbst mit ihr entstanden sind, ist charakteristisch. Sie sind theils ältere, Götter der Nacht, theils von jüngerem Ursprunge, Götter des Lichts (S. 15). Von letzteren gelten Rangi und Papa, d. h. Himmel und Erde als die Stammeltern. Von diesen beiden stammen mehrere Nachkommen,

Swainson, Fuller, Taylor etc., N. Zealand 1868

welche zum Theil bei der Weltſchöpfung theilhaftig waren. So Tiki, der den Menſchen machte; Tanganahau, der große Urheber des Böſen; Tahn der Urheber des Guten; Tawirimatea, der Vater der Winde; Tangaroa der Vater der Fiſche, der große Gott des Ozeans. Tiki machte die Menſchen nach ſeinem Bilde (S. 23) und zwar aus Thon, Mann und Frau, jedes für ſich. (Danach wird die Behauptung bei Swainson (S. 14), die erſte Frau ſei aus des Mannes Rippe gemacht worden, zu berichtigen ſein). Der Gott Maru hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Mars, er iſt der Kriegsgott und nach ihm wird der Planet Mars genannt (S. 35). Maui iſt der erſte große Held in der amerikaniſchen Mythologie (S. 24); außer ihm gibt es eine Menge Halbgötter, z. B. die Batupdaren, welche auf den Berggipfeln wohnen (S. 46), die Taariki, d. h. kleine Götter (S. 49) u. a. m. Sie haben die Erde von Ungeheuern gereinigt. Die Kaiſerländer verehren aber nicht allein derartige unſichtbare Weſen, ihr Polytheismus hat vielmehr auch einen ſehr materiellen Charakter, ſie verehren Felle, Steine, Flüſſe, Bäume, Quellen, ſogar große Ale und bringen dieſen Opfer (S. 53). Dennoch bezeugt ihre Mythologie ihre natürliche Intelligenz und ihre Gabe für Bildung überſinnlicher Vorſtellungen. Die Gedanken haben eine gewiſſe Herrſchaft über ſie, ſie ſind nicht „rohe“ Kannibalen. Dafür ſpricht auch der unter ihnen, wie überall auf den Südſee-Inſeln, vorkommende Gebrauch des Tabu (oder Tapu wie Rev. Taylor ſchreibt; Andere ſchreiben Tambu). Der Verſ. widmet dieſer Einrichtung ein ganzes Kapitel (IV, S. 55—64) und erklärt ſie: „a religious obſervance, eſtabliſhed for political purpoſes“ (S. 54). Die Sache ſelbſt iſt bekannt: eine Perſon, ein Ort, überhaupt Alles kann

„tabu“ gemacht werden, dann ist es heilig, Niemand darf es anrühren. In Taylor's Auseinandersetzungen sind sehr instructiv, sie führen ihn zu dem Resultat: das Tabu sei in many instances beneficial, considering the state of society, the absence of law and the fierce character of the people; it formed no bad substitute for a dictatorial government and made the nearest approach to an organized state of society or rather it may be regarded as the last remaining trace of a more civilized polity, possessed by their remote ancestors (p. 64). Hauptsächlich dient es zur Befestigung des Ansehens der Häuptlinge, ihrer obrigkeitlichen Autorität, auf Neu Seeland ebenso, wie auf anderen Inseln der Südsee, wo es vorkommt, z. B. auf den Fidschi-Inseln. „It is the secret of power and the strength of despotic rule“ schreiben Thomas Williams und James Calvert in ihrem trefflichen Werke: *Fiji and the Fijians*, ed. by G. S. Rowe. New York 1859. p. 183. Rev. Richard Taylor fügt seinen oben erwähnten Worten hiemit übereinstimmend noch hinzu: „In it (the Tabu) we discern somewhat of the ancient dignity and power of the high chief or ariki and a remnant of the sovereign authority they once possessed, with the remarkable union of the kingly and sacerdotal character in their persons; it rendered them a distinct race, more nearly allied to gods than men“ (p. 64). Von einem Zusammenhange des Tabu mit Atua, dem Geist des Todes, wovon Swainson S. 17 redet, weiß Rev. Taylor nichts. Uebrigens ist das Tabu unter den Neu Seeländern durch den Einfluß der Missionare so ziemlich außer Gebrauch gekommen (S. 58). — Kap. V, VI und VII handeln von religiösen Ceremonien; der Verf.

ist mit diesem Gegenstande gründlich bekannt; er hat die hierher gehörige Litteratur sorgfältig studirt und viele eigene Beobachtungen gemacht. Wir gehen jedoch hier nicht näher darauf ein, um die Kap. VIII mitgetheilten Traditionen, die Sprichwörter und Fabeln Kap. IX, die Reden und Motto's Kap. X etwas genauer ansehen zu können. Unter den Ueberlieferungen scheint die über die Einwanderung der Maori auf Neu Seeland am wichtigsten, die zwar in mehreren Versionen, aber mit nicht bedeutenden Abweichungen und sehr umständlich erzählt, gegenwärtig noch vorhanden ist. Sie kennt unter andern noch die Namen der 13 Kanons, deren Führer zc., welche die ersten Einwanderer herüberbrachten (S. 123. 124). Mit Bezug darauf sagt Hr Taylor von dieser Tradition: »We have a sure proof, that the general tradition is correct and that the natives have a more accurate account of the founders of their race, than either the English or Spanish have of theirs in America, although one is more remote in point of time, than the other and labouring under the disadvantage of not possessing a written language to preserve the memory of it« (p. 125). Den Gründen dieses merkwürdig treuen Gedächtnisses der Maori-Tradition scheint Hr T. nicht genauer nachgeforscht zu haben, er nimmt was sie überliefert hat unbestritten als glaubhaft an. Auch Hursthouse nennt sie »positive traditional history« (Vol. I. p. 154). Swainson dagegen sagt: »How far these native traditions are well founded is now a matter of doubt« (p. 6); den Haupttheil der Geschichte hält aber auch er für unzweifelhaft. Diese Gedächtnistreue, womit der Maoristamm die Geschichte seiner Einwanderung aufbewahrt hat, ist ein neues Zeugniß für seine nicht ungewöhnliche geistige

kurz erwähnen.
theilt 68 Sprichwörter,
klärung, und 8 Fabeln
Kap. X (S. 138—144)
Sentenzen (mottoes),
Stamm eins als Wahlsp
148—159) beschreibt
und den Gebrauch, Alles
nennen, worin der Neu
erfinderisch ist. Kap. XII
tet sich über Träume, Po
Erziehung, Speise und Fe
(S. 171—178) über ihre
Art die Zeit einzutheilen.
von denen nicht wenige neu
Charakter und die Lebensn
anschaulichen. Einen unge
die Kenntniß der Maori-S
indess schon eine Gramma
besitzen, Beides vom Archidi
son S. 41), enthält Kap.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

158. 159. Stüd.

Den 4. October 1860.

L o n d o n

Fortsetzung der Anzeigen: »New Zealand and its colonization by W. Swainson; Five years residence in New Zealand by F. Fuller; New Zealand or Zealandia, by Ch. Hursthouse; The Ika a Maui or New Zealand etc. by R. Taylor; The Church Missionary Intelligencer. January.«

Der Verf. behauptet eine nahe Verwandtschaft des Idioms der Maori mit dem Sanskrit (S. 184) und sucht dies zu belegen. Noch näher verwandt hält er die Maori mit der Tonga-Sprache, so wie überhaupt die Bewohner von Neu Seeland mit denen von Tonga ihm nahe verwandt erscheinen (S. 186 u. 187). Seine hieher gehörigen Untersuchungen verdienen die höchste Beachtung, obwohl wir nicht umhin können, die Vermuthung auszusprechen, daß Hr T. die doch sonst von den dieser und verwandter Sprachen kundigen Gelehrten unzweifelhaft nachgewiesene Verwandtschaft sämtlicher malaiisch-polynesischen Sprach-Idiome etwas zu gering anschlägt (Vgl. Williams and Calvert Fiji and the

des vorigen Jahrhunderts, und
mäßigen Born ihren Ursprung
nachfolgenden Abschnitten bilde
logie von Neuseeland (Kap. X)
die Bevölkerung (Kap. XVII)
(Kap. XXV) und die Botanik
hervorragendsten Partien. Natu
ren überhaupt ein Lieblingsfach
seine Kenntnisse bewähren sich h
reich und gründlich, wie auf dem
kunde. Die Geschichte von N
Entdeckung, nebst einem Ueberbli
zen, behandelt kurz und gedrängt
zelnes, was in diesem Kapitel n
den, ergänzen in weiterer Ausfi
genden bis Kap. XXIII, indem die
gebornen Häuptlinge zu der brit
besonders in Bezug auf den Verke
in Kap. XVIII, die Versuche des
muel Marsden zur Gründung von
nen in Kap. XIV

Swainson, Fuller, Taylor etc., N. Zealand 1871

nien auf der Oberfläche der Erde, welche gleichsam die „Rippen des Erdballs“ bilden, die allen Continenten widerstanden, hingewiesen zu haben (S. 220). Die eine dieser Linien bildet die Westküste von Amerika, die andere die Westküste von Europa und von Afrika, dazwischen liegen die dritte, welche sich durch das Festland von Asien über Australien hin erstreckt, so wie die vierte, die mit Japan im Norden beginnt und bei Neu Seeland im Süden endet. Daß in diesen beiden letztgenannten Gold gefunden werden würde, behauptete er schon vor Entdeckung der australischen und neuseeländischen Goldminen (S. 220 die Anmerkung *). Die geologische Skizze, welche er S. 221 ff. von Neu Seeland entwirft, ist ausführlich und genau. Zunächst wird der vulkanische Charakter der Insel geschildert. Dr Taylor nimmt mehrere Erschütterungszone an: im Norden zuerst die Gegend um den Krater bei Otago, in der Nähe der Insel-Bai; dann die Gegend, in deren Centrum Wakaari, die weiße oder Schwefel-Insel in der Bai of Plenty an der Ostküste liegt u. Die zahlreichen heißen Quellen und Seen werden ebenfalls beschrieben, ebenso mehrere Erdbeben und aus Allem der Schluß gezogen, daß die nördliche Insel, noch weit mehr aber die südliche, diese letztere in der Mitte, sich fortwährend hebt (S. 232). Daher verändert sich auch das Klima, Kohlenlager treten zu Tage, die nur in einem feuchten Boden gedeihende Kauri-Fichte (*Dammara Australis* vgl. S. 437), welche sich jetzt hier vorfindet, trägt die unverkennbaren Spuren an sich, daß sie noch nicht gar lange hier gewachsen (S. 236). Der auf der Insel früher so sehr häufige Moa, der Strauß von Neu Seeland (vgl. S. 398), der nur in einem wärmeren Klima, als das gegenwärtige ist, leben konnte, ist gänzlich verschwunden.

Man findet noch häufig seine Knochen, welche fast so groß sind wie die Knochen des Elephanten (S. 237 und 398). An der Ostküste vorzüglich bilden sich nach und nach weite Ebenen, die in den Ozean mündenden Flüsse setzen hier vielen Schlamm (S. 239). Die Beschreibung des warmen Vulkans Roto-Mahama, welchen der Verf. besuchte, macht einen sehr anziehenden Schluß dieses gleich sehr in Runde und Sorgfalt ausgearbeiteten Kapitels. Die Naturgeschichte der Insel ist wohl noch von Niemandem so gründlich dargestellt worden, wie von unserm Verf. (S. 394—429). Sammtliche Neuseeland eigenthümlichen Thiere — Vögel, Fische, Insecten &c. — beschreibt der Verf. genau nach ihrem äußeren Ansehen, ihrer Lebensweise &c. Ebenso gründlich behandelt er die Vegetation von Neuseeland (S. 430—457), welche einen ganz specifischen Charakter hat: 26 Genera und 507 Species welche als zwei Dritttheile sammtlicher Pflanzen welche auf Neu Seeland vorkommen, sind dieser Insel eigenthümlich. Der Verf. zieht hierin zur Bestätigung seiner (bereits oben erwähnten) Ansicht daß Neu Seeland zu den Trümmern eines ehemaligen continentalen Erdstriches gehöre. »There are many reasons to suppose, sagt er, that the innumerable isles of the great Pacific are but the peaks of a submerged continent, which we have approached America on one side and Australia on the other. A remarkable circumstance is, that the plants of the antarctic islands which are equally natives of New Zealand, Tasmania and Australia, are almost invariably found only on the lofty mountains of those countries« (S. 431). Aus allen Eigenthümlichkeiten, welche die Flora von Neu Seeland bietet zieht er den Schluß: »We can only regard it as

Swainson, Fuller, Taylor etc., N. Zealand 1873

proof, coupled with the total absence of animals and the former existence of a large number of wingless birds, that it has from most recent times been cut off from other parts and thus retained its primeval flora: it is still the fern age» (p. 433). Der Schluß des Buchs (S. 458—462) enthält »hints to intended emigrants.« Unter den 9 Anhängen heben wir hervor: 1. über die eingebornen Stämme, zusammen 65,000 oder (S. 468), die Tafeln über die Temperatur (S. 471) und die Beschreibung des Erdbebens v. 23. Januar 1855. Ein gutes alphabetisches Register erleichtert das Nachschlagen. Acht lithographische Tafeln bringen die Abbildungen mehrerer Fische, Vögel, Conchylien, Pflanzen und Reptile. Eine große Anzahl sehr feiner Holzschnitte — einer Anfang und fast überall am Ende jedes Kapitels Abbildungen von Landschaften, Geräthen, Wasser u. gerreichen dem Buch zu großer Zierde. Ein feiner Holzschnitt, the town of Wanganui, bildet Titelvignette; die dem Werke beigegebene Karte deutlich ausgeführt und ziemlich reich mit Namen von Bergen, Ortschaften, Flüssen, Seen u. s. w. versehen. So enthält das Buch des Hrn Taylor sehr umfangreiches, fleißig zusammengetragenes tägliches Material in Schrift und Bild für die Kunde von Neu Seeland. Die Darstellung ist doch im Allgemeinen etwas trocken, nur in dem, in der Verf. vorzugsweise zu Hause zu sein pflegt, in der Literatur und der Naturkunde, wird wärmer und belebter. Die einzelnen Kapitel sind nicht für sich ein gesondertes Ganze; eine innerliche Verknüpfung des verschiedenartigen tatsächlichen Materials zu einem Gesamtbilde findet sich nicht, wozu indess der Werth des Mitgetheilten nicht beeinträchtigt wird.

haben, eine selbst
der Insel selbst ersch
wandte und anziehend
Compilation. Als Juri
den Rechtszustand, die B
m., und in dieser Bezieh
vorurtheilsfreie Anschauun
nisse. Im ersten Kapitel
kurz den Ursprung, den G
Sitten und die Lebensweise
ansprechend ist der Schluß
dem der Verf. eine Parallele
maligen und gegenwärtigen
— 69), die sehr zu Gunste
fällt, weshalb der Verf. auc
wicklungsgeschichte ein sehr
stellt (S. 69 — 73). Erinn
wie eben jetzt wieder ein A
welcher die größten Dimensio
len scheint, so müssen wir geste
son, wenn er "

Swainson, Fuller, Taylor etc., N. Zealand 1875

nicht in dem Grade befestigt, daß dieser von
seiner Dauer sein kann. — Mit Kapitel II beginnt
Herr Verf. die Geschichte der Colonisation, die er bis
J. 1772 fortführt. Die einzelnen Ereignisse sind
knappfänglich bekannt, sie werden hier auf Grund der
bestehenden Quellen, officieller Urkunden, übersicht-
lich mitgetheilt. Dabei unterläßt Herr Swainson
nicht, wiederholt sein persönliches Urtheil über die
Verhältnisse einfließen zu lassen, was die Darstellung
kräftig macht. Meistentheils muß man dem, was er
sagt, wie dem, was er rühmt, beistimmen. So
sagt er z. B., daß es den Missionaren gestattet
werde, von den Neuseeländern Land für sich und
ihre Familien zu kaufen. Er sagt S. 92: „Even
from a merely financial point of view it is a short-
sighted economy to expose a Christian Mission-
ary to the temptation of eking out a provi-
sion for his family by trafficking with an igno-
rant people for the purchase of their lands.
In order to be efficient, the Missionary must be
kept altogether beyond even the suspicion of self-
seeking objects and ten men, relieved from all
trouble in providing for their families, will effect
more real good amongst a semi-barbarous,
but clear-sighted people like the New Zealand-
ers, than double the number, tempted to be-
come traffickers with them for the purchase of
their lands.“ Ebenso richtig faßt er die Aufgabe,
die der Regierung von Neu Seeland oblag, auf,
wenn er sie „an experiment deeply affecting the
welfare of humanity“ nennt (S. 100), weil es
auf ankam, ein uncivilisirtes Volk vor dem Un-
tergange zu bewahren, in den es nur zu leicht ge-
fiel, wenn es mit der Civilisation in Berührung
kam. „For the first time the British Govern-
ment was in earnest about to try the experi-

ment, whether a fragment of the great human family, long sunk in heathen darkness, could be raised from its state of social degradation and maintained and preserved as a civilized people: whether it were possible to bring two distinct portions of the human race, in the opposite conditions of civilization and barbarism, into immediate contact, without the destruction of the uncivilized race; and whether in rendering the colonization of a barbarous country possible by his religious teaching, the Christian Missionary is not also, at the same time, the pioneer of the destruction of its heathen people" (p. 100 u. 101). Man fühlt es diesen Worten an, daß Herr Swainson die thatsächlichen Vorgänge aus einem höheren Gesichtspunkte zu betrachten versteht, überhaupt ihren innerlichen Zusammenhang hervorzuheben trachtet und dadurch, was ihm auch in hohem Grade gelungen ist, trockene Aufzählungen von Ereignissen zu vermeiden, dagegen eine überall von Geist und Leben durchdrungene Darstellung zu liefern bemüht ist. Kap. III erzählt die Conflictte zwischen den Ansiedlern in Wellington mit den Maori im Wairau-Thal an der Nordküste der südlichen Insel: Keine charakteristische Züge beleben die Erzählung, Mittheilungen aus den veröffentlichten Actenstücken des brittischen Colonial-Amtes über diesen Vorfall bilden ihren Schluß und verhelfen dem Leser zu einem Urtheil über die Ereignisse. Ganz in derselben Weise schildert Kap. IV: „Joint-stock colonization" überschrieben, den Fortgang der Untersuchungen der Colonisten. Besonders zu beachten, weil weniger bekannt, ist S. 132 ff. der kurze Bericht über die Annexion der 600 engl. Meilen östlich von Neu Seeland gelegenen Chatham-Inseln. Als Neu Seeland eine brittische Colonie wurde, waren diese

Swainson, Fuller, Taylor etc., N. Zealand 1877

Inseln in den Auftrag des Gouverneurs nicht mit eingeschlossen. Als die Gesellschaft für Neu Seeland der Regierung die Anzeige machte, daß sie in Begriff sei, einer deutschen Gesellschaft die Chatham-Inseln käuflich zu überlassen, dabei aber der britischen Flagge in deren Häfen dieselben Vorrechte, welche die Flaggen der Hansestädte haben würden zu wahren, bestritt die Regierung anfangs der Neu Seeland-Gesellschaft das Recht, einen solchen Vertrag mit den diplomatischen Agenten eines fremden Staats abzuschließen, lehnte dann die Fortsetzung weiterer Verhandlungen über diese Angelegenheit ab, erklärte darauf das Vorgehen der Directoren der Neu Seeland-Gesellschaft für einen Eingriff in die Prärogative der Krone, deshalb für ungesetzlich, und als nun die N. S.-Gesellschaft ihre Unterhandlungen wegen des Verkaufs der Inseln ableugnete, machte die Regierung derselben die Anzeige, daß sie sich im Besitz der Abschrift des Kaufvertrags der Gesellschaft befinde, die Chatham-Inseln aber einen Theil der Colonie Neu Seeland bildeten und Niemand mehr als 2500 Morgen Landes überlassen werden könnten. Der Neu Seeland-Gesellschaft blieb nichts Anderes übrig, als ihren mit der deutschen Gesellschaft eingegangenen Vertrag zu desavouiren. Kap. V schildert den Aufstand der Neu Seeländer zu Rotorarika mit allen Neben-Umständen vorher und nachher. Kap. VI beleuchtet die Schwierigkeiten, welche von Seiten der Neu Seeländer gegen die Einföhrung britischer Geseze erhoben wurden. Der Verf. hält es für einen Mißgriff, daß nicht von Anfang an eine Achtung gebietende Militairmacht auf Neu Seeland stationirt worden (S. 186). Nur dadurch wäre man im Stande gewesen, sowohl die Eingebornen wie die Colonisten genügend zu schützen. Kap. VII „New Zealand as a field of

wie man in Neu Seeland r
sich auszuriisten hat, was ih
nen kann und macht aufmer
sten Gegenden: die Gestade
(S. 247 ff.), des Flusses
den Küstensaum von Auckland
253), das Innere des Landes
Er gibt gleichsam die Quin
Neu Seeland veröffentlichten Re
zu vermuthen ist, auch von de
seiner Bereisung eines Theils d
Kap. X enthält eine fleißige B
meteorologischen Beobachtungen
abgeleiteten günstigen Folgerung
Der Verf. hat vorzugsweise d
58sten Regiment, »Observatio
of the North Island of New Z
gelegt, welcher als die Ursache
Alma's diese angibt: »it admit
stant and continued exposure
without injury« (p. 277 Anmerki
vergleichende Temperatur-Tabelle i
Shortland's New Zealand

Swainson, Fuller, Taylor etc., N. Zealand 1579

letz, daß das Klima besonders für Europäer seiner großen Gleichmäßigkeit wegen sehr zuträglich ist. „All gales, sagt Captain Drury (vgl. Swainson S. 271 Anmerkung), are of short duration; the temperature throughout the year is so equable, especially in the northern portion, that it is difficult to define the limits of summer and winter.“ — Einer ebenso sorgfältigen Untersuchung wie das Klima sind die Küsten von Neu Seeland unterzogen worden. Sir Roderick J. Murchinson laserte in seiner address at the anniversary of the Royal geographical society 25. May 1857, daß die Publication der Specialkarten der Küsten und Häfen von Neu Seeland rüstig vorschreite, das vergangene Jahr vier Blätter und 11 Pläne von Häfen und Flüssen, darunter Auckland, Waitemata, Kaiparua u. gebracht habe und dieses ein Theil der sechsjährigen Arbeit der Capitaine Stokes und Drury, im Verein mit den Herrn Richards, Frederick J. O. Evans, J. H. Kerr und Anderer sei. (Vgl. Dr. L. Petermann, Geogr. Mittheilungen 1857. VIII. S. 335). Man kann sich daher einigermaßen wundern, wenn ein Buch aus dem Jahre 1859, wie das von Hrn Swainson, keine technisch besser ausgeführte Karte von Neu Seeland bringt, als die, welche demselben beiliegt. Gerade auf die Zeichnung der Küstenlinien scheint nicht allzuviel Mühe verwendet worden zu sein. — Die nun folgenden drei Kapitel XI, XII, XIII beschäftigen sich mit der Geschichte der neuseeländischen Verfassung. Der Verf. weiß hier genau Bescheid und urtheilt als sachkundiger Jurist; auch hat er in seiner Eigenschaft als Colonial Attorney General auf Neu Seeland wiederholt bei Verhandlungen zwischen der Regierung und den neuseeländischen Behörden oder hervorragenden Persönlichkeiten unter den Colonisten die er-

stere vertreten. Wir folgen dem Verf. nicht weiter in diesen seinen, die Verwaltung der Colonie namentlich von ihrer politischen Seite betreffenden Auseinandersetzungen, bemerken nur, daß er im Allgemeinen die Maßregeln der Regierung in Schutz nimmt und, wenn sie sich nachtheilig erwiesen, dies aus der allerdings nicht wegzuleugnenden Schwierigkeit erklärt, die halbcivilisirte Masse der Eingebornen und die civilisirten Ansiedler nach gleichen Grundsätzen zu regieren. Bemerkenswerth ist es übrigens und trägt zur Erklärung des gegenwärtigen Aufstandes auf Neu Seeland, den wir als einen nationalen charakterisirt haben, wesentlich bei, daß schon dem Gouverneur, Colonel Gore Brown, dem Nachfolger von Sir George Grey, mehrere Häuptlinge der Eingebornen im Wailato-District ihre Unzufriedenheit darüber aussprachen, wenn ihnen die Selbstverwaltung ihrer eignen Angelegenheiten, die ihnen bis dahin zugestanden war, entzogen und sie unter Aufsicht der Weißen gestellt werden sollten. Sie sagten: Salzwasser und frisches Wasser gehöre nicht zusammen, und sollten ihre Angelegenheiten einer Versammlung (assembly) unterlegt werden, so müsse diese aus Gliedern ihrer Rasse bestehen (Swainson S. 369 Anmerkung). Die Institution eines „responsible government“, wie sie neuerdings in Neu Seeland eingeführt worden, ist lediglich im Interesse der fremden Colonisten (S. 381). Man wird sich deshalb nicht wundern dürfen, wenn die keinesweges einfältigen, vielmehr intelligenten und klugen Maori gegen eine derartige Verfassung remonstriren, da sie auf nichts Anderes, als auf ihre völlige Unterjochung hinausläuft. Das letzte Kap. XIV entwirft in kurzen Umrissen ein Bild der kirchlichen Verfassung von Neu Seeland. Herrn Swainson's Werk behält als eine ansprechende, tüchtig zu einem über-

schlichen Ganzen verarbeitete Darstellung alles über Neu Seeland Wissenserwerthen einen dauernden Werth.

Einen größtentheils anderen Charakter hat die Arbeit von Charles Hursthouse. Der Verf., mehrere Jahre selbst Ansiedler in Neu Seeland, beabsichtigt die Emigration dorthin zu befördern und glaubt dies aus Ueberzeugung thun zu können. Er will nach Neu Seeland zurückkehren, um dort zu bleiben, er hält das Land für überaus empfehlenswerth für Emigranten. Dies darzuthun ist der Zweck seiner umfangreichen Arbeit, für welche er, abgesehen von seinen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen, die nöthigen Studien gemacht zu haben behauptet (S. 3, vgl. S. 194). Nachdem er dies Kap. I (S. 1—8) kurz erwähnt, gibt er Kap. II eine historische Skizze des Landes (S. 9—81), bei der er sich als ein Mann von klarem Blick und gesundem Urtheil bewährt. Seine Bemerkungen über die physische Beschaffenheit von Neu Seeland (Kap. III), das Klima (Kap. IV), das Thierreich, das Pflanzen- und das Mineralreich (Kap. V. VI u. VII) sind fleißig zusammengetragen. Für die Geologie der Insel hat er u. a. auch Charles Forbes' M. D., R. N. Notes on the geology of New Zealand especially in reference to the province of Wellington (p. 86—95) benutzt. Wir bemerken hiezu, daß neuerdings der bekannte Gelehrte Dr Ferdinand Hochstetter die nördliche Insel vom 5. März bis 24. Mai 1859 bereist hat. Eine kurze Zusammenstellung der, wie es scheint, sehr ergiebigen Resultate dieser Reise gibt J. J. Haast in Auckland in Dr Petermann's geographischen Mittheilungen 1860. III, S. 107—111. Derselben ist ein Auszug (nach dem Athenäum v. 22. October 1859) aus einem Vortrage Dr Hochstetter's, den er nach seiner Rückkehr in Auckland über seine Beobachtun-

gen gehalten, angehängt. Der vollständige Reisebericht wird abzuwarten sein; Dr Hochstetter hat im Ganzen 9 Monate der Erforschung der Insel gewidmet. — In dem 8ten Kapitel seines Werkes über die Eingebornen beachtet Herr Hursthouse zu wenig die überall gemachte Erfahrung, daß wo immer civilisirte Nationen mit uncivilisirten Eingebornen in Verührung kommen, diese sich vermindern und allmählich erlöschen. Man hat dies unter Andern auch in Australien beobachtet (Westgarth im *Journal of the Indian Archipelago*. Dec. 1851), eine diese Erscheinung genügend erklärende Ursache aber noch nicht gefunden. Auf Neu Seeland ward die Abnahme der Zahl der Eingebornen bereits vor reichlich 10 Jahren in so auffallender Weise wahrgenommen, daß man berechnen zu können glaubte, die Eingebornen würden, wenn die Abnahme wie bisher fortschreite, nach 25 Jahren verschwunden sein (vgl. das *Colonial Magazine* vom Juli 1849). Hursthouse glaubt, die wahre Ursache dieser Abnahme sei: *„the small proportion of women and the sterility of such small proportion,„* daneben *„neglect of sick children, occasionally amounting to unwilling infanticide and some slight prevalence of scrofulous diathesis,„* (S. 161). Der in Bezug auf Neu Seeland, so viel uns bekannt, einzige Gegner dieser Ansicht ist Rev. Taylor. Derselbe erklärt in seinem oben angezeigten Werke S. 256 ff. die angebliche Abnahme der Bevölkerung für nicht begründet. Zum Beleg gibt er die Zahlungen von zwei Ortschaften an: Waitotara hatte 1843 353 eingeborne Einwohner, 1853 aber 384; Whareroa 1843 54, 1853 dagegen 82 und fügt hinzu (S. 156): *„the results were similar in every instance; but it is highly probable, that another ten years will*

Harsthouse, Taylor etc., New Zealand 1583

render them much more favorable.« Er meint die Veränderung und Verbesserung der Lebensweise der Eingebornen, welche sie von den Fremden gelernt und angenommen hätten, sei gerade eine Ursache ihrer Zunahme und ihre Zahl in früheren Tagen sei überschätzt worden. »The native race was never very numerous and the present ills, which threaten its existence, are more than counterbalanced by the advantages of better food and clothing and an altogether improved way of living« (p. 157). Die Frage scheint demnach für Neu Seeland noch eine offene. Taylor's Ansicht entbehrt keinesweges guter Gründe. Daß die blutigen Kriege der Eingebornen unter einander ehemals deren Zahl bedeutend verringerten, ist ausgemacht, ebenso, daß in neuerer Zeit dergleichen Kriege immer seltener geworden sind. Diese Ursache einer angeblichen Abnahme der Bevölkerung fällt also weg, und man führte sie bisher immer als Hauptursache mit an. Auf den Fidjisch-Inseln, wo in den letzten 50 Jahren eine erhebliche Abnahme, bis zu einem Drittel, Statt gefunden, sind „ohne Zweifel Krieg und die mörderischen Gebräuche des Heidenthums“ die Ursache (cf. Fiji and the Fijians I. c. p. 81). — Die geographische und topographische Beschreibung der 6 Provinzen von Neu Seeland (Kap. IX) ist ausführlich und correct. Hr. Harsthouse bezieht sich mehrfach auf ein von der brittischen Admiralität herausgegebenes Buch: »the New Zealand Pilot«, welches die Häfen und Ankerplätze der Insel genau beschreibe (S. 195 Anmerkung). Außerdem unterbricht er seine Darstellung mitunter durch Einschaltung von interessanten Journal-Artikeln: so theilt er S. 196 ff. den Brief einer Frau aus den bekannten »Household Words« über die Stadt Auckland und das Leben in derselben mit und S. 243 ff.

Thomas Tancred (S. 2.
nichts unterlassen, seine
mannichfaltig und authen-
ten. In Kap. X spricht
Verfassung, den Einrichtu-
Auch hier geht er auf-
zurück. Sein Urtheil über
richtig, er tadelt sie im
Ganzen, sagt er, »we
measure, creditable to it
258). Von einer gesund-
tenden Grundsätze und bei-
züglich des Veto, der gesetz-
der Provincialkammern, die
für pretentios hält (S. 267
New Zealand under her
work out for herself a vig-
government worthy of her
Britain of the South« (p. 2
sich diese Hoffnung übrigens n
Zweifel darin finden

1685

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

160. Stüd.

Den 6. October 1860.

L o n d o n

Schluß der Anzeigen: »New Zealand etc. by W. Swainson; Five years residence in New Zealand by F. Fuller; New Zealand etc. by Ch. Harthouse; The Ika a Maui or New Zealand etc. by R. Taylor.«

Rap. XI schildert die Ausfuhr und deren vortheilhafte Verwerthung, in Vergleichung mit Australien, über welches das Urtheil des Vfs sehr wenig günstig lautet. Rap. XII, das erste im zweiten Bande, beschreibt die Agricultur und den Gartenbau, Rap. XIII die Viehzucht. Eine Reihe handschriftlicher Mittheilungen von dem Verf. befreundeten Colonisten dient ihm dazu, die Erträgnisse, namentlich der Viehzucht, im günstigsten Lichte darzustellen. Rap. XIV stellt er allen commerciellen und industriellen Unternehmungen das günstigste Prognostikon; Rap. XVII erörtert er die bestehende Gesetzgebung, in Betreff des Ankaufs der Ländereien und bringt Rap. XVIII statistische Notizen über die Bevölkerung, die Ausfuhr und die Einfuhr, die Landesproducte u.

1586 Göt. gel. Anz 1860. Stüd 160.

Mit allen diesen, wie es scheint, sehr sorgfältig gesammelten Nachrichten hat sich Hr Hursthouse unleugbare Verdienste erworben, die Kunde von Neuseeland nach der praktischen, das Leben unmittelbar berührenden Seite hin außerordentlich erweitert haben. Es lag dies in dem von ihm vorangewiesenen Ziel: er schrieb für Auswanderer, denen er daher auch in Kap. XV und die nöthigen Rathschläge über Ausrüstung und Vorbereitungen zur Reise ertheilt, und sie mit den Gelegenheiten, den Einrichtungen der Schiffe u. m. bekannt macht. Die beiden Schlusskapitel des Werkes widmet er einer Betrachtung der Aenderung von ganz allgemeinen Gesichtspunkten (XIX), sowie einer Schilderung derer, die anzuwandern wollen mit Rücksicht darauf, ob sie dazu geeignet sind oder nicht (Kap. XX). Es läßt sich überall gesunde, treffende Urtheile des Hrn Hursthouse auch in diesen Abschnitten nicht verkennen: er hat viel thatständliches Material über Neuseeland gesammelt, verglichen und geprüft, darauf bezieht er seine Ansichten. Seine Schreibweise ist weniger als trocken, vielmehr fließend und geschmackvoll. Man liest einzelne Abschnitte mit ununterbrochenem Interesse. Außer einigen recht hübschen landschaftlichen Ansichten in Tondruck ist dem Werk eine colorirte Karte von Neuseeland und eine kleine Karte nach Mercator's Projection zur Veranschaulichung der Lage und der Routen von und nach Neuseeland beigegeben.

Hr Francis Fuller hat noch ausschließlich Hr Hursthouse nur für die Emigration geschrieben, was die historischen, geographischen, ethnographischen, naturgeschichtlichen u. Verhältnisse von Neuseeland betrifft, so setzt er diese als bekannt voraus. Er schreibt S. 4 in seinem introductory Cha-

Fuller, Hursthouse etc., New Zealand 1887

»The object of the present work is rather to avoid what has been previously written upon and to endeavour to enunciate some of the principles, that regulate the ordinary business of the colony in an elementary form, in order to meet enquiries, that are generally made by persons commencing business in it as employers of labour. Nevertheless, notice is taken, how labouring men raise themselves into a condition of independence, how trade is conducted and the general prospects of the colony The object (of the writer) is not to amuse, but to convey knowledge of an useful and practical character etc.« Dies genügt, um anzudeuten, was der Leser zu erwarten hat. Die Form der Mittheilungen — Composition und Folge der Gedanken ist, wie Ref. bemerkt zu haben glaubt, eigenthümlich englisch. Wenn nämlich Engländer von allgemeiner, aber weder gelehrter, noch tieferer Bildung, sich herbeilassen über praktische Lebensfragen ihre Ansichten schriftlich mitzutheilen, so verfallen sie dabei meistens in eine merkwürdige Breite. Von allgemeinen Gesichtspunkten ausgehend nehmen sie einen weiten Anlauf, ehe sie zum Ziel kommen. Es kommt dem Ref. vor, als sei noch recht viel von der empirisch-realistischen Denkweise John Locke's in den gebildeten Engländern sitzen geblieben und lasse sich dies eben nicht wohl anders als in der breiten weitschweifigen Darstellungsweise Locke's zu Papier bringen. Was das vorliegende Buch von Francis Fuller betrifft, so braucht man nur das erste Kapitel desselben zu lesen, um dies bestätigt zu finden. Diese doch nur oberflächlichen, aber desto weitläufigeren Auseinandersetzungen über Christenthum und die verschiedenen christlichen Denominationen: man begreift es kaum, wenn damit gedient sein soll; am

allerwenigsten ist es dem, der aus dem Buch etwas über Neu Seeland zu erfahren sucht. In ähnlicher Weise wird Kap. II die sehr weitläufige Geschichte eines Mannes (wohl des Verf. selbst) erzählt, die an und für sich sehr wenig interessant ist, aber damit endigt, daß dieser Mann „a retired officer“ sich in der Provinz Canterbury auf Neu Seeland niederläßt und sich dort sehr behaglich fühlt. Der Verf. scheint, wenn man nach der Ueberschrift dieses Kapitels urtheilen darf, zu glauben, er habe damit dargethan: „to become a colonist does not forfeit social rank or position.“ Ebenso breit gehalten ist noch das folgende Kapitel, das 3te, welches von den nothigen Vorbereitungen für die Gründung von Colonien handelt. Mit Kap. IV tritt Hr Fuller seinem Gegenstande recht nahe, er trägt Alles zusammen, was sich auf den Werth des Bodens von Neu Seeland bezieht; spricht Kap. V von der Anlage von kleinen Capitalien auf der Insel, Kap. VI von Handels- und finanziellen Angelegenheiten, Banken und Postverbindungen u. Der Raum dieser Plätter gestattet ein näheres Eingehen auf den Inhalt dieses Buches nicht, welches ohnehin nur in Verbindung mit den vorhergehenden hier zur Anzeige gelangt, da es für die wissenschaftliche Kunde von Neu Seeland weder etwas Neues, noch sonst besonders Bemerkenswerthes enthält. Uebrigens läßt sich wohl nicht leugnen, daß die mannichfachen Rathschläge des Verfs wohlbegründet sind und für Auswanderer und Colonisten ihren Werth haben.

Wir kommen zu der zuletzt angeführten Arbeit, dem Aufsatz in Church Missionary Intelligencer, der die Ueberschrift trägt: „The episcopate, the church missionary society, and the native race.“ Damit ist sein Inhalt genügend angedeutet. Was in Swainson's New Zealand noch zum Schlusse

erwähnt worden (S. 404 ff.) die Organisation der kirchlichen Verhältnisse auf Neu Seeland, das ergänzt dieser Aufsatz. Hr Swainson berichtet l. c. über die eine allgemeine Synode vorbereitende Conferenz im Mai 1857 und gedenkt in der Anmerkung S. 413 der Bill, bezufolge die Abhaltung einer ersten General-Synode gestattet wurde. Im Church Miss. Intelligencer wird, nach einer kurzen allgemeinen Einleitung und einer gedrängten Uebersicht der Entwicklung der kirchlichen Zustände bis auf die neueste Zeit, Umständlicheres über die Beschlüsse dieser Synode mitgetheilt (S. 12 und 13). Daran schließt sich eine größtentheils nach Herrn Swainsons Aufzeichnungen abgefaßte Darstellung des Charakters der Maori und des Einflusses der Mission auf denselben, um die neuesten Anordnungen der Synode zu motiviren, welche darauf hinauslaufen, Alles daran zu setzen, um eingeborne Prediger und Lehrer in Neu Seeland heranzubilden (S. 20 und 21).

Ueberschaute man mit einem Blick was seit den Tagen Cooks, vornehmlich in den letztverfloffenen Jahrzehnten, über Neu Seeland veröffentlicht worden, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß die vorhandene Litteratur gegenwärtig gerade so mannichfaltig und umfassend ist, daß es sich der Mühe verlohnen müßte, jetzt eine vollständige Geschichte Neu Seelands zu schreiben. Die auch von Swainson benutzten Parlaments-Acten liefern hinreichenden Stoff für eine Geschichte der Entwicklung der neuseeländischen Verfassung, die zahlreichen Berichte der Missionare und der englischen Bischöfe ebenso für eine Darstellung der kirchlichen Verhältnisse, die Berichte römischer Missionare beleuchten den Entwicklungsgang, den die katholische Mission genommen. Und was das Land selbst, das Klima, seine

1590 Göt. gel. Anz. 1860. Stück 160.

commerciellen Verbindungen u. dgl. m. betrifft, was die Geschichte der Maori, deren Sitten und Lebensweise, deren Charakter und Litteratur, sowie die Colonisation der Insel anlangt, so bieten hiefür die in der Ueberschrift und beiläufig in diesem Referate angeführten Schriften ein nach allen Seiten hin bis ins Detail ungemein reiches Material, dessen Gruppirung und Bearbeitung zwar sorgfältige Kritik erfordert, das aber zur Herstellung eines vollständigen Bildes sich ganz und gar eignet. Ihrer physischen Beschaffenheit nach ist vorzugsweise nur die nördliche Insel durchforscht worden; spätere Reisende werden sich ein Verdienst erwerben, wenn sie hauptsächlich die südliche zum Gegenstande ihrer Wanderungen nehmen, zumal nach dem was bis jetzt schon bekannt geworden, die Oberfläche dieser Insel, so wie ihre geologische Structur, einen andern Charakter trägt als die der nördlichen. Sollte es übrigens gelingen, was man wünschen muß, den gegenwärtigen Aufstand der Maori zu unterdrücken, so steht zu erwarten, daß die Colonisation von Neu Seeland zunehmen und damit auch die Bekanntschaft mit diesem, nicht mit Unrecht „Großbritannien des Südens“ genannten Inselreiche wesentlich erweitert werden wird.

Dr. Viernagel.

B e r l i n

Druck und Verlag von Georg Reimer 1860.
Die Schlußacte der Wiener Ministerial-Conferenzen zur Ausbildung und Befestigung des deutschen Bundes. Urkunden, Geschichte und Commentar von Ludwig Karl Hegib. Erste Abtheilung. Die Urkunden. Lieferung 1. Acten und Protocolle der W. M.-Conf. bis zu Beil. B. 3. Prot. d. 20sten Conf. 160 S. in Octav.

Es ist gewiß kein erfreuliches Zeichen für den

vi. Schlußacte d. Wien. Minister.-Conf. 1891

Wußte die deutsche Nation, daß ein so höchst
hohes Interpretationsmittel für das f. g. zweite
Abgefeht des deutschen Bundes und mittelbar auch
das erste, die deutsche Bundesacte, wie die Pro-
te der Ministerial-Conferenzen, welche vom 25.
r 1819 bis 24. Mai 1820 seitens der Bevoll-
tigten sämtlicher Bundesregierungen, im Fort-
g des f. g. Carlsbader Congresses vom Som-
1819, zu Wien, unter Vorsitz des Leiters und
Trägers des damals und noch fast 3 Decen-
herrschenden politischen Systems, Statt gefun-
den, bis auf den heutigen Tag geheim gehalten
werden konnten. Kein Verständiger wird dage-
n, daß während der Verhandlungen die
stände und der Gang derselben, die Vota der
Mitglieder und die Arbeiten der verschiede-
nmissionen der Publicitat entzogen wurden,
wird man es auch ganz natürlich finden,
ich in der ersten Conferenz v. 25. Novbr.
in darauf gerichtetes wechselseitiges Verspre-
Protocoll genommen wurde. Daß aber
ter aus dem im Verlauf der Verhandlun-
enden Material ein strenges diplomati-
heimlich gemacht worden ist, daß die 34
mit ihren Beilagen im Archiv der Bun-
dung und der Einzelregierungen unter
d Niegel gehalten wurden, ist eine That-
che besonders deshalb so bedauerlich ist,
theils der deutschen Nation jedes Recht
an Leitung ihrer Gesamtangelegen-
prochen theils der Wissenschaft des deut-
s- und Bundesrechts ein unentbehrliches
entzogen wurde. Deshalb man sich
wafelmäßige Verleumdung der schließli-
e, wie sie in der f. g. Schlußacte zu-
find und in verschiedenen, bald dar-

auf in besondern Bundesbeschlüssen veröffentlichten Vereinbarungen hervortreten, beschränkt und forthin so streng das diplomatische Beichtflegel beobachtet hat, darüber liegt keine officiële Erklärung vor. Der Grund kann aber offenbar kein anderer sein, als weil man den in der einen Richtung (der Verhinderung freier Verfassungen) so oft proclamirten Geist der Eintracht zwischen den deutschen Regierungen durch keinen Einblick und keinen Extract aus den Protocollen in Zweifel stellen lassen und damit zugleich jeden Bruch der politischen Gesamtthätigkeit der souveränen Fürsten verhindern, auch für sich selbst von jeder die eigene, beliebige, spätere Interpretation beschränkenden Fessel befreit bleiben wollte. So hat denn auch die Wissenschaft des Bundesrechts und der davon influirten Theile des Staatsrechts der deutschen Bundesstaaten, über deren, im Sinne des herrschenden Systems legerische, Lehren noch dazu der vom österreichischen Präsidial-Gesandten extrahirte signifiante Bundesbeschluß v. 11. Decbr. 1823 erging *), und welcher seit dem 1. Juli 1824 auch die Kenntniß der Verhandlungen der Bundesversammlung entzogen wurde, in Betreff der Interpretation der positiven Satzungen des Bundesrechts mehrentheils, so zu sagen, im Dunkeln herumgetappt, und nur gelegentlich sind einzelne, den Sinn eines Artikels der Schlußacte erläuternde kleine Bruchstücke, durch Denkschriften einzelner Regierungen bekannt geworden; so z. B. über Art. 54. 55 und 56 der Schlußacte. Auch Klüber scheint keine vollständige Kenntniß davon gehabt zu haben; wenigstens bekundet er in seinem öffentlichen Recht und der Quellenammlung mehr nur eine Wissenschaft

*) S. diese Erklärung der R. B. in Klüber's Quellen-Samml. 1. öff. H. des d. R. 3te Aufl. Nr. XXVI, und über die Veranlassung dazu das. Note 1 auf S. 309.

Negibi, Schlußacte d. Wien. Minister.-Conf. 1893

hervor, daß und welche Protocolle etwas enthalten, als was ihr Inhalt sei.

Bei diesem Stand der Sache ist es in der That ein recht hoch anzuschlagendes Verdienst, welches sich Hr Prof. Negibi durch Herausgabe des oben angezeigten Werks für die deutsche Publicistik erwirbt; ein Verdienst, welches selbst dann noch ein erhebliches bleiben würde, wenn auch, was aber gewiß nicht zu fürchten ist, der Veröffentlichung der eigentlich wissenschaftlichen Arbeit, der auf dem Titel in Aussicht gestellten Geschichte und Commentirung der Schlußacte, ein Hinderniß in den Weg treten sollte. Hr Negibi ist so glücklich gewesen, ein vollständiges Exemplar der Protocolle und Actenstücke der Wiener Ministerial-Conferenz anvertraut zu erhalten, von welchem der verewigte Eigenthümer eigenhändig bemerkt hatte: „Diese nach einer neuen Erfindung lithographirten, eigentlich durch Metallplatten entstandenen Abdrücke sind mir selbst aus der R. R. Staatskanzley zugestellt, während ich als Gesandter in Wien an den Verhandlungen Theil nahm.“ — *** — An der Authenticität ist mit-
hin nicht zu zweifeln.

Die vorliegende erste Lieferung, welcher die, die noch fehlenden Urkunden enthaltende, zweite rasch nachfolgen soll, umfaßt die Acten und Protocolle der Wiener Ministerial-Conferenzen bis zu Beil. B zum Protocol der 20ten Conferenz. Ein Blick genügt zu der Ueberzeugung, daß sie, abgesehen von den sehr signifi-
canten einleitenden Vorträgen des Fürsten Metter-
nich, schon viel Wichtiges enthält, namentlich zunächst die Vorlagen, Berichte und Berathungen über den
XIII. Art. der Bundesacte, die landständischen Ver-
fassungen in den deutschen Bundesstaaten betreffend.
Man ersieht, daß es manchen Orts nicht an der
guten Absicht fehlte, die Ständeversammlungen, nicht

bloß in Betreff der Bundesanforderungen, zu bloßen Postulaten - Vaudtagen zu machen und eine den v. Gentz'schen, für Karlsbad zubereiteten, Doctrinen entsprechende Definition der „landständischen Verfassung“ zu geben. Man ersieht aber auch, wenn man es besonders zu danken hat, daß jene repressiven Intentionen gescheitert sind. Ein vorzugswürdiges Actenstück ist in dieser Hinsicht die A. Payer'sche Erklärung, Beil. B zum Protoc. der 1. Sitz. (Regidi S. 40).

Näher auf die bis jetzt mitgetheilten Urkunden einzugehen, zu welchen der Hr Herausgeber, wo es sachlich geboten schien, erläuternde, nach seiner Absicht von subjectiver Färbung frei bleibende Anmerkungen beigefügt hat, liegt nicht in der Intention des Unterzeichneten, welcher nur durch eine vorläufige Anzeige die Leser dieser Blätter auf die vorliegende wichtige publicistische Erscheinung aufmerksam machen wollte. Von selbst versteht sich dabei der Vorbehalt einer nähern und ausführlicheren Besprechung, wenn erst das ganze Werk, einschließlich der zweiten Abtheilung (Geschichte und Commentar der Wiener Schlußacte), der wir mit gespannter Erwartung entgegensehen, vollständig vorliegen wird.

Zacharia.

H a n n o v e r

Hahn'sche Hofbuchhandlung 1860. Beiträge zur Geschichte des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses und Hofes. Von C. E. von Malortie, Dr. phil., Königl. Hannoverschem Oberhofmarschall etc. Heft I, 151, Heft II, 188 S. in Octav.

Nicht nur für die Culturgeschichte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, namentlich die an deutschen Fürstenhöfen beobachtete, den Gesetzen von

Malortie, Gesch. d. Braunsch.-Pünch. Hauses 1595

Versailles nachgebildete Etiquette, die amtliche Stellung der höhern Dienerschaft, die Art und Weise des Verkehrs mit benachbarten oder befreundeten Regentenfamilien, die Anordnung von Festlichkeiten, die Feiertage von Freuden- oder Trauertagen u. bietet das vorliegende, auf amtlichen Documenten beruhende Werk zahlreiche und erwünschte Beiträge, es enthält zugleich manche für die Zeichnung von hervorragenden Persönlichkeiten des preussischen und hannoverschen Hofes nicht unwichtige Notizen und dient verschiedentlich zur Beleuchtung von politischen Ereignissen, deren Tragweite weit über das Gebiet einzelner deutscher Reichsstände hinausreicht. Aus diesem Grunde wird man auch außerhalb solcher Kreise, deren Interesse die geschichtliche Entwicklung des hofischen Ceremoniells am nächsten liegt, die mit Fleiß und Umsicht getroffene Auswahl actenmäßiger Darstellungen dankbar entgegennehmen. Den letzteren begegnen wir in nachfolgender Reihenfolge:

Erstes Heft: 1) Empfangs-Reglement des Churhannoverschen Hofes, vom 22. Junius 1707.

2) Relation de la magnificence, avec laquelle Monseigneur l'Electeur de Brandebourg a reçu à Sa cour Monseigneur le Duc d'Hannovre, le 24 Janvier 1682. Der Einzug der vom kurfürstlichen Hofe eingeholten Gäste in Berlin erfolgte mit 80 sechsspännigen Carossen, 40 prächtig aufgeschirrten Handpferden; 100 Edelkute unter Führung des Oberhofmarschalls von Canitz und 40 Wagen unter ihrem Gouverneur eröffneten den Zug. Zehn Tage lang Festessen, die sich durch einen solchen Wechsel auszeichneten, daß man, trotz der Uebersahl von Gängen, niemals dasselbe Gericht zum zweiten Male erblickte, Bälle, Paraden, Feuerwerke, die der üblichen Allegorien nicht ermangelten, endlich ein flüchtiger Besuch in Potsdam, wohin der Kurfürst zwölf

1596 Götting. gel. Anz. 1860. Stüd 160.

Stüd Gesandte hatte bringen lassen, um auch die Gäste nach Weubuh zu begrüßen.

3) Eröffnung des Testaments des Churfürst Ernst August zu Herrenhausen, d. d. 26. M. 1698. — Von größerem Interesse als dieses Auszuge mitgetheilte Protocoll, wurde unstreitig unverfälschter Abdruck des Testaments selbst gewesen.

4) Besuch des Herzogs von Marlborough bei Churfürstlich Hannoverschen Hofe am 1. Dec. 1711. Die ungewöhnlichen Ehrenbezeugungen, welche dieser Gelegenheit dem Herzoge zu Theil wurden mochten weniger dem Sieger von Höchstädt, als politischen Freunde des Churfürsten Georg I. dem einflussreichsten Begünstiger der Succession den englischen Thron gelten.

5) Besuch des Königs und des Kronprinzen Preußen zu Herrenhausen, Junius 1706. Die dieser Gelegenheit eingeschalteten Bruchstücke aus Correspondenz Friedrichs I. mit der Churfürstin Sophia beweisen, mit welcher Innigkeit dieser erste König aus dem Hause der Hohenzollern der Wittwe seiner Gemahlin zugethan war. An diesen Anknüpfte sich bekanntlich die Verlobung des Kronprinzen von Preußen mit Sophia Dorothea.

6) Tod der Churfürstin Sophia und Condolencen. — Der angeschlossene Courier-Zettel hält zugleich das nach ihren amtlichen Stellen rubricirte Verzeichniß derer, welche dem nach Tode Annas zur Königskrone berufenen Georg I. nach London folgten.

7) Reise König Georgs I. von London nach Hannover und Aufenthalt daselbst 1719. 8) Wiederholung des Besuchs in Herrenhausen im Sommer folgenden Jahres.

9) Ordnung, in welcher die verwitwete Frau Herzogin von Celle Durchlaucht in der Stille zu

Relate, Gesch. d. Braunsch.-Lüneb. Hauses 1597

beigesetzt worden ist. — Die Bestattung dieser viel-
seits gebildeten, bei allem Glückswechsel in Demuth
stehenden, hart geprüften Frau geschah bereits
am sechsten Tage nach ihrem am 5. Febr. 1722
erfolgten Tode. Nach einem Abgeordneten der un-
glücklichen Tochter sucht man im Trauergesolge umsonst.

10) Reise König Georg I. nach Hannover, Auf-
enthalt in Herrenhausen, Reise nach Berlin und
Rückkehr. 1723.

11) Ueber den Herrenhäuser Vertrag, d. d. 3.
Sept. 1725. — Die hier gepflogenen politischen Ver-
handlungen, welche anderweit unverkürzt veröffentlicht
sind, werden nach vorangeschickter Einleitung über die
Erklärung der contrahirenden Mächte zu einander, in
der Kürze erörtert.

12) Ableben Georgs I. (20. Jun. 1727). — Der
Leser wird hier manche Einzelheiten finden, welche
die Berichte des Kammerherrn von Fabricé und des
städtischen Leibmedicus Wöbeling ergänzen. Eine
wünschenswerthe Beigabe würde die Veröffentlichung
des Testaments mit angehängtem Codicill gewesen
sein, welches der König drei Jahre zuvor in die
Hände des Herzogs August Wilhelm von Braun-
schweig-Wolfenbüttel niedergelegt hatte.

Das zweite Heft beginnt mit einer Beschrei-
bung des Aufenthalts des Königs Georg II. in Han-
nover, vom Junius bis Sept. 1732, worauf dessen
zweite Reise nach dem Kurstaate im J. 1740 folgt.

3) Beschreibung der Vermählung der Prinzessin
Louise von Großbritannien und Hannover mit dem
Kronprinzen von Dänemark, durch Procuration des
Herzogs von Cumberland, in Hannover.

4) Illumination und Maslenball in Herren-
hausen 1765. — Veranlassung dazu gab die Anwesen-
heit des Herzogs Eduard von York.

5) Historische Mittheilungen aus dem Leben der

gungen und verbreitet
mentlich über die En-
treten des oldenburgis-
sich die Rückkehr der
markt, ihr Aufenthalt a-
dann in Gelle, von wo
suche in Hannover ein-
erfolgtes Begräbniß. (

6) Der Fackeltanz b.
Hannoverschen Hause.

7) Schloß Herrenhaus.
stellen Untersuchungen b.
des gleichnamigen Dorfes
bei und beziehen sich zunä-
chung und Umgestaltung
Parks, auf die Entstehung
mit deren Vervollkommen-
gen beschäftigte, die Verth-
unter den Hofstaat. wenn
Lieblings- und Töchter.

Herbart, Theorie der Elementar-Attraction 1599

kannten Adelsgeschlechte der Bodemast angehört, als
vom Herzog Friedrich eingesetzten Voigte auf Gohrde
bezeugt, daß die Bezeichnung Gohrde, Gorb (Schloß)
der wendischen Sprache angehört und ohne Zweifel
die also benannte Stätte eine alte wendische Ansie-
delung abgab. Der Hr Vf. entwickelt die Geschichte
des fürstlichen Jagdschlusses von dem gedachten Jahre
bis auf die neueste Zeit, wobei begreiflich die Zeiten,
in denen der Landesherr daselbst residirte und viel-
fach in Gesellschaft hoher Gäste kunstgerechte Jagden
abhielt, besondere Berücksichtigung finden.

Dem baldigen Erscheinen der in der Vorrede ver-
sprochenen nachfolgenden Hefte, welche besonders die
„historische Entwicklung der Hof-Verhältnisse an sich“
zum Gegenstande haben werden, wird jeder Freund
der Geschichte der Lande von Braunschweig-Lüneburg
mit Verlangen entgegensehen.

B e r l i n

Verlag von F. A. Herbig 1859. Die metaphy-
sichen Anfangsgründe der Theorie der Elementar-
Attraction von Johann Friedrich Herbart. Aus
dem Lateinischen übersetzt und eingeleitet von Karl
Thomas.

Den Kern der vorliegenden Schrift bildet eine
Inaugural-Dissertation von Herbart, welche durch
diese Uebersetzung einem größeren Publicum zugäng-
lich gemacht werden soll; derselbe ist vom Ueber-
setzer eine Einleitung vorausgeschickt, in welcher dar-
über Klage geführt wird, daß Herbart von der gro-
ßen Masse seiner und unserer Zeitgenossen zur ab-
soluten Vergessenheit verdammt sei, während doch
die Nachwelt früher oder später gerade ihm, dem
unbestritten (?) größten der Geister Deutschlands,
das Glück zu verdanken haben werde, einen wirklich
haltbaren philosophischen Gedankenkreis zu besitzen.

Der Verf. der Einleitung hat, wie man sieht, die
 Ausdrücke, nach denen er zur richtigen Würdigung
 Herbart's greifen zu müssen glaubt, ein wenig hoch
 gegriffen und auf den 14 Seiten der Einleitung et-
 was reichlich ausgestreut; in der Hauptsache aber
 sind wir mit ihm einverstanden und sind mit ihm
 der Meinung, daß die Anerkennung, welche der Phi-
 losoph Herbart bisher gefunden hat, mit seiner Be-
 deutung in gar keinem Verhältniß steht, daß er von
 Wenigen ernsthaft studirt, von Vielen ungerecht be-
 urtheilt wird. Die Erklärung dieser Thatsache fin-
 det der Verf. der Einleitung nicht in der „großar-
 tigen Neuheit und Fremdartigkeit des Herbart'schen
 Gedankenkreises“ — daß er hätte verstanden werden
 können, dazu fehlte es in Deutschland niemals an
 hinreichend begabten Geistern — sondern in dem
 Entwicklungsgange, den die deutsche Philosophie in
 der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts
 durchzumachen hatte — ein Entwicklungsgang, wel-
 cher nach der Meinung des Verf. zwar an Herbart
 vorbeigeführt hat, jetzt aber wieder zu ihm zurück-
 kehren wird. Zur Begründung dieser Ansicht wird
 eine kurze Darstellung der wichtigsten Entwicklungs-
 stufen der Philosophie seit Cartesius gegeben, eine
 Darstellung, welche, wie sich nicht leugnen läßt, ihr
 Eigenthümliches hat. Mag nun der Verf. mit der-
 selben im Rechte sein oder nicht, jedenfalls ist die
 Herbart'sche Dissertation sehr lesenwerth, besonders
 für Physiker und Chemiker. Doch möchten wir nicht
 so verstanden sein, als wollten wir Herbart zum
 Vater des heutigen Atomismus stempeln. Beide
 Systeme — wenn von einem ausgebildeten Systeme
 des Atomismus schon jetzt die Rede sein könnte —
 haben nur Analogien, sind nicht zusammenfallend.

Die Uebersetzung ist klar und bündig; sie scheint
 sich — das Original liegt uns nicht vor — genau
 an die lateinische Ausdrucksweise anzuschließen.

G ö t t i n g e gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

161. Stüd.

Den 8. October 1860.

L e i p z i g

Verlag von Bernhard Tauchnitz 1859. Wechsel-
rechtliche Abhandlungen von Dr. Friedrich August
Wiener. VIII u. 500 S. in Octav.

Dieses Buch führt zu einem großen Theile nur
den Inhalt der „historischen Erörterungen über den
Ursprung und den Begriff des Wechsels“, welche der
Verf. 1846 im ersten Hefte seiner „Abhandlungen
aus dem Gebiete der Rechtsgeschichte“ erscheinen ließ,
weiter aus. Doch ist nicht nur die Anordnung des
Ganzen eine andere, sondern es sind auch viel mehr
Belege für die historischen Notizen gegeben, auch
viele rechtsgeschichtlichen Einzelheiten hinzugekommen,
und ferner hat der Verf. in seinem neuern Buche
abweichenden Theorien des heutigen Wechselrechtes
eine eingehende Polemik gewidmet, so wie Betracht-
ungen über die neue deutsche Wechselgesetzgebung
hinzugefügt. Hier, wie früher, hat er sich aber im
Wesentlichen die Aufgabe gesetzt, die erste Entstehung
und weitere Entwicklung des Wechsels und des Wech-
selrechtes auf historischem Wege aufzuzeigen und von

dieser Grundlage aus allerhand Ergebnisse auch für die Theorie des heutigen Wechselrechtes zu gewinnen. Versuchen wir nun die Bedeutung, welche diese Wiener'schen Arbeiten für die Wissenschaft des Wechselrechtes haben, festzustellen, so werden wir es mit zwei Fragen zu thun haben, nämlich inwiefern die Lösung jener Aufgabe überhaupt ein Bedürfniß der Wissenschaft war, und in welchem Maße sie dem Verf. gelungen ist.

Was den erstern Punkt betrifft, so ist es gewiß, daß es eine geschichtliche Bearbeitung des Wechselrechtes, welche den an eine solche zu stellenden Anforderungen einigermaßen entsprochen hätte, bisher nicht gegeben hat. Wir haben allerdings seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts den bekannten „Versuch einer historischen Entwicklung des wahren Ursprungs des Wechselrechtes“ von Martens, gewiß ein höchst schätzbares Werk: wir finden darin, da der Vf. damit einen Beitrag zur Geschichte des mittelalterlichen Handels überhaupt liefern wollte, nach manchen Richtungen sogar mehr Material, als für die Geschichte des Wechselrechtes gerade nöthig wäre; wir finden ferner darin eine werthvolle Sammlung von ältern Wechselgesetzen; aber für die innere Geschichte des Rechtsinstitutes selbst hat Martens, von wenigen Einzelheiten abgesehen, schon darum kaum etwas geleistet, weil er sich fast als den einzigen historischen Erklärung bedürftigen Punkt das Executionsmittel des Wechselarrestes dachte. Was seitdem für die Geschichte des Wechselrechtes in Deutschland z. B. von Nobach, in Holland von Holtius beigebracht war, war noch weniger erheblich. Fremery aber hatte in seinen 1833 erschienenen „Etudes de droit commercial“ zwar vortreffliche historische Beiträge zu einzelnen Partien des Wechselrechtes, aber noth lange keine erschöpfende,

II, Wechselrechtliche Abhandlungen 1608

zungenbe Geschichte desselben gegeben. Die
den Darstellungen des heutigen Wechselrech-
ts bachten an nichts weniger, als an ir-
historische Grundlegung, bis jetzt endlich
seinem Lehrbuche eine solche hat zu Theil
sen, wobei ihm hauptsächlich eben die frü-
her'sche Abhandlung zu Statten gekom-
Bei dieser Sachlage mußten gründliche hi-
storischen auf dem Gebiete des Wechsel-
rechts von Jedem als ein höchst dankenswer-
nehmen begrüßt werden, der die Ueberzeu-
gung, daß auf einem andern Wege, als dem
historischen Methode eine befriedigende theore-
tische des positiven Rechtes nicht mög-

lich sich nun aber weiter, ob unser Vf. die-
se die wechselrechtliche Literatur ohne
er bot, in einer dem Bedürfniß der Wis-
senssprechenden Weise ausgefüllt hat: und
es möchte nicht durchaus zu bejahen sein.
Es allerdings anzuerkennen, daß der Verf.
seinem Fleiße das ausgeführt hat, was
Dingen Noth that, nämlich daß er aus
wenig bekannten und jedenfalls sehr zer-
streuten liegenden Quellen ein höchst schätzbares
Material zusammengetragen hat: und es
ist Verdienste keinen Eintrag, daß er sich
manchen Punkten auf die oben bezeichneten
von anderer Schriftsteller stützen konnte. Aber
beschränkt sich hierauf auch so ziemlich das,
zum Lobe des Verf. zu sagen scheint.
Die Bearbeitung des also gewonnenen Materials
ist dem Inhalte, noch der Form nach be-
trachtet. Es fehlt dem Verf. zu sehr an logischer
und streng juristischer Auffassung, als daß
dies eine treffliche Sammlung rechtsgeschichtlicher

Notizen für eine wahrhafte Geschichte des Wechselrechtes zu verwerthen verstanden hätte. Obwohl viele Einzelheiten noch immer dunkel bleiben; obwohl wir namentlich von der Anwendung und Bedeutung der Wechselbriefe im Verkehrsleben früherer Jahrhunderte uns bis jetzt nur ein mangelhaftes Bild entwerfen können; und auch nicht für jede Wandelung der rechtlichen Auffassung auf diesem Gebiete den Zeitpunkt mit einiger Sicherheit anzugeben im Stande sind: so ist doch zu behaupten, daß für die eigentlich rechtsgeschichtliche Seite des Gegenstandes, hauptsächlich durch die verdienstlichen Bemühungen des Vf. selbst, ein sehr erhebliches Material vorlag, gewiß mindestens ein eben so reiches, wie uns z. B. für irgend eine Partie des römischen Obligationenrechtes zu Gebote steht. Es wäre nur darauf angekommen, daß der Verf. den juristischen Kern der historischen Entwicklung sich selbst und den Lesern zur klaren Erkenntniß gebracht hatte. Der Vf. hätte also etwa zunächst ganz präcise die Rechtsätze darlegen sollen, welche, noch ganz auf dem Boden des allgemeinen Civilrechtes, den ältesten *contractus cambii*, wie er vor dem Aufkommen der Acceptation beschaffen war, normirten. Für die weitere Darstellung aber hatte ihm die eigentliche Aufgabe auch nur darin bestehen sollen, den Lesern in scharfen und bestimmten Umrissen zu zeigen, wie sich an jenen ursprünglichen Bestand von Rechtsätzen in stufenweiser Entwicklung neue Rechtsätze angeschlossen, durch welche am Schlusse dieser Entwicklung die Institute des Wechselvertrages und des Wechselbriefes in ihrem innersten Wesen umgewandelt erscheinen*). Aber ein solches Herausheben der

*) Seitdem Obiges niedergeschrieben, hat Refer. gesehen, daß Kunze es unternommen hat, in solchem Sinne einen Abriß einer Rechtsgeschichte des Wechsels aus Wiener's

Wiener, Wechselrechtliche Abhandlungen 1606

nichtig bedeuenden Momente wird leider völlig vernicht. In Folge jenes Mangels an juristischer Schärfe ist der V. ferner durch seine historischen Studien zu vielen schiefen Ansichten über das heutige Recht verleitet worden. Es ist nämlich durch dieselben eine antiquarische Vorliebe zu ihm hervorgerufen, eine Neigung, in das heutige Rechtsleben veraltete Anschauungen längst vergangener Jahrhunderte hineinzutragen. So hat er z. B. nicht deutlich zu erkennen vermocht, daß aus jenem alten *contractus cambii*, der allerdings ohne Zweifel eine gewisse Art von gegenseitigem obligatorischen Verträge, und zwar nach der gewöhnlichen Auffassung eine gewisse Art von Kaufvertrag, ohne wesentliches Erforderniß der Schriftlichkeit war, sich allmählich ein ganz anderer Wechselvertrag, nämlich ein einseitiger, formaler Literalvertrag, herausgebildet hat; vielmehr soll nun auch noch für das heutige Recht als der wahre Wechselvertrag durchaus eine Art des Bankes aufgezeigt werden. Weil ursprünglich die verpflichtende Wirkung des Wechselbriefes, wie des Indossamentes wesentlich mit auf der Valutaclausel beruhte; weil die übertragende Wirkung des Indossamentes bei seinem ersten Aufkommen nur aus der Ordreclausel erklärt wurde: tabelt nun Wiener *) sogar vom legislativen Standpunkte aus die neue deutsche W.O., daß sie die Valutaclausel nicht unter die Erfordernisse eines jeden, die Ordreclausel nicht unter die eines indossablen Wechsels aufgenommen habe. Als ob nie der Gesetzgeber eine historisch begründete, aber nach seiner Ueberzeugung den Bedürfnissen des Lebens nicht mehr entsprechende Form aus überwiegenden Zweckmäßigkeitsgründen beseitigen

Kolben zusammen zu stellen, in einer Anzeile des Wiener'schen Buches in Schletter's Jahrb. Bd. 6, S. 120 ff.

*) Kufert in dem hier besprochenen Buche auch im Kräfte f. l. Wechselrecht, Bd 5, S. 241 ff.

Was sodann die Form d
ist es kein Wunder, da
Mangel des Schriftstellers
licher Anordnung des Gan
Darstellung des Einzelnen w
den diese Fehler gewiß lan
vortreten, wie sie es thun,
was mehr Mühe auf die
Aber hierin zeigt er eine
Leser sich mit Recht beschw
große Ungenauigkeit des Ausdr
häufige Hin- und-Herweis
Stelle Wiederholungen dersel
denen Orten in einem etwas
hange *). Dabei wird man
des Vfs bis ins Einzelse hin
nicht einmal die Mühe gegeben
Angewöhnungen, denen er in
verfallen zu sein scheint, wer
Correctur aus seinem Buche al
um nur eines zu...

Blener, Wechselrechtliche Abhandlungen 1607

sondern Motiven, und oftmals vergißt der Verf. bei Fremdwörtern, ja selbst anderswo die Genitivendung, so daß wir des Notar, des Blanket, des Indossament abwechselnd mit des Notars, des Blankettes, des Indossamentes, und z. B. S. 87. 88. 394. 441 sogar wegen Mangel statt wegen Mangels finden. Sprachfehler sind im Grunde auch Wendungen wie Wechsel eigne Ordre für Wechsel an eigne Ordre u. dgl., wenn sie aus dem kaufmännischen Geschäftsleben in wissenschaftliche Aufsätze, wie es hier geschieht, übertragen werden. Solche Dinge zu rügen, mag Manchen kleinlich erscheinen; aber abgesehen davon, daß sie in unserm Falle für den Grad von Sorgfalt, den der Verf. seiner Ausarbeitung im Ganzen gewidmet hat, charakteristisch sind, verlangt nach des Ref. Meinung sogar das sittliche Gefühl, daß ein Schriftsteller nicht durch fortgesetzte Wiederholung solcher leicht zu vermeidenden Verstöße eine Veringschätzung seiner Muttersprache an den Tag lege.

Der Verf. hat seinen Stoff in fünf Abhandlungen vertheilt, von denen hauptsächlich die erste, betitelt „Uebersicht der Geschichte des Wechsels“, das geschichtliche Material enthält und daher die werthvollste des Buches ist. Nach einleitenden Bemerkungen über die Ansichten, welche frühere Schriftsteller über den Ursprung des Wechsels und des Wechselrechtes vorgetragen haben, bespricht der Vf. ausführlich die Stellung der mittelalterlichen Cambristen zum Handels- und Geldverkehr und die Art ihrer Geschäfte und gibt viele Notizen über die Messen jener Zeit. Einiges hierüber zu sagen, war allerdings für das bessere Verständniß der praktischen Bedeutung des damaligen *contractus cambii* nöthig; doch der Vf. hat hier sein Buch mit Notizen über-

1608 Gött. gel. Anz. 1860. Stück 161.

laden, wie sie ihm gerade in die Hand kamen, u ihre Bedeutung für seine eigentliche Aufgabe gend zu prüfen. Im § 7 erfolgt dann eine I zählung der ältesten bekannten Beispiele von W selbriefen; darunter kommen denn aber auch wi manche Notizen vor, welche mit dem Wechseln nicht in dem mindesten Zusammenhange stehen. die ältesten der bis jetzt bekannten Wechselurkun erscheinen die S. 52 f. unter Nr. III an-efüh genuessischen aus den Jahren 1200 bis 1207, denen wenigstens die eine, mitgetheilte merkwürd Weise einen Inhaberverwechsel darstellt. Mit di Mittheilungen ist natürlich die Frage wegen Entstehung des Wechsels noch nicht erschöpft, zu ren Erörterung sich der Verf. sodann im § 8 u det. Er hätte hier noch bestimmter hervorhe sollen, was er durch seine ganze Darstellung deutet, und in seiner frühern Abhandlung S. auch schon ausgesprochen hat, daß von einer eig lichen Erfindung des Wechsels gar nicht die R sein kann. Der Wechselvertrag in seiner sprünglichen rechtlichen Bedeutung stellt sich e nur als eine einzelne Anwendung des Kauf- ol wenn man will, des Tauschvertrages, unter U ständen vielleicht des *depositum irregulare* (vgl 12, pr. D. depos. 16, 3) dar, auf welche ein nigermaßen entwickelter Verkehr überall von se verfallen mußte. So kommen denn in der T auch schon im griechischen und römischen Alterthu die vom Vf. in § 5 verührten Beispiele vor, es sich nicht etwa bloß um etwas Aehnliches, si dern genau um das Geschäft handelt, welches Mittelalter *cambium de loco in locum* hieß.

(Fortsetzung folgt).

1869

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

162. 163. Stüd.

Den 11. October 1860.

L e i p z i g

Fortsetzung der Anzeige: „Wechselrechtliche Abhandlungen von Dr. Fr. Aug. Biener.“

Allerdings wird in keinem von diesen Fällen eine den *litterae cambiales* ganz entsprechende Urkunde über das Geschäft erwähnt; aber für die rechtliche Natur des ursprünglichen *contractus cambii* ist eine solche Urkunde eben unerheblich. Da sie aber auch zu keiner Zeit mit dem Charakter des Geschäftes unverträglich war, so können wir auch nicht einmal in Bezug auf die Wechselbriefe da, wo wir zufällig die erste Anwendung derselben nachweisen können, von einer neuen juristischen Erfindung sprechen. Sehen wir ja doch auch, so viel sich erweisen läßt, ganz unabhängig von den *litterae cambiales* Südeuropas, im norddeutschen Verkehr in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters die ganz entsprechende Erscheinung des Ueberlaufes auftreten. Was übrigens die thatsächliche Anwendung von *litterae cambiales* betrifft, so ist gewiß von unserm Verf. (S. 74) mit Recht die Behauptung von Mar-

und in sogar das a.
phael de Turri (I
qu. 4, n. 24 sqq.) e.
dann noch gezeigt, wie
der Wechselfschulden al
zum Theil des Executi
brengen Verfahrens, da
gen Handelsgerichten in
wurde, entstanden ist.

Im § 9 bespricht der
fassungen des Wechsels,
zum Anfange des 17ten
in den §§. 10 und 12 um
älteren Wechselformen“ in
ten Zeit“ Verschiedenes,
Geschichte des Wechselrechte
bemerkenswerth erschienen
§ 12 auch von der Entst
der Acceptation die Rede,
Notizen gegeben werden; ge
nügt man sehr eine scharf
den Charakters der Erschei
den wir, gleichsam eingeschol
-trachten m.

Nach dem Anfange des 17. Jahrhunderts nimmt der Verf., ohne es äußerlich scharf hervortreten zu lassen, mit Recht einen Hauptabschnitt in der Geschichte des Wechselrechtes an. Diese Umwandlung des letztern erscheint äußerlich am deutlichsten in der Entstehung und Ausbreitung des Indossamentes: und diesem Institute sind denn die §§ 13 und 14 unsers Bfs gewidmet. Für verfehlt müssen wir dabei den Versuch des Bfs in § 13 halten, dem Indossamente eine ältere rechtliche Grundlage in einem mittelalterlichen, die Inhaberclausel betreffenden Gewohnheitsrechte zu vindiciren. Doch über diese, wie über andere die Entstehung des Indossamentes betreffende Fragen hoffen wir einmal an einem andern Orte Gelegenheit zu weiterer Erörterung zu finden. Gut ist jedenfalls am Schlusse des § 14 das allgemeine Resultat gezogen, daß durch das Aufkommen des Indossamentes, welches den Wechsel zu einem negotiabeln Papier machte, die Wechselmessen und die Meßwechsel an Bedeutung für die Ausgleichung der gegenseitigen Forderungen und Schulden der Handelsplätze verloren. Gut ist dort ferner hervorgehoben, wie in Folge jener Neuerung die bis dahin meistens gesonderten Personen des Remittenten und des Präsentanten oder adiectus in die eine des Remittenten zusammenschmolzen. Außerdem wäre an dieser Stelle nun freilich darauf hinzuweisen gewesen, daß, wenn nicht schon früher, spätestens jetzt, mit der Einführung des Indossamentes, die Umwandlung des Wechselvertrages in einen formalen litteralcontract, ein abstractes schriftliches Versprechen vollendet wurde, indem die Valutaclausel jedenfalls jetzt zu einer leeren Form herabsank.

Mit dem 17ten Jahrhundert wird zugleich, statt des italiänischen, das französische Recht vorzugsweise

... Gesetz
steht in Deutschland
werden; § 17 behande
§ 18 „die eignen Zei
der neueren Zeit“; a
dem Regresse, wird
widmet. Uebrigens
Inhalte nach so wenig
grenzt, wie die entspreche
Der § 18, der von
ist einer der weitschwei
mit wirklich auffallenden
derselben Dinge. Im
z. B. die Unklarheit, mit
sagt wird, daß der Code
Gültigkeit der billets au p
er den Namen des Gläubig
verlange, daß sie aber doch
Gesetzes von 1798 gültig
juristisch möglich? — Die
daß der Code de comme
ordre die Penalt...

Wiener, Wechselrechtliche Abhandlungen 1613

367 f., wieder vorkommt. Er meint nämlich, daß eigentlich nur den Tratten mit vollem Rechte der Name von Wechseln zukomme, und daß die Gleichstellung der eignen Wechsel mit jenen nur eine ursprünglich mißverständliche deutsche Neuerung des 17ten Jahrhunderts gewesen sei. Hier muß man sich vor allen Dingen klar werden, wovon eigentlich die Rede sein soll. Handelt es sich um die rechtliche Bedeutung der Institute, so kann nichts wahrer sein, als die Behauptung Wiener's, daß „in Frankreich die billets, streng getrennt von den Wechselbriefen, nach ihren verschiedenen Modificationen besondere Rechte erhalten haben“; denn gerade die billets à ordre, desgleichen übrigens auch in England und Schottland die promissory notes, stehen zu den gezogenen Wechseln in dieser Beziehung ganz so, wie in Deutschland die eignen Wechsel. Handelt es sich aber um den Namen, so ist hier allerdings ein Unterschied zwischen Deutschland einerseits und Frankreich, England u. andererseits natürlich zuzugeben, indem die billets à ordre und promissory notes eben nicht als Wechselbriefe benannt werden. Nur ist erstens dieser Unterschied ein ganz äußerlicher, und zweitens entspricht hier der deutsche Sprachgebrauch gerade dem ältesten Zustande des wechselfrieflichen Verkehrs. Für den Begriff des *cambium de loco in locum* war es durchaus nicht wesentlich, daß die Urkunde eine Anweisung an einen Dritten enthalte; vielmehr konnte der Aussteller ebenso gut selbst an dem andern Orte zahlen versprechen, und so entsprechen in der That die durch Rolandinus und Durantius überlieferten beiden Wechselurkunden (bei Wiener S. 55. 56), in denen das Geschäft ausdrücklich als *cambium* bezeichnet wird, in dieser Beziehung ganz unsern domiciliirten eignen Wechseln. Gerade in

Beweis der mangelnden Deckung zu führen, währ nach französischem Recht vielmehr der Trassant Beweis, daß Deckung vorhanden sei, erbringen muß. In Wahrheit unterscheidet sich aber das englisch wie auch das vom Verf. richtig dargestellte französische Recht nur bei acceptirten Wechseln in der gegebenen Weise vom französischen, während nicht acceptirten die Beweislast in England und Schottland ebenso vertheilt wird, wie in Frankreich. Entschieden unrichtig ist S. 241 die Beschreibung des französischen Verjährungssystems beim Regreß im Gegensatz zum Notificationssysteme. Diese Auffassung findet sich freilich auch sonst wohl, so in den Protokollen der Leipziger Konferenz. Es noch aber will in Wahrheit jenes sogenannte Verjährungssystem nicht etwa durch kurze Verjährungsfristen der Regreßklagen die Notification des Protestes überflüssig machen, sondern verlangt innerhalb der Verjährungsfrist außer der Klagerhebung eine deutlich vorgängige Notification als Voraussetzung des Regresses Nr. 3. (C. de c. art. 165); so wie es auch von französischen Schriftstellern, z. B. Pothier *), verstanden. In der That ist gar kein principieller Gegensatz zwischen diesem Systeme und dem englischen Notificationssysteme vorhanden; ersteres gewährt nur für die Notification eine etwas längere, statuirt dagegen für die Klagerhebung eine kürzere Frist, als letzteres. — Unrichtig ist ferner S. 244 der Unterschied des englischen Rechtes und des Rechtes der deutschen W.D. in Beziehung auf die Notification angegeben. Gerade in England ist angenommen, daß eine einzige Notification, von irgend einem beim Wechsel Interessirten ausgehend

*) *Traité du contrat de change*, T. 1, nr. 390—393. *Cours de droit commercial*, éd. 3, T. 2, nr. 431—434. vgl. auch *Loché, Esprit du C. de c.* T. 2, p. 271.

Diner, Wechselrechtliche Abhandlungen 1617

an Hintermännern gegenüber regreßpflichtig mache*), hier nach § 45 der D. W.O. dem Regreßnehmer, welcher der gesetzlichen Vorschrift über Notifikation nicht genügt hat, von dem von ihm übergangenen Vormanne auch dann Zinsen- und Kostenersatz verlangt werden kann, wenn dieser Vormann durch andere Wechselinteressenten rechtzeitig benachdigt sein sollte; so ist wenigstens auch die Ansicht von Liebe**). — Besonders werthvoll sind eben in diesem Abschnitte die historischen Notizen über das Blancoindossament (S. 225 ff.); freilich juristische Auffassung möchte wohl auch hier nicht correct sein.

In § 21 endlich finden wir unter der Ueberschrift: „Entstehung des Wechselrechts“ eine Art von der Geschichte des ganzen Wechselrechts; fragt jedoch, nach welchen Gesichtspunkten eigentlich Verf. den hierher gehörigen Stoff in diesen zusammenfassenden Schlußparagraphen und manche frühere Paragraphen vertheilt hat, so ist es kaum möglich eine Antwort darauf zu finden. Die Vernachlässigung der Form erreicht hier auch in anderer Richtung den höchsten Gipfel. Der Verf. hat es sich nicht einmal für der Mühe werth gehalten, was er S. 228 f. einmal hingeschrieben hatte, ändern, nachdem ihm Hirsch's „Danziger Handelschichte“ bekannt geworden war, und er aus sich von der Irrigkeit seiner Meinung, daß unsern Handel Deutschlands vor dem 16. Jahrhundert nichts von Wechseln vorgekommen sei, überreden mußte; vielmehr hat er die Aeußerung jener

Vgl. Urt. der Göttinger Juristenfacultät in der „Rechtswissenschaftlichen Jurisprudenz“, S. 237, und die dortigen Citate.

Die Kgl. D. W.O. mit Einleit. und Erläuterungen, 15.

ein Gormerforderniß, da
welcher bei eignen Wech
sammenfallt, für ungewisse
Veränderungen, welche in
nen die zweite auch in G
eigenen Wechsel und die
während freilich der Cod
quent war, nicht etwa nun
alle billets à ordre den
zustellen, und doch für di
der distantia loci beizubeh
freilich nicht behauptet wert
schen Wechselrechtslehrer fid
Zusammenhang völlig klar
mangelhaften geschichtlichen,
stellungen, die bei diesen über
bar waren, thun hier nicht
soll allerdings alles eben A
von wirklichen eignen Wech
von Verschreibungen mit be
selrecht". Freilich scheint d
schiedenartigen Rechtsinstitute
genügend aus einander gehalt
schen 0 2 - 7

nur (!) als allgemeine Rechtsgewohnheit Eingang gefunden, und es ist gleichsam Zufall (!), wenn sie Gegenstand der Gesetzgebung geworden sind.“ (Folgt dann eine Reihe von Anführungen hierher gehöriger Gesetze). S. 218: „Schon die Existenz dieser drei Ansichten [nämlich über die juristische Behandlung der eignen Wechsel] neben einander ergibt, daß gegen jede derselben treffende Einwendungen gemacht werden können.“ — Einwendungen — warum nicht? Aber treffende? — Dabei ist noch zu bemerken, daß, wenigstens so viel Ref. zu erkennen vermag, diese „drei Ansichten“ eigentlich nur zwei sind, nämlich die, welcher Einert in Uebereinstimmung mit mehreren Aeltern folgt, und die von Liebe und Thöl, welche auch von der Leipziger Conferenz angenommen ist.

Aus dem § 19 kann noch ein kleines Beispiel von jener falschen praktischen Verwendung geschichtlicher Kenntnisse gegeben werden, die wir oben dem Verf. zur Last gelegt haben. Mit Recht bemerkt der Vf. S. 222, daß der erste Wechselnehmer, den wir jetzt Remittenten nennen, nach der ursprünglichen Bedeutung dieses Wortes dies gar nicht immer sein würde. Aber wie verkehrt ist es, deshalb den heutigen, festen Sprachgebrauch des deutschen Wechselrechtes erschüttern zu wollen, nach welchem eben das Wort Remittent bei uns eine andere Bedeutung hat, als in jener alten Zeit! — Auch sonst ist hier noch Einzelnes zu berichtigen. S. 238 ist das englische Recht in Betreff präjudicirter Wechsel schlecht referirt; es ist kaum zu erkennen, ob eigentlich ein Irrthum, oder nur eine Unklarheit der Darstellung vorliegt. Der Verf. bemerkt nämlich, bei der Klage gegen den Trassanten, die auch bei einem solchen Wechsel im Falle mangelnder Deckung dort dem Inhaber noch zusteht, habe der letztere den

Haften des Ausstellers für die Acceptation verschieden, die bei Einert vorkommende Auffassung des Wechsels als kaufmännischen Papiergeldes habe dagegen mit seiner Theorie nichts zu thun, vermögen wir nicht zu enträthseln. Einert bedient sich in seinem „Wechselrecht“ jenes Satzes in der That nur in dem Zusammenhange, um klar zu machen, daß trotz des entgegenstehenden Wortlautes die Tratte dennoch ein Einlösungsversprechen enthalte, um also einen möglichen Einwand gegen die Möglichkeit, sie als Papiergeld aufzufassen, zu beseitigen. Uebrigens wäre ja auch mit der bloßen Ausführung, daß die verschiedenen Gattungen des Wechsels wesentlich gleichartig seien, keinesfalls schon eine Theorie des Wechselrechtes gegeben; hiermit wäre vielmehr nur die Vorbedingung gewonnen, um nun eine den mehreren Gattungen gemeinschaftliche Theorie aufstellen zu können. Dagegen hat der Verf. allerdings Recht, wenn er die auffallende Erscheinung constatirt, daß, obwohl in dem Programme Einert's »de indole contractus, quo cambia trassata nituntur« nur jener Satz ausgeführt wird, und noch kein Wort von der Papiergeldtheorie vorkommt, doch Einert selbst im „Wechselrecht“, noch dazu unter unrichtiger Bezeichnung des Programms als »Medit. III« statt »Medit. I«, das Gegentheil angibt, und ferner die vielleicht weniger auffallende Erscheinung, daß Einert's Verehrer ihm beide Unrichtigkeiten unbesehen nachgeschrieben haben.

Die Vergleichung des gezogenen mit dem domicilirten eignen Wechsel ist nun übrigens gerade einer der besten Gedanken Einert's gewesen: und was Biener im § 6 gegen diese sogenannte „Theorie“ desselben vorbringt, ist außerordentlich schwach. Daß die Bedeutung derselben zunächst in dem positiven Herausheben der Ähnlichkeit zwischen gezogenem

und eignem Wechsel liegt, scheint er gar nicht einzusehen; denn hierfür hat er weder ein Wort der Anerkennung, noch des Tadel's; dagegen bestreitet er die von Einert statuirte Verschiedenheit der beiden Arten, da die Garantie des Acceptes an und für sich schon in der Garantie der Zahlung liege. Gegen diese Behauptung braucht man wohl kein Wort zu verlieren; begreift man doch wieder nicht einmal, was sich der Verf. nur dabei gedacht haben kann, da es sich hier ja gerade um die Vergleichung der Tratte mit Papieren, wie der Anweisung des schilichen Rechtes und dem domiciliirten eignen Wechsel handelt, bei denen auch nach seiner eignen Ansicht unzweifelhaft die erstere Garantie eben nicht in der zweiten mit gelegen ist. Gegen die Auffassung des Wechsels als Papiergeldes dagegen, welche der Verf. gleichfalls bespricht, also gegen den wahren Hauptsatz der Einert'schen Theorie, hat er sehr gute Bemerkungen beigebracht. Zwar die Werthlosigkeit und Verlehrtheit dieser Auffassung vom juristischen Standpunkte aus hat er eigentlich nicht ins Licht gesetzt. In dieser Beziehung wäre erstens hervorzuheben gewesen, daß jedenfalls der Ausdruck Papiergeld ganz falsch gewählt ist. Denn das einzige juristische Kriterium des Geldes, auch des Papiergeldes, wenn nämlich dieses Wort als juristischer Kunstausdruck gebraucht werden soll, besteht darin, daß bei einer Geldforderung der Gläubiger es, wenn auch nicht gerade zum Nominalwerthe, in Zahlung annehmen muß. Dieses Kriterium aber trifft einerseits beim Wechsel nicht zu, und andererseits wäre, selbst wenn es zuträfe, mit jener Bezeichnung darüber, worauf es gerade ankam, nämlich über die rechtliche Natur des Wechsels in seiner Eigenschaft als obligationsbegründenden Dinges, nicht das Min-

hierauf geht der Verf.
in seinen §§ 2 und 3,
seiner Abh. IV, S. 41:
Argumente zu finden für
fassung des Wechsels als
sie auch nur als eine na-
recht erhalten wollte. A
freilich auch bisher schon
auch bestimmte Begriffe
nicht zweifelhaft sein; do-
dienst, Einert ganz spec
des kaufmännischen Verfaß
sel gefolgt zu sein und ge-
eine genaue Kenntniß diese
Auf Einert sich durch f
und gerade besonders darin
in diesen Dingen nicht sehr
imponiren gewußt hat, gleic
lichkeit der Einert'schen Auf
Der Verf. hätte in dieser A
ren können, was er weiter
wenigstens andeutet, daß si
Papiergeldtheorie jedenfalls
sie nur auf . . .

der richtigen und seltsamen Angabe (von der sich schon auf S. 123 eine Andeutung findet) in dem 3 auf S. 321, daß Unger und Ronge den Wechsel zu den Inhaberpapieren rechnen? etwa dadurch, daß diese beiden Schriftsteller in ihren Büchern über die Inhaberpapiere unter andern Dingen hiebei auch von Wechseln reden? — Refer. wenigstens weiß keine bessere Erklärung.

In der dritten, „der Wechsel als Formalact“ überschriebenen Abhandlung gelangt nunmehr der Vf. zu jenen Theorie des Wechsels, welche Ref. mit der herrschenden Ansicht für die richtige hält, obwohl sie vom Verf. verworfen wird, weil sie zwar etwas Wahres ausspreche, aber nicht ausreiche. Der Vf. hat, wie billig, die Urheber der Lehre vom Wechsel als „Formalact“ oder „Summenversprechen“, Ueber und Thöl, und außer ihnen besonders Bähr zu Rathe gezogen; des Ref. Buch „zur Lehre von den Formalcontracten“ u., welches 1858 erschienen ist, kennt er nicht gekannt zu haben. Es muß nun aber behauptet werden, daß der Verf. trotz des Studiums, das er jenen Gewährsmännern gewidmet hat, ihre Lehre höchstens halb verstanden hat. Er sieht nicht ein, daß der ganze Inhalt dieser Lehre in den beiden Sätzen besteht: die in Wechselform eingegangenen Verbindlichkeiten können jeden überhaupt denkbaren materiellen Rechtsgrund haben, und der concrete materielle Rechtsgrund gilt nicht als wesentlicher Bestandtheil des die Wechselobligation begründenden Geschäftes. Weil der Verf. dies nicht einsieht, zieht er in seine Besprechung der „Formaltheorie“, wie er sie nennt, alle möglichen wechselrechtlichen Dinge hinein, welche in irgend eine Beziehung zu den Schlagwörtern Form, Formalismus u. dgl. gebracht werden können, mögen sie gleich in Wirklichkeit mit jener Theorie nicht im

entferntesten Zusammenhange stehen. So ist die dritte Abhandlung ein äußerst unsachgemäßes, zersetztes Gewirre von Bemerkungen geworden, welche sich zum Theil nicht ohne Werth, zum Theil auch nichtsagend, unrichtig oder geradezu abgelehnt sind; in die letzte Kategorie gehört z. B. folgt (S. 337): „Als Form fällt zuerst der Wechsel in die Augen mit seinen Requisiten — —. A dieses, sowohl die Schriftlichkeit, als die genannten Requisite, liegt aber so sehr in der Natur der Sache, daß es nicht füglich als Form bezeichnet werden kann; es sind vielmehr die substantiellen Erfordernisse des Briefes.“ Ist denn eine Form, wie in der Natur der Sache liegt, darum weniger Form? Und welchen Sinn hat es, *a priori* sagen, es liege in der Natur der Sache, daß Wechselobligationen durch eine schriftliche Urkunde beglaubet werden müßten? — Zu derselben Klasse Äußerungen ist denn auch der auf S. 338 ausgesprochene Zweifel zu zählen, ob das Wort Wechsel auf Grund der D. W. O. als ein „Form des Wechsels zu bezeichnen sei, „indem man den Namen, was eine Sache geradezu mit ihrem wirklichen Namen nennt, nicht füglich für eine Form gelassen kann.“

Was übrigens die wahre Stellung des Verf. „Formaltheorie“ betrifft, so ist sie vollständig aus der vierten Abhandlung zu erkennen, welche Theorie des Wechselrechts“, die dem Verf. als richtige erscheint, darstellen soll.

(Schluß folgt).

S ä t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

164. Stüd.

Den 13. October 1860.

S e i p z i a

Schluß der Anzeige: „Wechselrechtliche Abhandlungen von Dr. Fr. Aug. Viener.“

Freilich liefern nun die dritte und vierte Abhandlung in ihrer Gesamtheit das unerfreuliche Ergebniß, daß der Verfasser selbst über jene seine eigene Stellung zur Fiehe-Thöl'schen Lehre sowohl, als auch über die wahre Bedeutung seiner eignen „Theorie“ völlig im Unklaren ist, und er letzteres in einem solchen Grade, daß er, wie es selbst zu bemerken, nicht einmal die dritte und vierte Abhandlung hindurch an derselben Aufassung festhält. Der Nutzen, welchen diese beiden Abhandlungen der Wissenschaft darbieten, ist daher äußerst geringer; der verdienstvolle historische Forscher ist eben auf dem Gebiete der juristischen Speculation, auf welches er sich hier begeben hat, zu wenig heimisch. Wollten wir hier dem Gedankengange des Verf. Schritt für Schritt folgen, alle einzeln Halbwahrheiten, Mißverständnisse, Begriffsverwirrungen aufzeigen, in denen er sich

fortbewegt, so würde der Umfang dieser Anzeige zu sehr anschwellen: und doch ist es gerade in der Verworsheit und Inconsequenz der Bierschen Darstellung nicht erspriesslich, sich an Widerlegung zu machen, wenn man nicht zu Aeußersten entschlossen ist. Daher müssen wir auf ein näheres Eingehen verzichten, indem wir vorbehalten, dies vielleicht an einem andern nachzuholen.

Zu erwähnen ist nur noch, daß der Verf., dem er in Abh. IV bis zum § 7 seine Theorie getragen hat, im § 8 unter der Ueberschrift: „Bestimmung des Wechsels“ noch Einiges über Bedeutung des Wechselinstitutes im Verkehr trägt und hierbei, wie schon oben angeführt, mentlich auch wieder auf Einert's Anschauung zu sprechen kommt, und daß er endlich im § 9 „Miscellen“ überschrieben ist, noch verschiedene merkmale über die Benutzung des römischen Gesetzes im Wechselrechte, über die Bedeutung kaufmännischer Usancen für das letztere, über Indossament nach Verfall und über Anweisungen macht: Bemerkungen, die er eben anderweitig nicht unterzubringen gewußt hat, welche übrigens nichts sehr Bedeutendes wohl aber, namentlich die das römische Recht betreffende, manches recht Verkehrte enthalten.

Den Gegenstand der fünften und letzten Abtheilung bildet „die allgemeine deutsche Wechselordnung“. Im § 1 wird ihre Entstehung, ihre Publication seitens des Reichsverwesers, ihre Einführung in einzelnen deutschen Staaten erzählt. (§. 449 steht in Folge eines Druckfehlers 25. statt 24. November.) Im § 2 wird zunächst die Frage gesprochen, inwieweit älteres particuläres Recht neben der allg. D. W. O. anzuwenden ist. Es handelt es sich dabei nur um Fälle, wo

Dietrich, Wechselseitliche Abhandlungen 1827

§ keine ausdrückliche Bestimmung darbietet. Hier
sind wir zwar dem Verf. darin durchaus bei,
er hier und unten S. 492 auf sehr vorsich-
tigen Benützung der Protokolle der Leipziger Confe-
renz bei der Entscheidung solcher Fragen bringt,
daß von derselben in dem Gesetze unerlebte ge-
nau ist. Selbst wenn in einer derartigen Frage
Ansicht der Konferenz vollkommen festzustellen
sollte, so kann diese doch nicht unbedingt maß-
gebend sein: bei zweifelhafter Fassung des Gesetzes
müßte aus ihr die richtige Auslegung zu ent-
nehmen; aber in andern Fällen hat sie nur die Be-
deutung einer zwar von einer gewichtigen Auctorität
stehenden, aber doch der Möglichkeit des Irr-
thums unterliegenden Lehrmeinung. Ein Beispiel
ist die Frage dar, ob *vis maior* eine Verspä-
terung der Aufnahme des Protestes W. 3. entschul-
digt. Wenn man die Protokolle S. 202 u. 243 f.
liest, so kann man nicht zweifelhaft sein, daß
die Konferenz, als sie die Aufnahme einer Bestim-
mung hierüber ablehnte, dies nicht in der Meinung
that, daß nun schlechthin in allen Fällen eine Be-
weiskraft auf höhere Gewalt unzulässig sein sollte;
vielmehr sollte die „Jurisprudenz“ nach Maßgabe
ihrer Principien und der concreten Umstände
die Zulässigkeit beurtheilen. Hier liegt aber ein Irr-
thum der Konferenz vor. Es ist zwar nicht einzu-
sehen, warum nicht das positive Recht, statt das
Recht ausschließlich an die Protesterhebung in-
abhängig der bestimmten Frist zu knüpfen,
vielleicht sogar zweckmäßiger die
Frist alternatio fassen und als zweite Alter-
nativa eine Protesterhebung zulassen könnte,
erfolgte, sobald das Aufhören einer etwa hin-

berlich gewesenen höheren Gewalt dieselbe gestützt, aber da nun einmal die W.D. in § 41 ganz, nur die innerhalb der Frist geschehene Protestation als Voraussetzung des Regresses hinsichtlich sind durchaus keine allgemeinen civilrechtlichen Principien ersichtlich, die in irgend einem denkbaren zu einer abweichenden Entscheidung hinführen könnten. Hinsichtlich der Auctorität der Conferenzen also stimmen wir mit dem Verf. glücklich überein; dagegen scheint er uns dem Rechte neben der neuen W.D. zu viel Spielraum zu lassen. Man muß nicht vergessen, daß bei der Erlassung des Gesetzes dahin gegangen wurde, das Wechselrecht im engeren, eigentlichen auf eine neue formelle Grundlage zu stellen, und ist z. B. nicht abzusehen, wie man bei Kellern jemals Veranlassung haben sollte, auf deren gerichtlichen Gebrauch, wie der Verf. S. 456 statt auf Deductionen aus der allg. D. W. recurriren.

Sodann kommt der Verf. auch auf die Frage, daß die D. W.D. nicht formell gemeines Recht Deutschlands, sondern nur Particularrecht der deutschen Staaten sei. Hierin wird er kaum Widerspruch finden; eine andere Frage ist, ob es sich für die Wissenschaft empfiehlt, unter der Bezeichnung gemeines Recht noch immer formell gemeines Recht zu verstehen.

Im § 3 handelt es sich darum, ob der D. eine bestimmte Theorie zu Grunde liege, und Erörterungen dieses Inhaltes können nicht fruchtbar ausfallen, am wenigsten wenn sie von jemandem angestellt werden, der schon vor der Erlassung jenes Gesetzes einer bestimmten Wechselrechtstheorie anhing; denn da die Konferenz keine sehr

den principiellen Neuerungen im deutschen Wechselrecht vorgenommen hat, so wird immer bei weitem das Wahrscheinlichste sein, daß Jeder die Theorie, die er abgesehen von der D. W. für die richtige hielt, auch auf den durch dieses Gesetz begründeten Rechtszustand anwendbar findet. So ist es in der That schon Andern ergangen, und so ergeht es auch Wiener. Gewiß hat er aber darin Recht, daß viele Vorträge Einert's von der Conferenz verworfen sind, und daß bei den Mitgliedern die „Formaltheorie“ in überwiegendem Ansehen stand: und der allseitigsten Zustimmung wird sich sein Ausspruch (S. 480) erfreuen: „es werden demnach neben der D. W. noch alle Theorien Platz finden, insofern sie vermöge ihres inneren Gehaltes dem bestehenden Wechselrechte entsprechen.“

Endlich ergeht sich im § 4 der Verf. noch in einer sachlichen Besprechung der Bestimmungen des Gesetzes im Ganzen und in manchen Einzelheiten. Da sein Urtheil über dasselbe eigentlich ausfällt, ist schwer zu erkennen. Er erklärt sich zum Schlusse zwar ausdrücklich gegen einen dem Gesetze ungünstigen Ausspruch Einert's. Dessenungeachtet tadelt er nicht nur Einzelheiten in Menge daran, sondern auch die ganze Richtung der Conferenz, namentlich in ihrer geringen Ehrfurcht vor dem Code de commerce. Dies stimmt schlecht mit der jetzt in Deutschland herrschenden Ansicht, welche an der D. W. da in jeder Hinsicht weit über dem Wechselrechte des Code de comm. stehendes Gesetz erlangt zu haben glaubt. Hierin mag sich denn allerdings wohl theilen eine gewisse Uebertreibung geltend machen. Auf der andern Seite aber neigt Wiener wegen einer Vorliebe für frühere Stufen der Rechtsentwicklung gar zu sehr dahin, in jedem Falle, wo die

D. W.D. weiter, als der Code de c. von Ueberlieferungen des Wechselrechtes abgewichen im Zweifel dem letztern den Vorzug zu geben. überhaupt fehlt es ihm gar sehr an Selbstständigkeit gegenüber der französischen Schule des Wechselrechtes; in dieser Beziehung hätte er sogar von Franzosen Fremerey noch lernen können. Unter nun doch an der Zweckmäßigkeit der Ausfüßung von Plaktratten wenigstens zweifeln, da thut er (S. 488) die naive Aeußerung, daß doch jedenfalls kein „weit um sich greifender“ Fehler des Code de c. und leicht abzustellen, daß man dergleichen Wechsel autorisire. Weiter hat doch auch die Leipziger Konferenz in dieser Hinsicht nichts gethan, als die von dem Verf. empfohlene leichte Abhülfe anzuwenden; nur da sie öfter, als der Verf. billigt, in dem Falle gleich zu einem solchen Auskunftsmittel greifen zu wollen sind freilich ziemlich viele Abweichungen vom Code de c. in die D. W.D. hineingekommen.

Die einzelnen Ausstellungen, welche der Verf. der D. W.D. macht, erscheinen uns nur zum geringsten Theile begründet; doch kann darauf nicht weiter eingegangen werden. Und es trifft so, daß wir auch gerade da, wo er das Werk der Konferenz einmal lobt, ihm nicht beistimmen können. Denn in der Frage wegen der durch vis maior verzögerten Protesterhebung halten wir wenigstens eigenen Standpunkte der Konferenz aus den Beschlüssen derselben für keinen glücklichen, wonach jene im Gesetze weder in dem einen, noch im andern Sinne ausdrücklich entschieden ist. Dies wird unserer oben ausgeführten Ansicht erklärlich. Wiener aber billigt S. 493 gerade in diesem Punkte das Verfahren der Konferenz, indem er

nicht, wie wir, der Meinung ist, daß nach dem Inhalte der W.D. jetzt gar nicht mehr daran gedacht werden könne, die Entschuldigung durch höhere Gewalt zuzulassen. Wäre ihm übrigens hierin beizustimmen, so würde im Interesse der Rechtssicherheit eine gesetzliche Regelung der Frage gewiß erst recht zu wünschen gewesen sein.

• Nach diesem Allem scheinen uns freilich gegen das oben besprochene Buch im Ganzen, wie im Einzelnen sehr erhebliche Ausstellungen begründet zu sein. Dennoch überwiegt in uns bei dessen Betrachtung die Freude, daß unsere wechselrechtliche Literatur überhaupt um eine immerhin bedeutende Schrift gerade dieser Tendenz bereichert worden ist. Seitdem nämlich der deutsche Wechselverkehr von der neuen allgemeinen deutschen W.D. beherrscht wird, lag die Gefahr nahe, daß die deutsche Literatur des Wechselrechtes sich gar zu sehr auf die Bearbeitung dieser unmittelbaren Grundlage des geltenden einheimischen Rechtes concentrierte und dadurch ihren Gesichtskreis zu sehr einschränkte. Allerdings ist in dieser Richtung manches Treffliche geleistet worden; daneben fehlen freilich auch nicht die Erzeugnisse eines hartistischen Dilettantismus, der in den letzten Jahren dieses an der Hand der Leipziger Konferenz scheinend so bequem zu betretende Feld als seine eigentliche Domäne betrachten zu können glaubt. Von so überwiegender praktischer Bedeutung nun auch ohne Zweifel eine tüchtige Behandlung des durch die deutsche W.D. gegebenen Rechtsstoffes ist, auch wenn sie von dessen Zusammenhang mit der historischen Entwicklung des gesamten modernen Wechselrechtes absteht: bei der ange deuteten Sachlage kommt doch gewiß eine dankbar anerkennende Werthschätzung auch einem jeden Buche zu, welches schon

1632 Gott. gel. Anz. 1860. Bd. 182.

durch seine Existenz darauf hinweist, daß zu einer tiefern Erfassung auch des heutigen deutschen Wechselrechtes ein Mehreres in Betracht kommt, als eine Auslegung des Wortlautes unserer W.D., verbunden etwa mit einer vergleichenden Heranziehung der Leipziger Konferenzprotokolle, sowie neuerer wechselrechtlicher Erkenntnisse deutscher Gerichtshöfe: und jene Werthschätzung darf es um so mehr in Anspruch nehmen, wenn es, wie das vorliegende, einen brauchbaren Ausgangspunkt und eine reichhaltige Fundgrube für Jeden bildet, der künftig mit historischem Sinne Fragen des Wechselrechtes zu untersuchen unternehmen mag. Freilich um der großen Menge der Praktiker, denen ihre Zeit keine eingehenderen derartigen Untersuchungen erlaubt, unmittelbar ersprißlich zu werden, dazu müßte dieses Buch weniger vorurtheilsvoll, klarer gedacht und übersichtlicher geschrieben sein.

R. Schlesinger.

Braunschweig

Friedrich Vieweg und Sohn 1860. Englisches Lesebuch, enthaltend eine zweckmäßige, zur Beförderung der Fortschritte in dieser Sprache besonders dienliche Sammlung von Lese- und Uebersetzungsstücken, aus den besten neuern englischen Prosaisten und Dichtern gezogen, nach stufenweiser Schwierigkeit geordnet, mit zahlreichen, unter dem Texte angebrachten Bedeutungen der Wörter, so wie mit lebensgeschichtlichen Anmerkungen versehen, als auch mit Hinweisung auf sein Synonymisches Handwörterbuch, sein Phraseologisches Handwörterbuch und seine Vereinfachte Sprachlehre von Dr. H. M. Melford. Mit einem Vorworte von

K. F. Ch. Wagner. Fünfte vermehrte
verbesserte Auflage. XVIII u. 308 S. 2.

Ein achtungswerthe Beurtheiler unsers Buches
der ersten Auflage, u. a. die Hallische Literatur-
zeitung (1836) entschieden haben, daß es nur
Bücher der Art gibt, die so reichlich und
sorgfältig versehen, so trefflich abgestuft sind und
Auswahl so guten Geschmacks bekunden, Ei-
genen, die einem solchen Lehrbuche nicht fehlen
so dürfen wir, nachdem wir ununterbrochen
haben, ihm die möglichste Vollkommenheit
ohne Selbstliebe hoffen, daß es sich in
gegenwärtigen Gestalt einer noch größern
Last als bisher erfreuen wird.
Lauben uns, das Buch mit wenigen Wor-
ten: Deutsche und englische Noten wech-
selnd und das Studium der Sprache er-
leicht, Hinweisungen auf **Sinnesverwandtschaft**
regelmäßige Verbindung der Zeit, Haupt-
schaftswörter mit Vorwörtern, um eine
leichteren große Schwierigkeit zu besiegen,
Wunsch, die Sprache in ihrem geistigen
ganzem Farbenglanz und in ihren
richtig zu erschauen, während die dar-
auf wegen ihrer Schönheit und Reich-
thum, fesseln und unterhalten.

Inhalt des Buches ist:

I. Auserlesene Stücke von Murray, Barbauld,
Cowper u. a., denen 3 dramatische
Stücke von Goldsmith folgen; II.
1. Lady Montague, den Lords Che-
ster und Byron, im Anhang 12
Stücke; III. 15 Erzählungen von Sterne,
u. W. Scott, W. Irving, Bulwer,

Gestaltung zu bringen — würde ein Werk abgeben, welches den Stolz und die Hürde unseres Jahrhunderts bilden könnte; allein ich bezweifle sehr, ob es sich durch bloße Zusammenfügung von Reiseberichten, Auszügen von diesen und jenen auffallenden, interessanten, selbst charakteristischen Momenten würde gestalten lassen. Es bedarf hier, wie in allen andern Wissenschaften, einer besondern geistigen Anlage, welche durch tiefe Versenkung in die Einzelheiten sich ein menschenmögliches richtiges Bild der Gesamtheit und ihrer Glieder zu gewinnen vermag, und ich zweifle sehr, ob dies dadurch zu verlangen oder auch nur zu ermöglichen ist, daß man seine Aufmerksamkeit vorwiegend auf die Nebenumteren, das menschliche Leben in mehr oder weniger unvollkommenen Stufen darstellenden Völker richtet. So wie uns die genaue Erkenntniß einer der anerkannt vollkommneren — d. h. dem Instinct des Sprechens, oder im höheren Sinn der Idee der Sprache, angemesseneren — Sprachen wie Griechisch, Deutsch, Lateinisch u. mehr Aufschluß über alle unvollkommneren gewährt, als die Kenntniß aller unvollkommneren uns über die vollkommneren, z. B. das Griechische, zu gewähren vermöchte, ganz ebenso ist es mit der Menschheitsentwicklung überhaupt. Die vollständig vollendetste Darstellung derselben gibt uns den klarsten Einblick in ihre Ganzheit, und nur von einer richtigeren Erkenntniß der Ganzheit aus ist auch eine richtigere Erkenntniß der Theile zu erlangen.

Doch wir wenden uns zu dem vorliegenden Werk zurück. Der erste Band enthält 28 Kapitel. Er beginnt seine Völkerbeschreibung im Nordwesten des Himalaya mit der Gruppe, welche die Hauptbevölkerung Tibets bildet, den Bhot's. Von diesen wen-

bei er sich (Kap. 3) zu den Stämmen in Nepal, dann zu den Bergstämmen in Assam (Kap. 5), zu der Birmanen-Gruppe (Kap. 7), den Siamesen (Kap. 8), den Wöron in Pegu (Kap. 9), den Bewohnern von Cambodscha (Kap. 10), Cochinchina und Tonkin (Kap. 11), den Bewohnern China's (Kap. 12—14), endlich der Inseln (Kap. 15). — Mit dem 16ten Kapitel beginnt die Behandlung des nördlicheren Asiens: Tungusen (Kap. 16), Mongolen (Kap. 17), Türkischer Stamm (Kap. 18); der ugrische oder finnische Stamm (Kap. 19) führt theilweis nach Europa hinüber, wo Kap. 20 die Ugrier in Esthland und die Fienen, Kap. 21 die Lappländer, Kap. 22—24 die übrigen Ugrier beschreibt. Dann folgen die Samojeden (Kap. 25), zweifelhafte Ugrier (Kap. 26), die nordöstlichen Inseln Asiens, speciell Japan (Kap. 27) und zuletzt (Kap. 28) einige allgemeine Betrachtungen über die relative Wichtigkeit der bisher behandelten Völkergruppen für die Weltgeschichte. Der 2te Band kehrt mit einem raschen Sprung nach Europa zurück, behandelt im 1sten Kap. den litauischen, im 2ten den slavischen Zweig der Sarmaten, im 3ten die Albanesen, im 4ten und 5ten alle übrige Völker Europa's. Kap. 6—9 bespricht die Völker des Caucasus, Kap. 10 die Armenier. Kap. 11. 12 die asiatischen und afrikanischen Semiten, Kap. 13 die Aegypten und bis zum 20ten Kap. die übrigen Völker Afrika's. Mit dem 21sten Kap. geht es wieder nach Asien und zwar zunächst zu der persischen Gruppe; Kap. 22 behandelt die Belutschen, Kap. 23 u. 24 die Afghanen und dazu gerechnete Stämme, Kap. 25 die Völker um den Hindukusch, insbesondere die im Süden bis zum Einfluß des Ganges in den Indus, und die sogenannten Kaffirs,

..... zumulischen ge
Kap. 32 den Einfluß
staaten und Inseln des
Kap. 33 Indiens Alphen
zen Indiens und Persier
Einwirkungen auf Indien.
gemeine Ansicht der Eint
völkerung. Kap. 37 — 4
Völker und linguistischen
Einzelnen. Kap. 46 insb
nachstgelegenen westlichen
völkerungen der Malaiischen
womit das Werk abschließ
und zum Schluß Einiges
die Verbreitung der Zivilisat
Bei der Behandlung —
bekannten Völker — fehlt es
Allgemeinen zuverlässigen Be
Sitten, Gebräuche u., ebenso
guistischen Tabellen, und es
das Zeugniß nicht vorenthalte
Beziehungen mit geschickter
haben; so daß das im Verhältn
den Merkmalen

doch ist auch diese, wie überhaupt, so insbesondere,
 wo so viele Ueberlieferungen zu benutzen sind, eine
 nicht zu verschmähende Geistesanlage. Bisweilen
 jedoch geht der Hr Verf. in ihr etwas zu weit, so
 I. B. I, S. 222. 223, wo mit sehr oberflächlichem
 allgemeinen Raisonnement das Alter der chinesischen
 Kultur gelangnet wird, und Th. II, S. 303, wo
 der indische Ursprung des Buddhismus, ohne Gründe
 angegeben, in Abrede gestellt wird. Mit dieser —
 in allen Schriften des Hrn Verfs hervortretenden
 — Euphorie gegen die Ueberzeugung Anderer geht
 die eigenthümliche, völlig kritiklose Gläubigkeit für
 die Gebilde der eignen Phantasie Hand in Hand,
 so z. B. läßt der Hr Verf. allen Ernstes I, S.
 25 drucken: Irlik Khan (in einem mongolischen
 Text „der Richter über Gut und Böse“), ihr Erlö-
 khan of the Turks („Herrscher der Todten“), is
 (I think) the Erlö-king of Göthe's well known
 ballad „Wer reitet so spät durch Nacht und
 Wind etc.; a fact (NB!) which is probably new
 to the commentators and was, I think unknown
 to the authors, I, 510 heißt es „Word for word
 I believe Seljuk (die türkischen Selbstschützen) to
 be Seleucus, so that the Seljukian Turks are
 neither more nor less than the Turks who,
 along with the empire, assumed the title of the
 Seleucidae. II, 261 heißt es von den Sassani-
 dae: word for word to give us the Mongol
 like Zaisan.“

In dem Wenigen, was über Sanskrit mitgetheilt
 wird, sind mehrere Fehler, welche auch gegen An-
 ders bedenklich machen mögen, so ist II, S. 307
 Vritra: *Vrita* gedruckt S. 310 Varuna: *Varani*,
 Mitra *Mitras* S. 311 Brähmannas: *Brahmyanas*,
 S. 318 ist den Fehlern in der chinesischen Trans-

scription des sanskritischen Conjugations-Paradig
welche augenscheinlich rein zufällig sind, nicht
richtige Sanskritform zur Seite gesetzt, S. 319
steht fehlerhaft Bhavavak, während St. In
Histoire de la Vie des Hiouen Thsang I, 1
das richtige Bhavāvah hat.

Der Verf. strebt in seiner Darstellung z
Kürze, wenigstens nach äußerst kurzen Sätz
Sonderbar macht sich aber daneben die ziemlich h
fige Wiederholung von Satztheilen hinter einand
II, S. 302 wird sogar mit Aenderung eines ein
gen Worts ein ganzer Satz emphatisch wiederho
zuerst steht er am Schluß eines kleinen Absat
und folgt dann sogleich als Anfang eines noch
kleineren, in welchem ihm nur noch ein ganz klein
Sätzlein folgt. Ich gestehe, daß ich die gar
Schreibweise des Hrn Vfs gesucht einfach, oder
nauer gekünstelt einfach finde; und mir wenigste
kommt alles Unnatürliche abgeschmactt vor. S
so wie manche andre Eigenthümlichkeiten in Her
Latham's Werken erinnert an sehr ähnliche Ersche
nungen in amerikanischen Werken... Ist die gemein
schaftliche Basis derselben celtisch?

Th. Benfey.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

165. Stüd.

Den 15. October 1860.

Heidelberg

Adem. Verlagshandlung von J. C. B. Mohr
O. Etienne Caspary, Wechselbeziehun-
gen zwischen Volksvermehrung und Höhe
des Arbeitslohns. 68 S. in Octav.

Der zweite Theil des Thünienschen Werkes *) hat
er nur eine geringe Beachtung in der volks-
schaftlichen Litteratur gefunden. Abgesehen von
Aufsatz Hefserichs in der Tübinger Zeitschrift
nern wir uns nicht, eine einigermaßen eingehende
urtheilung des Buches irgendwo gefunden zu ha-
, und auch jener Aufsatz ist im Grunde genom-
doch mehr bloß anregend als erschöpfend.
se geringe Beachtung ist übrigens erklärlich ge-
. Die Form des Buches erschwert dessen Stu-
a ungemein. Insbesondere ist die ausgedehnte

*) Der naturgemäße Arbeitslohn und dessen Verhältnis
Zinsfuß und zur Landrente. Erste Abtheilg. Moskau
1). — Bildet zugleich den zweiten Theil von „der Isollte
it in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalöko-
n.“

Jede Arbeit, welche an das Thünensche Buch anknüpft, verdient mithin sorgfältige Beachtung. Aus diesem Grunde wird es sich rechtfertigen, wenn wir der an der Spitze dieses Aufsatzes genannten Abhandlung, welche die von Thünen angebahnten Wege verfolgt, trotz ihres geringen Umfangs in diesen Blättern eine ausführlichere Besprechung widmen.

Es gibt eine dreifache Weise, in welcher man das Thünensche Werk litterarisch zu behandeln vermag. Fürs Erste kann man sich die Aufgabe stellen, den Inhalt desselben leichter zugänglich zu machen. Wir denken dabei nicht sowohl an eine Erläuterung der mathematischen Ausdrücke und der Rechnungen, bezüglich an deren Ersetzung durch Worterklärungen, obwohl auch in dieser Richtung ein Dienst von Manchen nicht ungern gesehen werden möchte, als an ein Uebersichtlichermachen der Gedanken durch schärfere systematische Gliederung derselben, denn Thünen ist, wie in manchen andern Beziehungen, den großen englischen Nationalökonomen auch darin verwandt, daß er außerordentlich unsystematisch verfährt und es dadurch seinen Lesern ungemein erschwert, sich vollständig mit seiner Gedankenentwicklung vertraut zu machen. — Ferner kann man sich kritisch zu Thünen verhalten und die oben angegebenen Fragen einer Untersuchung unterwerfen. Wie wünschenswerth eine derartige Arbeit ist, ist eben auseinandergesetzt worden. Endlich mag man es unternehmen, die Untersuchungen da weiter zu führen, wo Thünen sie hat fallen lassen, namentlich die Veränderungen zu erörtern, welche das Verhältniß zwischen Lohn und Zins erleiden muß, wenn sich die eine oder die andere der von Thünen gemachten Voraussetzungen ändert. Diese letztere Aufgabe nun stellt sich der Verf. und zwar speciell in Beziehung auf den Einfluß der Veränderungen in der Bevöl-

Bevölkerung, Volksvermehr. u. Höhe d. Arbeitsl. 1645

- Hauptzähl. Nur insoweit diese Aufgabe es mit sich bringt, geht er auch erläuternd und kritisirend auf den „natürlichen Arbeitslohn“ ein. Begreiflicherweise sieht er sich aber wiederholt hierzu veranlaßt, und diese auf die Kritik Thülinens gerichtete Seite seiner Arbeit ist es, welche wir hier zunächst und vornehmlich betrachten wollen. Erweist sich diese Kritik als begründet, so hat sich der Verf. schon allein durch dieselbe ein anerkennenswerthes Verdienst erworben; es bliebe dann noch zu prüfen, inwieweit Letzteres etwa durch einen Fortbau auf Grund der erzielten Resultate noch weiter sich erhöht. Stellt sich dagegen jene Kritik als verfehlt heraus, so fallen damit natürlich die auf dieselbe gebauten Folgesätze zu Boden, und es wird, um die Billigkeit gegen den Vf. nicht außer Augen zu lassen, nur noch erübrigen, diejenigen Punkte wenigstens anzudeuten, die durch jenes Urtheil nicht berührt, seiner Arbeit zur Empfehlung gereichen.

Von den drei Abschnitten, in welche der Vf. seine Arbeit getheilt hat: Möglichkeit der Volksvermehrung; Lohnhöhe bei stationärer Bevölkerung; Möglichkeit der Steigerung der Bevölkerung und des Lohns — interessiert uns unter den gewählten Gesichtspunkten zunächst der zweite. Es sind zwei Punkte, in welchen hier Thülinen ein Irrthum nachgewiesen werden soll.

Fürs Erste soll es nicht richtig sein, daß bei einem jährlichen Arbeitslohn von 110c und einem Subsistenzbedarf von 100c, in dem Fall, daß das mit einer Jahresarbeit erzeugte Capital eine Rente von 40c abwirft, der Zins zu 36,4 Proc. berechnet wird nach der Gleichung $110:40 = 100:36,4$. Denn, so meint Hr L., die Rente von 40c sei nicht der jährlich bezahlte Preis für 110c, sondern nur der Preis für das zehnmalige jährliche Ersparniß

Platttern r
Es gi
Thünen
fürs (seit
Inhal
denke
mat! 100c,
züg
ob
f
für ihn möglich, ein
ren 94k anstatt 100 34
ist er im Stande, für
kraft, statt 110 12
sch. wenn er seine Strafe
Verhaftung eines dauern
ten Gutes verwendet, de
sondern zu 120c berechne
ses Gut kostet, sind nicht
der Herstellung hat verzeht
120c, die er in der gleich
können und die ihm nun en
Eine eingehendere Betracht
Einwand. Danach soll die
der Miether

1. Volksvermehr. u. Höhe d. Arbeitel. 1647

as, müßte man, um correct zu sein, sagen:
 Maximalgrenze des Zinses (soll einmal der ma-
 thematische Ausdruck beliebt werden: nicht Z , son-
 dern $\text{km. } Z$) werde durch die mit dem Capital er-
 zeugte Nutzung bestimmt. Indessen hat diese In-
 teressiertheit keine Bedeutung, da es nach dem Zu-
 sammenhang der Untersuchung in der That auf jene
 Maximalgrenze ankommt, wie denn auch der Verf.
 selbst bei einer ähnlichen Gelegenheit S. 152 sich
 für das Nämlische erlaubt. Der Vögte argumenten-
 tirt aber nun weiter: Wenn der jährliche Bedarf
 des Arbeiters 100c, der Reinertrag seiner Jahres-
 arbeit ohne Anwendung von Capital 110c ist, er
 folglich, um ein Jahresarbeitscapital herzustellen, 10
 Jahre sparen muß; wenn ferner dieses Capital den
 Reinertrag der Arbeit von 110 auf 150 zu erhöhen
 vermag und 10 Jahre andauert, so nimmt er, wenn
 er das Capital selbst verwendet, im Laufe von 20
 Jahren 2600c (nämlich 10 J. lang 100c und 10
 J. lang 150c) oder jährlich durchschnittlich 130c
 ein, wenn man vom Interusurium der Einfachheit
 wegen absteht. Die Rente, die er bezieht, ist also
 20c, und so viel muß er auch erhalten, wenn er
 das Capital ausleiht. Andererseits sind, da voraus-
 gesetzt wird, daß noch beliebige Ländereien von glei-
 cher Fruchtbarkeit wie die bisher bebauten, zur Oc-
 cupation frei liegen, die Arbeiter, welche jenes Ca-
 pital anleihen sollen, in einer analogen Lage, wie
 diejenigen, welche es erspart haben. Sie können
 ebenso gut, wie diese, sich ein gleiches Capital er-
 sparen und dadurch den Ertrag ihrer Arbeit wäh-
 rend der 20jährigen Wirthschaftsperiode auf 130c
 eignen. Sollen sie das nicht thun, sondern lieber
 das Capital der Erstern benutzen, so darf die Ver-
 sorgung nicht höher sein, als um ihnen noch jene
 Entnahme übrig zu lassen, mithin 20c. Darleiher

ters, p das (reine) Arbe

A (der Ertrag der Arbe

$$= \frac{p + A}{2}$$

Schon eine einfache Z
daß dieses Ergebnis un
Nach demselben ist das G
leihenden und das des ca
gleich groß; jener hat also
er sich zur Bildung des G
nicht den geringsten Vorthe
Erhöhung seines Einkommen
ein Opfer gebracht zu haben
denn alsdann würde Jeder
und Niemand solches bilden
Zustand könnte, wenn er je
stand haben. Fragt man
Irrthum liegt, so ergiebt er
wägungen. Ein Arbeiter ohn
der Annahme 110c, wovon e
legen kann; nach 10 Jahren *

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

166. 167. Stüd.

Den 18. October 1860.

Heidelberg

Fortsetzung der Anzeige: „Etienne Laspeyres:
Wechselbeziehungen zwischen Volksvermehrung und
Höhe des Arbeitslohns.

In einer 20jährigen Periode, um zunächst bei
dem von dem Verf. gewählten Abschnitte, in wel-
chem das Capital aufgezehrt sein soll, stehen zu blei-
ben, nimmt er also 26000 oder jährlich durchschnitt-
lich 1300 ein *); die Mehreinnahme von 200 jähr-
lich ist seine Belohnung dafür, daß er in der ersten
Hälfte der Periode seine Consumption auf das noth-

*) Diese Zahl muß zugegeben werden. Zwar beträgt streng
genommen die Einnahme nicht 10 J. 1100 und 10 J. 1500,
sondern 11 J., d. h. die 10 ersten Jahre und das Jahr der
reduction des Capitals, dessen Werth zu 1100 in Rechnung
gesetzt ist, 1100 und nur 9 J. 1500, was einer Jahr-
einnahme von 1280 entspricht; allein da das Capital 10
Jahre andauert, so wirkt es noch ein Jahr über die Wirth-
schaftsperiode hinaus, seine Nutzung ab. Diesen Ertrag muß
in der laufenden Wirthschaftsperiode mit zu Gute rechnen,
durch sich die Jahreseinnahme wieder auf 1300 erhöht.

durftige Maß beschränkt. Nun bietet ihm ein Anderer ein Capital, wie er es nach diesen Voraussetzungen erst in der zweiten Hälfte der Periode erwerben würde, schon im Anfang zur Benutzung an, unter der Bedingung, den durch diese gewonnenen Mehrertrag als Vergütung zu erhalten. Liegt nun in dem Eingehen auf dieses Anerbieten für den Ersten, wenn wir von dem vermehrten Risiko absehen, für welches, wie wir zugegeben haben, ein Abzug zu machen ist, irgend eine Benachtheiligung? Der Verf. vermeint es, aber mit Unrecht; denn der betreffende Arbeiter bleibt genau in der nämlichen Lage, wie wenn er das Anleihen abwicse; er verdient in der ersten Hälfte der Periode jährlich 110c, kann sich damit in den Stand setzen, in der zweiten Hälfte 150c zu verdienen, wodurch der Durchschnitt seiner Einnahme auf 130c steigt; ganz wie im ersten Falle. Er ist dadurch, daß er den durch das angeliehene Capital erzielten Mehrertrag vollständig an den Darleiher abgibt, um nichts schlimmer daran.

Andererseits kann Derjenige, der das Capital hergestellt hat, sich beim Ausleihen nicht mit der Hälfte des Mehrertrags begnügen, wie der Verf. annimmt. Denn man muß wohl bedenken: die Wirthschaftsperiode, für die sich der capitalbildende Arbeiter den Durchschnitt seiner Einnahme zu berechnen hat, fängt nicht mit dem Jahre an, wo er sein Capital ausleiht, sondern mit dem, wo er seine Ersparnisse zu machen beginnt. Wenn der Durchschnittssatz von 130 für ihn herauskommen soll, so muß er, nachdem er den ersten Theil der Periode nur 110 erhalten hat, in dem folgenden die vollen 150 erhalten, sonst kommt er zu kurz.

Wir müssen hier noch einen Punkt erwähnen. Der Verf. spricht S. 25 noch von weiteren 10c oder

C (C, das Capital, m, die Zahl der Jahre inner-

deren es veranlagt wird), welche der Darleiher zurückerstattung des Capitals erhalten soll. Alles dieses müssen wir ganz absehen, insofern es um die Vertheilung von p handelt, dessen $150c$ ja bereits durch die Vertheilung von $100c$ an den capitalbenutzenden Arbeiter und $20c$ an Darleiher vollständig erschöpft ist. Wir vermeiden hier auf einen Widerspruch, in den, wie uns scheint, der Verf. mit seinen eignen Voraussetzungen verfallen würde. Während nämlich Thünen das Capital als fortwährend betrachtet, d. h. den Ersatz für die Abnutzung desselben mit unter die Kosten rechnet, zieht er von dem Rohproduct erst der Reinertrag p sich ergibt, bezeichnet der Verf., und wir finden darin, um seinen Auseinandersetzungen beizugehen zu können, bis jetzt gefolgt, obgleich Thünenschen Behandlungsweise als der naturgemäßen an sich den Vorzug geben, ja sie mit Rücksicht auf die große Verschiedenheit der Dauer der Capitalsubstrate als die allein zulässige bezeichnen, ausdrücklich das Capital als in einer gewissen Zeit (10 Jahren) sich erschöpfend, bringt den für seine Ersetzung erforderlichen Aufwand bei der Berechnung von p aus dem Product P nicht in Abzug. Lassen wir nun einmal dem Verf. alle etwa sonst denkbar von dem Product zu machenden Abzüge außer Augen, so wird wir uns in folgender Alternative: entweder der Arbeiter mit Hülfe des Capitals $100c$, wovon für p nur $150c$ in Anspruch kommen, dann ist das Capital in 10 Jahren erschöpft, sondern es wird fortwährend erneuert nach der obigen Erörterung zum Schluss: es ist die Möglichkeit der Erneuerung, es ist von ewigem Bestand; dann ist p der durchschnittliche Ertrag, den der Ca-

...dass diese ohn
es kann dann kein
mehr gemacht werden,
C
jährlich zur Zurück
m

Nachdem wir Thüner
wände des Verf. zu red
es uns gestattet, diese G
unsererseits mit einer krit
Thünersche Werk heranzu
setzungen, von denen Th
wichtigsten die abnehmend
tals. „Der capitalerzeuge
sein eignes Interesse beru
seine Arbeit zuerst auf
Werkzeuge und Maschinen
am meisten beflügeln, seine
folg verschaffen; dann aber
der Menge vorhanden sind,
duction von Geräthschaften
den, die auch sehr nützlich,
sam sind und die Arbeit u
Nach der Erörterung um
der ...

Vaspeyres, Volkswirthsch. u. Höhe d. Arbeitel. 1653

zuerst hervorgebracht, wofür er also auch beim Ausleihen mit einer geringeren Rente vorlieb nehmen muß. Hier offenbart sich der Grund der für unsere fernere Untersuchung so wichtigen Erscheinung, daß jedes in einer Unternehmung oder einem Gewerbe neu angelegte hinzukommende Capital geringere Renten trägt, als das früher angelegte *κ.*" Man hat an dieser Voraussetzung Anstoß nehmen wollen, ähnlich wie man neuerdings die Ricardosche Annahme, daß der Landbau von den fruchtbaren Pändereien zu den minder fruchtbaren fortschreite, bestritten hat, und ein Blick auf das praktische Leben setzt es freilich außer Zweifel, daß unzähligemal ein später angelegtes Capital einen höhern Ertrag abwirft, als ein früher angelegtes. Gleichwohl können wir diesen Einwand nicht als berechtigt anerkennen; er beruht nämlich auf einem Mißverständniß der Thünerschen Methode, welche darin besteht, die einfachsten Verhältnisse voranzusetzen und darzulegen, wie sich unter dieser Voraussetzung die ökonomischen Vorgänge entwickeln müssen, um auf der also gewonnenen Grundlage sodann den Einfluß jedes neu hinzutretenden, modificirenden Momentes zu bemessen. Das einfachste Verhältniß ist aber, daß der Mensch, durch sein Interesse bestimmt, seiner capitalbildenden Arbeit diejenige Richtung gibt, in welcher der meiste Erfolg in Aussicht steht, und erst, wenn diese Gelegenheit erschöpft ist, zu minder fruchtbaren Verwendungen übergeht. Dies ist die Regel, von der nach der gewählten Methode ausgegangen werden muß, und als Ausgangspunkt muß sie festgehalten werden, wie sehr sie auch in der Wirklichkeit hinter den Ausnahmen zurücktritt. So oft es auch geschehen mag, daß ein späteres Capital größere Früchte trägt, als ein früheres, sei es, weil durch Zufall oder wachsende Intelligenz neue Anlage-

die wirthschaftlichen Vor-
Regelmäßigkeit erledigt w-
Verbindet man nun di-
gen Thlinenschen Annahme
stabiler Bevölkerung und
Länderien gleicher Frucht-
bar, daß der capitalwilden-
fangen wird, Capitale aus-
ner bereits mit Capital ve-
ringern Ertrag abwerfen w-
dern, der noch ohne Cap-
und daß die Rente, die er
Capital beziehen wird, zwif-
muß, um den die Verwen-
Production des Anleihers ste-
ben er bei eigener Verwendun-
nehmen wir an, das erste C-
bildet hat und welches er sel-
seine Production von 110c an
mit Hülfe des 2ten Capitels
selbe nur auf 186c oder um
zend ein Andrer, der bisher
wie er selbst mit dem

Daspeyres, Volksvermehr. u. Höhe d. Arbeitel. 1655

über betragen, denn sonst würde der Darleiher das Capital lieber selbst verwenden.

Wird die Capitalbildung weiter fortgesetzt, so tritt endlich ein Punkt ein, wo alle Arbeiter entweder von sich aus oder durch Anleihen mit demjenigen Capitalbetrag versehen sind, der ihre Production um 40c vermehrt. Die neuen Capitalien können nur noch 36c hervorbringen, aber auch diesen Ertrag werfen sie in jeder einzelnen Wirthschaft nur bis zu einem bestimmten Punkte ab, über diesen hinaus produciren sie abermals weniger, sagen wir 32c. Dann suchen Diejenigen, deren Wirthschaft bis zu diesem Punkte mit Capital gesättigt ist, und die dessen noch weiter in Händen haben, dieses disponible Capital anzuleihen, und die Dinge müssen dabei genau wieder so gehn, wie bei dem ersten Male; die Rente, welche die Darleiher beziehn, wird zwischen 36c und 32c betragen müssen, und so fort mit jedem Male, wo die neu sich bildenden Capitale nur unter geringerer Productivität sich verwenden lassen. Beträgt die Productivität der vierten, fünften, sechsten Reihe der Capitale 28, 24, 20c, so wird die Rente für die dritte, vierte, fünfte Reihe zwischen 32 u. 28, 28 u. 24, 24 u. 20c liegen, d. h. zwischen dem Ertrage, den das Capital wirklich abwirft, und dem Ertrage, den eine weitere Capitalverwendung in der Hand der Eigenthümer selbst abzuwerfen im Stande wäre. Aber weiter. Sobald man sich eine Mehrzahl von Personen denkt, die Capital theils anzuleihen, theils anzuleihen suchen, so daß sich die Wirkungen der Concurrenz unter ihnen geltend zu machen vermögen, wird auch die Rente der ältern Capitale auf das Maß derjenigen für die neuen Capitale herabgebrückt werden, weil jeder Anleiher, wenn ihm die alten Capitale nicht ebenso billig abgelassen werden, wie die neuen, es vorziehen müßte, jene zu

kündigen und nur mit diesen zu arbeiten^{*)}). Thünen drückt das so aus: die Rente, die das Capital im Ganzen beim Ausleihen gewährt, wird bestimmt durch die Nutzung des zuletzt angelegten Capitaltheilchens. Genauer ist es dagegen nach den eben gegebenen Auseinandersetzungen, zu sagen, die Rente für das ganze Capital wird bestimmt durch die Rente für das zuletzt angelegte Capitaltheilchen, diese aber muß zwischen der Nutzung des letztern und derjenigen des zunächst anzulegenden Capitaltheilchens liegen.

So lange die Bildung neuer Capitale fortgeht, hat mithin der verhältnißmäßige Antheil des Arbeiters an dem Producte fortwährend die Tendenz zu steigen, der des Capitalbesizers zu fallen. (Gleichgültig ist dabei unter der angenommenen Voraussetzung der Unerschöpftheit gleichmäßig fruchtbarer Ländereien, das will sagen überhaupt der Gelegenheiten zu selbständiger Wirthschaft, ob man sich das Verhältniß zwischen Capitalbesitzer und Arbeiter so denkt, daß Jener Diesen in seinen Dienst und Lohn nimmt, oder so, wie wir im Vorigen, Thünen folgend, die Sache dargestellt haben, daß Dieser das Capital von Jenem anleiht und auf eigne Hand verwendet). Allein es wird einen Punkt geben, wo die Capitalbildung aufhört, der Zustand folglich ein stationärer wird und sich das Verhältniß zwischen Vergütung der Arbeit und Vergütung der Capitalnutzung, zwischen Lohn und Zins definitiv festsetzt. Diesen Punkt präcise zu bestimmen, hatte bisher die Volkswirthschaftslehre nicht unternommen. So viel freilich war klar, daß die Capitalbildung von Seiten

^{*)} Gesezt, es sei die Productivität des ersten Capitals 40c, die zu zahlende Rente 38c, die Prod. des 2ten Cap. 36c, die zu zahlende Rente 34c, so gewönne der Anleiher, wenn er beide Capitalien nähme, nur $76 - 72 = 4c$; wenn er aber nur das wohlfeilere Capital benutzte, $40 - 34 = 6c$.

Pasportes, Volksvermehr. u. Höhe d. Arbeitel. 1657

der bereits Capital besitzenden Klassen, die in dieser Beziehung doch immer vorzugsweise in Betracht kommen werden, aufhören mußte, wenn die Concurrenz der neuen Capitale den Zins so weit herabdrückte, daß der absolute Antheil des Capitalbesizers für die Ueberlassung der alten und neuen Capitalien zusammengenommen nicht mehr betrug, als der Antheil, den Jene bisher für die alten Capitalien allein erhalten hatten; allein damit war durchaus nichts gewonnen. Einmal war damit nicht entschieden, ob überhaupt jene fragliche Grenze jemals erreicht werden müßte. Die Abnahme der Productivität der Capitalien, die, wie wir sahen, für die Bestimmung der für die Capitalien zu zahlenden Rente maßgebend ist, läßt sich in einer Weise verlaufend denken, daß der absolute Betrag der letztern ins Unendliche fortsteigt, obgleich der relative Antheil, den die Capitalbesitzer vom Product erhalten, fortwährend abnimmt. Ferner aber ist, auch hiervon hier abgesehen, in solcher Weise nur die Linie bestimmt, jenseits welcher der gesuchte Punkt nicht liegen kann, diesseits derselben dagegen kann er von ihr sich noch immer in irgend welcher Entfernung halten, für welche keine Grenze bezeichnet ist, wie denn thatsächlich die Capitalbildung nicht erst dann aufhören wird, wenn von einer Vermehrung für die Capitalbesitzer wegen des Herabgehens des Zinsfußes keine Vermehrung ihrer Einnahmen mehr zu erwarten ist, sondern schon mehr oder minder lang zuvor. Die Volkswirtschaftslehrer begnügten sich dies dadurch anzuerkennen, daß sie lehrten, die Anhäufung der Capitalien müsse aufhören, wenn der Zinsfuß so weit herabgegangen sei, daß Diejenigen, welche Ersparnisse zu machen vermöchten, in der zu erwartenden Verzinsung keine genügende Entschädigung für die Entsorgung, die sie sich auferlegen müßten, mehr

erblickten, aber sie verzichteten darauf, mit rein wirtschaftlichen Gründen einen Punkt zu bezeichnen, wo die Entschädigung aufhörte, dem Opfer zu entsprechen, vielmehr nahmen sie die Abhängigkeit der Capitalbildung von der Aussicht auf eine bestimmte Höhe der Verzinsung als eine Thatsache hin, deren Variationen unter dem Einfluß der Verschiedenheiten der Zeiten, Localitäten und Volkscharaktere zu erklären und zu würdigen sie lediglich den ethischen Wissenschaften überließen. Dem gegenüber sucht man Thünen eine streng ökonomische Bestimmung des Punktes, bis zu dem die Capitalansammlung vorzuziehen, aufzufinden. — Zu diesem Behufe greift er zurück auf die Bildung des Capitals durch Arbeit. Der Lohn des Arbeiters für eine bestimmte Zeit läßt sich eintheilen in den Betrag, den der Arbeiter während dieser Zeit für seinen Unterhalt nothwendig verzehren muß, a , und den Ueberschuß darüber: y . Dieser Ueberschuß ist es, den der Arbeiter die Wahl hat, entweder unproductiv zu verzehren, oder zur Grundlage einer dauernden Nutzung zu machen, zu capitalisiren. Umgekehrt läßt sich daher auch der Werth eines Capitals reduciren auf die Arbeitszeit, welche erforderlich war, um es zu bilden, indem die Arbeit in dieser Zeitausdehnung den Kostenpreis des Capitals darstellt. Je höher der Lohn steigt, desto mehr steigt zugleich der capitalisirbare Ueberschuß y , desto mehr vermindert sich folglich der Kostenpreis des Capitals, und es ist klar, daß in Folge davon, obgleich der Zins, d. h. das Einkommen vom Capital im Verhältniß zur Größe des letztern ausgedrückt, in demselben Maße herabgeht, als der Arbeitslohn steigt, nichts desto weniger die dauernde Rente, die man sich mit einer gewissen Arbeitsanstrengung zu verschaffen vermag, größer werden kann. Nehmen wir z. B. an, das reine Arbeitsproduct, p ,

Raspayres, Volksvermehr. u. Höhe d. Arbeitel. 1659

h. der nach Abzug der Auslagen und des Gewerbsprofits des Unternehmers für den Arbeiter, bezüglich für die Vertheilung zwischen ihm und dem Capitalisten übrig bleibende Theil des Rohertrags einer Jahresarbeit, sei ohne Anwendung von Capital 110c, wovon 100c Nothbedarf des Arbeiters, a, 10c capitalisirbarer Ueberschuß y sein sollen, und steigere sich durch Anwendung eines Capitals von $C = 100c$, um 40c, von $2C$ um 36c, von $3C$ um 32c, von $4C$ um 28c weiter, also auf die Höhe von beziehungsweise 150, 186, 218, 246c, so beträgt nach den frühern Auseinandersetzungen das Maximum der Capitalrente und das Minimum des Lohns, aber, wie wir der Einfachheit wegen annehmen können, die Capitalrente und der Lohn:

bei einer Capitalverwendung von

C	40c	Capitalrente = 40 Proc.	110c	Lohn
2C	72c	" = 36 "	114c	"
3C	96c	" = 32 "	122c	"
4C	112c	" = 28 "	134c	"

Vermittelt einer Jahresarbeit ist der Arbeiter im Stande, ein Capital zu sammeln von beziehungsweise 10, 14, 22, 34c und, da sich diese in der angegebenen Weise verzinsen, eine Rente zu erwerben von

10	×	40	Hundertstel	=	4	c
14	×	36	"	=	5,04	c
22	×	32	"	=	7,04	c
34	×	28	"	=	9,52	c

Obwohl bei der Anwendung des vierfachen Capitals der Zinsfuß von seiner anfänglichen Höhe von 40 auf 28 Proc. herabgegangen ist, so ist gleichwohl wegen des größern Ertrags der Arbeit die Rente, die sich der Arbeiter durch eine einjährige Anstrengung zu verschaffen vormag, Arbeitsrente — die (Jahres-)Arbeitsrente — von 4c auf 9,52c gestiegen.

Die Rente, wel-
 Arbeiter ausgestattet,
 Anderes, als der
 bleibende Theil des Ar-
 das Capital selbst läßt
 des Lohns, also mit
 mit dem oben bezeich-
 nun nach dem Betrage
 Rente von y , so hat
 anzusetzen:

$$q(a + y) : p -$$

Hieraus ergibt sich für
 rente, die allgemeine Fo-

$$(p - 1)$$

Frägt man nun, bei n
 ser Ausdruck das Maximi-
 so muß man zur Beantwo-
 nung zu Hülfe nehmen, n
 das Resultat \sqrt{ap}). D
 Thinen als den naturgemäß
 Es ist zu bedauern, daß
 Wesentlich...

Vasseyres, Bevölkerungs- u. Höhe d. Arbeitel. 1661

mit derselben ein verschiedener Sinn verbinden. Man kann dieselbe nämlich zunächst so auffassen, daß sie nur den Punkt bezeichnet, vor welchem unter den angenommenen Voraussetzungen das Anwachsen des Lohnes nicht stille stehen kann; man kann ihr aber auch den weiteren Sinn unterlegen — und es fehlt nicht an Stellen, welche die Vermuthung rechtfertigen, daß das wirklich die Thünnensche Ansicht war — daß mit dem naturgemäßen Arbeitslohn zu gleicher Zeit der Punkt bezeichnet sein soll, den der Lohn, immer natürlich unter den angenommenen Voraussetzungen, nicht überschreiten kann, bei dem er vielmehr stationär werden muß. — Im erstern Sinne ist der Ausdruck richtig, im letztern dagegen ist er falsch.

Es ist falsch, behaupten wir, daß unter den Thünnenschen Voraussetzungen die mittlere Proportionale zwischen Arbeitsproduct und Nothbedarf des Arbeiters den Punkt bezeichnet, über den der Lohn sich nicht erheben kann. Wäre es richtig, so würde das zugleich voraussetzen, daß auf jenem Punkte die Capitalbildung aufhörte, indem ja jedes neue Capital eine geringere Productivität hätte, das Maß dieser Productivität aber den Zinsfuß herabdrücken und eben damit den Lohn erhöhen müßte. Nun ist freilich bewiesen, daß jede weitere Capitalbildung die Arbeitsrente, d. h. das Maß des mit einer bestimmten Arbeitsleistung zu erwerbenden dauernden Einkommens herabsetzen muß; wenn man aber hiermit den Satz in Verbindung bringt, daß die Arbeiter, wie sie bei der Arbeit das Ziel verfolgen, für ihre Leistungen den höchsten möglichen Lohn zu erhalten, so auch bei der Capitalbildung kein anderes Ziel haben können, als für die dafür aufgewendete Arbeit die höchstmögliche Rente zu erhalten, so ist das eine in dieser Weise ganz unzulässige Parallele. Denn das

persönliche Interesse steht zu der mit einer bestimmten Arbeitsanstrengung einmalig zu erzielenden Einnahme — dem Lohne — und zu dem mit ihr dauernd zu gewinnenden Einkommen — der Arbeitsrente — nicht in dem nämlichen Verhältniß. Jene Einnahme muß immer wieder neu erworben werden; dieses Einkommen fällt den Besitzern der Capital ohne neue persönliche Anstrengungen zu. Eine Verminderung der Lohnsätze ist daher immer ein Verlust für den Arbeiter, den er nicht freiwillig von seiner Seite herbeiführen wird. Die Verminderung der Arbeitsrente dagegen ist für den Capitalbesitzer an sich gleichgültig, nur das Herabgehn des Zinsfußes interessirt ihn; ihm kommt es nur darauf an, daß seine Einnahme sich nicht mindert; nicht darauf, ob Diejenigen, welche sich jetzt ein gleiches Capital bilden wollen, wie er besitzt, zu diesem Zweck längere oder kürzere Zeit arbeiten müssen, als er selbst seiner Zeit nothwendig hatte. Die Höhe der Arbeitsrente ist nur für Diejenigen von Interesse, die ein Capital zu bilden im Begriffe sind. Diese müssen freilich wünschen, daß sie sich dauernd auf ihrem Maximum erhalte, allein dieses Interesse ist nicht hinreichend, um ihr Handeln zu bestimmen. Wenn bisher, um sich ein dauerndes Einkommen von einer gewissen Größe zu sichern, eine Arbeit von 6 Monaten nothwendig war und von nun an, wenn die Capitalansammlung fortdauert, 6½ Monat dafür erforderlich sind, so ist der, welcher jetzt ein Capital ansammelt, zwar in einer schlimmeren Lage, als in der seine Vorgänger waren, oder er selbst bei Gelegenheit einer frühern Capitalansammlung sich befand, aber es ist das kein Grund für ihn, darum die Capitalansammlung aufzugeben, ebenso wenig wie es für den Arbeiter, der bisher eine zehnstündige Tagesarbeit mit zwanzig Silber Groschen, die Stunde

1863, Volksvermehr. u. Höhe d. Arbeitel. 1663

So mit zwei Silbergröſchen bezahlt bekam, ein
Grund iſt, ein Anerbieten ihn noch zwei Stun-
den weiter zu beſchäftigen, deſhalb von der Hand
zuweiſen, weil ihm für dieſe zwei Stunden
mit vier Silbergröſchen etwa nur drei geboten
werden. — Die Frage iſt vielmehr für ihn einfach
die, ob der geringere Betrag der Arbeitsrente ihm
noch noch hinlänglich erſcheint, um ihn für das zu
bringende Opfer zu entſchädigen, ob das betreffende
Einkommen es wohl werth iſt, nicht bloß 6, ſon-
dern 6½ Monat dafür zu darben. Inſofern er be-
reits Capitalbeſitzer iſt, hat er dabei zugleich die in
Folge des herabgehenden Zinſfußes zu erwartende
Verminderung ſeines Einkommens als eine auf die
seine Einnahme aufzurechnende Beſtandtheil in Abzug
zu bringen, ebenſo wie der Lohnarbeiter, in dem zu-
erſt erwähnten Falle, wenn er fürchten müßte, daß
in Folge der vermehrten Arbeitsleiſtungen der Lohn
für zehnſtündige Arbeit von zwanzig auf neunzehn
Silbergröſchen herabgedrückt würde, die Bezahlung,
die er für die elfte und zwölfte Stunde erhält, ob-
wohl nominell drei Silbergröſchen betragend, ſich
nur zu zwei Silbergröſchen berechnen dürfte. Will
man Lohn und Arbeitsrente einmal parallelſtellen, ſo
kann das nur in der Weiſe geſchehen, daß man,
anſtatt ſchlechthin das Herabgehen des erſtern und
das der letztern mit einander zu vergleichen, für die
Arbeitsrente nach einem Analogon des für den Lohn
durch die nothwendigen Unterhaltungskosten des Ar-
beiters bezeichneten Minimums ſucht. Das Reſul-
tat, das man auf dieſem Wege erhält, iſt aber ein
gänzlich unfruchtbares. Man wird nämlich in fol-
gendes Raiſonnement hineingetrieben. Der Lohn
kann ſich nicht weiter vermindern, wenn ſich das Ar-
beitsangebot nicht weiter vermehren kann, und dieſes
iſt unmöglich, ſobald der Lohn gerade nur noch hin-

reicht, um die verbrauchte Arbeitskraft zu ersetzen. Das ist der Grund, weshalb der Nothbedarf des Arbeiters die Minimalgrenze der Arbeitsrente bildet. Die Arbeitsrente kann sich nicht vermindern, wenn sich das Capital nicht vermehren kann. Da aber bei dem Capital, fortbestehend, nicht dieselbe Nothwendigkeit der mäßigen Erneuerung vorhanden ist, wie bei der Arbeitskraft, welche sich verzehrt, so tritt ein Punkt, wo eine Vermehrung desselben absolut unmöglich wird, erst dann ein, wo die Verzinsung gänzlich verschwindet, d. h. der Capitalist das ganze Arbeitsproduct verschlingt, und das ist nur möglich, wenn das Arbeitsproduct dem Nothbedarf des Arbeiters gleich ist. In dem Moment, wo die absolute Grenze der Arbeitsrente, welche dem durch den Nothbedarf des Arbeiters bezeichneten Lohnminimum entspricht, erreicht ist, wird erst dann erreicht, wenn die Sättigung des Capital so vollständig ist, daß ein weiterer Anbau an Gütern keinerlei productive Wirkung mehr zu leisten vermag. Das versteht sich aber ohne jeden Beweis von selbst, daß Capitale nicht weiter gebildet werden, wenn die Gelegenheiten, sie zu bilden, erschöpft sind. Das ganze ist nur ein rein negatives, daß es kein Hinderniß für die Fruchtbarkeit des Capitals gibt, bei welcher die Capitalbildung aufhören müßte. Wo es aufhört, wie sie denn das in der That thut, wird, da ist die Erklärung nur aus seinen Motiven möglich.

(Schluß folgt).

Stuttinische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

168. Stüd.

Den 20. October 1860.

Heidelberg

Schluß der Anzeige: „Etienne Vasepyres Wechselbeziehungen zwischen Volksvermehrung und Höhe des Arbeitslohns.“

Dagegen ist die Richtigkeit der Thünen'schen Formel für den naturgemäßen Arbeitslohn anzuerkennen, insofern darunter der Betrag verstanden wird, bis zu dem der Lohn gestiegen sein muß, ehe die Capitalbildung aufhören kann.

Das Motiv für letztere ist das zu gewinnende Einkommen. So lange dieses im Verhältniß zu der zu machenden Anstrengung steigt, so lange wird auch die Capitalbildung nothwendig noch fortgehen, da, wenn schon die geringere Aussicht hinreichend war, zur Bildung von Capital zu bestimmen, die größere um so mehr diese Wirkung äußern muß. Nun ist aber die Arbeitsrente, bis der Lohn die Höhe von \sqrt{ap} erreicht hat, wie mathematisch bewiesen worden ist, fortwährend im Steigen; bis dahin kann mithin auch die Capitalansammlung nicht aufhören. In dessen handelt es sich einmal nur hierum, so darf

bewegung dort nicht nur so
Arbeiterrente noch nicht ihr
sondern auch so lang nicht,
diesem Maximum herabgehen
dem Betrage angekommen ist
erforderlich war, um die Ar
Capital zu bewegen. Dem
dem auch der „naturgemäße
der hoch über \sqrt{ap} hinaus“) ^{*)}
in die Augen fällt, ist, daß
inäß um so höher stellt, je
tionstrieb einer Bevölkerung
wird, ist ein Ergebnis, welches
besondere Begründung vollstän
worauf es hier ankommt, ist
Größe der in Aussicht stehende
erforderlich ist, um von Hau
zur Capitalbildung ins Leben,
für dieselbe eine objective öko
gefunden werden soll, ist durch
vielmehr erscheint jene Größe

welche der Wirthschaftslehre in jedem einzelnen Falle gegeben werden muß, ohne daß die letztere im Stande ist, sie mit ihren Hilfsmitteln zu begründen oder zu kritisiren, ebensowenig, wie sie die natürlichen Momente der Fruchtbarkeit des Bodens und der Productivität der Capitalien zu begründen und zu kritisiren vermag.

Rehren wir jedoch, wie es billig ist, noch mit einigen Bemerkungen zu dem Schriftchen zurück, welches uns die nächste Veranlassung zu diesem Aufsatze gegeben hat. Nachdem dasselbe im zweiten Theile den naturgemäßen Lohn in der angegebenen Weise bestimmt hat, die wir nicht haben als richtig anerkennen können, entwickelt es im dritten Theil die Modificationen, welchen dieser Lohn in Folge von Veränderungen im Stande der Bevölkerung ausgesetzt ist, unter Benützung der im ersten Theile für die abstracte Möglichkeit der Volksvermehrung aufgestellten Formeln. Der Verf. hat sich offenbar viele Mühe gegeben, die verschiedenen in dieser Beziehung in Betracht kommenden Fälle von einander zu unterscheiden und in ihren Eigenthümlichkeiten zu analysiren. Wir müssen mit Rücksicht auf die Beschränktheit des uns zu Gebote stehenden Raumes davon absehen, ihm in die Einzelheiten seiner Untersuchung zu folgen. Daß wir uns seinem Ergebnisse zum großen Theil nicht anschließen vermögen, ergibt sich aus unsrer abweichenden Ansicht über die Zulässigkeit der Prämissen, von welchen er ausgeht. Gern heben wir dagegen hervor, daß es auch an Erörterungen nicht fehlt, welche von jenen Prämissen unabhängig sind und deren Richtigkeit uns unanfechtbar erscheint. So sind wir z. B. vollständig mit dem Satze einverstanden, daß es nicht die Trennung der Menschen in Arbeiter und Capitalisten ist, was die Arbeiter den Capitalisten

gegenüber so schlecht stellt, sondern daß es die Unenthaltlichkeit der Menschen ist, welche die große Masse den einzelnen Enthaltlichen gegenüber schlechter stellt. Andern Untersuchungen können wir wenigstens bedingungsweise, d. h. unter Vorbehalt der Emendation der Vordersage beipflichten. Mögen übrigens die von Hrn V. gewonnenen Ergebnisse richtig sein oder nicht, immer wird es sich Denjenigen, welche sich ernster mit der Nationalökonomie zu beschäftigen beabsichtigen, als eine gute Denksübung empfehlen lassen, seinen Schlußfolgerungen mit sorgfältiger Aufmerksamkeit nachzugehen. Von diesem Gesichtspunkte aus ist selbst die Ueberlastung mit algebraischen Formeln, welche das Verständniß der Abhandlung nicht eben erleichtert, als eine Nothigung, den Geist an Abstractionen zu gewöhnen, ein Empfehlungsgrund; nur müssen wir darauf aufmerksam machen, daß das Werken nicht frei ist von sinnentstellenden Druck- und Schreib-, bezüglich Rechenfehlern, für deren Ausmerzung der Verf. bei der geringen Ausdehnung der Arbeit und bei dem günstigen Umstande, sie in seinem Wohnorte drucken lassen zu können, wohl hätte Sorge tragen dürfen*).

Im Allgemeinen aber können wir die Anwendung algebraischer Formeln in der Volkswirtschaftslehre nicht billigen, da sie uns der klaren Erfassung des Gedankens weit eher schädlich als nützlich zu sein scheint. Die Präcision des Ausdrucks läßt sich vollständig auch in Worten erreichen, und nöthigt das

*) Als Beleg führen wir an: S. 14 Z. 12 d. Textes v. u. muß es statt 60000 heißen 600000. Ebend. Z. 10 u. u. st. $-\mu + m(an)$ las $-(\mu + c)(an)$. S. 15 Z. 3 v. o. st. $-ma + \mu a$ l. $-(ma + \mu a)$. S. 21 Z. 10 v. o. st. der Ertrag l. die Abnahme des Ertrags. S. 30 Z. 1 v. o. st. 18,14 l. 18,24 S. 52 Z. 4 v. o. st. 129 l. 190.

Wort zu größerer Weitläufigkeit, so hat man bei demselben andererseits den Vortheil, die eigentliche Bedeutung der Ausdrücke nicht wohl aus den Augen verlieren zu können. Auch entgeht man mit demselben noch einer andern Gefahr. Denn wie sich hinter die philosophische Formel nur zu leicht die Unklarheit des Gedankens versteckt, so hinter die mathematische dessen Armuth. Wo in Worten eine Trivialität unzweifelhaft zu Tage treten würde, da vermag sie in Gestalt einer Gleichung noch häufig den Anschein einer neuentdeckten Wahrheit zu behaupten. Nur einen Fall gibt es, in welchem sich unsrer Ansicht nach algebraische Bezeichnungen in der Volkswirtschaftslehre rechtfertigen, wenn sie nämlich zur Grundlage von Schlussfolgerungen gemacht werden sollen, die in präciser Weise nur auf mathematischem Wege gezogen werden können, mit andern Worten, wenn sie den Ansat für Rechnungen abgeben sollen. Wir glauben es schlechthin als Regel aufstellen zu können: überall, wo in volkswirtschaftlichen Schriften Formeln aufgestellt werden, ohne daß mit denselben gerechnet oder wenigstens die Möglichkeit mit ihnen zu rechnen nachgewiesen wird, liegt ein Mißbrauch vor. Aber wir möchten noch weiter gehn. Auch die Anwendung in Rechnungen rechtfertigt nach unsrer Meinung nicht in allen Fällen die Aufstellung der Formeln. Die vermittelst der niedern Rechnungsarten zu gewinnenden Ergebnisse lassen sich, wie wir meinen, in weit aus dem meisten, wo nicht in allen Fällen ohne übermäßige Beschwer auch in Worten darstellen und begründen. Nur insofern die höhern Rechnungsarten in Frage kommen, hört das auf, und wo mit Zuhilfenahme dieser ein Beweis geliefert wird, bescheiden wir uns gern, daß die algebraische Formel auch für die Erkenntniß der Gesetze des Volkswirth-

1670 Götting. Anz. 1860. Stüd 168.

schaft nutzbar gemacht werde. Von der Anwendung der höhern Mathematik aber darf man sich, wie wir glauben, in der That für die volkswirtschaftlichen Studien noch wesentliche Förderung versprechen, denn die volkswirtschaftlichen Probleme mit ihren vielen variablen und sich gegenseitig bedingenden Elementen legen die Thunlichkeit einer mathematischen Transcription und ihrer Behandlung mittelst der Differential- und Integralrechnung sehr nahe.

Wir sind daher weit davon entfernt, die mathematische Behandlungsweise der Volkswirtschaftslehre unbedingt zu verdammen, vielmehr ist es uns wahrscheinlich, daß dieselbe in der zuletzt angezeigten Richtung noch eine große Zukunft hat; jedenfalls werden immer neue Versuche auf diesem Felde nicht ausbleiben, und schon um deswillen können wir heut zu Tage ein Verständniß der höhern Mathematik für den Nationalökonom nicht länger für entbehrlich halten. Allein gegen die Invasion der algebraischen Formel in das Reich der einfachsten volkswirtschaftlichen Auseinandersetzungen; gegen die Umsehung leichtverständlicher volkswirtschaftlicher Schlusssätze in elementare algebraische Rechenexempel glaubten wir im Interesse der wissenschaftlichen Ordnung, des guten Geschmacks und der Bereicherungen, welche gerade unsere Wissenschaft vorzugsweise aus ihrer Popularität zieht, einmal ausdrücklich protestiren zu müssen.

v. Mangoldt.

L e i p z i g

bei S. Hirzel, 1860. Die Melanesischen Sprachen nach ihrem grammatischen Bau und ihrer Verwandtschaft unter sich und mit den Malaisisch-Polynesischen Sprachen untersucht von H. G. von der Gabelentz. Aus dem VII.

v. d. Gabelentz, Die Melanesischen Sprachen 1871

Bando der Abhandlungen der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. VI n. 266 S. in gr. Octav.

Unter dem neugebildeten Namen Melanesischer Sprachen versteht man jetzt die Sprachen der negerartigen Völkchen, welche einige Inseln und Inselgruppen der großen Inselwelt zwischen Asien und Amerika bewohnen. Man hat sich mit dem früher gewöhnlichen Namen von Papua's und Papuasprachen, wie er noch in der Library of Sir George Grey Vol. II, part 2 gebraucht wird, nicht begnügen wollen, sondern von den übrigen Polynesiern Melanesier zu unterscheiden für besser gehalten. Ob dieser Name nach den Gesetzen der griechischen Sprache richtig gebildet sei, wollen wir hier nicht lange fragen: ist es doch das Geschick aller solcher Nachbildungen abgestorbener Sprachen, daß sie, mitten indem sie auf dem alten Grunde Neues schaffen wollen, doch leicht nicht mehr in dem echten Geiste des Alten fortzuschaffen und so auch das Ungriechischeste und Unlateinischeste hervorbringen. Doch man hat mit diesen Lauten nun wenigstens einen scheinbar recht schön klingenden Namen. Richtiger wäre der Name Melanonesisch oder Melamnesisch.

Das Dasein solcher negerartiger Volksheile mitten unter den ganz anders gebildeten malaischartigen Bewohnern der großen Inselwelt war schon längst ein Gegenstand vielfältiger Forschung unter den neueren Gelehrten. Sie scheinen, wenn man sie auch nur ganz äußerlich nach ihren höchst abgerissenen und zerstreuten Wohnsitzen (so wie nach ihrer so sehr abweichenden Leibes- und Lebensart betrachtet, wie die letzten Ueberlebenden eines einst weitverbreiteten Volksstammes zu sein: und desto dringender erhub sich schon längst die Frage wie es um ihre Sprache stehe, ob diese ebenso weit von der

ihrer malaiischartigen Nachbarn abweiche, und ob sie etwa mit einem entfernteren Sprachstamme verwandt sei. Die Mittel, diese Frage näher zu beantworten, waren jedoch bis jetzt sehr gering und dazu wenig zugänglich. Diese Völkerschaften sind entweder allein durch eigne uralte Schuld oder (was wahrscheinlicher) zugleich durch die der als Eroberer über sie gekommenen Malaien in aller Bildung so tief gesunken, so furcht und so ungastlich, so grausam und blutsüchtig geworden, daß es den Europäern sehr schwer wurde, auch nur mit einzelnen Männern von ihnen näher bekannt zu werden, um ihre Sprache zu erlernen. Nur die aufopfernde Thätigkeit mancher evangelischer Sendboten unserer Zeit ermüdete auch auf diesem Todesfelde nicht: viele von ihnen wagten ihr Leben an die Belehrung dieser Wilden, erlernten ihre Sprachen, suchten diese in Buchstaben zu fassen, und druckten allmählich kleine Schriften und Bücher zur Förderung des Christenthumes unter ihnen; aber durch den Eindrang der Franzosen mit ihrem allem evangelischen Christenthume feindlichen Bestreben schwer gestört wurde dieser gute Anfang in Neukaledonien als dem Hauptsitze der Papua's.

Wir müssen daher dem Verf. des oben genannten Werkes sehr dankbar sein, daß er hier fast zuerst eine nähere Vorstellung von dem Wesen dieser Sprachen zu gründen unternommen hat. Bei der großen Zersplitterung dieser Völkerschaften und ihrer Vermischung mit malaiischartigen zeigt sich dort eine bis jetzt noch gar nicht überschaubare Menge mehr oder weniger verschiedener Sprachen: der Verf. hat hier die Mittel zusammengebracht, um wenigstens von zehn derselben ein etwas vollständiges und klares Bild zu zeichnen. Aber unter diesen zehn sind einige, von welchen er nur auf wenigen Druckseiten

v. d. Gabelentz, Die Melanesischen Sprachen 1873

eine zusammenhängende Rebe vorfand, und diese nicht etwa aus bekannten Büchern übersetzt: man kann danach leicht ermessen, mit welchen ungewöhnlichen Schwierigkeiten er zu kämpfen hatte, um einen Sinn in ihnen zu finden, und die Gesetze der Sprache aus ihnen zu errathen. Daß hier Vieles noch unvollkommen und zweifelhaft geblieben ist, versteht sich leicht: indem der Verf. aber diese Sippe von Sprachen stets mit den sie zunächst begrenzenden und vielfach mit ihnen gemischten malaiischen sorgfältig vergleicht, hat er wenigstens nach dieser Seite hin auch für die allgemeine Sprachwissenschaft einen wichtigen Beitrag gegeben. Es kommt hier Alles auf folgende Sätze an.

Die Papua-Sprachen sind, wiewohl in eine schwer übersehbare Menge mehr oder weniger unter sich verschiedener Sprachen zerfallend, doch zuletzt gleichen Stammes, und dabei, obwohl mit den malaiischen vielfach dort stärker, hier schwächer gemischt, doch von diesen stammverschieden: dieser wichtige Doppelsatz scheint uns von dem in solchen Forschungen schon so viel gelübten und um sie so viel verdienten Verf. richtig bewiesen zu sein. Der Verf. beweist ihn einmal durch das Verhältniß der Laute: die malaiischen Sprachen zumal so wie sie in der Inselwelt ausgebildet sind, haben flüssigere, weichere und einfachere, auch der Zahl nach geringere Laute als leicht irgend ein anderer Sprachstamm, dem Si-nesischen ähnlich, aber nicht wie dieses einsylbig ausgebildet: die Papuasprachen haben dagegen verhältnißmäßig härtere, zusammengesetztere und auch der Zahl nach mannichfaltigere Laute; welcher Unterschied um so entscheidender ist, da diese sich übrigens schon so vielfach mit jenen gemischt und so Vieles von ihnen angenommen haben. Wir halten diesen Beweis für richtig, da uns Alles zeigen kann,

daß die Ausbildung bestimmter Lautverhältnisse mit durchgreifenden Gesetzen zu dem ältesten Grunde jedes großen Sprachstammes gehört. — Einen zweiten Beweis sucht der Verf. auf die Zahlwörter zu gründen: er meint S. 258, die Papuasprachen hätten anfangs nur bis drei oder höchstens vier zählen können, hätten aber dann mit den malaiischen sich mischend und von diesen einzelne Zahlen annehmend, sich an das Zählen nach Fünfen gewöhnt. Allein wir können diesen Beweis, so wie er hier geführt wird, nicht billigen. Denn schon daß es jemals eine menschliche Sprache gegeben habe, welche von vorne an nur bis drei oder höchstens vier zu zählen sich gewöhnt hätte, widerspricht aller uns sonst entgegenkommenden Gewißheit. Mag es jetzt unter den vielen Hunderten von Sprachen, welche geschichtlich mit ihren Völkern selbst tiefer gesunken sind, hie und da eine geben, welche nur bis drei zählen kann, wie man dieses wirklich beobachtet hat, so folgt doch daraus nicht, daß dieses von Anfang an so gewesen sei. Gerade einige der Papuasprachen zeigen ja so deutlich, wie tief am Ende auch die eine oder andre menschliche Sprache mit ihrem Volke herabsinken, ihren ursprünglichen Reichtum verlieren und sich auf das Nothdürftigste beschränken kann: wie sollte das nicht auch bei den Zahlen der Fall sein? Alles menschliche Zählen geht aber, wie uns unter Anderm eben die Sprachen im Ganzen und Großen unwiderleglich zeigen, so allgemein und so nothwendig von den menschlichen Fingern aus, daß man sicher von vorne an nie anders als nach Fünfen zählte: und schon dieser Grund würde hinreichen, die Ansicht des Verf. zu widerlegen. Aber es ist auch nicht richtig, daß die Papuasprachen ihre Wörter für vier, fünf oder noch höhere Zahlen bloß aus den malaiischen entlehnt hätten: Vermischung

2. 1. Gabelentz, Die Melanesischen Sprachen 1875

mit malaischen Zahlen überhaupt zeigt sich zerstreut in ihnen viel, so wie diese Sprachenmengerlei hier überall so groß ist; aber daß sie auch ganz eigenthümliche Wörter für diese Zahlen besitzen, ergibt sich aus den Sammlungen des Verf. sicher genug, und nur diese Wörter können ja ihr ursprüngliches Gut ausmachen. In der That aber bedürfen wir noch, um den vom Verf. bezweckten Beweis zu erhalten, dieser Annahmen nicht. Denn die Papuasprachen besitzen ursprünglich verschiedene Zahlwörter, ob ihrer jetzigen großen Mischung mit dem Malaischen: schon wenn dieses feststeht, liegt darin ein Beweis ihrer Selbstständigkeit den malaischen gegenüber. Dazu kommt aber als eine ebenso wichtige Erscheinung, daß wohl kein einziger Sprachstamm die Zählart nach Fünfen als die einfachste und ursprünglichste so klar und so alterthümlich festgehalten hat als die Papuasprachen. Zwar läßt sich wirklich leicht nachweisen, und es ist längst nachgelesen, daß die Zählart nach Fünfen bei allen Völkern die älteste und auch sprachlich der Grund jeder andern ist: aber nirgends ist das so einleuchtend wie in diesen Sprachen. Und es hängt damit zusammen, daß die eine oder andre von ihnen sogar die Zahl 20 durch Mensch ausdrückt, wobei der Mensch mit allen seinen Fingern und Zehen gerechnet wird. — Einen dritten Beweis findet der Verf. in der diesen Papuasprachen eigenthümlichen Bildung eines Trialis noch neben dem Dualis, welche sich seiner Meinung nach in den malaischen nicht nachweisen lassen.

Wir benutzen dieses zu der Bemerkung, daß es nicht leicht irgend einen Sprachstamm geben kann, welcher nicht von seinem Ursprunge her einen eigenthümlichen Vorzug besäße, den er auch durch alle Jahrtausende hindurch zu behaupten vermag.

Wie tief gesunken mit seinen Völkern oder vielmehr durch seine Völker jetzt der Papua-Sprachstamm mag, auch er hat an seinem Stamme noch ein eigenthümliche Blüthen menschlicher Sprache, ebenso gut andre Sprachstämme schmücken sich, wenn sie an ihnen sich ausgebildet hätten: Ich weiß ist es, daß man die wahre Kraft und den Umfang der Fähigkeiten menschlicher Sprache an allen den einzelnen vollkommen erkennen kann, daß keine einzelne alle denkbare Vollkommenheit besitzen sich rühmen darf. Wie ein Dual da ist und in einzelnen Sprachen sehr wohl ausgedrückt und angewendet sich findet, ebenso ein Trial; nun erst der Plural ein rechter wird, obgleich gewisse Sprachen, wie das Arabische, auch die Plurale wieder folgerichtig die geringere oder größere Menge und von beiden sowie vom Clavier die Bezeichnung der Ungetheiltheit oder der Allgemeinheit unterscheiden. In den Papua-Sprachen hängt mit dieser feinem Ausbildung der Sprache die den Worten auch noch das zusammen, daß in ihnen bei dem Wir durch alle diese drei (Dual, Trial, Plural) sehr wohl unterscheidet der Redende sich selbst deutlich miteinschließen oder nicht.

Allein kaum stehen auf solche Art die beiden erwähnten ersten Sätze fest, so erhebt sich sofort die dritte, welcher nach dem Ursprunge dieses Sprachstammes selbst fragen muß. Denn wir sind schon hinreichend bis zu der Stufe der Sprachwissenschaft gelangt, daß wir nirgends auch in einzelnen Sprachstämme stehen bleiben dürfen, denn sobald er seiner Selbstständigkeit und Wesen nach richtig erkannt ist, sogleich weiter gehen müssen, ob er sich an einen oder an mehrere andere Sprachstämme näher angeschlossen und an

1. 1. Sabelius, Die Melanesischen Sprachen 1677

Der ob er durchaus keine Anknüpfung an irgend et-
 was andern zulasse. Sofern das Melanesische mit
 dem Malaischen in seiner Nähe bloß viel gemischt
 ist, muß man es durchaus von diesem trennen:
 Der ist es nicht dennoch seinem letzten Ursprunge
 auch vielleicht aus gleicher Quelle mit diesem ge-
 lossen und hat sich nur sehr früh von ihm getrennt?
 Der Manches scheint dafür zu sprechen, sowohl
 aus dem Bau als wenn man seine irdische
 Lage betrachtet: es hätte sich dann am frühesten
 im Westen nach Osten hin ausgebreitet, und das
 dem Ursprunge nach mit ihm verwandte Malai-
 sche wäre in späteren Völkerzügen in derselben Rich-
 tung der Ausbreitung über es gekommen. Aber die
 ganz verschiedene äußere Gestalt der Papuavölker
 deutet auf etwas Anderes hinzudeuten und uns eher
 nach Afrika zu weisen. So ist diese Frage vielfach
 zerrissen: der Verf. wirft sie jedoch nicht auf, und
 wir können hier nicht den rechten Ort finden,
 eine so schwierige Frage, welche sich ganz neu
 stellt, weiter einzugehen. Es mag genügen, sie
 anzudeuten.

Wir bemerken nur noch, daß die Beantwortung
 solcher Fragen auch dadurch erleichtert werden könnte,
 wenn man jeden Sprachstamm nicht sowohl nach
 dem Muster des Lateinischen als vielmehr vollkom-
 men genau nach seinem eignen Wesen beschreiben
 sollte, nur einem allgemein anwendbaren Muster
 folgend, welches sich ohne Beeinträchtigung der Voll-
 ständigkeit sprachlicher Beschreibung aufstellen ließe:
 wie wir diesen Wunsch schon oft geäußert haben.
 Der Verf. folgt zwar im Einzelnen und im Gan-
 zen nicht völlig der lateinischen Anordnung, doch
 er wohl noch immer etwas zu viel. Er theilt
 die Abhandlung des ganzen Wesens einer Sprache
 in fünf Abschnitte: 1) Lautlehre; 2) der Sprach-

stoff; 3) Wortbildung; 4) Formenlehre; 5) Wortfügung; bei anderen Sprachen, vorzüglich bei solchen, von welchen kein reicher Stoff vorliegt, handelt er diesen auch nach wenigeren Theilen ab. Wortbildung und Formenlehre würde, diesen bloßen Namen zufolge, dasselbe sein; was man aber in unsern Sprachen unter Formenlehre insgemein versteht, hat im Melanesischen kaum Bestand. Noch weniger kann in ihnen von den lateinischen Cases die Rede sein.

H. E.

L o n d o n

bei Williams und Morgate, Leipzig bei R. Hartmann, 1860. Principles of Hindu and Mohamadan law republished from the Principles and Precedents of the same, by the late Sir William Hay Macnaghten and edited by H. H. Wilson, Boden Professor of Sanscrit in the University of Oxford. XXIX u. 240 S. 8.

Die Festsetzung der englischen Herrschaft in Indien hat wie sonst auf so viele Zweige menschlicher Wissenschaft so auch auf die Rechtswissenschaft einen Einfluß gelüßt, welchen man in unsern Ländern noch immer zu wenig beachtet. Die englische Herrschaft ging anfangs von dem Grundsatz aus, alle die häuslichen Angelegenheiten sowohl der Muhammedaner als der Heiden je nach ihren eignen alten Gesetzen richten zu lassen: beide besaßen ein geschichtlich feststehendes hochausgebildetes Rechtswesen, welches wenigstens in allen häuslichen Fragen bestehen zu lassen, dem Vortheile der Herrschenden selbst gemäß sein mußte. Allein um diese Rechte der Eingebornen genauer kennen zu lernen und richtig anwenden zu können, mußten die neuen Beherrscher die Sanskritbücher und die vielen arabischen Werke, sei es durch Hülfe der Indier selbst oder zugleich durch einige Bemühung untersuchen, erklären, übersetzen:

so wurden durch diese richterlichen Bedürfnisse auch die Sprachwissenschaften nicht wenig gefördert; und einer der ersten bedeutenderen Sanskritkenner Sir William Jones, dessen mannichfache gelehrte Verdienste so bekannt sind, war selbst Oberrichter, und übersehte auch zum Gebrauche aller europäischen Leser zum erstenmale Manu's Gesetzbuch. Wie aber kein Rechtsbuch für alle Einzelheiten ewig gleichmäßig gültig sein kann, so hat sich in den neuern Zeiten vielfältig das Bedürfnis gezeigt, das muhammedanische und altindische Gesetz durch englische Rechtsgewohnheiten und christliche Grundsätze umzugestalten; und sollte die englische Herrschaft dort noch lange in Ruhe bestehen, so würde daraus gewiß eine völlige Umbildung des eingebornen Rechtes hervorgehen.

Das obige Werk wurde indessen entworfen, ehe noch eine solche Verschmelzung sich auch nur angedeutet einbrängte. Es ist von dem im großen spanischen Aufstande so unglücklich gefallenen Herrn Macnaghton verfaßt, welcher sowohl in dem weiten rabistischen Schriftthume als in den altindischen Rechtsbüchern sehr wohl bewandert war und durch eigne angeübte Kenntniß die verschiedenen Landesrechte so gründlich kannte. Das Werk war aber ursprünglich viel länger, da es in einer zweiten Hälfte die *Precedents* enthielt: woraus sich die etwas undeutliche Aufschrift dieses kürzeren Druckes erklärt.

Seine größte Eigenthümlichkeit besteht darin, daß es das indische und das muhammedanische oder vielmehr islamische Recht zugleich erklärt, jedes jedoch für sich, und Alles so kurz als möglich gesagt. Das öffentliche Recht ist bei beiden selbstverständlich ausgeschlossen: sollten nun aber beide sonst etwa denselben Inhalt haben, und also auch ähnlich vertheilt sein, so ist auffallend, wie verschieden vielmehr die Eintheilung desselben bei beiden sich hier gestaltet.

tet. Das indische Recht zerfällt in neun, das islamische in zwölf Abschnitte; und auch weiter im Einzelnen ist der Stoff bei beiden verschieden vertheilt. Man ersieht hieraus, wie wenig eine den Sachen entsprechende Eintheilung aller der Rechtsstoffe schon feststeht: und doch wäre diese, da die Stoffe im Wesentlichen überall dieselben sind, gewiß nicht nur möglich, sondern auch sehr nützlich auszuführen. Auf den Inhalt im Einzelnen einzugehen, ist übrigens nicht dieses Ortes.

Das Werk wird nun hier von Wilson mit einigen Erläuterungen über die Quellen und die bisherigen Bearbeitungen des indischen und des islamischen Rechtes herausgegeben: und wir können an dieser Stelle nicht das Bedauern unterdrücken, daß diese kleine Arbeit die letzte sein sollte, welche wir von Wilson's Hand empfangen. Zwar blieben seine Kenntnisse in den drei islamischen Sprachen und Schriftthümern immer sehr geringe: wie man auch hier an der Schreibart Suni, Suna für Sunni, Sunna und an manchen andern Zeichen leicht erkennt. Auch konnte er sich wohl nie mehr zu einer richtigeren Schätzung des Zarathustrischen Alterthumes erheben, und theilte hierin die älteren Vorurtheile anderer Engländer. Seine Verdienste aber um die verschiedensten und schwierigsten Theile der indischen Wissenschaft sind so groß, und sein ganzes Wirken zu ihrer Förderung war von seinen frühen bis zu seinen spätesten Jahren stets so unermüdblich, so aufopfernd und so erfolgreich, daß sein, obwohl erst im späteren Lebensalter erfolgter Tod als ein schwerer Verlust zu beklagen ist. Seine eignen wissenschaftlichen Verdienste erhöhte noch eine ausgezeichnete Bereitwilligkeit, den wissenschaftlichen Wünschen u. Bedürfnissen Anderer in jeder ihm möglichen Weise zu dienen; wie ein jeder wohl weiß, welcher mit ihm in nähere Berührung gekommen. Möge es in England auch künftig nicht an ähnlichen Männern in diesen Zweigen von Wissenschaft fehlen!

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

169. Stüd.

Den 22. October 1860.

B o n n

bei Adolph Marcus 1857. System der Logik und Geschichte der logischen Lehren von Friedrich Ueberweg, Dr. und Privatdocenten der Philosophie an der Universitaet zu Bonn. XV u. 423 S. in Octav.

G l a u s t h a l

Verlag der Grosseschen Buchhandlung 1859. Abriss der Logik. Für den Gymnasialunterricht entworfen von Karl August Julius Hoffmann, Director des Johanneums zu Lüneburg. V u. 49 S. in Octav.

Der Verf. des zuerst genannten schätzenswerthen und verdienstvollen Werkes hat dasselbe Trendelenburg dedicirt — und wenn gleich der weitere Verlauf unseres Referats es von selbst herausstellen wird, daß der Verf. sich damit keineswegs als einen eigentlichen Anhänger dieses Philosophen hat documentiren wollen und können: so legt dieser äußere Umstand es uns doch nahe, zunächst das Verhältniß

dieser beiden Logiker unter einander, wenigstens einer mehr allgemeinen und formellen Hinsicht zudeuten, zumal da wir damit zugleich unser Urtheil über die Ueberweg'sche Leistung in kürzester Weise zu formuliren im Stande sind. Es genügt nämlich zunächst noch einmal von den logischen Principienfragen selbst ab, in Betreff deren wir übrigens auch nur in allem Wesentlichen mit Verf. einverstanden erklären können — so wir über die mehr formellen Seiten an dem von Ueberweg, d. h. vor Allen über die Art wissenschaftlichen Vortrags, und seine übrigen charakteristischen Eigenthümlichkeiten unser Urtheil am besten präcisiren, daß wir, wie wir kein anderes Buch kennen, an das uns der Verf. so oft erinnert hätte, wie an die logischen Untersuchungen von Trendelenburg, so auch kein zweites Buch aus der Reihe der neuern logischen Litteratur wüßten da an jene anerkannte logische Musterschrift in welchem Grade erinnerte als wie die Arbeit des Verf. Wir wissen freilich, daß wir damit ein volles und wiegendes Lob über die letztere ausgesprochen. Wir aber dennoch glauben wir mit demselben nicht zufrieden zu haben, da grade zwei der wesentlichsten Vorzüge, durch welche Trendelenburg's Untersuchungen sich auszeichnen — die geschichtliche Darstellung einerseits, und der lebendige, mit Begeisterung anregendste Art auf das zweckmäßigste gewebte Vortrag anderseits — auch bei dem Verf. in demselben Grade vorhanden sind. Ueberweg versteht es, ähnlich wie Trendelenburg aus der Fülle eines präzisen historischen Materials heraus seine eigene Ansicht sofort gegen übereinstimmende und abweichende Auffassungen anderer Punkte auf das genaueste abzugrenzen, und nicht minder eigent ihm auch die Kunst, durch Bei-

Ueberweg, Syst. d. Logik. Hoffmann, Logik 1683

er von fast allen Gebieten der philosophischen, historischen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Disciplinen herholt, den Sinn und Werth seiner logischen Lehren auf das anschaulichste zu vergegenwärtigen. Beides sind aber Eigenschaften, die in keiner zweiten Disciplin der Philosophie von so großer Bedeutung sind, wie bei der Logik. Sie werden namentlich auch das Vorurtheil zu zerstreuen im Stande sein, was nicht selten selbst Solche, die sonst doch ihrer wissenschaftlichen Bildung rühmend, gegen die Logik besitzen, indem sie das Studium derselben nicht selten entweder mit der spöttlichen Weltklugheit des Mephistopheles oder im besten Falle mit dem schon befangenen Entsetzen seines Schülers betrachten. Solchen Gegnern der Logik muß man — da doch für sie das Grundbuch logischer Wissenschaft, das aristotelische Organon, immer wohl ein Buch mit sieben Siegeln bleiben wird, hartnäckige Arbeiten entgegenhalten, wie die von Trendelenburg, Ueberweg, und auch noch einige Andre der neueren Zeit. Ist nur noch ein Funken wissenschaftlichen Sinnes in ihnen übrig geblieben, so würden sie aus solchen Darstellungen zu entnehmen im Stande sein, welch' ein unvergleichlicher Sitz gerade auch derjenigen Gedankenarbeit eignet, welcher uns das Collogium logicum veranlaßt. Sehr passend hat der Verf. daher auch, außer einem auf Sokrates und Aristoteles zurückgehenden Motto: die Spitze seines Werkes ein denkwürdiges Wort von Melanchthon gestellt: denn dieses Wort, wie es richtig verstanden, die sichersten Cautelen gegen eine Überschätzung der logischen Disciplin enthält: so enthält es anderseits doch auch das Größte, was von einem besonnenen Standpunkte aus zum Lobe derselben gesagt werden kann, darf und muß: Nam veritas illa, heißt es bei dem praecceptor Ger-

maniae, experientia, principia, intellectus consequentiae sunt revera vox divina!

Nach der eigenen Angabe des Verf. (p. VI) hat derselbe mit seinem Werke einen doppelten Zweck verfolgt: einen rein wissenschaftlichen und einen didactischen. Bleiben wir zunächst bei dem letztern stehen: so ging des Verf. Absicht in Betreff desselben dahin, eine möglichst klare, exacte, übersichtlich und relativ vollständige Darstellung der Logik als Erkenntnißlehre und der Hauptmomente ihrer geschichtlichen Entwicklung zu geben — und in einem wie hohen Grade wir auch nach dieser Seite hin die Arbeit des Verfs als eine gelungene anerkennen — das liegt theils schon in dem Bisherigen von uns ausgesprochen, theils findet es auch eine nicht unerhebliche Bestätigung durch jene zweite kleine Schrift, deren Anzeige wir hier in aller Kürze mit der der Ueberweg'schen verbinden zu dürfen glaubten. Denn in derselben hat deren Hr Verf., der bekanntlich wie in der wissenschaftlichen Welt, so auch ausserdem und vorzugsweise als erfahrener Schulmann einer ausgezeichneten Achtung sich erfreut, den Versuch gemacht, der Logik innerhalb des Gymnasialunterrichts den ihr früher eingeräumten, später verloren gegangenen Platz wiederzuerobern; und zwar hat er dies versucht, indem er dabei, ausgehend von den Aristotelischen Grundlagen, vorzugsweise Trendelenburgs und Ueberwegs Darstellungen der Logik benutzt hat. Wir glauben im Uebrigen über jene kleine, mit großer Präcision und viel Ueberlegung ausgeführte Schrift von Hoffmann kurz hinweggehen zu dürfen, zumal da es uns — in Ermangelung aller praktischen Erfahrung — nicht ansteht ein Urtheil über die entscheidende Vorfrage abzugeben, ob es überhaupt, und eventuell in welchem Umfang es sich als zweckmäßig erwiesen hat, einen besonderen

Ueberweg, Syst. d. Logik. Hoffmann, Logik 1685

philosophischen Unterricht schon auf Schulen anzustellen. Nur das Eine möchten wir doch uns auszusprechen erlauben, daß falls man einen solchen philosophischen Unterricht auf Schulen überhaupt fordert, ungleich mehr noch die Beschäftigung mit den Grundlehren der Aristotelischen Logik hierzu geeignet zu sein scheint, als eine allgemeine Einführung in die Geschichte der Philosophie, wie sie auf einigen preussischen Schulen herrschen soll, ja selbst als die auch anderwärts so gebräuchliche Lecture der platonischen Dialoge. Schon Plato hat in seiner Republik davor gewarnt, den philosophischen Unterricht in der Erziehung der Knaben nicht zu früh eintreten zu lassen, überzeugt davon, daß es kein gründlicheres Mittel geben könne, um die Gemüther dauernd von jedem Interesse für die Philosophie abzu ziehen, als wie eine voreilige Beschäftigung mit derselben in einem Alter, wo die jugendlichen Schultern derselben noch nicht gewachsen sind. Nun aber glauben wir mit Bestimmtheit behaupten zu dürfen, daß einem einigermaßen reifen Primaner wenig andre Fragen philosophischer Art in so hohem Grade einleuchtend und anziehend zu machen sein werden, als eine geschmackvolle und mit Beispielen belebte Darlegung der logischen Grundregeln. Und wenn daher unter diesem Gesichtspunkte angesehen die Hoffmannsche Arbeit sich besonders empfehlen muß, so legt doch auch sie ihrerseits dann weiter mittelbar ein nicht unerhebliches Zeugniß ab für die praktische Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit der Ueberweg'schen Schrift.

Uns interessirt indessen hier an der letzteren ungleich mehr noch die rein wissenschaftliche als die didactische Seite. Und über jene werden wir am vollständigsten zu orientiren im Stande sein, wenn wir es uns in unserm nachfolgenden Referat zur

Aufgabe stellen, nicht bloß die Uebersichtlichkeit und wohl durchdachte Beschaffenheit des allgemeinen Planes, der dem Ganzen zu Grunde liegt, sondern zu gleicher Zeit auch die Treue, Consequenz und Präcision hervorzuheben, mit welcher dieser allgemeine Plan bis ins einzelste Detail hinunter durchgeführt ist. Wir können den Verf. nicht besser empfehlen, als indem wir ihn auch in diesem Referate möglichst viel selbstredend dem Leser gegenüber einführen.

Schon das Vorwort charakterisirt die eigenthümliche Auffassung, welche der Verf. — im Anschlusse an Schleiermacher, und in principieller Abgrenzung sowohl von der subjectivistisch formalen Behandlung bei Kant und Herbart, als auch von der metaphysischen Art Hegel's von der Aufgabe der Logik besitzt. Schleiermacher's Verdienst um die Logik wird nämlich dahin bestimmt, daß er, indem er die Formen des Denkens aus dem Wissen, als ihrem Zwecke zu begründen, und in eine durchgehende Parallele mit den Formen der realen Existenz zu stellen versucht habe, sowohl den richtigen Mittelweg zwischen jenen andern beiden vorhin angedeuteten Einseitigkeiten, als auch den allgemeinsten Grundgedanken von Aristoteles getroffen habe. Darum sei er denn auch die wesentlichste Grundlage geworden, von der in neuerer Zeit die bedeutenderen Auffassungen der Logik ausgegangen seien, wie der Verf. dies nicht bloß von Ritter und Vorländer, sondern ebenso auch von Trendelenburg, Voße und Benecke behauptet. Den Letzteren gesellt sich nun auch der Verf. seinerseits zu, selbstverständlich ohne damit das Recht eigener Selbständigkeit aufgeben zu wollen.

Die Einleitung (S. 1 — 65) beschäftigt sich sodann mit dem Begriff, der Einteilung, und der allgemeinen Geschichte der Logik. Die Logik ist nach dem Verf. die Wissenschaft von

Ueberweg, Syst. d. Logik. Hoffmann, Logik 1687

den Normal- oder Idealgesetzen der menschlichen Erkenntniß. Dabei wird das Erkennen als diejenige Thätigkeit des Geistes definirt, vermöge deren er ein bewußtes Abbild der Wirklichkeit in sich erzeugt, sei's unmittelbar im Wahrnehmen, sei's mittelbar im Denken. Und unter Normal- oder Idealgesetzen versteht der Verf. diejenigen allgemeinen Bestimmungen, denen die Erkenntnißthätigkeit sich unterwerfen soll, im Unterschiede von den Naturgesetzen, denen sie mit psychologischer Nothwendigkeit unterworfen ist. Im Wissen der Wahrheit erreicht die Erkenntniß ihr Ziel: die Definition der Logik läßt sich daher auch näher noch dahin angeben, daß sie die Lehre von den normativen Gesetzen ist, auf deren Befolgung die Realisirung der Idee der Wahrheit in der theoretischen Vernunftthätigkeit des Menschen beruht. Aus dieser Grunddefinition der Logik ergibt sich mit Leichtigkeit, was der Verf. dann zunächst über den allgemeinen Charakter, die Möglichkeit und den Werth seiner Disciplin bemerkt. Nicht weniger hängt damit dann aber auch zusammen der Platz, den er ihr innerhalb des allgemeinen philosophischen Systems angewiesen wissen will. Das Erkennen ist nach dem Verf. nämlich zweifach bedingt: a. psychologisch, durch das Wesen und die Naturgesetze der menschlichen Erkenntnißkräfte, und b. metaphysisch durch die Natur Dessen, was erkannt werden soll. Psychologische und metaphysische Elemente müssen daher denn auch in der Form von Hilfsätzen zur Begründung der Logik mit herbeigezogen werden. — Die Beschaffenheiten und Verhältnisse Dessen, was erkannt werden soll, heißen Existenzformen (die metaphysischen Kategorien), die ihnen entsprechenden Weisen der im Erkennen vorgehenden Nachbildung heißen Erkenntnisformen (die logischen Kategorien). Der In-

halt der Erkenntniß ist das Abbild selbst als Resultat der Erkenntnißthätigkeit. Mit dem Inhalt der Erkenntniß hat die Logik es nicht zu thun, sondern nur mit den Gesetzen derselben, die die Formen der Erkenntniß bestimmen. Daher hat die Logik denn auch einen lediglich formalen Charakter, doch aber so, daß die in ihr behandelten Erkenntnißformen wegen ihrer Correspondenz mit den Existenzformen zugleich auch nicht ohne reale Bedeutung sind. — Die Möglichkeit der Logik als Wissenschaft, beruht auf vorangegangener Uebung der Erkenntnißthätigkeit. Andererseits macht wiederum die Wissenschaft der Logik eine bewußte Anwendung der logischen Gesetze, und somit eine bewußte logische Kunstübung möglich. Hierauf beruht der alte Unterschied zwischen einer logica naturalis, logica scholastica docens, und logica scholastica utens.

Die Logik hat theils einen absoluten Werth, als wissenschaftlicher Selbstzweck; theils einen relativen vermöge der fördernden Beziehung, in welcher sie als Kunstlehre zu der Uebung der Erkenntnißthätigkeit steht. Uebereinstimmend mit Hegel erklärt der Verf. es daher auch für einseitig, wenn man ausschließlich die eine oder die andre Seite an dieser Bedeutung der Logik betont hat. — Endlich bestimmt sich hiernach nun auch die Stelle, welche die Logik als integrierender Theil innerhalb des Systems einzunehmen hat. Die Philosophie überhaupt nämlich ist Wissenschaft der Principien, d. h. der im absoluten oder relativen Sinne ersten Elemente, von deren jedem eine Reihe anderer Elemente abhängig ist.

(Fortsetzung folgt).



1689

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

170. 171. Stüd.

Den 25. October 1860.

Bonn, Clonsthal

Fortsetzung der Anzeige: „System der Logik und Geschichte der logischen Lehren von Hr. Ueberweg; briß der Logik. Für den Gymnasialunterricht von : Aug. Jul. Hoffmann.“

Daher wird ihr erster Haupttheil gebildet durch e Metaphysik als die Wissenschaft von den Igemeinen, d. h. allem Seienden gemeinsamen Prinzipien. Den zweiten und dritten Haupttheil bilden e Philosophien der Natur und des Geistes, als welche sich auf die besondern Principien efer beiden Hauptsphären des Seienden beziehen. n der Geistesphilosophie schließen sich an die Psychologie oder die Wissenschaft von dem Wesen id den Naturgesetzen der menschlichen Seele zu ichst die drei normativen Wissenschaften der Logik, Ethik und Aesthetik an, oder die Wissenschaft von den Gesetzen, auf deren Befolgung die ealisierung der Ideen des Wahren, Guten und Schönen beruht. An diese Wissenschaften schließen h ferner als zugleich contemplativ und normativ

die Religionsphilosophie oder die Wissenschaft von dem Verhältniß des menschlichen Lebens in allen seinen Richtungen zu Gott, und die Philosophie der Geschichte, oder die Wissenschaft von der thatsächlichen Entwicklung des Menschengeschlechts, wiefern dieselbe in Uebereinstimmung oder in Widerstreit mit den idealen Entwicklungsnormen erfolgt ist. — Trotz dieser systematischen Stellung der Logik nach welcher dieselbe unter den einzelnen philosophischen Disciplinen, also keineswegs Vörantritt, hält der Verf. es doch nicht bloß für gestattet, sondern selbst für zweckmäßig, das Studium derselben propädeutisch dem Studium aller übrigen Disciplinen vorausgehen zu lassen.

Die Logik selbst zerfällt nun in einen reinen oder allgemeinen, und in einen angewandten oder besondern Theil. Die reine Logik lehrt theils die normativen Gesetze der Wahrnehmung, theils die des Denkens. Die Wahrnehmung spiegelt die äußere Ordnung der Dinge, — deren Räumlichkeit und Zeitlichkeit ab; das Denken: die dieser äußeren Ordnung zu Grunde liegende innere. Die Formen des Denkens gliedern sich gemäß den Existenzformen, in welchen die innere Ordnung sich darlegt. Die Eintheilung der angewandten Logik aber wird durch diejenigen Wissenschaften bestimmt, auf welche die logischen Lehren Anwendung finden.

Der Schluß der Einleitung enthält dann die Geschichte der Logik. Sie wird zwar in inhaltvollen, präcisen und deutlichen, doch aber auch zum Theil so kurzen Sätzen gegeben, daß man an diesem Punkte wohl eine größere Ausführlichkeit wünschen könnte. Freilich konnte dem Plane seines Werkes gemäß der Verf. der historischen Deduction keine allzu große Ausdehnung geben; und der Mangel an Ausführlichkeit, den wir an diesem historischen Theile der

Uebertweg, Syst. d. Logik. Hoffmann, Logik 1691

Einleitung bemerkten, wird auch wirklich einigermaßen wieder aufgehoben durch die während des ganzen Verlaufs seiner Darstellung jedem einzelnen Begriffe angehangte Geschichte desselben. Aber doch auch schon in Betreff der allgemeinen Grundsätze, mit welchen sich die Einleitung beschäftigt, hatten wir ein etwas reichlicheres Maß der historischen Erläuterung gewünscht, zumal da diese allgemeinere Grundsätze zu gleicher Zeit wie das über alles Epätere Entscheidende, so auch das schwerer Verständliche sind. Am beachtenswerthesten ist ohne Frage die Kritik, die der Verf. an Schleiermachers und Beneke's logischen Positionen übt, deswegen vor allen Dingen, weil der Verf. im Allgemeinen mit diesen beiden Philosophen am meisten übereinstimmt.

Der I. Theil behandelt nun die Erkenntnißform der Wahrnehmung, entsprechend der Existenzform der Räumlichkeit und Zeitlichkeit (S. 66—86). Die Wahrnehmung ist die Form der unmittelbaren Erkenntniß des Neben- und Nacheinanderexistirenden, sei es mit Beziehung auf die Außenwelt als äußere oder sinnliche Wahrnehmung, sei es mit Beziehung auf das psychische Leben als innere oder psychologische Wahrnehmung. Sie unterscheidet sich von der Empfindung dadurch, daß das Bewußtsein in dieser nur an dem subjectiven Zustande haftet, während dasselbe in der Wahrnehmung auf ein Element geht, welches wahrgenommen wird, und daher, möge es der Außenwelt oder dem Subjecte selbst angehören, dem Acte des Wahrnehmens als ein Andres und Objectives gegenübersteht. Dem entsprechend fällt die Empfindung ausschließlich der Psychologie anheim, und auch die Wahrnehmung ist noch Object derselben in Hinsicht der Weise, wie sie geschieht, während dagegen die Wahrnehmung Object der Logik ist in Hinsicht des Resultates, wel-

ches sie ergibt, d. h. der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung ihres Inhalts mit dem Sein.

In Betreff der äußeren Wahrnehmung behandelt der Verf. nun zunächst die Hauptfrage, ob in derselben die Dinge uns ebenso erscheinen, wie sie in der Wirklichkeit existiren, oder an sich sind—und indem er diese Frage bejahend beantwortet, erledigt er zugleich die entgegenstehende Argumentation der Skeptiker. Vor Allem wird dabei auch die von Kant geübte Identificirung zwischen dem Inhalt und der Form der Wahrnehmung einerseits und der subjectiven und objectiven Seite anderseits als eine unberechtigte dargethan. Auch fehlt es hier nicht an der wichtigen, und seit der ersten von Seiten Plato's geschehenen Erinnerung anerkannten Bemerkung, daß auf Grund der sinnlichen Wahrnehmung allein nicht nur das Maß ihrer objectiven Bedingtheit nicht würde ermittelt, sondern auch nicht einmal die Existenz von afficirenden Objecten erkannt werden können, deswegen weil die Ueberzeugung von dem letzteren schon immer sich gründen müßte auf die Voraussetzung von Causalverhältnissen, welche durch die sinnliche Wahrnehmung allein nicht erkannt werden können.

In Betreff der innern Wahrnehmung hebt der Verf. sodann weiter hervor, aus welchen Gründen das Gleiche auch von ihr behauptet werden könne und müsse, nämlich: erstens, deswegen weil bei den Seelenthätigkeiten als solchen Bewußtsein und Dasein identisch ist, ferner, weil selbst die Gedächtnisbilder zwar in vermindelter Intensität, dennoch aber in qualitativer Uebereinstimmung mit ihrem ursprünglichen Sein reproducirt werden, drittens weil selbst bei der Subsumption der einzelnen Acte und Gebilde unter die entsprechenden allgemeinen Begriffe zwar die Bewußtseinsstärke ihrer gemeinsamen Merkmale erhöht, doch aber keinerlei fremdartige Form

weg. Syst. d. Logik. Hoffmann, Logik 1693

wie zugemessen wird, und endlich, weil das Bewußtsein, wie dasselbe seinen Voraussetzungen sich gründet sowohl auf die Einheit eines theilsfähigen Individuums als auch auf das Istsein des Einzelnen von sich als einem Innern, so seinem Wesen nach constituirte wird die Wahrnehmung, daß das Object und das Ich der Vorstellung ein und dasselbe Wesen ist. Isthin dieses nur eine potenzierte innere Wahrnehmung ist: so kann es nichts hinzubringen, was wirklichen Sein fremd wäre. Demgemäß ist allen Formen der auf das eigene Seelenleben gerichteten inneren Wahrnehmung die Erscheinung mit dem Anstehen in wesentlicher Uebereinstimmung. Und daher ist denn auch die Selbstheit die Grundlage für alles philosophische Wissen. Daß wir von unserm eignen psychischen Innern Wahrnehmung haben, in welche das Sein selbstbar eingeht, ohne Zumischung einer fremden — das ist der erste feste Punkt der Erkenntnis, ein fester Ausgangspunkt desselben, den schon schon Augustin und Cartesius erkannt erwandelt hatten, und den auch gegen Kant's I sicher zu stellen der Verf. namentlich mit Ernüchterung und Besinnung sich angelegen sein läßt. Indem der Verf. auf diese Weise über die innere und äußere Wahrnehmung an sich geredet hat, er sodann weiter, wie auf der Verbindung die Erkenntnis der Außenwelt beruht. Da wir nämlich beobachtet haben, daß unsere Zustände mit den Zuständen unsres psychischen Lebens in einem gesetzmäßigen Zusammenstehen, sehen wir bei der Wahrnehmung von äußeren Zuständen, die unseren eigenen analog sind, in unserm eignen analoges psychisches Sein. Die Setzung einer Wahrheit besetzt das

jecte ist bei Erkenntniß des Seins außer uns, mithin die erste, die wir mit psychologischer Nothwendigkeit vollziehen, deren logische Berechtigung aber zu entnehmen ist, theils aus dem Bewußtsein, daß die Art und Folge der betreffenden äußern Erscheinungen in der bloßen Causalität unsres eigenen individuellen Seelenlebens nicht ihre volle Begründung findet, theils aus der durchgängigen positiven Bestätigung, welche jener Voraussetzung von Seiten der Erfahrung zu Theil wird. Näher bestimmt geht diese Uebertragung dann aber in einer doppelten Weise vor sich, indem der Mensch entweder das Sein der höhern oder das der niederen Wesen in sich abbildet, und demgemäß die entsprechenden Momente des Inhalts der inneren Wahrnehmung theils idealisirt, theils depotenzirt, um sie in dieser Gestalt dem Inhalt der äußern Wahrnehmung nach Maßgabe der jedesmaligen Erscheinungen ergänzend unterzulegen.

Diesen ersten Theil schließt der Verf. dann mit einer sehr eindringlichen Betrachtung über die Realität von Materie, Raum und Zeit. Dem ersten von diesen drei Begriffen spricht er jede reale Gültigkeit und Wahrheit ab, falls derselbe gefaßt wird im Sinn eines an sich in tochter Ruhe verharrenden, und nur durch äußeren Anstoß veränderlichen Seins. Denn jede objectiv begründete Erscheinung ist vielmehr, wie schon der Act des Erscheinens selbst bezeugt, auf irgend welche wirkende Kräfte als ihren realen Grund zurückzuführen. Der Begriff der Materie entsteht uns auch nur, wenn wir ein und dasselbe reale Sein nach Analogie der äußern Wahrnehmung auffassen, das, nach Analogie der inneren Wahrnehmung aufgefaßt, sich uns als Kraft herausstellen muß. Von diesen zwei Erkenntnißweisen hat aber nach dem Voraufgeschickten nur

Herweg, Syst. d. Logik. Hoffmann, Logik 1695

: letztere Berechtigung, während dagegen der erste nicht mehr als der Werth einer subjectiven Erkenntnisform anzusprechen ist. Aus diesem Grunde wirft der Verf. daher auch sowohl die Auffassung pinos's welche beiden Erkenntnisweisen die Wahrheit zuspricht, als auch diejenige Kant's, welche bei derselben abspricht, als auch die materialistische, welche der nach der Analogie der äußeren Wahrnehmung angestellten vor jener anderen den Vorzug ertheilt. Wenn aber nun auf diese Weise der Verf. dem ersten Begriffe die Realität abspricht, so bezieht er sich dagegen dieselbe den Begriffen des Raumes und der Zeit zu sichern. Er billigt die Worte von Schleiermacher: „Raum und Zeit sind die Art und Weise zu sein, der Dinge selbst, nicht der unsrer Vorstellungen“. „Der Raum ist das Nebeneinander des Seins, die Zeit ist das Aufeinander des Thuns“. Oder, wie der Verf. an einer andern Stelle sagt: „der Raum ist die Gesamtheit der Verhältnisse des Nebeneinander, wie die Zeit die Nacheinander.“ Und indem er diese Sätze billigt, versucht er eine eigenthümliche Begründung derselben dadurch, daß er zunächst die Gewißheit von der Realität der Zeit, und durch diese dann mittelbar auch die von der Realität des Raumes zu sichern sucht. Die erstere folgert er nämlich aus der Wahrheit der inneren Wahrnehmung: weil wir uns von dem Inhalt dieser nicht täuschen, und weil wir demselben eine Zeitfolge bemerken, so haben wir auch ein Recht, die letztere nicht bloß für eine subjective Erscheinung, sondern für eine Realität zu halten. Nun ist aber die Zeitordnung an gewisse Gesetze gebunden, die nur unter der Voraussetzung des Raumes bestehen können, welcher mit dem Inhalte der sinnlichen Wahrnehmung in allen wesentlichen Beziehungen übereinkommt. Auf diese

Weise stützt die Realität der Zeit mittelbar also auch die des Raumes. Wir sind berechtigt, das Wahrnehmungsbild in seiner räumlichen und zeitlichen Gestalt mit der eignen Räumlichkeit und Zeitlichkeit der objectiven Realität in Parallele zu stellen. Es spiegelt sich in der äußeren Wahrnehmung die eigene räumlich-zeitliche Ordnung, und in der inneren Wahrnehmung die eigene zeitliche Ordnung der realen Objecte ab. Kritik der hierher gehörigen Auffassungen von Kant, Fichte, Schopenhauer, Frauenstädt, so wie gelegentlich auch von Herbart und Loge.

Mit dem II. Theil treten wir nun zuerst in das Reich des Denkens hinein. Das Denken überhaupt hat die Aufgabe, die äußere Ordnung, welche sich in der Wahrnehmung darstellt, auf diejenige innere Ordnung zu deuten, deren Ausfluß sie ist. Der erste Schritt zur Lösung dieser Aufgabe ist nun aber naturgemäß die Unterscheidung der Individuen vermittelt der Einzelvorstellungen oder Anschauungen, die das psychische Bild der Einzulexistenz enthalten. Nachdem der Mensch zunächst sich selbst im Gegensatze gegen die Außenwelt als ein Einzelwesen erkannt, überträgt er danach dieselbe Form der Einzulexistenz oder der Individualität auch auf ein jedes äußere Sein, dessen Erscheinung sich gegen andre Erscheinungen als isolirbar erweist. Daher entsprechen denn nun auch weiter, wie die Einzelvorstellung überhaupt der Einzulexistenz, so die verschiedenen Arten derselben den verschiedenen Arten der Einzulexistenz. Diese Arten der Einzelvorstellung in dieser ihrer Beziehung auf die Einzulexistenz heißen dem Verf. Kategorien im Aristotelischen Sinne des Wortes. Er sucht sie uns näher zu bringen durch ihre Parallelisirung nicht bloß mit den metaphysischen, sondern zugleich auch mit den

sprachlichen, grammatischen Formen. Die Einzel-
existenz wird nämlich zuerst an selbstständigen Objec-
ten erkannt, — dies brückt die Sprache aus durch
das Substantivum concretum, an welches sich auch
das pronomenum substantivum anschließt. Oder sie
wird erkannt an Objecten, die zu einem Ganzen ge-
hören, an welchem sich verschiedene Theile, Thätig-
keiten, Attribute und Verhältnisse unterscheiden lassen,
und welche entweder die Form der gegenständlichen
Selbstständigkeit zwar geliehen, doch aber nur als eine
singirte geliehen wird, oder welche auch schlechthin
als unselfständige angeschauet worden. Den ersten
Fall brückt die Sprache durch das substantivum
abstractum, — den zweiten dagegen, je nachdem
es sich darin entweder um eine Thätigkeit oder eine
Eigenschaft, oder ein Verhältniß handelt, beziehungs-
weise durch das Verbum, Adjectivum und durch die
Präpositionen aus. — Es reiht sich hieran eine
treffliche kleine Uebersicht über die Entwickelungsge-
schichte der Kategorien, welche dieselbe von Plato,
Aristoteles und den Stoikern an durch die Gedan-
ken von Cartesius, Spinoza, Locke, Leibniz, Wolff,
Kant, Herbart, Hegel, Schleiermacher hindurch bis
auf Rohe hinunter verfolgt, und die zu gleicher Zeit
sich auch an die bekannten Discussionen über den
Ursprung der Aristotelischen Kategorien, wie diese
neuerdings von Trendelenburg, Bonitz, Brandis und
Brantl angestellt worden sind, sich theilhaft. Den
Schluß dieses Abschnitts bilden dann Erörterungen
wie über die Klarheit und Deutlichkeit einer
Vorstellung, so über den Begriff des Merkmals ei-
nes Vorstellungsobjectes.

Der 11te Theil behandelt sodann als Erkennt-
nißform den Begriff nach Inhalt und Umfang,
und als ihm entsprechende Existenzform das Wesen
und die Gattung. Wenn mehrere Objecte in

die eigene raumlich-zeitliche Existenz,
inneren Wahrnehmung die eigene zeitli-
che der realen Objecte ab. Kritik der hier
Auffassungen von Kant, Fichte,
Frauenstädt, so wie gelegentlich auch
und Lotze.

Mit dem II. Theil treten wir
das Reich des Denkens hinein. Ich
habe die Aufgabe, die äußere
sich in der Wahrnehmung darstell-
endere Ordnung zu deuten, deren
Der erste Schritt zur Lösung
nun aber naturgemäß die Unter-
viduen vermittelt der Einzel-
Anschauungen, die das psy-
chelegetische enthalten. Man
nächst sich selbst im Gegensatz
als ein Einzelwesen erkannt, in
selbe Form der Einzelexistenz
auch auf ein jedes äußere
sich gegen andere Erscheinung.
Daher entsprechen denn nur
Einzelvorstellungen überhaupt.

nach Schopenhauer

aller
 Begriff
 an wis-
 sungs-
 begriff
 ung über
 begriff näm-
 lich die (We-
 reissenden Ob-
 jekt^a), sei's als
 it oder Verhält-
 nis; wesentlich aber
 a. den gemeinsa-
 mer Mannichfaltigkeit
 id von welchen b. der
 hängt, die dem betref-
 einem Mittel für ein
 mlich an sich in der Stu-
 nunt. Von den wesentli-
 utlichen Sinne unterscheidet
 geleitet wesentlichen oder die
 e außerwesentlichen, acciden-
 ie Geschichte der Begriffe-
 von Sokrates an durch Plato,
 durch den mittelalterlichen Streit
 en hindurch bis zu unsern Tagen
 56). In § 57 wird sodann ge-
 Weise, und wie weit entsprechend
 ung und der Einzelvorstellung auch
 Erkenntniß des Wesentlichen die Wahr-
 Die Erkenntniß des eignen Wesens
 auf dem Bewußtsein der sittlichen
 is auf der Messung unsres wirklichen
 denselben. Das Wesen der Personen
 s erkennen wir sodann in mehr oder
 quater Weise, je nach dem Maße ihrer
 fast mit unserm eignen geistigen Sein.

Eine entsprechende Analogie lehrt uns dann weiter auch das Wesen, d. i. den innern Naturzweck des Thieres und der Pflanze kennen, und daß die hierbei in Frage kommende Analogie in mehr denn einer Beziehung zwar nicht als aufgehoben, doch aber als beschränkt zu denken ist. Noch mehr tritt die Erkennbarkeit des innern Wesens hinter die Erkennbarkeit der äußeren Verhältnisse zurück, bei den unorganischen Naturobjecten, in demselben Verhältniß, in welchem bei diesen selbst das Sein als Selbstzweck hinter das wesenlose Sein als Mittel für Anderes zurücktritt. Und vollends noch geringer ist die Zulässigkeit und Zuverlässigkeit der Analogie bei denjenigen Erkenntnißobjecten, die selbst unter der zuletzt angegebenen Klasse sich befinden. Hiernach wird denn auch die Frage der Apriorität oder Aposteriorität der menschlichen Begriffe in einem gemäßigten und vermittelnden Sinne dahin entschieden, daß den Begriffen Antheil an beiden Eigenschaften zuzusprechen sei. Jeder Begriff enthält ein apriorisches Element und zwar ist dies besonders deswegen zu behaupten, weil die Erkenntniß des Wesentlichen in den Dingen nur mittelst der Erkenntniß des Wesentlichen in uns gewonnen werden kann. In diesem Sinne darf daher auch gesagt werden, daß das System aller Begriffe ursprünglich in der subjectiven Vernunft enthalten sei, aber ohne daß das Begriffssystem deswegen als ein der objectiven Realität fremdartiges zu denken wäre. Das Begriffssystem repräsentirt nur das eigne Wesen und die eigne Ordnung der Objecte. Daher denn auch nicht nur die Bildung eines jeden auf die Außenwelt bezüglichen Begriffs durch den aposteriorischen Factor zugleich mitbedingt ist, sondern auch das apriorische Element zwar in Bezug auf die Außenwelt als apriorisch, von der inneren Erfahrung

doch aber keineswegs als unabhängig zu denken ist. — Nach dem Angeführten ist das Wesen das reale Gegenbild zu dem Inhalt des Begriffs: die Klasse oder Gattung entspricht dann aber weiter dem Umfange desselben. Da nun aber die Wesentlichkeit selbst verschiedene Grade hat: so lassen sich auch mehrere einander umkreisende Gattungen unterscheiden, welche in absteigender Linie durch die Ausdrücke: Reich, Kreis, Klasse, Ordnung, Familie, Gattung, Art bezeichnet zu werden pflegen. Beispiele zu diesen Unterscheidungen, die dazu dienen müssen, den realen Werth derselben zu charakterisiren, holt der Verf. dann mit besonderm Geschick, vorzugsweise aus naturwissenschaftlichem Gebiete herbei. In § 59 behandelt der Verf. sodann den Individualbegriff als diejenige Einzelvorstellung, deren Inhalt die Gesamtheit der wesentlichen allgemeinen und der wesentlich-eigenthümlichen Bestimmungen eines Individuum in sich faßt. Keine Individualbegriffe stellen das Individuum nur in einem ganz vereinzelteten Momente seines Daseins dar.

Die Begriffsbestimmung muß durch das *genus proximum* und die *differentia specifica* geschehen. Nachdem der Verf. zunächst das Recht dieser alten aus Aristoteles Topik VI. 5. 6 entstandenen Regel begründet hat, sucht er dann eine allgemeine Formel für diejenigen Fälle zu fixiren, in welchen die Allgemeingültigkeit desselben eine gewisse Einschränkung erleidet. Nachdem der Verf. dann noch die verschiedenen einzelnen Arten der Definition, so wie die bemerkenswerthesten Definitionsfehler aufgezählt hat, erörtert er die Einteilung und schließt diesen Abschnitt damit ab, daß er auf den Zusammenhang hinweist, in welchem die Begriffsbildung mit den übrigen Functionen des denkenden Erkennens steht.

Der IV. Theil behandelt das Urtheil, welches im Unterschiede vom der bloß psychologischen Vorstellungscombination als das Bewußtsein über die objective Gültigkeit einer subjectiven Verbindung von Vorstellungen definiert wird; und für welches die Relationen als die „synthetischen Grundverhältnisse“ die entsprechende Existenzform abgeben. Im Urtheile schreitet die Betrachtung mitthm zuerst von den einzelnen Vorstellungen und deren Elementen zu der Verbindung mehrerer fort.

Die Urtheile sind theils einfache, theils zusammengesetzte. An den einfachen unterscheidet der Verf. das prädicative Verhältniß (entsprechend dem realen Verhältniß von Subsistenz und Inhärenz) vom dem Objects- (entsprechend dem realen Verhältniß von Thätigkeit und Gegenstand) und vom dem attributiven Verhältniß. Die Zusammensetzung von Urtheilen entsteht entweder durch deren Coordination oder Subordination, welche beide sich entweder auf das Ganze des Urtheils oder auf dessen einzelne Glieder beziehen können. Die Einteilung der Urtheile nach ihrer Qualität (in bejahende oder verneinende) sowie nach ihrer Modalität (in problematische, assertorische und apodictische) beruht auf der Art, in welcher die Vorstellungsverbindung auf die Wirklichkeit bezogen wird. Der Begriff der Bejahung ist danach das Bewußtsein der Uebereinstimmung der Vorstellungscombination mit der Wirklichkeit, der Begriff der Verneinung das Bewußtsein der Abweichung der Vorstellungscombination von der Wirklichkeit. Auf dem Grade und der Art der Gewißheit dieses Bewußtseins beruhen die Modalverhältnisse. Die Ausdehnung, in welcher dem Umfange des Subjectbegriffs das Prädicat zuerkannt oder abgesprochen wird, begründet die Quantität der Urtheile, nach wel-

leberweg, Syst. d. Logik. Hoffmann, Logik 1708

per dieselben eingetheilt werden in allgemeine, besondere und Einzelurtheile. Von diesen drei Klassen ist sich die letztere indessen auch unter die beiden vorausgegangenen subsumiren, je nachdem das dabel i Frage kommende Subject entweder ein bestimmtes Individuum oder einen allgemeinen Begriff bezeichnet. — Aus Combination der Rücksichten auf Modalität und Quantität der Urtheile entstehen folgende 4 Arten derselben: allgemein bejahende, allgemein verneinende, particular bejahende, particular verneinende, welche von den Logikern mit den 4 ersten Vocalen (a. e. i. o.) bezeichnet, und vom Verf. schematisch veranschaulicht werden. Ebenso werden die verschiedenen Arten der Entgegensetzung von Urtheilen: die contradictorische, conträre, subconträre und subalterne schematisch dargestellt. Den Schluß dieses Abschnittes bildet dann die wichtige Erörterung über die Unterscheidung sowohl zwischen analytischen und synthetischen, als auch zwischen apriorischen und aposteriorischen Urtheilen, welche Unterscheidung der Verf. mit Recht nur auf die Genesis der Urtheile bezogen wissen will. Daher widerlegt der Verf. denn auch in dieser Beziehung die Kantische Auffassung nach ihren wesentlichsten Seiten, ohne natürlich den bedeutsamen und für die wissenschaftliche Entwicklung so außerst fruchtbaren Gebrauch, welchen Kant von dieser Unterscheidung gemacht hat, verkennen zu wollen.

Auf den eigentlichen Kern und Mittelpunkt der Logik bezieht sich der Vte Theil, welcher den Schluß behandelt, und als die diesem entsprechende Existenzform die reale Gesetzmäßigkeit. Der Schluß ist die Ableitung eines Urtheils entweder unmittelbar aus einem oder mittelbar aus mehreren anderen. Der unmittelbare Schluß ist nur eine Umbildung der Form des Gedankens oder des Aus-

drucks. Der mittelbare Schluß aber setzt einen realen gesetzmäßigen Zusammenhang voraus. Denn wie die Vorstellung und der Begriff auf die Einzelexistenz, so gehen das Urtheil und der Schluß auf die Verhältnisse der Einzelexistenz zu einander; und zwar das Urtheil auf die ersten und nächsten Verhältnisse, das einfache Urtheil auf die einzelnen Grundverhältnisse, das zusammengesetzte Urtheil auf ein bloßes Zusammentreten mehrerer, den Schluß aber auf eine solche Wiederholung gleichartiger oder auch verschiedenartiger Verhältnisse, woraus sich eine neue Beziehung ergibt. — Als Principien des Schlusses werden die Grundsätze der Identität, der Einstimmigkeit u.), aus welchem sich zugleich unmittelbar der Satz der Negation ergibt), des zu vermeidenden Widerspruchs, des ausgeschlossenen Dritten, und des zureichenden Grundes erörtert. Diese kommen für die Logik in Betracht, sofern dieselben Normen unsres Denkens sind, während dagegen die Psychologie mit ihnen zu thun hat, sofern sie gewissermaßen die Naturgesetze für dieselben enthalten. Innerhalb der Logik weist der Verf. ihnen aber ihren Platz an — nicht sowohl an der Spitze des ganzen Systems, als vielmehr nur erst am Beginn der Schlußlehre. Freilich in Betreff des Identitätsgesetzes wirft der Verf. selbst den Zweifel auf, ob dasselbe nicht auch schon zur Urtheilslehre gezogen werden kann; aber wegen seiner Unabtrennbarkeit von den übrigen bezeichneten Sätzen, die unzweifelhaft erst zum Schlusse gehören, entscheidet der Verf. zuletzt sich doch dafür, auch das Identitätsgesetz erst mit Beziehung auf die Schlußlehre zu erörtern. —

(Schluß folgt).

Ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

172. Stüd.

Den 27. October 1860.

Bonn, Clausthal

Schluß der Anzeigen: „System der Logik und Geschichte der logischen Lehren von Fr. Ueberweg; Abriß der Logik von R. A. J. Hoffmann.“

Als die besonderen Formen der unmittelbaren Schlüsse bezeichnet der Verf. dann die Conversion, die Contraposition, die Umwandlung der Relation, die Subalternation, die qualitative Aequipollenz, die Opposition, die modale Consequenz. Conversion ist diejenige Formveränderung, vermöge deren die Glieder des Urtheils ihr Verhältniß zu der Relation desselben wechseln, ein Wechsel, der beim kategorischen Urtheil das Verhältniß von Subject und Prädicat zu einander, beim hypothetischen das des bedingten und des bedingenden Satzes zu einander betrifft. Contraposition ist diejenige Formveränderung, vermöge deren die Glieder des Urtheils ihr Verhältniß zur Relation desselben wechseln, zugleich aber einzelne die Negation in sich aufnehmen, und auch die Qualität des Urtheils selbst sich verändert.

Die Umwandlung der Relation geschieht namentlich, wenn, was immer möglich ist, aus dem einfach kategorischen Urtheil ein hypothetisches, oder aus dem disjunctiv kategorischen mehrere hypothetische Urtheile, und umgekehrt, wenn, was in manchen Fällen möglich ist, aus einem hypothetischen Urtheil ein einfach kategorisches, oder aus mehreren zusammengehörigen hypothetischen ein disjunctiv kategorisches Urtheil gebildet wird. Die Subalternation ist der Uebergang von der ganzen Sphäre des Subjectbegriffs auf einen Theil derselben, und umgekehrt von einem Theil auf das Ganze. Die Acquipollenz ist die Uebereinstimmung des Seins zweier Urtheile bei verschiedener Qualität, welche Uebereinstimmung dadurch möglich ist, daß zugleich die Prädicatebegriffe zu einem der im Verhältnisse des contradictorischen Gegensatzes stehen. Die Opposition ist der Gegensatz der zwischen 2 Urtheilen von verschiedener Qualität, und von verschiedenem Sinne bei gleichem Inhalt besteht. Endlich unter der modalen Consequenz versteht der Verf. die unter bestimmten Voraussetzungen statthafte Umwandlung der Modalität.

Hieran schließt sich dann die Lehre von den mittelbaren Schlüssen, welche in die beiden Hauptklassen zerlegt werden der Syllogismen, im engeren Sinne, und der Induction, je nachdem in ihnen der Schluß vom Allgemeinen auf das Besondere, oder umgekehrt von dem Besonderen auf das Allgemeine geschieht. Dabei handelt es sich vor Allem um die Hauptfrage, nämlich um die Frage nach der Möglichkeit des Syllogismus überhaupt, und nach seiner Beziehung als einer Erkenntnisform auf die reale Gesetzmäßigkeit. Die Möglichkeit des Syllogismus als einer Form der Erkenntnis beruht auf der Voraussetzung, daß eine reale Gesetzmäßigkeit bestehe, und erkennbar sei gemäß dem Satze des

zureichenden Grundes. Da die vollendete Erkenntniß auf der Coincidenz des Erkenntnißgrundes mit dem Realgrunde beruht, so ist auch derjenige Syllogismus der vollkommenste, worin der vermittelnde Bestandtheil, welcher der Erkenntnißgrund der Wahrheit des Schlusssatzes ist, zugleich den Realgrund der Wahrheit desselben bezeichnet. Mit diesem Satze behauptet der Verf. also, — nach dem Vorgange von Aristoteles und Trendelenburg, so wie in principieller, mehr oder minder bedeutsamer Abweichung von Kant, Fries, Herbart, Beneke, Will, Schleiermacher u. A. — daß der Syllogismus noch etwas Anderes sei als ein bloßes Combinationspiel mit Begriffen, das höchstens den Werth einer „Entzifferung unserer eigenen Notizen“ haben könne, und nur zur Wiedererinnerung, Verdeutlichung und Mittheilung von bereits vorhandenen Begriffen zu dienen geeignet sei, ohne aber ein eigentliches Mittel zur Erweiterung unseres Erkennens zu bezeichnen, und als solches neben den Begriff und das Urtheil als gleichberechtigte Form sich stellen zu dürfen. Daß vielmehr dies Letztere wirklich und mit Recht der Fall sei in Betreff des Schlusses, das beruht auf der Correspondenz zwischen der realen Ursache und dem Mittelbegriff des Schlusses. Weil der Mittelbegriff die reale Ursache in sich aufnehmen soll, darum setzt nicht etwa die Wahrheit der Prämissen die bereits zuvor erkannte Wahrheit des Schlusses schon voraus — in welchem letzteren Falle wir also offenbar bei jedem Schlusse in einen Cirkel verfallen würden — sondern wegen jener im Mittelbegriff gegebenen Beziehung auf den realen Grund sind wir im Stande, durch den Schluß von den Prämissen aus auf einem vollberechtigten Wege zu einer Erweiterung unserer Erkenntnisse zu gelangen; und allein mittelst der Anerkennung dieser Beziehung sind

wir auch im Stande, das alte skeptische Argument gegen das Recht des Syllogismus überhaupt zu beseitigen. Eben damit ist dann aber auch zugleich das Wechselverhältniß gegeben, in welchem Schluß und Definition unter einander stehen. Sofern nämlich der wahre und eigentliche Grund einer Sache in ihrem Wesen liegt, so beruht auch der Syllogismus auf dem Wesen, und da die Definition das Wesen angibt, so steht das syllogistische Wissen zu dem definitiven, unbeschadet ihrer unausheblichen Verschiedenheit, in der innigsten Wechselbeziehung. Die Definition ist, sofern sie den Obersatz liefert, Princip des Syllogismus, und der Syllogismus führt, sofern sein Mittelbegriff in der Ursache das Wesen erkennen läßt, zur Definition.

Der einfache kategorische Schluß wird in drei Hauptklassen eingetheilt, welche als Schlußfiguren bezeichnet werden, und deren erste wiederum in 2 Abtheilungen zerfällt, die gleichfalls als besondere Schlußfiguren neben den beiden Hauptabtheilungen gezählt werden können. Hierauf gestützt, räumt der Verf. beiden Eintheilungsarten gleiches Recht zu, falls man dieselben nur nicht in unkritischer Weise vermischt. Die Dreitheilung beruht nämlich auf dem Subjects- oder Prädicatsverhältniß des Mittelbegriffs in den Prämissen zu den beiden andern Begriffen, ohne Rücksicht auf die Form des Schlusssatzes, und auf die in dieser begründete Unterscheidung zwischen dem terminus maior als dem Prädicats- und dem terminus minor als dem Subjects-begriff des Schlusssatzes. Wird dagegen dieser letztere Unterschied mit berücksichtigt, so ergibt sich daraus zwar für die erste, nicht aber auch eben so für die beiden andern Figuren der bisherigen Eintheilung eine Unterabtheilung. Entweder nämlich ist der Mittelbegriff in der einen Prämisse Sub-

ject, in der andern Prädicat: kann in diesem ersten Falle aber wieder entweder Subject zum terminus major, und somit Prädicat zum terminus minor, oder auch umgekehrt Subject zum terminus minor, und somit Prädicat zum terminus major sein. Dies ergibt somit zweierlei Fälle, von denen der erste als die erste Figur, der zweite als die 4te sogenannte Galenische bezeichnet zu werden pflegen. Oder auch der Mittelbegriff ist in beiden Prämissen Prädicat (Figur 2) oder endlich in beiden Prämissen Subject (Figur 4). Als eine vollkommene Figur zeichnet Aristoteles deswegen die erste vor den übrigen aus, weil in ihr allein unmittelbar, d. h. ohne Hülfe von Zwischensätzen das Resultat aus den Prämissen folgen soll, zugleich aber auch deswegen, weil nur in der ersten Figur ein allgemein bejahender Schlußsatz sich ergeben und der Erkenntnißgrund mit dem Realgrunde coincidiren kann. Sehr anziehend sind in diesem Zusammenhange die Untersuchungen über die 4te Figur, welche, wie den Werth derselben so auch namentlich ihren ob erst Galenischen und nicht vielmehr in gewisser Weise schon Aristotelischen Ursprung betreffen. Auch der Einfluß, den Theophrast auf Ausbildung dieser Figur gehabt hat, die Beurtheilung derselben während des Mittelalters, und Kants Tadel über die falsche Spitzfindigkeit derselben werden erörtert.

Als die einzelnen Modi der Schlußfiguren ergeben sich sodann 64 verschiedene Combinationsformen der Prämissen, welche in Hinsicht auf deren Quantität und Qualität in den 4 Figuren eintreten können. Die Prüfung, ob eine gegebene Combination zu gültigen Schlüssen führe, muß sich auf die Vergleichung der Sphären stützen, innerhalb welcher den Prämissen zufolge die betreffenden Begriffe ihre Anwendung finden. Durch Anwendung dieses Prü-

Es ist nun zu erachten, sich dann positiv der Ver-
 in logischen Formeln: *ex more negativis* und
sequitur, *ex more particularibus* und *ex more*.
 Dann sich dann bemerkt auch auch der Satz
 schließt: daß in allen Fällen der Combination o-
 ner particularen Oberfages mit einem verneinenden
 Untersage zu keinem gültigen Schluß führt. Es
 steht daher drei Fälle stehen aus der Zahl der
 sich möglichen Combinationen hervor schon be-
 ren 8, im Allgemeinen, als ungültig an. Je
 ner weiteren Auscheidung gelangen wir indessen dann
 noch durch eine besondere Betrachtung der ein-
 zelnen Figuren. Zunächst in Betreff der ersten Figur gilt
 es sich nämlich leicht, daß bei ihr ebenso wenig dann
 ein gültiger Schluß sich ergibt, wenn der Oberfag
 particular ist, als dann, wenn der Untersage verne-
 nend ist. Nicht minder leuchtet es in Betreff der
 2ten Figur ein, daß 1. der Oberfag allgemein, und
 2. eine der beiden Prämissen verneinend sein muß.
 Ferner, daß in der 3ten Figur der Untersage beja-
 hend sein muß, und endlich in der 4ten Figur, daß
 keine Prämisse particular verneinen darf, so wie auch
 außerdem die Combination eines allgemein bejahen-
 den Oberfages mit einem particular bejahenden Un-
 tersage ausgeschlossen ist.

Nachdem der Verf. dann das Werthverhält-
 niß der verschiedenen Formen und die Modalität
 des Syllogismus besprochen hat: behandelt er
 die Substitution eines Begriffs für einen andern
 in einem objectiven oder attributiven
 Verhältniß. Statt der allgemein genommenen
 Sphäre eines höheren Begriffs kann nämlich entwe-
 der die Sphäre oder auch ein Theil der Sphäre ei-
 nes niederen Begriffs, die mit einem Theil von je-
 ner coincidirt, so wie statt der ganzen Sphäre oder
 des unbestimmten Theils der Sphäre eines niederen

Begriffs der unbestimmte Theil der umschließenden Sphäre eines höheren Begriffs substituirt werden. Auf dieses Substitutionsprincip bezieht der Verf. dann weiter noch die Schlüsse aus 2 einfachen kategorischen Urtheilen, von denen das eine sich immer als Grundurtheil, d. h. als dasjenige, worin substituirt wird, das andre aber als Hülfsurtheil, vermittelst dessen substituirt wird, betrachten läßt. Die hiezu zusammenhängenden Bemerkungen des Verf. w: über die aus der Cartesianischen Schule hervorgegangene Unterscheidung von *syllogismus complexus et simplex*, so wie über Benedes Substitutionsprincip können wir hier nur im Vorübergehen andeuten. Das Gleiche gilt von den nächstfolgenden drei §§., von denen der erste die Syllogismen aus subordinirt zusammengesetzten, und insbesondere aus hypothetischen Prämissen, der 2te die Syllogismen aus einer hypothetischen und einer kategorischen Prämisse, oder die sogenannten eigentlich hypothetischen Syllogismen, und endlich der letzte die Syllogismen aus coordinirt zusammengesetzten, und insbesondere aus disjunctiven Prämissen behandelt. An diesen schließen sich dann die Definitionen des Dilemma, Trilemma, Polylemma, der Schlußkette, des Pro- und Episylogismus, des Enthymem, des Epicherem, des Ketten schlusses so wie der Paralogismen und Sophismen an.

Den zweiten Haupttheil in der Lehre von den unmittelbaren Schlüssen bildet die Theorie der Induction. Induction ist der Schluß vom Besonderen aufs Allgemeine, und dieser Schluß geht entweder von einem solchen Besonderen aus, welches sich durch successive Erweiterung dem Allgemeinen nähert, oder er geht auch auf ein solches Allgemeines, welches sich durch successive Beschränkung dem be-

von einem Besonderen
sondre geht — und
sodann Veranlassung,
Wahrscheinlichkeit

§ 133 handelt von
Wahrheit der Prä
sages", und zeigt, da
und zugleich streng allg
jener diese, aber nicht
wie daß aus der materi
sages die materiale Prä
missen, aber wiederum
jene folge.

§ 134 handelt von
vorläufigen Annahme der
Prämissen zum Zwecke In
sequenzen; § 135 vom 2
der materialen Wahrheit
materialen Wahrheit and
der Widerlegung als
tugend; § 137 von den
weisfehlern.

Endlich kam zur ...

Ueberweg, Syst. d. Logik. Hoffmann, Logik 1713

stimmt, in seiner Gliederung die Gliederung der realen Objecte zu repräsentiren. Die Einheit des Systems beruht darauf, daß in demselben allen Einzelheiten gemeinsame Principien, Erkenntnißprincipien sowohl wie Realprincipien zu Grunde liegen. Hieran schließt sich der Unterschied von Analysis und Synthesis, und der auf beide gegründeten Methoden. —

Wir schließen hier unser Referat über die Arbeit des Verf.: möge dasselbe im Stande gewesen sein, unsern Lesern die richtige Vorstellung mitzutheilen von der überlegten Besonnenheit, mit welcher der Verf. seinen Grundgedanken erfaßt, von der Treue, mit welcher er ihn im Einzelnen durchgeführt hat: von der Umsicht, mit welcher er die Logik im belebenden Zusammenhange mit dem übrigen philosophischen Systeme, und die Philosophie selbst dann wieder im Zusammenschluß mit den übrigen Wissenschaften aufzufassen gelernt hat. In diesen Vorzügen liegt zugleich die Rechtfertigung für die vielleicht etwas zu weit getriebene Ausführlichkeit unseres Referats: jedenfalls haben wir durch dieselbe die eigne Lecture von der gediegenen Arbeit des Verfs nicht sowohl dem oberflächlichen Leser ersetzen, als den einsichtigen Beurtheiler auf das nachdrücklichste dazu veranlassen wollen!

Heinrich von Stein.

M a i l a n d

1858. Evangeliarium, Epistolarium et Lectio-
narium Aztecum sive Mexicanum, ex antiquo
codice mexicano nuper reperto depromptum,
cum praefatione, interpretatione, adnotationibus,
glossario, edidit B. Biondelli. In Fol.

E b e n d a s e l b s t

Tip. Bernardoni 1860. Sull' antica lingua

1714 Götting. gel. Anz. 1860. Stüd 172.

Azteca o Nahuall, osservazioni di B. Biondelli. In Quart.

Die Sprache der alten Mexicaner, mit welcher sich schon Adelung, Vater und Humboldt beschäftigten, hat in der neuesten Zeit wieder gelehrte Forschungen des Professor Buschmann veranlaßt (s. die Völker und Sprachen Neu-Mexicos und der Westseite des brittischen Nordamerikas, Berlin 1858, und die Spuren der Azteken-Sprache im nördlichen Mexiko und höherem amerikanischen Norden, Berlin 1859, 2 Vol. in 4to). Der Appellations-Rath J. D. Beltrami aus Bergamo bereiste ebenfalls Mexico und den Norden von Amerika, um die dortigen Sprachen und Völker zu erforschen. Er schloß sich einer von der Regierung der Vereinigten Staaten ausgegangenen Unternehmung an, um die Quellen des Mississippi aufzufinden; allein die Schwierigkeiten, besonders durch die Feindseligkeiten der Indianer veranlaßt, machten diese Pläne scheitern. Doch dieser unerschrockene Gelehrte gab sein Vorhaben nicht auf und erreichte selbst nach blutigen Kämpfen mit den Wilden seinen Zweck (s. *Pelotage in Europe and America, leading to the discovery of the sources of the Mississippi*, London, 1828 II Vol.) Später bereiste er Mexico und forschte besonders in alten Klöstern, Bibliotheken (s. *Le Mexique, par J. C. Beltrami*, Paris 1832. II Vol.). In einer derselben fand er die Handschrift einer Uebersetzung der Evangelien, Episteln und Liturgien in der Azteken-Sprache, auf Agave-Papier geschrieben, von derselben Art, wie das Papier, auf welchem die Spanier die mexikanischen Hieroglyphen verzeichnet fanden. Hr. Beltrami erwarb diese Handschrift und gibt darüber S. 171 des letzt erwähnten Werkes folgende Auskunft. Nach dem Tode Montezumas et Lepano blieben von der Familie Anahuac

Biondelli, Evang. Epist. etc., ling. Azteca 1715

mur 2 Brüder übrig, welche in der spanischen Sprache und Religion der Eroberer unterrichtet wurden, indem sie als Geiseln gefangen gehalten wurden. Dabei lernten diese gewaltsamen Missionare die Sprache der Azteken, und war es Bernhard Sahagun, welcher die vorliegende Uebersetzung nach dem Jahre 1520, wo die Eroberung von Mexico vollendet war, anfertigte. Diese Handschrift, welche Beltrami nach Europa gebracht hatte, wurde nach dessen Tode in Bergamo, von seinen Erben durch Professor Biondelli, dem Director des Münzcabinetts in der Arena zu Mailand angekauft, der sich besonders mit dem Studium fremder Sprachen beschäftigt (s. *Atlante linguistico*. Milano 1841. *Prospetto delle lingue parlate in Ungheria*. Milano 1849, *Studii linguistici*. Milano 1856, *Studii sulle lingue dei Zigani*. Milano 1857 u.). Diese Handschrift von 250 Seiten in Folio mit lateinischen Buchstaben geschrieben, hat einen Einband von mehreren Bogen desselben Papiers, welche, wie der Einsender sich überzeugte, als Schreibbücher zum Nachmalen lateinischer Buchstaben zum Theil benutzt worden waren.

Im Besitze dieser kostbaren Handschrift suchte Hr Biondelli die Azteken-Sprache zu erlernen; allein die Wörterbücher von Molina 1571, von Arena 1611. 1728 und 1793 waren nur spanisch-mexikanisch, nicht mexikanisch-spanisch, konnten ihm daher nicht nützen, auch konnte er nur nach langem Bemühen eine mexikanische Grammatik (*Compendio del arte de la lingua Mexicana* de P. H. Carrachi, compendiata da P. F. Parader. Mexico 1629) von einem Berliner Antiquar erhalten. Auf diese Weise begann er die wörtliche Uebersetzung dieser Handschrift ins Lateinische, welche jetzt in einer Prachtausgabe mit Vorrede, Erläuterungen, Anmerkungen und einem aztekisch-lateinischen Wörterbuche

vorlegt. Außer jahrelanger Arbeit kostet die Herstellung dieser Auflage dem Hn Biondelli an 12000 Franken, und ist der Ladenpreis auf 1500 Franken bestimmt. Es muß den Kennern der biblischen Literatur überlassen bleiben, zu beurtheilen, in wie weit der Verf. des aztekischen Textes der Vulgata gefolgt ist; Hr Biondelli meint, daß dies im Ganzen der Fall gewesen ist, hier und da aber der Urtext benutzt worden sei. Die in Folge dieses größeren Werkes jetzt herausgegebene Abhandlung über die Azteken- oder Nahuatl-Sprache ist das Ergebnis seiner Uebersetzung und des von ihm verfaßten Wörterbuches und wird den Sprachforschern gewiß sehr willkommen sein.

Zuvörderst spricht sich Hr Biondelli durchaus gegen die von manchen Seiten aufgestellte Behauptung aus, daß die mexikanische Sprache lateinischen oder chinesischen Ursprungs ist. Noch jetzt werden dort sehr verschiedene Sprachen geredet, zur Zeit Montezumas II. war die Sprache des herrschenden Volkes über die andern Völkerschaften dieses großen Reichs die Azteken- oder Nahuatl-Sprache, welche dort schon sehr alt und weit bis nach dem Norden verbreitet war, so wie sie sich bis zur Landenge von Panama erstreckte. Die grammatische Wortbildung dieser Sprache beweist, daß sie einem nicht ungebildeten Volke angehörte, und bemerkt der Verf. zum Beweise, daß sie fähig war, die schwierigsten Gegenstände des neuen Testaments klar auszudrücken, auch führt derselbe eine Menge Beispiele über die Vollkommenheit dieser Sprache an, welche sie durchaus von der tatarischen unterscheiden und den Sprachen der indo-europäischen Race nahe bringen sollen, was die Sprachforscher zu würdigen wissen werden.

Reigebaur.

L e i p z i g

Verlag von Wilhelm Engelmann. Das Beltlin nebst einer Beschreibung der Bäder von Bormio. Ein Beitrag zur Kenntniß der Lombardei. Zugleich als Wegweiser für Wanderungen vom Stilfser Joch bis zum Splügen. Von Georg Leonhardi, ref. Pfarrer in Brusio. Mit einer Karte des Beltlin. VIII u. 199 S. in Octav.

Wer die Absicht hat, dieses Land zu durchwandern, wird an vorliegender Schrift einen guten Führer besitzen; nicht weniger wird derjenige, welcher Reiseerinnerungen von dort aufzufrischen wünscht, eine lebendige Schilderung mit mannichfachen belehrenden naturhistorischen und geschichtlichen Nachweisungen verbunden finden. Die Berge und Thäler sind sehr schön; auch die Städte und Dörfer bieten Sehenswerthes; allein störend wirkt, daß man den Spuren der blutigen Verfolgung der Protestanten so oft begegnet. Die Beltliner, heißt es (S. 85), zählen die Protestanten nicht zu den Christen. Wie wenig diese religiöse Unduldsamkeit und Vertilgungswuth der Bevölkerung zu gute kam, das hebt der Verf. bei mehreren Gelegenheiten hervor. So sagt er (S. 150): Wäre das Beltlin 1797 zum vierten Bunde der rhätischen Republik oder später zu einem Schweizerkanton erhoben, und der Protestantismus nicht ausgerottet worden, so würde jetzt in dem von der Natur so reich gesegneten Lande nicht so viel Elend sein. Nur das Elternpaar pflegt in einem Bette zu schlafen; die übrigen Familienglieder schlafen im Vieh- oder Heustall. Da in den Stuben gewöhnlich keine Ofen sind, werden die langen Winterabende im warmen Viehstalle zugebracht (S. 88). Stretinen kann man in allen Abstufungen be-

trachten; sie werden gute Christen (buoni Christiani) genannt.

Bei S. Caterina quillt in einer schönen, aber sumpfigen Wiesenschlur ein treffliches Sauerwasser, das einzige dieser Art in der ganzen Lombardie. Im Val Masino ist eine berühmte warme Heilquelle. Das Wasser, klar, farb- und geruchlos, hat einen salzigen Geschmack, weswegen Acqua salino-thermale genannt. Seine Wärme soll auf 28—30° R. steigen.

Am Fuße des Stülferjoch, nahe am Ursprung der Adda, liegen die Thermen von Vornio. Die Schwalbennester an die Felsen geklebt; erblickt man rechts der Straße einige graue Gebäude, das alte Vorniser Bad; wenige Minuten darunter, umgeben von den Anlagen eines englischen Gartens, das neue. Neben dem alten steht die Kapelle von S. Martino, daher der Name Martinsbad. Nach der Ende Octobers 1859 vorgenommenen Untersuchung der 5 Quellen durch Adolf von Planta-Reichenau war ihre Temperatur, bei sehr wechselnder Witterung, constant 31° R. oder 39° Celsius. Die Wassermenge ist so bedeutend, daß man damit in einer Stunde 165 Bäder geben könnte.

An fixen Bestandtheilen (Chlornatrium, schwefelsaures Natron, schw. Kali, schw. Magnesia, schw. Kalk, kohlensaures Eisenorydul, kohlens. Manganorydul, phosphorsaure Thonerde, Kieselsäure) ist Vornio ärmer als Veuf, allein reicher als Pfaffers.

Während Veuf und Pfaffers einen etwas größeren Gehalt von Chloriden aufweisen, stehen beide betreffs des Glauber- und Bittersalzes weit hinter den Vornioquellen zurück und machen diese letzteren durch eine quantitativ sehr günstig repräsentierte Menge kohlensauren Kalkes die kohlensaure Magnesia

Mueller, Alterthümer d. ostind. Archipels 1719

ia von Pfäfers entbehrlieh, während sie das Uebermaß von Gyps nicht besitzen, wie Leuf, dagegen ihm mehr kohlensauren Kalk entgegensetzen. An kohlensaurem Eisenoxydul kommt Bormio Leuf nahe, übersteigt aber Pfäfers darin um ein Merkliches. In der Temperatur steht Bormio um $1-1\frac{1}{2}^{\circ}$ R. höher als Pfäfers, und je nach der Quelle, die man in Leuf ins Auge faßt, auch um mehrere Grade höher als in Leuf.

Die Bäder von Bormio sind durch Kauf im letzten Jahr in den Besitz einer schweizerischen Actien-Gesellschaft (la Bernina) übergegangen.

Marx.

B e r l i n

Im Selbstverlag des Verfassers 1859. Ueber Alterthümer des Ostindischen Archipels, insbesondere die Hindu-Alterthümer und Tempelruinen auf Java, Madura und Bali, nach Mittheilungen Brumunds und v. Hœvells aus dem Holländischen bearbeitet von Dr. Johannes Mueller, Medizinalrath in Berlin, Ehrendirector des Apothekervereines von Norddeutschland, der kaiserlich-königlich-Leopoldinischen-Carolinischen Akademie der Naturforscher, der königlich-Preussischen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt, so wie andrer Akademien und Gelehrten Gesellschaften Mitglied. Mit 21 Kunstbeilagen. VIII u. 102 S. in Oct.

Diese kleine Schrift gibt Abbildungen und Beschreibungen von vielen Ueberresten, insbesondere alter Hindu-Tempel brahmanischer und buddhistischer Religion, welche sich in Java befinden, keinesweges aber wie man dem Titel gemäß anzunehmen berech-

tigt ware, — auch von solchen in Madura und Bali oder gar andren Inseln des ostindischen Archipels. Die Abbildungen und Beschreibungen sind nicht ohne Interesse, jedoch fast ganz dilettantisch, so daß sie wissenschaftlichen Bedürfnissen nicht genügen. Doch auch so nehmen wir sie dankbar hin, da uns keinesweges unbekannt ist, mit welchen Schwierigkeiten gründliche Aufnahmen derartiger Ueberreste in diesen Gegenden verknüpft sind. Auch so zeigen sie schon, von welcher Bedeutung diese Ueberreste sind und wie sehr sie eine genaue Untersuchung und wissenschaftliche Beschreibung verdienen. Vielleicht wurden sie dazu dienen, die holländische Regierung, welche in Bezug auf historische, ja überhaupt wissenschaftliche Erforschung ihrer Colonien in jetziger Zeit so ziemlich eine der letzten Stellen unter den Colonialvölkern einnimmt, anzuregen hinter der preiswürdigen Thätigkeit der Engländer und Franzosen auf diesem Gebiet nicht zu sehr zurückzubleiben, und mit der so weit getriebenen materiellen Ausbeute ihrer Colonien auch eine geistige zu verbinden.

Unter den in diesem Werkchen gegebenen Abbildungen ist eine der interessantesten die der Loro Djungrang (zu S. 18), entsprechend der Durga. Sie scheint in der That ein Meisterwerk indischer Sculptur; auch andre Sculpturen und Architekturen nehmen den Abbildungen und Beschreibungen nach einen hohen künstlerischen Werth in Anspruch.

S. V ist Aksamala (sskr. akṣamālā) „Rosentranz“. S. 19 Z. 9 ist Tjakra (sskr. tṣakra) nicht „Wurfpieß“, sondern „Discus“. S. 95 Z. 20 ist „Schildkröte“ statt „Schwert“ zu lesen.

Th. Benfey.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

173. Stüd.

Den 29. October 1860.

L e i p z i g

J. E. Hinrichs 1857. 1860. Corpus legum ab Imperatoribus Romanis ante Justinianum latarum, quae extra Constitutionum codices supersunt. Accedunt res ab Imperatoribus gestae, quibus Romani juris historia et imperii status illustratur. Ex monumentis et scriptoribus graecis latinisque collegit, ad temporis rationem disposuit, indicibus, qui codices quoque comprehendunt, constitutionum, rerum, personarum, locorum instruxit D. Gustavus Haenel, Lipsiensis. Fascic. I. X u. 282 S. Fasc. II. 278 S. In hoch Quart.

Hr Hofrath Hänel bietet in dem vor uns liegenden stattlichen Quartanten der gelehrten Welt eine neue Gabe seiner umfassenden Gelehrsamkeit und seines rastlosen Fleißes dar, über die wir, nachdem sie durch Versendung des zweiten Fascicels abgeschlossen ist, einen kurzen Bericht schuldig sind.

Die Absicht ging auf eine, die römischen Constitutionencodices ergänzende, Sammlung der kaiserli-

chen Constitutionen von August bis zum Regierungsantritt Justinians. Was also außerhalb jener Codices in den Schriften der römischen Juristen, in den sonstigen Ueberresten der römischen und griechischen Litteratur, besonders der Profan- und Kirchengeschichte, auf Denkmälern in Stein und Erz, an kaiserlichen Constitutionen vorkommt, sei es daß es in der Vollständigkeit des Originals aufbewahrt oder daß es nur auszugsweise angeführt ist, sollte gesammengebracht, in der wörtlichen Fassung der benutzten Quelle (das Griechische mit lateinischer Uebersetzung) aufgenommen, und auf diese Weise ein Corpus legum geliefert werden, welches, soweit die geschichtlichen Hülfsmittel reichen, das ganze Constitutionenmaterial in sich vereinigte, welches außerhalb des Gregorianischen, Hermogenianischen, Theodosianischen und Justinianischen Codex sowie der Novellensammlungen erfindlich ist. Eine Beschränkung der Sammlung auf die das Privatrecht angehenden Constitutionen war schon deshalb unzulässig, weil das Werk nicht ausschließlich dem Interesse der geschichtlichen Erkenntniß des heutigen römischen Rechts, sondern auch der Wissenschaft der römischen Geschichte dienen soll: und so konnte denn auch die kirchliche Gesetzgebung der Kaiser seit dem vierten Jahrh. nicht ausgeschlossen bleiben, wenn gleich rücksichtlich der zahlreichen und weitreichenden Gesetze über rein dogmatische Gegenstände eine Beschränkung geboten war, welche aus der Natur eines Werkes sich ergab, das jedenfalls nicht für die kirchliche Dogmengeschichte bestimmt ist. Aus den früheren Jahrhunderten aber konnte die Sammlung nicht bloß dasjenige aufnehmen, was der Form nach als kaiserliche Constitution erscheint, sondern mußte auch auf die Volksschlüsse und Senatusconsulte sich ausdehnen, die der Sache nach zur kaiserlichen Gesetzgebung gehören.

Es ergibt sich aus diesem Plane, welche Masse von Schriftwerken durchgelesen und ausgezogen werden mußte, um das Material der Sammlung allmählich zusammenzubringen. Die *Enumeratio librorum ad componendum corpus legum adhibitorum* (S. VII—X) gewährt darüber eine freilich nicht ganz vollständige Uebersicht, da sie nur die einen reichlicheren Ertrag liefernden Werke enthält. Mit jener Arbeit des Sammelns war aber die Sache noch nicht gethan. Es kamen nunmehr die Detailfragen über den aufzunehmenden Inhalt und die Ordnung der Constitutionen. Der Herausgeber entschied sich hier vollkommen sachgemäß für die chronologische Ordnung. Ihr entsprechend sind die Constitutionen nach der Reihenfolge der Imperatoren und ihrer einzelnen Regierungsjahre zusammengestellt, und zwar so, daß, wo mehrere der benutzten Quellen über dieselbe Constitution berichtende Angaben enthalten, diese mehreren Texte neben einander gegeben werden. Zweifelhafte Constitutionen und Zeitbestimmungen sind durch Sternchen kenntlich gemacht. Für die Texte selbst, die natürlich für den Zweck der Sammlung nicht erst einer neuen kritischen Bearbeitung unterworfen werden konnten, hatte sich der Herausgeber auf die vorhandenen Ausgaben zu stützen, und nur darauf zu sehen, daß die Auswahl, wo eine solche überhaupt möglich war, die verlässigere traf.

Das auf solche Weise zu Stande gebrachte *Corpus legum* ist im ersten Fascikel enthalten. Den zweiten füllen die reichen *Indices* *), welche eine weit über die Nutzbarmachung der Hänel'schen Samm-

*) Die auf dem Titel angekündigten *res gestae Imperatorum* werden, soweit sie nicht durch die *Leges* und *Indices* selbst anschaulich werden, jedenfalls als ein besonderer Abschnitt, vermißt.

lung hinausgehende Wichtigkeit haben, und als ein selbständiges, die Hilfsmittel für Kritik und Exegese der römischen Rechtsquellen bereicherndes, Werk anzusehen sind. Ihre abgesonderte Kauflichkeit würde gewiß Manchem willkommen sein, da sie in der That eine jede Ausgabe von Quellen des römischen Constitutionenrechts ergänzen und ihren Gebrauch fördern.

Die erste Stelle nimmt ein Index legum ein, welcher zum ersten Male eine vollständige, nach Jahr und Datum der Erlassung geordnete Uebersicht aller, in den Constitutionencodices, Novellensammlungen und deren üblichen Anhängen enthaltenen, sowie der in den Vaticana fragmenta, der Consultatio und der Collatio mit Subscription aufbewahrten Constitutionen, soweit möglich mit genauer Angabe der Adressaten und Ausfertigungen, bis zum Jahr 565 darbietet. Die große Brauchbarkeit dieses Index bei Studien in der römischen Rechts- und Staatsgeschichte im Allgemeinen, wie für Berichtigung und Ergänzung fehlerhafter oder mangelnder Erlassungsdaten insbesondere, ist einleuchtend. Juristisch wichtiger aber sind die Dienste, die er für Feststellung der Geminationen und noch mehr für die Ausfindigmachung der in den Rechtsammlungen zerstückelten Constitutionen leistet, indem die Wiederverknüpfung der ursprünglichen Ganzen möglich gemacht und dadurch das richtige Verständniß der auseinander gerissenen Theile erleichtert wird. Auch mir entging bei meiner Bearbeitung des Just. Codex die Wichtigkeit dieser Reconcinnation nicht, für welche (abgesehen von den aus dem Theodos. Codex herübergenommenen Stellen) fast gar keine Vorarbeiten vorlagen, und ich ließ mich deshalb die zeitraubende Mühe nicht verbieten, mit Hülfe eines ad hoc entworfenen Namenverzeichnisses der Adressaten je-

auseinander gerissenen Constitutionen nachzuspi-
 Meinen Ertrag gab ich theils in den Noten
 n betreffenden Stellen, theils stellte ich ihn
 ndix II. meiner Ausg. S. 786 ff.) in einem
 ern Index legum inter se conjungendarum
 men, welcher nahezu 550 Constitutionen des
 zu 220 ursprünglichen Ganzen verknüpfte.
 3, wie ich glaube, recht brauchbare, aber von
 interpreten bisher wenig benutzte Beiwerk mei-
 usgabe wäre, wenn der Hänel'sche Index legum
 vorgelegen hätte, einerseits mit einem weit ge-
 m Maße von Arbeit zu Stande zu bringen
 n, andererseits aber auch noch vollkommner
 ollständiger ausgefallen.

: beiden folgenden Indices (personarum und
 aphicus) beziehen sich ebenfalls nicht bloß auf
 änel'sche Corpus legum, sondern weisen die
 iennamen und Ortsbezeichnungen, zugleich mit
 e der Jahrzahl ihres Vorkommens, aus dem
 : römischen Constitutionenbereiche nach, jedoch
 af wegen der Personen und Orte, welche in
 n vorkommen, die aus den Sammlungen vor
 ian in dessen Codex herübergenommen sind,
 uf die früheren Sammlungen verwiesen wird.

dies um der, allerdings nicht geringen, Raum-
 niß willen geschehen, und der Ausnutzung der
 :s wenigstens dann unnachtheilig, wenn beim
 blagen der Stellen die vorjustinianischen Samm-
 : in der Hänel'schen und der Justinian. Codex
 ner Ausgabe gebraucht werden: denn da fin-
 in bei jeder einzelnen Stelle ihren Uebergang
 späteren Sammlungen, beziehungsweise ihre
 ist aus den früheren angegeben. Eine gewisse
 erung des Gebrauchs der Indices für dieje-
 die sich ihrer beim Justin. Codex bedienen
 , ist freilich damit gegeben, und wohl ließe

sich die Frage aufwerfen, ob nicht, wenn auf die doppelte Anführung verzichtet werden mußte, das Eltat aus dem Justin. Codex für die Mehrzahl der Gebraucher zweckmäßiger gewesen wäre. Die vielfache Verwendbarkeit jener Indices für die Krüz der Adressen und Ausfertigungen der Constitutionen, für die Zeit- und Ortsbestimmungen der Constitutionen mit fehlendem Datum, für die Auffindung der mit einander zu verbindenden Gesetze, für die Geschichte der Reichsverwaltung und der Imperatorenzeit überhaupt, springt einem Jeden in die Augen, und ist dem Hrn Verf. um so mehr zu verdanken, als dieses vortreffliche kritische und historische Hilfsmittel bisher nur in den engen Grenzen nutzbar war, wie es Jac. Gothofredus (richtiger Marvillle) in der Ausgabe des Theodosischen Codex und mit Beschränkung auf den Constitutionenumfang des letzteren dargeboten hatte.

Der vierte Index ist ein Index rerum, quas insant in Corpore legum et in constitutionum Codicibus ante Justinianum promulgatis. Auch dieser bezieht sich also nicht bloß auf das Hanel'sche Corpus legum, sondern umfaßt alle Constitutionensammlungen, jedoch mit Ausnahme der justinianischen, weil hier der bekannte und vielen älteren Ausgaben des corpus juris, namentlich den glossirten von Dion. Gothofredus angehängte, Sachenindex von Stephanus Daohz dem Bedürfniß eher zu genügen schien, als die kurzen und unvollständigen Indices von Jac. Gothofredus und Schulting zu den vorjustinianischen Sammlungen. Man wird auch mit dieser Art, in welcher der Verf. seine Aufgabe begrenzt hat, einverstanden sein müssen. Denn wenn sich auch über das Genügen des Daohz streiten und die Nichtvollendung des unvergleichlich besseren Werkes von Rob. Schneider beklagen läßt, so war es

Haenel, Corp. leg. ab Imp. Romanis etc. 1727

doch jedenfalls nicht Sache des Verf., bei Gelegenheit der Publication seines Corpus legum einem Bedürfniß abzuhelpfen, welches eine Beschränkung auf das Constitutionenrecht, die sich der Verf. doch jedenfalls hätte auferlegen müssen, nicht duldet. Mußte er sich aber auf dieses beschränken, so war es schon eine reiche und nützliche Gabe, wenn er seinen Sachkenntniß über das ganze vorjustinianische Constitutionenrecht ausdehnte, da eine gleiche Ausnutzung für juristische Zwecke, wie sie dem Justinianischen Codex und den Novellen als Theilen des Corpus juris zu Theil geworden ist und täglich wird, keineswegs von dem früheren Constitutionenmaterial, nicht einmal für das Privatrecht und Criminalrecht und den Proceß, bezeugt werden kann. Durch diesen Hänel'schen Index wird sie so außerordentlich erleichtert, daß die Bearbeitung vieler Rechtsinstitute die Frucht davon zu genießen haben wird.

Ich schließe meine Anzeige mit dem Wunsche, daß es dem unermüdliehen und gelehrten Verf. vergönnt sein möge, sich solcher Früchte zu erfreuen und an der Gewinnung derselben sich selbst zu betheiligen.

E. Herrmann.

G i e ß e n

Ferber'sche Universitätsbuchhandlung (Emil Roth) 1859. Physiologie der Nahrungsmittel. Ein Handbuch der Diätetik. Von Jac. Moleschott. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. XXIV und 570 und 254 S. in Octav.

Diese zweite Auflage des in erster Auflage im Jahre 1850 als völlige Umarbeitung von Friedrich Tiedemann's Lehre von dem Nahrungsbedürfniß, dem Nahrungstrieb und den Nahrungsmitteln des Menschen (Band 3 der Physiologie des Menschen. Darm-

stadt 1836) erschienenen Handbuchs ist wiederum ein ganz neues Werk geworden, dessen Ausarbeitung sich Vf., obgleich schon seit Jahren die Anthropologie seine Lieblingsarbeit geworden ist, mit der größten Ausdauer unterzogen hat. Vf. hat hierbei besonders die praktischen Aerzte im Auge gehabt und sich die Aufgabe gesetzt, die Physiologie der Nahrungsmittel als Grundlage einer vernünftigen Diätetik zum Gemeingut der Aerzte zu machen, indem er zu denen gehört, welche trotz allem Vertrauen zu einigen unserer gebräuchlichsten Heilmittel, ohne welche er nicht Arzt sein möchte, von der Diät weit mehr erwarten, als von der Arznei, und besonders behauptet, daß ein denkender Arzt, jama! in chronischen Krankheiten, sehr häufig die Arznei leichter entbehren kann, als eine vernünftige Anordnung der Nährungsweise.

In der Anordnung des Materials sind zwei wesentliche Veränderungen im Vergleich zur ersten Auflage vom Vf. vorgenommen worden. Einmal hat er alle Zahlenübersichten an das Ende des Buches verwiesen, und diese tabellarischen Zusammenstellungen, auf deren Ausarbeitung Verf. eine bedeutende Mühe verwendet hat, bilden einen sehr werthvollen Beitrag zu einer raschen vergleichenden Uebersicht über den Werth der einzelnen Nahrungsmittel. Dann sind die ausführlichen naturgeschichtlichen Aufzählungen der ersten Ausgabe, deren Material von Tiedemann seit einer langen Reihe von Jahren besonders aus Reisebeschreibungen, der Lieblingslectüre seiner Mußestunden, gesammelt war, weggeblieben, und es wird in dieser Beziehung auf die erste Auflage verwiesen.

(Fortsetzung folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

174. 175. Stüd.

Den 1. November 1860.

S i e h e n

Fortsetzung der Anzeige: »Physiologie der Nahrungsmittel. Von Jac. Moleschott.«

Nach einer kurzen Einleitung (S. 1 u. 2), in welcher in scharfen, treffenden Zügen die hohe Bedeutung der Nahrung und des Sauerstoffs für unseren Körper geschildert wird, behandelt Vf. im ersten Abschnitte (S. 3—41) die Nahrungsstoffe selbst. Nach einer kurzen Begriffsbestimmung und Einteilung derselben werden zunächst die anorganischen Nahrungsstoffe besprochen. Unter denselben verdient das Wasser eine vorzügliche Berücksichtigung, indem dasselbe nicht bloß das Fuhrwerk ist, welches die Bewegung aller andern Stoffe unseres Körpers vermittelt, indem unsere einzelnen Werkzeuge nicht bloß mechanisch mit Wasser getränkt sind, sondern das Wasser vielmehr auch unmittelbar an dem Aufbau unseres Leibes sich betheiligt. Daher ist es denn auch am allgemeinsten verbreitet in den Nahrungsmitteln, wie in den verschiedenen Theilen des menschlichen Körpers, und es leitet überaus wichtige Ver-

calcium und der
Mengenverhältniß ei
organischen Bestand
treten sind. Nach
Stärkegummi und
große Bedeutung be
wandelbarsten Stoffe
achtet hat, die aber
änderlichkeit so vorzü
Grundlage für den
Leibes zu bilden, in

Der zweite Abschn
Geschichte der Nahrung
per behandelt, und
Verdauung, den Ueb
die Gefäße, den Chyl
Absonderungen, die i
dungen einer nähern
dritte Abschnitt (S. 1
allgemeinen Betracht
menschlichen Körpers.
Auscheidung bei man
ger und Durst näher

Gruppen von Nahrungsstoffen (den anorganischen, den stickstofffreien und den stickstoffhaltigen organischen) zur Erhaltung des Lebens und von der Menge, in welcher die einzelnen Nahrungsstoffe zu einer vollständigen Ernährung erfordert werden, handelt, und schließlich die Frage erörtert, aus welchem Reich der Naturkörper der Mensch seine Nahrung zu beziehen hat, wobei auch die Menschenfresserei ihre Berücksichtigung findet, diese 3 Abschnitte bilden gewissermaßen den allgemeinen Theil, dem als specieller Theil die Betrachtung der einzelnen Speisen und Getränke folgt. Diese Abschnitte stellen in gedrängter Kürze und vortrefflicher Darstellung den betreffenden Gegenstand nach den neuesten Untersuchungen darüber vor unsere Augen. Es ist unmöglich, auf den reichen Inhalt derselben hier näher einzugehen, und muß auf das genaue Studium derselben, als der wissenschaftlichen Grundlage für die folgenden speciellen Expositionen hingewiesen werden.

Der fünfte Abschnitt (S. 235—276) handelt die thierischen Speisen ab. Das Fleisch bildet den wichtigsten Gegenstand desselben; es werden die Thiere angeführt, welche aus den verschiedenen Thierreichen den verschiedenen Völkerschaften Fleischnahrung gewähren, und schließlich werden die Zusammensetzung des Fleisches, die Verschiedenheit desselben je nach der Thierart, die Verschiedenheit des Fleisches verschiedener Körpertheile, der Einfluß von Alter, Geschlecht und besonderen physiologischen Zuständen auf die Beschaffenheit des Fleisches, der Einfluß der Nahrung und der Lebensweise auf das Fleisch, der Einfluß besonderer Eingriffe (Castriren &c.) auf die Beschaffenheit desselben, endlich die Bereitung desselben und die Fleischbrühe näher erörtert. Dann werden die Eingeweide der Wirbelthiere, die Eier, der Käse, die eßbaren Vogelnester und zuletzt die wirbel.

losen Thiere als Nahrungsmittel abgehandelt. Für, wie überall, zeigt sich die große Belesenheit des Hrn. Ref. kann sich nur erlauben, aus seinen Notizen, welche er sich seit einiger Zeit auf der Göttinger Universitätsbibliothek über die Nahrungsmittel gemacht hat, welche aber auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen können, auf kleine Auslassungen aufmerksam zu machen, welche der Trefflichkeit des Werkes natürlich keinen Eintrag thun und nur zur Vervollständigung dienen können. Von *Tapirus americanus* Desm., dem größten in Sudamerika vorkommenden Säugethiere, erwähnt Schomburgk (Reisen in Britisch-Guiana Bd 2. S. 167 und Bd 3. S. 766 u.), daß das Fleisch derselben zu dem schmackhaftesten Wildpret gehört, besonders wenn sie etwas fett sind, wo es dann ganz dem besten Rindfleisch ähnelt. Auch das Fleisch von *Neotyles labialis* Cuv. ist schmackhaft, weicht aber ganz von dem unserer wilden Schweine ab, das der ältere Individuen ist zähe und trocken. Nach Schomburgk (a. a. O. Bd 2. S. 491. 492) wird *Coelogenys paca* (*Mus paca* L., *Cavia paca* Erxl., *Coelogenys subniger* Fr. Cuv.) in Britisch-Guiana allgemein für das schmackhafteste Wildpret gehalten. Das Fleisch des Javanischen Hirsches, *Mendjangan* (*Cervus russa*), wird in dünne Scheiben geschnitten, mit Salz eingegeben und in der Sonne getrocknet (*Dengdeang*), und ist so die am meisten geliebte Vorspeise zum Reis der javanischen Hauptlinge. Das weiße, zarte Fleisch von *Acauthion javanicum* Fr. Cuv., welches in engen Spalten und Nebenhöhlen größerer Höhlen auf Java haust, gilt für einen Vorrath bei den Javanen. Nach Schomburgk (a. a. O. Bd 2. S. 30) hat *Macrocerus Ararauna* (*Psittacus Ararauna* Linn.), dieser prachtvolle Ara- ras, ein sehr schmackhaftes Fleisch und liefert sehr

Moleschott, Physiologie d. Nahrungsmittel 1733

: Suppen; auch das Fleisch von *Psittacus men-*
us L., *Psittacus Maximiliani* Kuhl und *Pa-*
rocephalus L. Gmel. ist sehr schmackhaft. Das
Fleisch der Finken (*Crax alector* Linn. Temm.)
ist zu dem vorzüglichsten Vogelwild, und pflan-
zet der Geschmack derselben, wenn das Fleisch
zwiebelartigen Geruch und Geschmack angenom-
men hat, der von Schomburgk (a. a. O. Bd 2.
S. 503) erwähnt wird. Auch das Fleisch
von *Crax tomentos* Spix (*Urax toment.* Caba-
niss) nimmt diesen zwiebelartigen Geruch und Ge-
schmack an. Unter den Amphibien sind noch einige
Schilddrüsen zu erwähnen: *Podocno-*
ta expansa Wagl. (Dumeril et Bibron; Herpe-
tolog. II. p. 383, *Emys amazonica* Spix, Rept.
II. p. 1) gehört unstreitig zu den fettesten und
schmackhaftesten der Schilddrüsen; sie hat in M. v.
Schubert und Spix ausführliche Beschreiber gefun-
den. *Testudo tabulata* Wahlb. (Dumeril et Bi-
ron; Herpetolog. II. p. 89), welche weniger fett
schmackhaft ist, als die Flussschilddrüsen, ist vom
Genuss von Rennied vollkommen und erschöpfend
genossen. Unter den Fischen sind, was die Sü-
ßwasserfische betrifft, zu erwähnen: der Raibarsch
(*Carassius auratus vulgaris* Cuv.), der Stör (Acipenser
sturio L.), der Stör (A. *sturio*), der Hais
(*Huso*), der Ähren (Ammocoetes *branchialis*
L.), der Schied (Aspius *rapax* Agass.), der Stör-
fisch (Aspius *vulgaris* Cuv.), der Zingel (Aspius *Zin-*
gulus Cuv.), Aulopyge *Mugilii* Heckel, außer der
schönen Barbe (*Barbus fluviatilis* Agass.) noch
das plebejus Bonap., *Barbus eques* Bonap.,
Barbus caninus Cuv. Val., ferner die Karausche
(*Carassius vulgaris* Nil.), der Stiel (Carassius
oblongus Nil.), Carassius *moles* Agass., C. *oblon-*
gus Heckel, Carpio *Kollarii* Heckel, der Rüssel

Microstoma nasus Agass.), *Coregonus Wartmanni* Cav., *Coregonus lera* Jurine, *Cor. acromiatus* Rapp., der Kopp oder Grappe (*Cottus gobio* Cav.), der Steinpieler (*Cottus cataphractus*), der Seebull (*C. quadricornis*), der Eescorpion (*C. Scorpianus*), *Cyprinus acuminatus* nov. spec. Heckel, *Cyprinus hungaricus* Heckel, *Cypr. regina* Bonap., der Hornhecht (*Rox belone*), der Schildhecht (*R. osseus*), der brasilische Hecht (*E. brasiliensis*), die Raichforelle (*Pario Marsiglii* Heckel), *Pario carpio* Heckel, *Gobio uranoscopus* Agass., auf dem Flußbarsch (*Perca fluviatilis* L.) der Streber (*Perca asper*), der Raichbarsch (*P. Labrax*), der Seebarsch (*P. marina*), die Priele (*Petromyzon marinus* L.), das Neunauge (*Petr. fluviatilis* L.), die Pfrielle (*Phoxinus laevis* Agass.), die Ansehe (*Salmo thymallus*), der Fuch (*S. huch* L.), der Salbling (*S. salvelinus*), der grüne Raich (*S. eriox*), die Waldforelle (*S. lacustris*), *Thymallus vexillifer* Agass. u. and., welche Refer. besonders aus dem ausgezeichneten Werke von Heckel über die Süßwasserfische Oesterreichs und der angrenzenden Länder anführt. Schomburgk (a. a. O. Bd 3. S. 620 u.) zählt als eßbare Fische von Britisch-Guiana mehr als 50 Arten auf und beschreibt ihren Geschmack und Güte; sie finden sich bei Moleschott nicht angeführt. Unter ihnen ist *Doras maculatus* Val. ungeachtet der wirklich abschreckenden Gestalt einer der schmackhaftesten Fische der süßen Gewässer Guiana's. Nicht minder schmackhaft ist *Macrodon trahira* Müll. (*Erythrinus macrodon* Agass., *Erythr. Trahira* Spix), von den Farbigen und Colonisten Patmuri genannt; sein Kopf wird für die größte Delicatsse gehalten. Selbst der *Gymnotus electricus* L. wird von den Farbigen Guiana's gegessen (s. Schomburgk a. a. O. Bd 1. S. 139).

les Pacu wird nach demselben (Vb 1. S. 300) den farbigen Guiana's im Essequibo und Maroni in reichlicher Anzahl gefischt, die gefangene wird auf den Felsblöcken eingesalzen und getrocknet und bildet dann in der Colonialstadt (Georgetown) einen bedeutenden Handelsartikel. Aus den Eiern des Seedrachens (*Chimaera monstrosa*) backen Vergius (Ueber die Lederereien. Aus d. Schwed. J. Reinh. Forster und Kurt Sprengel) die seeger wohlschmeckende Pfannkuchen. Im Geiste werden die Eier der Schildkröten noch weit den Eiern der *Iguana tuberculosa* Laur., einschmachten Eidechse, übertroffen, und diese letzteren gehören in Brit.-Guiana zu den gesuchtesten Nahrungsmitteln (Schomburgk a. a. D. Vb 1. S. 308); sind viel kleiner, als die der Schildkröten. Schomburgk fand, daß das Eiweiß in den Schildkröten (von *Testudo Arrua* Humb. und *T. Kay* Humb. in Brit.-Guiana) beim Kochen nicht wird, sondern vollständig im flüssigen Zustande bleibt. Die rohen Dotter derselben liefern ein ausgezeichnetes Dessert, wenn man sie mit Butter und ein Tropfen Rum vermischt, was ihnen eine angenehme Ähnlichkeit mit dem feinsten Marzipan gibt. Ueber das Vorkommen der Schwalben, die so geschätzten essbaren Vogelnester bauen, theilt sehr verschiedenen Regionen Java's theilnehmend (Java Abth. 1. S. 468. u. S. 200) interessante Einzelheiten mit und erläutert die Methoden und das Einsammeln durch Abbildungen. Eine mit einer Fettmasse gefüllte Abdomen von *Atta molosses*, einer Ameise, wird von den Indianern gewaschen, geröstet oder gekocht und, so zubereitet, ihnen für noch leckerer gehalten, als die Larven *Calandra palmarum* (Schomburgk a. a. D. S. 112). Wasserschnecken (*Onchidium*) wer-

den nach Fr. Hamilton (Edinb. Phil. Journ. 1800. Vol. 9. p. 233) von den Bewohnern des Mergui-Archipels in Menge gesammelt, getrocknet, einge-
macht und den Chinesen als eine stimmlirende Speise
verkauft. Andre Mollusken (Holothuria, Biche de
mer der Franzosen, See slug der Briten) werden
im Mergui-Archipel gesammelt und gegessen (Nouv.
Asien Bd 3. S. 1029, Bd 4. Abth. 1. S. 122).
Ein anderes Molluscum, Ampullaria urceus, ist
bei den Indianern Südamerikas, wie bei uns der
Häringssalat, als ein Kräftigungsmittel für das ge-
störte Gangliensystem und wird besonders nach den
großen Trinkgelagen derselben den andern Mergui
genossen. Das Mollusk wird in dem Gehäuse ge-
kocht, dies dann zer schlagen und aus dem Thiere die
Eingeweide entfernt; die muskulösen Theile liefern
dann, mit Essig übergossen, ein ganz vorzügliches
Gericht. Eine ausführliche Beschreibung dieses Mol-
luskes liefert Troschel in Wiegmann's Archiv f. Na-
turgeschichte Jahrg. 1845.

Der sechste Abschnitt (S. 277—355) umfaßt die
pflanzlichen Speisen. Zunächst werden die Getreide,
welche an der Spitze der mehligten Samen liefern-
den Pflanzen stehen, einer nähern Betrachtung un-
terzogen. Die Körner des Raïses werden zu Brot-
mehl; in Italien zur Darstellung der so beliebten
Polenta, in England zu Puddings gebraucht; die
jungen Zäpfchen, mit Essig eingemacht, werden wie
Gurken gegessen. Von Nymphaea Lotus geben die
verschiedenen Varietäten den Kaschmirern Nahrung
(s. Ritter, Asien, Bd 2. S. 1191). Die Frucht
der Wassernuß, Trapa natans, von den Franzosen
Marron d'eau genannt, wird zur Bereitung eines
weißen guten Brotmehls, und als Nahrungsmittel
überhaupt sowohl roh als gekocht und gebraten, wie
Kastanien gebraucht sie soll ein Hauptessen der

ten Thracier gewesen. sein. Von *Setaria italica* L. de Beauv., der italischen Kolbenhirse (in Italien cultivirt als Kala Kangnes oder Kora Kang) sind die Körner theils als Vogelfutter, theils als Getreide zu Mehl u. gebraucht. Die Kolbenhirse ist, nach der Beschreibung von Plinius zu urtheilen, das wahre Panicum der Alten sein. Aus den samensamen (von *Phalaris canariensis* L.) bereiten die Italiäner ein Mehl, mischen dasselbe unter Weizenmehl und bereiten daraus Brot und anderes Gebäck. Die Körner von *Digitaria sanguinalis* (Aussennich) werden zu einer wohlschmeckenden Grütze gebraucht. Diese Pflanze wurde ehemals häufig im Anbau, in Böhmen u., jetzt selten mehr angebaut, sie ist unter dem Namen Bluthirse, wilde Hirse, Stengras, Himmelsthan bekannt. Auch *Paspalum robustum* in Indien (unter dem Namen Menya oder Kodro) liefert ein geringeres Korn, welches ungesund gilt.

Delige Samen werden von einer großen Masse von Pflanzen geliefert. Ueber die Darstellung des Kernöls gibt Michaux (*Histoire des Arbres forest. de l'Amérique septentr. Tom. 2. p. 180 — 185*) interessante Mittheilungen. Die Zirbelnüsse (*S. 15*) werden auch in Tyrol auf den Markt gebracht und wie Haselnüsse verkauft. Sie schmecken nicht angenehm harzig, etwas mandelartig und kommen zuweilen bei uns als Dessertfrüchte im Handel mit Obstfrüchten vor. Die Piniolen sind im frischen Zustande, mit Zucker überzogen, eine wohlschmeckende, sehr nahrhafte, gesunde Speise; man bereitet daraus eine vortreffliche Mandelmilch. Die Kaschunüsse (von *Anacardium occidentale*) haben nach Humboldt (a. a. O. Bd 1. S. 180) einen sehr angenehmen, säuerlich-süßlichen Geschmack und dienen den Indianern zugleich zur Bereitung eines an-

genehmen, kühlen Getränkes. Das eigentliche, steinharte, nierenförmige Pericarpium sitzt an der Spitze des Fruchtsiels. Zwischen den beiden Pappen des Pericarpiums und dem Samen lagert sich ein heißendes, brennendes Del ab, das man sorgfältig entfernen muß, bevor man die Samen öffnet, da es stark caustisch auf die Haut wirkt. Die Kerne haben einen angenehm-süßen Geschmack; auf Kohlen geröstet sind sie für den Genuß noch viel lieblicher. Auf Ceylon ist die Kaschu-(Cashew-)Nuß für die armen Klassen eine sehr allgemeine Nahrung (s. J. Cordiner, Descript. of Ceylon Vol. I. p. 372). Die Cocos-Nuß (*Cocos nucifera* L.) spielt auch auf Java die wichtigste Rolle im Haushalte der Eingeborenen. Aus dem Kerne ihrer Nüsse wird das allgemein zu allen möglichen Zwecken benutzte Cocosöl bereitet, das ebensowohl zum Brennen in den Lampen und zur Haarpomade dient, als es in der javanischen Küche unsere Butter ersetzt. Ueber die Verbreitungssphäre der Cocospalme s. Ritter, Asien, Bd 4. Abth. 1. S. 834. *Caryocar butyrosus* (*Pelea tuberculosa*) oder *tomentosum* liefert die Souari- (oder Suwarrow-)Nüsse, deren Kerne eine sehr angenehme Nußfrucht bilden, vergl. Schomburgk a. a. O. Bd 1. S. 256). Die Nüsse (Pecan-Nuts) von *Carya olivaeformis* Nutt. schmecken köstlich und werden viel von Louisiana nach den Antillen gebracht: auch die Nüsse (Kisky Thomas Nuts) von *Carya alba* Nutt. werden von den Indianern gesammelt. Die Früchte von *Terminalia Catappa* L. auf Java liefern Del und werden wie Mandeln gegessen. Dasselbe gilt von der in Java cultivirten *Voandzeia subterranea*, deren Samen auch geröstet und wie Haselnüsse gegessen werden. Die übrigen, süßen Nüsse von *Hippocratea comosa* werden im franz. Westindien Amandier du Bois

Moleschott, Physiologie d. Nahrungsmittel 1739

genannt. Die Samen von *Guevinia Avellana* Mol. werden von den Chilenen gesammelt und wegen ihres süßen, etwas öligen Geschmacks gelobt. Auch die Kerne von *Hamamelis virginica* sind ölig und essbar.

Unter dem Namen Obst werden die fleischigen und saftigen Früchte vereinigt. Außer *Spondias dulcis* (S. 310) sind noch zu erwähnen *Spondias purpurea* L. (Prunier d'Espagne, Plumbtree der Colonisten auf den Antillen), *Sp. Mombin*, dessen Früchte in Brasilien und Westindien gegessen werden, *Sp. mangifera* Willd., *Sp. Birrea* A. Rich. in Senegambien, aus dessen Früchten die Neger einen weinigen Trank bereiten, und *Sp. amara*, in Asam Amra genannt (s. Fr. Hamilton, Account of Asam in: Annales of Orient. Lit. London 1820. Vol. I. p. 243 sq.). *Persea gratissima* Gaertn. wird auch auf Java cultivirt. Bei *Pyrus* ist noch *Pyrus baccata* am Altai zu erwähnen, dessen Äpfel gegessen und von den Kirghisen Alma genannt werden (s. Siwers, sibir. Briefe S. 144). Die Mangostane wird von den meisten Europäern ihres weissen, saftigen, süßen und doch sehr erfrischenden Fleisches halber für die schmackhafteste aller indischen Früchte gehalten. Die Früchte von *Eugenia cauliflora* (S. 312) werden in Brasilien Jaboticaba oder Jaboticaburas genannt, und es wird daraus ein sehr guter Wein; Syrup &c. bereitet (s. Martius, Hort. reg. Monac. 1829). Die Malacca-Jambu (von *Eugenia malaccensis* L.) ist so groß, wie ein Gänsefuß. *Psidium pyrifera*, welches die wohl-schmeckenden Guejava-Birnen, und *Ps. pomifera* (nicht *panifera*, wie bei Moleschott S. 312 steht), welches die Guejava- oder Custard-Äpfel liefert, nennt man auch *Psidium Guajava* Raddi (var. *po-mifera* und *pyrifera* L.). Die Gärten Promé's

am Irawadh sind wegen dieser Aepfel berühmt. Neben *Solanum esculentum* (*S. ovigerum* Dun.) und *Solanum Lycopersicum* sind noch *Solanum Melongena*, welches die Eieräpfel, Bringals oder Aubergines genannt, liefert, *Sol. quitoëense*, welches die Quito-Orangen, *Naranjitas de Quito* liefert, und *Sol. laciniatum*, welches die Kiangaroo-Aepfel, die von den Tasmanlern gegessen werden, liefert, zu erwähnen. Die besten Ananasse (*Ananassa sativa* Lindl.) Indiens wachsen in Malacca. Ueber die Ananasse im Ladi-Thale in Nepaul s. Kirkpatrick, *Account of the Kingdom of Nepaul*, London 1811. 4. p. 107—147. Neben *Anona Cerimolia* Mill. in Peru; welche wegen ihrer sehr wohlgeschmeckenden Früchte berühmt ist, und deren Cultur man auch in Spanien versucht hat, sind als Culturfruchtbäume auf Java noch *Anona ssialica* L. (var. *impunctata* Dun.), *Anona reticulata* L. und *Anona muricata* L. (der sog. Sauersack) zu erwähnen. Die große Bedeutung des Pisangs (*Musa paradisiaca*) als Nahrungsmittel für die Tropenzone ist bekannt. Vgl. auch Schomburgk (a. a. O. Bd 1. S. 85 ff.) und Ritter (Asien, Bd 4. S. 875). Ueber die Geschichte der Einführung der Brotfruchtbäume (*Artocarpus incisa* und *A. integrifolia*) von Asien und den Inseln des stillen Oceans nach den westindischen Inseln gibt Schomburgk (a. a. O. Bd 1. S. 87 ff.) eine eingehende Darstellung. Die Früchte von *Artocarpus elastica* ähneln der Nangka (*A. incisa*), sind aber weniger schmackhaft. Der flebrig-elastische Milchsaft wird zu Vogelleim benutzt. Die große Lobrede Cook's auf den Brotfruchtbau wird verstanden, wenn wir von Forster erfahren, daß 3 Brotbaume hinreichen, einen Mann 8 Monate hindurch vollständig, und in den 4 übrigen größtentheils zu unterhalten. Der Melonenbaum

(*Carica Papaya* L.) wird in Java neben den Stauden des Pifang überall in Gruppen rund um die Hütten angetroffen und fehlt kaum dem kleinsten Dorfe (s. Hooker in: Botan. Magaz. 2898). Ueber die ausgedehnte Melonenzucht in Kaschmir berichtet Ritter (Asien, Bd 2. S. 1191), ebenso wie über die ausgezeichneten Melonen in der Oase Schamail oder Hami (Asien, Bd 1. S. 359). Die Pulpa der Schoten von *Tamarindus indica* L. wird täglich in Java in der inländischen Küche benutzt. Die Beeren von *Lapageria rosea* Ruiz et Pavon sind essbar und haben einen angenehm süßen Geschmack. Die Früchte von *Holboellia latifolia* Wallich (Goo-plea, Bagal) werden nach Rohle in den Gebirgen Indiens von den Nepalesern gegessen. Die Samen von *Phytalephas* werden, ehe sie hart werden, gegessen; reif sind sie knochenhart. Die Früchte von *Gnetum urens*, von *Gn. edule* und von *Gn. Gne-mon* werden gegessen; von letzteren dienen die Blätter in Java als Gemüse. Die Samen der prächtigen, bekannten *Victoria regia* Lindl. (Maruru) werden von den Eingeborenen Amerikas gegessen. Die Beeren von *Celtis australis* (Zürgele) sind essbar. Die Samen von *Musanga* in den Tropenländern Afrikas und von *Brosimum Alicastrum* Sw. auf Jamaika werden ähnlich denen des Brotfruchtbaums gegessen. Die aromatische saftreiche Frucht von *Boldoa* wird von den Einwohnern von Chili genossen. Die angenehm säuerlichen Früchte (Zinzid) von *Elaeagnus orientalis* L. werden von den Persern unter das Zuckerwerk gethan. Auch sind *Elaeagnus confertus* Roxb. (Guara), *E. arboreus* Roxb. (Scheu-Schong) und *E. Ghuwacoen* Royle zu erwähnen. Die säuerlichen, harzig-herben, einem verwöhnten Gaumen sehr unangenehmen Früchte von *Hippophaë rhamnoides* L. (Seeborn,

Weibendorn, Finbaer) werden von den Finnen mit Fischen gegessen. Die Samen von *Carthamus persicus* werden gegessen, ebenso die Blätter als Grünes. Die fleischigen *Receptacula* von *Carlina gum-mifera* werden mit Honig oder Zucker eingemacht. Von *Lissanthe sapida* R. Br. werden die Früchte (Australian Cranberry) genossen. Von *Lucuma mam-mosum* Gaertn. dienen die Früchte (Joho-inco) den Bewohnern am Orinoko als Delion, von *Lucuma salicifolium* Kunth werden die Beeren (Zapote bo-racho) von den Mexikanern, von *L. Serpentaria* Kunth die Früchte (Zapote de Coulevra) in Cuba gegessen. Von *Salvadora indica* soll die Frucht essbar sein; *Salvadora persica* ist nach Royle der Senfbaum der Bibel. Die großen Beeren (*Pacou-ry-ova* in Brasilien) von *Platonia insignis* sind sehr süß und angenehm. Die Beeren von *Physalis Alkekengi* werden roh und in Essig eingemacht genossen. Die Früchte von *Melodinus monogynus* Roxb. werden gegessen. *Carissa Carandas* L. ist unter den fruchttragenden Bäumen Indiens sehr beliebt, auch die Frucht von *Carissa edulis* Vahl wird von den Arabern sehr geschätzt. *Ambelania*, *Cou-ma* und *Pacouria* in Amerika haben essbare Beeren, ebenso *Hancornia*, deren Beeren Mangaba heißen. Die *Voa-vanga* (von *Vangueria edulis*) soll eine gute Dessertfrucht in Madagascar sein. Die Beeren von *Lonicera coerulea* sind eine beliebte Nahrung der Kamtschadalen. Die Steinfrüchte von *Coraus Mas* L. werden sowohl frisch, als eingemacht gegessen. Die scharfen Beeren von *Cocculus Cebatha* Dec. werden von den Arabern genossen und dienen zur Bereitung eines berauschenden Getränkes (*Khumr-pool-majnoon*). *Uvaria Bura-hol* Bl. ist ein Culturfruchtbaum Java's, der auch häufig wild vorkommt. Er wird des schmackhaften,

Knospen, goldgelben Fleisches wegen, das die gro-
 ßen Samenerne in der Frucht umhüllt, häufig ge-
 essen. Die gelblichen Früchte sitzen blüschelförmig
 aneinander auf kurzen Stielen am Stamme.
 Dieser Baum kommt in den südlichen Ge-
 genden der Sundaländer häufig vor, wächst aber in
 Ost- und Ost-Java nicht. In den Gärten des
 Sultans von Jogjakarta wurde er angepflanzt. So
 lange der Sultan noch eine unbeschränkte Macht
 hatte, war es jedem gemeinen Javanen bei To-
 rase verboten, diese Frucht zu essen; nur der
 Sultan selbst und die Prinzen von fürstlichem Ge-
 halte durften sie genießen. Die Früchte von Cra-
 vana *Tapia* L. und *C. gynandra* L., welche sehr
 nach Knoblauch riechen, werden in Amerika gegessen.
 Die Frucht von *Cactus triangularis* L. wird auf
 Jamaika Erdbeerenbirne genannt. *Xanthochymus*
malcis wächst in Südindien, dann aber auch in den
 Königspalästen von Dehli, wo sie wegen ihrer köst-
 lichen Früchte sehr gepflegt wird (Ritter, Geogra-
 phie VI. S. 1112). Die Früchte von *Mammea*
(Mammey) in Amerika wetteifern mit denen von
Garcinia Mangostana. *Mesembryanthemum edule*
 ist die Hottentotten-Feige der Cap-Colonisten, welche
 frisch und in Essig eingemacht gegessen wird. *Fuch-*
sia (Skinnera) excorticata Forst. (Kohutuhutu) auf
 Neu-Seeland hat sehr süße, angenehme Beeren. Die
 Frucht von *Rhizophora Mangle* ist süß und essbar,
 und der Saft bildet, wenn er gegohren hat, einen
 leichten Wein (Wight, Illustr. I. 207). Die reifen
 Früchte von *Quisqualis indica* L. werden gegessen.
 Die Granaten (von *Punica Granatum* L.) haben
 eine saure, süße und kernlose Spielart. Zu Shoud-
 pur (östlich vom Indus) gedeihen in den Gärten,
 welche die Stadt zunächst umgeben, die trefflichsten
 Pomgranaten (Anar), noch besser, als die berühm-

1744 Gott. gel. Anz. 1860. Stüd 174. 175.

ten in Cabul, denen sie aber darin gleichen, daß sie he-dana, d. h. kernlos sind, da sonst die Granate durch ihren Kernreichtum bekannt ist (s. J. Tod, Personal Narrations in: Annals of Mewar I. p. 705.sq.) *Blaken triplinervis* in den Wäldern von Guiana liefert eine eßbare, gelbe Frucht. *Jambusa vulgaris* Dec. ist ein Culturfruchtbaum auf Java, deren runde Früchte sich durch vorzüglich starken Rosengeruch auszeichnen; die großen saftigen Früchte von *Jambusa macrophylla* Dec. riechen gleichfalls nach Rosen und sind die zartesten, schwachhaftesten von allen; auch die Früchte von *Jambusa samarangensis* Dec. sind sehr saftig und kühlend, dagegen sind die von *Jambusa purpurascens* Dec. und *J. malaccensis* Dec. zwar schön gefärbt, aber weniger schwachhaft. Andere Culturfruchtbaume Java's sind noch *Durio zibethinus* L. (s. Ritter, Asien, Bd 4. Abth. 1. S. 128), *Lansium domesticum*, *Pangium edule* Reinw., der häufig noch in Höhen von 3000 Fuß angetroffen wird, *Dialium indicum* (s. Indum) L., *Cynometra cauliflora* L., *Averrhoa Bilimbi* L., *Averrhoa Carambola* L. Die saftigen und angenehm säuerlichen Früchte (von den Indianern in Britisch-Guiana Casami genannt) von *Eugenia cauliflora* Dec.?, welche ganz die Größe und Form einer Reine-Claude haben und braunroth sind, liefern einen angenehmen kühlenden Trank (Schomburgk a. a. O. Bd 2. S. 11). Die Frucht von *Careya arborea* wird gegessen. Die Beeren von *Myrrhinium atropurpureum* sind eßbar. Außer den Früchten von *Sapindus esculentus* werden noch die Beeren von *Sapindus senegalensis* von den Negern am Senegal sehr geschätzt.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

176. Stüd.

Den 3. November 1860.

G i e ß e n

Schluß der Anzeige: »Physiologie der Nah-
rungsmittel. Von Jac. Moleschott.«

Die Frucht von *Schmidelia edulis* ist als Des-
sert in Brasilien unter dem Namen *Fruta de para-
dise* bekannt. Die delicatesten Früchte des indischen Ar-
chipels werden von Arten der *Euphoria* (*Nephe-
lium*) gewonnen; die von *Euphoria Longan* Lam.
(*Nephelium Langanum* Hook.) werden von den
Chinesen *Lengkeng* oder *Longan*, die von *Eupho-
ria Litchi* Desf. (*Nephelium Litchi* Cambess.)
Lijih oder *Litchi* und die von *Euphoria lappacea*
(*Nephelium lappaceum* L.) von den Javanen *Ram-
butan* oder *Tustun* genannt (s. auch Ritter, Asien,
Bd 3. S. 927 u. 1094). *Euphoria Litchi* ist
von den Chinesen auch in Java eingeführt und wird
dort hauptsächlich nur in ihren Gärten gebaut.
Melicocca bijuga, welche in Westindien wild wächst,
jetzt aber auch in Brasilien cultivirt wird, hat sehr
angenehme, säuerlich-weinige Beeren. Die säuerli-
chen Früchte von *Cicca disticha* L., einem Cultur-

fruchtbaume Java's, werden zu Coctailen benutzt. *Salacia senegalensis* Dec. (Kobett) und *S. Roxburghii* Wall. haben essbare Beeren. Jambolan, eine indische Frucht, kommt von Jamboliferum in den L. *Aegle Marmelos* Corr. hat essbare Früchte. Dieselben werden nach Wilson (Gerson u. Jahn, Magaz. der ausl. Liter. der gesammte Welt. Bd 16 S. 168) und A. W. Herschel (Rust's Magaz. 1832 Bd 36 Heft 3) in Indien auch gegen Diarrhöen, besonders gegen die asiatische Cholera gebraucht. *Feronia Elephantum* Corr. und *Triphasia trifoliata* Dec. werden wegen ihrer essbaren Früchte in Indien und China in den Gärten gezogen; auch *Cookia punctata* Sonner. (Wampi) liefert essbare Früchte. Die Früchte von *Pappea capensis* heißen am Cap der guten Hoffnung wilde Pflaumen. *Sarcocephalus esculentus* ist die einheimische Pfirsiche von Sierra Leone. *Antidesma Bunias* L., ein Culturfruchtbaum Java's, hat eine säuerliche, aber schwachsaure Frucht; die jungen Blätter werden als Gemüse gegessen. Auch die Früchte von *Antidesma alexitorium* L. (Noeli-Tali malab., Bestram sanskr.) werden von den Malabaren sehr geschätzt. Die Beeren von *Aristolelia Maqui* sind essbar und werden zum Wein gebraucht. Als Culturfruchtbäume Java's sind noch zu erwähnen *Citrus grandis* Hassk., deren saurer Saft wie unser Citronensaft benutzt wird, *Citrus macracantha* Hassk., *Citrus pyriformis* Hassk. und die gemeine wachsglänzende, wasserreiche Djambu (*Cerocarpus aqueus* Hassk.). Die Früchte von *Carpodinus* werden an der atlantischen Küste des tropischen Afrika's gegessen (Swoet Pishamin). Die Früchte von *Picramnia saliva* und *P. dulcis* sind die Rambos und Choopa von Malacca. Von *Reptonia* (Edgworthia) *buxifolia* wird die Frucht, Goorguora, in

Cabul gegessen (Annals of Nat. History X, p. 193). Die Frucht von *Hedycarpus malayanus* heißt Tampui. Die fleischige Frucht von *Centropogon suriuamensis* soll essbar sein.

Als essbare Wurzeln werden neben der Kartoffel und den neuern Surrogaten derselben eine Reihe anderer aufgeführt. Ueber eine Reihe von *Dioscorea*-Arten (*Dioscorea aculeata* L., *D. spiculata* Bl., *D. alata* L., *D. pentaphylla* L., *D. triphylla* L.), sowie über *Convolvulus Batatas* L. s. Jungbuhn, Java, Abth. 1. S. 167. *Arracacha esculenta* Dec. (*Conium Arracacha* Hook.) wird in Südamerika wegen ihrer essbaren, stärke-mehlhaltigen Wurzelknollen, wie bei uns die Kartoffel, im Großen angebaut. Außer der Wurzel von *Arum maculatum* finden auch die von *Arum indicum* (Man-kuchoo oder Manguri der Bengalen) und *A. campanulatum* (Ol der Bengalen, auch Telinga-Kartoffel genannt) Anwendung. Andere Arten von Arrow-root liefern *Alstroemeria pallida* in Chili und die großen Samen von *Dion edule* in Mexiko. *Caladium bicolor* Vent. und *Cal. Poecile* Schott. liefern den Südamerikanern eine nährende Stärke. Ueber die Verarbeitung der Wurzeln von *Manihot utilissima* gibt auch Schomburgk (a. a. O. Bd 1. S. 124 ff.) sehr interessante Mittheilungen. S. auch des Ref. Handbuch der Arzneimittellehre 1858. S. 684). Wenn die Cassawa-Wurzel für den Bedarf an Brot nicht ausreicht, so vermischen die Warra-Indianer (in Guiana) das Mehl mit der mehligen Substanz der Früchte des Grünherz (*Nectandra Rodiaei* Schomb.) und dem Marke des Stammes der Mauritia. Ueber die Cultur von *Manihot utilissima* in Java ist zu vergleichen J. E. Teysmann in: Naturkund. Tijdschrift voor Neerl. Indië. II. 311. Aus dem Wurzelstocke von

Curcuma angustifolia wird in Travancore in Ostindien ein vortreffliches Arrow-root bereitet, und *Curcuma rubescens* liefert eine treffliche Stärke (J. Ritter, Asien, Bd 4. Abth. 2. S. 505). Die Zwiebelknollen von *Lilium Martagon* (*Saranna* de *Saraguna* gen.) sind noch jetzt eine Hauptnahrung der mongolischen, samojedischen und türkischen Völker an der sibirischen Grenze (J. Fald, Beiträge z. topogr. Kenntniß des russ. Reiches II. S. 15). Die Knollen von *Helianthus tuberosus* werden unter dem Namen Erdäpfel, -Erdbirnen, *Topinambour's* u. als Nahrungsmittel gebraucht, *Helianthus annuus*, die gemeine Sonnenblume, wird in Mexiko und Peru zur Darstellung eines Brotmehls benutzt. Die jungen, in der Knospe noch fleischigen Blüthenboden können wie Artischofen als Gemüse benutzt werden. Das Rhizom von *Angioperis erecta* Hoffm. wird von den Sandwich-Inulanern gegessen. Die Wurzeln von *Commelynæ coelestis* Willd., *C. tuberosa* L., *C. angustifolia* Michx. und *C. stricta* Desf. werden gekocht gegessen. Die Knollen von *Curculigo stans* werden auf den Marianen-Inseln genossen. Die Knollen von *Trichosema edule* werden nach Bellsted (Travels to the City of the Chaliphs) auf Socotora gegessen. Die Wurzel von *Erythronium Dens canis*, welche von den sibirischen Nomaden viel gegessen wird, heißt bei ihnen Kandyk. Ueber die zahlreichen Wurzelspeisen der Nomadenvölker Sibiriens finden sich interessante Mittheilungen bei Pallas (Reise durch verschiedene Provinzen des Russ. Reiches Th. 3. S. 349—351). *Cordylina* T. Schott. kommt auf den Inseln der Südsee vor, und die fleischige Wurzel wird von den Sandwich-Inulanern (gew. Ti, von den Engländern Tea-root genannt) gegessen; außerdem dient sie zur Bereitung eines spirituellen Getränkes, welches von

europäischen Seefahrern wegen seiner antiscorbutischen Kräfte gesucht ist. Die sich an Ausläufern bildenden, stärkemehlhaltigen Knollen von *Sagittaria sagittifolia* werden, wie die von *S. chinensis*, hin und wieder zur Darstellung des Arrow-root gebraucht (vgl. Flora friburg. III. p. 1059). Die getrocknete Wurzel von *Alisma Plantago* wird von den Ral-mücken gegessen, ebenso die geröstete Wurzel von *Butomus umbellatus* in Nordasien. Von *Euryale ferox* Salisb. (Lien-Kien s. Ki-teou), welche in den Seen Nepal's wächst, wird die Wurzel von den Chinesen gegessen; auch die Samen schmecken sehr angenehm. Die knollige Wurzel von *Cyphia digitata* wird von den Hottentotten gegessen. Die fleischige, süße Wurzel von *Craniolaria annua* ist, in Zucker eingemacht, für die Kreolen eine Delicatesse. Die Knollen von *Bunium ferulaceum* werden in Griechenland unter dem Namen Topana gegessen; die Knollen von *Carum Bulbocastanum* Koch (Knollenkümmel), welche gekocht genossen werden, sollen wie Kastanien schmecken. Die rübenförmige Wurzel von *Chaerophyllum bulbosum* im ersten Jahre, bevor sie einen Stengel getrieben hat, wird in vielen Gegenden, wie Gelbriiben, als Gemüse und zu Salat gebraucht. Das Kraut soll, ähnlich wie das von *Chaerophyllum Anthriscus* Lam. und *Ch. temulum* L., giftig wirken. Die Wurzel von *Claytonia tuberosa* in Sibirien wird gegessen; auch können die Knollen verschiedener *Belargonium*-Arten als Speise dienen.

Weiterhin werden die sog. Gemüse, d. h. Schößlinge, Blätter und Fruchtboden, Mark und eingetrocknete Pflanzensäfte abgehandelt. Ebenso wie nach Bigelow in den Vereinigten Staaten Nordamerika's die jungen Schößlinge von *Phytolacca decandra* wie Spargel gegessen werden, werden nach Rorke

im Himalaya die von Ph. sinensis gewachsen, und sprünglich sind die Wurzeln, Blätter und auch Beeren dieser letztern scharf, purgirend, beruhigend, allein die jungen Sprossen verlieren alle Schädliche durch Kochen. Auch von *Cassipourea amara* dienen die Blätter unter dem Namen Bittertresse, bittere Brunnentresse, als Salat und Gemüse. *Dracaena terminalis*, die St-Pflanze, ist eine wichtige Nahrung für die Sambuch-Insekten (Bot. Reg. I. 1749). *Chenopodium Bonum Hortensis* wird, wie Spinat, als Gemüse gebraucht und deshalb in England cultivirt. Von *Carduus* nutzen werden die jungen, zarten, saftigen Sprossen und Blätter zu Salat, Gemüse u. benutzt, ebenso von *Carduus crispus*, *C. rivularis* etc. Außer den 342 erwähnten Palmen sind noch *Borassus flabelliformis*, die Fächerpalme (s. Ritter, Asien, Bd 4. Abth. 1. S. 854), *Elate silvestris*, die Elatepalme (das. S. 857), *Corypha umbraculifera* und *C. rotundifolia* (das. S. 862) und *Arenga saccharifera* Labill. als solche, welche Sago liefern, zu nennen. Die *Mauritia flexuosa* L. ist für die Warraus-Indianer in Britisch-Guiana (Schomburgk a. a. O. Bd 1. S. 173) der nützlichste Baum. Fast kein Theil dieser königlichen Palme ist für die Haushaltung der Eingebornen unnutzbar, weshalb auch die Bezeichnung, welche der Missionar B. Gummilla in seiner Beschreibung des Orinoko (Histoire naturelle de l'Orénoque) von ihr gab, „Arbor de la Vida“, Baum des Lebens, ganz entsprechend ist. Ueber das Manna der Bibel verweist Ref. auf die interessante Darstellung in: U. J. Seetzen's Reisen durch Syrien, Palästina u. herausgeg. von Kruse. Berlin 1855. Bd 3. S. 75—80. — *Ceratopteris thalictroides* Brogn. wird im tropischen Asien als Rohlpflanze gebraucht. *Scirpus tubero-*

aus wird Clarke Abel (Narrative etc. p. 154) überall in China am Wasser als Gemüse auf den Märkten feilgeboten. Die Blätter und Früchte von *Gnetum* *Anemon* L. dienen den Japanen als Gemüse. Auch *Nelumbium speciosum* und *N. Lotus* werden nach Clarke Abel (a. a. O. S. 154) von den Chinesen als Gemüse überall auf den Märkten feilgeboten. Die fleischigen Blattstiele von *Gunnera scabra* werden wie die von Rhabarber gegessen. Die jungen Blätter von *Morus indica* L. werden als Gemüse genossen. *Urlica urens* und *U. dioica* werden jung als Gemüse (Nesselspinat) gebraucht. Die jungen Blätter von *Helwingia rusciflora* werden nach Siebold in Japan als Gemüse gegessen. *Fedia olitoria* Gaertn. wird in Süddeutschland besonders im Winter und Frühling unter dem Namen Aderrießchen-, Rümmer-, Mädchen-, Töchterlein-Rampenzel-Salat, Rümmerlattich &c. gebraucht, ebenso auch *Fedia canaliculata*, letzterer auch unter dem Namen Wingert's- (d. h. Weinberg's) Salat. Von *Scolymus hispanicus* Desf. werden die Wurzeln und Erstlingsblätter als Gemüse gebraucht; der Milchsaft dient zum Laben der Milch. Die Blätter von *Helminthia echinoides* werden in Griechenland gekocht und eingemacht. *Lampsana communis* wird jung als Gemüse- und Salatpflanze gebraucht. Die jungen Blätter von *Scaevola Taccada* werden als Gemüse gegessen (Linn. Transact. XII, 134), ebenso in Asien die jungen zarten Blätter von *Oxystelma esculantum*. Die Blätter von *Mimulus guttatus* können als Salat genossen werden, ebenso die jungen Sprossen von *Eryngium campestre*, dessen frische Wurzeln auch als Gemüse dienen. *Reseda Phyteuma* wird unter dem Namen *oxyotza* von den Neugriechen im griechischen Archipel als ein Küchenessen genossen. Die Blätter von *Cassaria*

esculenta sind essbar, dagegen ist die *Herba Silene* und purgirend. Die unser Spinat weichen *Amarantus oleraceus* in Java, *A. Blitum* von den Inseln in Frankreich und Italien, *A. viridis* (*Corrurü* in Brasilien genannt) und *A. spinosus* auf Jamaica gebraucht; *A. Anardhana* Boyle nicht an Himalaya wegen seiner essbaren Samen gebaut & Pair. Gerard, *Observat. etc. of Subathu in: Asiatic Research. 1825. t. 15. p. 469*), *A. polygymus* (Chulai oder Rajgherry Kibaji im Osten) & ein Gartengewächs bei den Hindus (s. Christ, *Sketches in: Jameson Ed. New Phil. Journ. Apr. — Oct. 1829 p. 63 sq.*), *A. frumentosus* Buchan. wird in Mysore und Coimbatore als Gartengewächs gezogen und gegessen. Die jungen Blätter und Sprossen von *Silene inflata* Smith werden an manchen Orten als Gemüse und Salat, *Sesuvium portulacastrum* und *S. repens* in den Tropenländern Asiens als Spinat gebraucht; *Tetragonia expansa* ist unter dem Namen neuseeländer Spinat in Europa cultivirt. Die Blätter von *Mesembryanthemum geniculiflorum* und *M. edulis* werden von den Südafrikanern gegessen; aus den Samen wird Mehl gemacht. *Rhodiola rosea* wird von den Grönländern genossen. Die stärkemehlhaltigen, süßen Sprossen (kriechenden Wurzeln) von *Epilobium angustifolium* können wie Spargeln als Gemüse &c. genossen werden. Die Blätter wurden früher als kurlischer Thee, *Herba Lysimachiae Chamaenerii* medicinisch gebraucht, und Schneider in Fulda bediente sich der dort als Volksmittel berühmten Pflanze als Thee bei chronischem Husten &c. (Hänel, *Summarium d. Neusten. Leipz. 1832. Bd 1. Hft 3. S. 159*). Die Blätter von *Corchorus* (nicht *Corchonus*, wie es in der Ausgabe von 1850 S. 366 heißt) *olitorius* L. werden in den Tropen

ganzen Erde, besonders in Aegypten, als Gemüse gebraucht; *Corchorus tridens* L., *C. acutulus* Lam. und *C. depressus* L. dienen den Arabern zur Nahrung; auch die grünen Blätter von *Althaea edulis* Forskål (Gat oder Kat) werden begierig von denselben gegessen. *Poterium Sanguisorba* als Salat- und Gemüsepflanze, Suppentraut u. s. w. gebraucht. Die Blumen von *Agati grandiflora* u. s. w. dienen den Javanen als Gemüse.

Der siebente Abschnitt (S. 356—380) betrachtet Speisenzusätze und Würzen, besonders das Kochsalz, die thierischen und pflanzlichen Fette, den Zucker und Honig, die Säuren, den Senf und die in- und ausländischen Würzen. Beim Zucker ist noch der braune javanische Zucker zu erwähnen, welcher aus *Arenga saccharifera* Labill. gewonnen wird. Aus *Betula nigra* und *B. lenta* wird in Nordamerika Birkenzucker gewonnen, der dem Ahornzucker ähnelt. Ebenso wie in der Türkei die sauren Früchte von *Rhus Coriaria* zur Verschärfung des Speises dienen, gebraucht man in Nordamerika die Früchte und Blumen von *Rhus glabra* L. und *Rhus copallina* Ait. Wie die Rappern werden noch die geschlossenen Blüthenknospen von *Cercis Siliquastrum*, *Opheodes pinnata*, *Ranunculus Ficaria* und *Zygophyllum Fabago* gebraucht. Die Beeren von *Vaccinium communis* werden in Toskana wie Pfeffer zerstoßen. Die gewürzig-scharfen, pfefferartig schmeckenden Steinfrüchtchen von *Vitex Agnus castus* werden im Süden als Küchengewürz, wie Pfeffer u. s. w. gebraucht. Der Meerfenchel, *Crithium maritimum*, wird sehr gern zum Einmachen benutzt. *Chondria natifida* Ag., gewöhnlich *Pep. perdulse* genannt, wegen pfefferartigem Geschmack, gehört zu den Delicaten der Schotten und Iren. *Begonia malabarica* und *Beg. tuberosa* werden als Küchenkräuter ge-

braucht. Von *Xanthoxylum nitidum* werden die Blätter von den Chinesen als Gewürz benutzt. Von *Polanisia tosaandra* Wight et Arn. und *P. foliata* wird der Saft der frischen Pflanzen von den Eingeborenen in Indien den Speisen als Gewürz zugesetzt. Die knoblauchartig sehr stark riechenden Samen von *Pithecolobium bigeminum* Mart. und die ähnlichen Samen von *Albizia lucida* Benth. werden von den Eingeborenen Java's als Zuspelze sehr begierig gegessen, ebenso die ähnlich riechenden Samen von *Parkia africana* und *P. biglobosa* Benth., *Boerhaavia tuberosa*, genannt *Yerba de la purgacion*, wird in Peru als Küchengewächs gebraucht.

Der achte Abschnitt (S. 381 — 461) behandelt die Getränke, und zwar das Wasser; die Milch, die aromatischen Getränke mit organischem Alkaloid, und die gegohrenen Getränke. Bei dem Wasser kann noch die *Ravenala* erwähnt werden, ein Baum, gewöhnlich *Arbre du voyageur* genannt, welcher in Madagascar wächst. Das Wasser, welches in den Höhlungen der Blätter herabläuft, fließt aus Löchern, die an der Basis derselben angebracht werden, sehr klar aus und dient den Reisenden zur angenehmsten Erfrischung. Ueber den Uebergang von Substanzen in die Milch vergl. des Ref. Handbuch der Arzneimittellehre 1858. S. 120 u. 121. Im Norden bedient man sich der *Pinguicula*-Arten, um dicke Milch darzustellen, *Taetmioolk* oder *Saetmioolk* genannt, deren Bereitung Planché beschreibt. Auch bedient man sich, besonders im Hochnorden, des *Galium verum* statt Käseberlab, um die Milch zur Käsebereitung gerinnen zu machen. Diese Eigenschaft hat überhaupt der Gattung den Namen *Galium*, *Γαλιον*, Labkraut, begründet. Ueber Kaffeeultur auf Java gibt Junghuhn (Java, Abth. 1. S. 296) sehr interessante Mittheilungen. Außer den

bei Moleschott aufgeführten Kaffeefurrogaten (S. 417) sind noch zu erwähnen: Die Samen von *Astragalus baelicus* L., dem Kaffeetraganth, Kaffeestrangel, die Samen von *Abelmoschus esculentus*, dessen Frucht (Ochro, Gombo, Gobbo) Bandikai etc. genannt) gern zu Suppen benutzt wird (eine Analyse von Bonastre in: Journ. de Pharm. 1834. Févr. p. 127. Juill. p. 381), die gerösteten Körner von *Galium Aparagine*, die gerösteten Samen von *Iris Pseud-Acorus* und die getrockneten und gerösteten Beeren von *Triosteum perfoliatum*. Auch die Samen von *Ilex Aquifolium* L. benutzt man als Kaffeefurrogat und die getrockneten Blätter werden jetzt im Schwarzwald und an andern Orten als Thee benutzt. Ob in ihnen, ähnlich wie in *Ilex paraguayensis*, Coffein enthalten ist, bedürfte einer genauern Untersuchung; Stenhouse (Pharmac. Centralblatt 1843. S. 391) suchte Thein vergebens. Ueber Thee im Allgemeinen ist auf die so interessante Zusammenstellung bei Ritter (Asien, Bd 2. S. 209 u. bes. S. 229--256) zu verweisen, über den Ziegelthee der Kalmücken gibt derselbe (Asien, Bd 1. S. 974), über den Java'schen Thee Junghuhn (Java, Abth. 1. S. 296) ausführliche Nachricht. Außer den von Moleschott angeführten Theesurrogaten sind noch einige andre mitzutheilen. Eine Abkochung der Rinde (der frischen oder getrockneten) von *Atherosperma moschata* wird in manchen entfernten Orten von Neu-Holland als Substitut des Thees gebraucht, ebenso am Cap der guten Hoffnung die Blätter von *Printzia aromatica*, in den Schweizer Alpen *Plarmica nana*, *Pl. atrata* und *Pl. moschata*, auf St. Helena die Blätter von *Bealsonia portulacifolia*, in Japan die Blätter von *Hydrangea Thunbergii* (dieser Thee wird wegen seiner Trefflichkeit Ama-tsja oder Himmelsthee ge-

nannt), in China die Blätter von *Sageretia theozans* (werden von den ärmern Klassen gebraucht), ferner die Blätter von *Rosa rubiginosa*, von *Acaea Sanguisorba*. Die Blätter von *Stachytarpheta jamaicensis* werden zuweilen zur Verfälschung des chinesischen Thees gebraucht und in Oesterreich unter dem Namen brasilianischer Thee verkauft. Einige sagen, daß man die Blätter von *Saxifraga orasifolia* zum Thee brauchen könne.

Bei dem Weine und besonders bei der Bezeichnung mancher Sorten, besonders des Madera, Malaga, Tokayer, ist auch auf den Gehalt an phosphorsaurem Kalk vorzugsweise Rücksicht zu nehmen; Esch (Journ. de Pharm. et de Chim. Mai 1844 p. 851) gibt an, daß er in allen von ihm untersuchten Weinen phosphorsauren Kalk gefunden habe. Ueber den Gehalt des Weines an phosphorsauren Salzen und deren Bedeutung in demselben für die Ernährung des Körpers vergl. Alexinsky (Wien. med. Wochenschr. No 20. 1855) und Müller (Schweiz. Monatschr. f. pract. Med. Jan., Febr. 1856). Die blutrothen Wurzeln mehrerer *Krameria*-Arten werden zur Verfälschung des Portweins benutzt; ebenso macht man aus *Sambucus nigra* Wein, der zur Verfälschung des Portweins in England dient. In Tokana wird von *Myrtus communis* ein Myrtenwein dargestellt, der Myrtidanum heißt. Aus *Primula officinalis* bereitet man durch Gährung mit Zuckersirup und Citronen den angenehmen Schlüsselblumenwein. Aus den Früchten von *Thibaudia macrophylla* (*Uva camarona*) bereiten die Einwohner von Pasta Wein. *Inula Helenium* liefert den *Vin d'Aulwée* der Franzosen. Das *Paimari*, der berausende Lieblingsstrank aller Urbewohner in Guiana (Schomburgk a. a. O. Bd. 1. S. 173 x.) wird von *Manihot utilisima* gewonnen. Schon vor der

Entdeckung von Amerika kannten alle die Stämme der Indianer am Orinoko u. berauschede Getränke, die sie aus Palmenfrüchten, Cassavabrot, Mais und Bataten bereiteten, und das Paimari ist ein Erbtheil aus der Urzeit der Väter. Zur Darstellung des letztern wird das Cassavabrot dicker und schärfer, als gewöhnlich gebacken, so daß die äußere Kruste fast ganz verkohlt. Nachdem man es in Stücke gebrochen, wirft man diese in ein großes Gefäß und gießt kochendes Wasser darüber. Sobald sich diese Masse abgekühlt hat, beginnen die Weiber dieselbe mit den Händen umzurühren und bringen sie handweise unter die Stampwerkzeuge, wo sie zu einem förmlichen Brei zermalmt und in einen zweiten Trog zurückgeliefert wird; durch diesen unsaubern Proceß soll die Gährung bedeutend beschleunigt werden und das Getränk merklich an berauscheder Kraft gewinnen. Während sich die Masse noch in Gährung befindet, wird sie mit dem Saft von Zuckerrohr und süßen Bataten versetzt. Ein zweites Getränk, das gleichfalls berausched wirkt, wird auf demselben Wege ohne weitem Zusatz nur aus süßen Bataten bereitet, wobei man aber den Trog vorsichtig mit den Blättern der Musa bedeckt. Einen seltenern Trank, Itte, bereiten die Indianer Guiana's aus dem Saft der Maurilia flexuosa, der so süß ist, daß er gewiß 50—60 Proc. Zucker enthält. Leider fällt diesem süßen Tranke eine große Menge der herrlichsten Palmen zum Opfer, weil der Baum gefällt und durch untergelegtes Feuer dann der Saft herausgetrieben wird. Auf Java wird der Saft von Arenga saccharifera Labill. in frischem Zustande oder im Anfange seiner Gährung als Palmwein, Tual, getrunken. Dieser Saft wird gewonnen zur Zeit, wenn die Fruchtknoten zu schwellen anfangen. Der abwärts gebogene Stiel der Blüthen- (oder Frucht-)

trauben wird dann abgeschnitten und der heraus-
 felnde Saft in einem Bambusrohr aufgefängt.
 Ohngefähr 4—6 Stunden nach dem Zapfen geht er
 in Gährung über und wird, seltener auf Java,
 häufiger auf Sumatra, besonders in den Bataven-
 dern, als Palmwein getrunken und bildet einen un-
 genehmen säuerlich-süßlichen Trank, der wegen der
 Kohlensäure, die sich entwickelt, sehr erfrischend und
 in zu großer Menge genossen, berauschend ist. Er
 ist eher mit Champagnerwein, als mit Bier zu ver-
 gleichen. In diesem Zustande heißt er malakisch
 und batta'sch Tuak, java'sch und sumba'sch Lègè
 (bei den Chinesen auf Java Tja), wird aber schon
 nach 12 Stunden sauer (Junghuhn, Java, Abth. I.
 S. 293). In Tanasserim im Süden von Hinter-
 indien gibt die Nipa-Palme (*Nipa fruticans*) Wein,
 der allgemeines Getränk ist und ehemals sogar nach
 exportirt wurde (s. Hooker's Journ. of Botany 356;
 s. auch Cäsar Frederice, Voyage in: Rich.
 Hackluyt Collect. Lond. 1599. Vol. 2. fol. 231).
 Auch *Caryota urens* liefert vortrefflichen Palmwein,
 Toddy genannt (s. Roxburgh, Flor. Ind. III, 625),
 ebenso *Rhaphia vinifera* Lab. u. a. Aus den Blät-
 then von *Pandanus odoratissimus* bereiteten die
 Sour in Vorderindien ein berauschendes Getränk,
 dem sie sehr ergeben sind (A. Stirling, Acc. of
 Orissa in: Asiatic Researches tom. 15. p. 204).

Das Heidekraut, *Erica vulgaris*, soll in man-
 chen Gegenden als Hopfensurrogat in der Bierbrau-
 erei angewendet werden. *Dacrydium taxifolium* auf
 Neuseeland, Kakaterro genannt, wird ebenfalls in
 der Bierbrauerei gebraucht (Edinb. Philos. Journ.
 XIII. 378). Die Chica der Chilenen wird aus
Prosopis Algaroba (s. Chem. Gazette 1844. 131)
 und aus den Samen von *Duvana dependens* Dec.
 (Huinghan) bereitet. Der Saft von *Eucalyptus*

Gunnii erlangt, wenn er gegohren hat, die Eigenschaften **Des Bieres** (s. London. Journ. of Botany III. 500).

Die **Gentiana lutea** dient zur Darstellung des bekannten **Enzianwassers**, d. h. Enzianbranntweins, auch die Wurzel von **Gentiana asclepiadea** dient zum Branntweinbrennen, besonders im Salzburgischen. **Convolvulus dissectus** enthält **Blausäure** und ist eine von den Pflanzen, aus denen **Liquor Noyau** dargestellt wird (s. Botan. Magaz. 1841). Die Blumen von **Bassia latifolia** Willd. werden zur Darstellung einer Art von Arrak, genannt **Rowra**, gebraucht (s. Royle's Illust. p. 263). Ueber verschiedene Branntweinsorten s. des Ref. Handbuch der Arzneimittellehre S. 287 u. 288, sowie über die Darstellung vieler mehr oder weniger gebräuchlicher Getränke vgl. Phöbus, Handbuch der Arzneiverordnungslehre 3te Ausg. Thl 2. S. 584 — 598.

Der neunte Abschnitt (S. 462 — 531) behandelt die physiologischen Eigenschaften der Speisen, Wurzeln und Getränke, und handelt von der Verdaulichkeit der Nahrungsstoffe und der Nahrungsmittel, von der Nahrhaftigkeit der letztern, vom Einfluß der Nahrung auf die Verdauungswerkzeuge, auf den Chylus, das Blut und den Kreislauf, auf die Ernährung, auf die Nerven, auf das Geschlechtsleben und die Milch, auf die ausgeathmete Luft, auf den Harn, auf die Hautausdünstung und den Schweiß und auf die Wärme des Körpers. Die hier abgehandelten Gegenstände fallen zum Theil mit dem zusammen, was Ref. im allgemeinen Theile seines Handbuchs der Arzneimittellehre zu erörtern versucht hat, und will ders. hier nur im Allgemeinen hervorheben, daß beide Darstellungen vielfach dasselbe, nur von verschiedenen Gesichtspunkten aus und mit verschiedener Abgrenzung des Gegenstandes, umfassen und sich an vielen Stellen gegenseitig zur Ergänzung dienen. Ref. unterläßt es deshalb auch, näher auf den Inhalt dieses Abschnittes einzugehen, welcher in klarster Darstellung alle hierher gehörigen Beziehungen zusammenfaßt, indem er in Bezug auf das, was ders. im Einzelnen etwa zu erinnern und zuzusehen finden könnte, auf das in s. Handbuche Mitgetheilte verweist.

Der zehnte und letzte Abschnitt (S. 532 — 570) betrifft die Wahl der Nahrungsmittel und zwar einmal im gesunden und dann im kranken Zustande (in Entzündungskrankheiten, in Fiebern, welche nicht reine Entzündungen begleiten, in der Fettsucht und der Säuerdyskrasie, in der Chlorose, im Scorbut, in der Rachitis, im Diabetes mellitus, in

der Steinkrankheit und in der Reconvalescenz). Nachdem Moleschott in Bezug auf diese letzte Abtheilung in der allgemeinen Einleitung zunächst die Schwierigkeiten erörtert hat, welche sich der Angabe bestimmter Regeln für die Wahl der Nahrungsmittel je nach der krankhaft veränderten Mischung des Blutes entgegenstellen, sagt er (S. 557): „So vielen und so verwickelten Schwierigkeiten gegenüber wäre es ein vortheilhaftes Beginnen, nach rationalen Principien eine Diätetik zu entwerfen, die sich an die jetzigen Schemata der Pathologie anzuschließen versuchte. Wir wollten hier vom Gesichtspunkte, der durch die Physiologie der Nahrungsmittel bedingt ist, darthun, wie weit wir noch von einer reinen Lösung der Aufgabe entfernt sind, selbst wenn wir eine genauere Kenntniss der Zusammensetzung des Blutes, der Gewebe, der Secrete und Excrete in den verschiedenen Krankheiten besäßen. In ähnlicher Weise unser pathologisches Wissen zu kritisiren liegt außer dem Bereiche dieses Buches. Wir besitzen eine solche Kritik von Henle's Meisterhand. Diese wird den wenigen Bemerkungen zu Grunde liegen, die wir in den folgenden Paragraphen über die Wahl der Nahrungsmittel in Krankheiten mittheilen wollen.“

Den Schluß des Werkes bilden Zahlenbelege, welche in 355 Tabellen 254 Seiten umfassen. Diese Zahlenübersichten, welche aus den verschiedensten Analysen aller Nahrungsmittel durch die Meisterhand Moleschott's zusammengestellt sind, wobei derselbe oft in Beziehung auf die Stichtung des Materials die größten Schwierigkeiten zu überwinden hatte, bilden eine überaus werthvolle Zugabe des Buches. Moleschott selbst sagt über dieselben (Vorrede S. IV): „Der Lernende, der noch der Anregung wie der Einführung bedarf, wird dadurch in den Stand gesetzt, aus zusammenhängenden Schilderungen (wie sie im Buche selbst gegeben sind) ein Bild der Geschichte unserer Nahrung in sich aufzunehmen, und der Kundige findet in den Zahlenbelegen die Baustoffe nicht zusammengebrängt, die ihn befähigen, mit einem Aufschlag des Auges ein vergleichendes Urtheil über den Werth der Nahrungsmittel zu gewinnen.“

Die Ausstattung des Buches ist eine glänzende. Sehr schmerzlich hat Ref. ein ausführliches alphabetisches Register vermißt, welches die unausgesehte Benutzung des Buches, namentlich das Auffinden des Einzelnen sehr erleichtert haben würde.

B. Schuchardt.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

177. Stüd.

Den 5. November 1860.

L e i p z i g

bei J. A. Brodhaus, 1860. Notitia editionis codicis Biblicorum Sinaitici auspiciis imperatoris Alexandri II. susceptae. Accedit catalogus codicum nuper ex Oriente Petropoli perlatorum. Item Origenis scholia in Proverbia Salomonis partim nunc primum partim secundum atque emendatius edita; cum duabus tabulis lapidi incisis. Edidit Aenoth. Frid. Const. Tischendorf theol. et phil. Dr. etc. 124 S. in gr. 4.

Zu dem Erfreulichsten, was uns unsre neueste Zeit zuführt, gehört unstreitig die nach vielen Seiten hin überraschende Vermehrung unsrer Mittel, das Alterthum vollkommener und sicherer wiederzuerkennen, auch durch die Auffindung neuer Handschriften und ähnlicher Urkunden. Die letzte Reise Tischendorf's in das Morgenland, mit Unterstützung der russischen Herrschaft im J. 1859 von ihm unternommen, ist in dieser Hinsicht sehr fruchtbar gewesen; und da wir dem unermüdblichen Fleiße des Heimführers solcher vortrefflicher Beutestücke in dem

oben bemerkten inhaltreichen Werke schon eine vorläufige theilweise näher eingehende Beschreibung derselben zu verdanken haben, so scheint es uns ganz am Orte, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf sie hinzulenken und einige eigene Bemerkungen hinzuzufügen.

Der größte Schatz, welchen Tischendorf im J. 1859 nach Europa entführte, ist die griechische Bibelhandschrift des Sinai Klosters, von welcher er früher nur kleinere Theile nach Europa bringen konnte, während es ihm jetzt gelang, alle die vielen Theile von ihr, welche noch im Kloster sich fanden, als Geschenk der Sinaimönche für den Kaiser von Rußland nach Europa mitzunehmen. Bei näherer Untersuchung wurde ihm klar, daß diese Handschrift sogar dem Cod. Vat. als der uns bis jetzt bekannten ältesten Abschrift der griechischen Bibel an Alter und Werth gleich komme: und nach den vielfältigen Beweisen dafür, welche in dem oben genannten Werke vorgelegt werden, zweifelt der Unterz. nicht an der Richtigkeit dieser Annahme. Paläographische und allgemeine textgeschichtliche Gründe treffen hier zu deutlich mit der alterthümlichen Art der einzelnen Lesarten zusammen, als daß ein Kenner an dieser hochwichtigen Erscheinung zweifeln konnte; und wenn wir bei dem eifrigen Suchen der letzten zwei Jahrhunderte schon verzweifeln mußten, einen dem Cod. Vat. an Alter und Güte gleichen oder sogar noch überlegenen Bibelcodex wiederzufinden, so heben wir diesen Zweifel nun schon durch die nur vorläufige Beschreibung der Sinaihandschrift, welche Tischendorf hier gibt, vorzüglich durch das beigefügte Schriftmuster und die Auswahl eigenthümlicher Lesarten desselben aus den Alten und andern Büchern, welche er zugleich zum desto baldern Gebrauche für die Wissenschaft hier mittheilt, auf das angenehmste

widerlegt. Wer da weiß, von wie großer Bedeutung die Auslassung des $\epsilon\upsilon\omicron\upsilon$ $\theta\epsilon\omicron\upsilon$ Marc. 1, 1 (welche Worte eben als selbstverständlich in den ältesten Handschriften hier fehlen konnten), und der letzten zwölf Verse am Ende desselben Evangeliums, sowie die der Worte $\epsilon\nu$ $\epsilon\gamma\gamma\acute{\alpha}\sigma\omega$ Eph. 1, 1 sei, der kann schon an dieser dreifachen Auslassung von Wörtern und Versen, welche in alle die späteren Handschriften eindrangen, die Sinaihandschrift richtig schätzen; wir gebrauchen aber diese Beispiele hier nur als ein kürzestes Mittel den überzeugenden Beweis zu führen. Wir besitzen nun noch einen andern frühesten Zeugen für die älteste Gestalt der griechischen Bibel, und können über vieles höchst Wichtige, was zur biblischen Wissenschaft gehört, noch bestimmter und augenscheinlicher urtheilen. Tischendorf will bei dem Aufführen der Lesarten dieser Handschrift ihr das Zeichen α geben, was auch folgerichtig ist, so fern die Zeichen AB schon anderweit vergeben sind: durch das Zeichen α könnte man jedoch zugleich das Andenken an den aus so vielen Ursachen äußerst denkwürdigen Ort ihrer so wichtigen Erhaltung stets lebendig vorführen, und wir würden, wenn die Wahl noch frei stände, dieses Merkzeichen vorziehen. Es ist nicht so zufällig und darf nie vergessen werden, daß gerade das Sinaitloster uns diesen Schatz bewahrte: so wahr es übrigens ist, daß es jetzt die höchste Zeit war, ihm den von ihm selbst nicht mehr richtig beurtheilten und sorgsam genug bewahrten Schatz zu entreißen.

Was den Werth dieser Handschrift noch besonders steigert, ist, daß zwar nicht das ganze N. T., aber doch das N. T. vollständig in ihr erhalten ist, während der Cod. Vat. am Ende verstümmelt ist und mehr als die ganze Apokalypse verloren hat. Aber die Sinaihandschrift hatte hinter der Apokalypse noch andere Blätter, welche während der frühesten Jahrhunderte

berte der christlichen Kirche in sehr vielen Gemeinden ebenfalls als zum N. T. gehörend betrachtet, später aber und vorzüglich schon seit dem Verlaufe des vierten Jahrh. immer allgemeiner unter die Apokryphen geworfen wurden. Auf die Apokalypse folgt in ihr der Barnababrief, dann nach einigen jetzt verlorenen Blättern, welche sicher ein ähnliches Buch enthielten, der Hirt des Hermas; Letzterer aber ist in ihr nicht mehr ganz erhalten, und wir können uns sehr wohl denken, daß ursprünglich auch auf ihn noch das eine oder andre ähnliche Buch folgte. Hierin liegt noch ein besonderer Beweis für das hohe Alter der Handschrift: auch der Cod. Val. würde darin wohl ähnlich sein, wenn er hinten nicht so schwer verstümmelt wäre, und der Cod. Alex. ist, obwohl er andre Blätter anhängt, doch in der That darin ähnlich genug. Aber wir empfangen nun damit zugleich den hohen Vortheil, daß wir jetzt den Barnababrief auch in seiner griechischen Ursprache und das Hermasbuch wenigstens seiner ersten Hälfte nach in einem so alten und ganz unzweifelhaft echten Wortgefüge besitzen; wie wichtig dieses letztere sei, kann man auch aus dem neulich in den gel. Anz. dieses Jahres St. 141 f. über den äthiopischen Hermas Gesagten näher erschen. Ich bemerke dazu hier nur, daß sich nun auch das an sich so auffallend lautende *liberari* Barnab. c. 1 als richtig ergibt: es ist nur eine zu unklare Uebersetzung für *σωθῆναι*, und würde allerdings besser *servari* lauten.

So ergeben sich schon aus den wenigen Blattseiten der Handschrift, welche der Verf. S. 22 — 39 in der Kürze vollständig und treu abgeschrieben mittheilt, die wichtigsten Folgerungen. Wir bemerken hier nur noch, daß die Handschrift das Hohelied in der Weise enthält, daß mitten im fortlaufenden Wortgefüge der Wechsel der Redenden sogar sehr

ausführlich erklärt wird. Dies ist allerdings nur eine Art späterer Erläuterungen, welche wahrscheinlich auf Grund eines alten Erklärungsbuches sogleich in das Wortgefüge selbst aufgenommen sind; und wir können jetzt leicht erkennen, daß dieser alte Erklärer, sei er Origenes oder ein Anderer, den ursprünglichen Sinn des Hohenliedes damit wenig getroffen hat: aber die Erscheinung selbst ist uns für ähnliche Fälle sehr lehrreich. — Der Verf. kündigt nun mit diesem Werke zugleich seine nahe bevorstehende Ausgabe der ganzen so überaus wichtigen Handschrift mit den weiteren Erläuterungen derselben an. Unter dem Schutze und der freigebigen Unterstützung der russischen Herrschaft soll nach Art der großen Baber'schen Ausgabe des cod. Alex. ein die Handschrift so treu als möglich wiedergebender Prachtdruck der griechischen Bibel schon im J. 1862 erscheinen, zugleich zur Feier der dann einfallenden tausendjährigen Einführung des Christenthumes in Rußland; ihm soll dann auch ein wohlfeilerer Druck folgen. Wir brauchen nicht weiter zu sagen, welche große Vortheile der Wissenschaft daraus zufließen werden, und wünschen dem würdigen Unternehmen den glücklichsten Erfolg.

— Der Verf. theilt indeß von S. 47—75. 123 f. auch eine Beschreibung der übrigen von seiner letzten Reise heimgeführten Schätze mit, griechischer, syrischer, koptischer, arabisch-türkischer, hebräischer, samaritanischer, slawonischer, abessinischer und armenischer Handschriften mit einigen andern Alterthümern. Wir haben hier nicht Raum, alles Einzelne hervorzuheben, was davon auch den griechischen Philologen und den Geschichtsforschern wichtig ist; die verschiedenen morgenländischen Handschriften warten außerdem noch auf eine genauere Beschreibung. Von den griechischen Handschriften aber, Palimpsesten, Unzialhandschriften und andern, gibt der Verf. selbst hier

sogleich eine vorläufige doch ziemlich ausführliche Beschreibung: und wir heben dabei einiges des biblische Schriftthum Betreffende hervor, welches uns wichtiger scheint.

Unter den Palimpsesten ist nach S. 48 f. ein allen Anzeichen nach sehr alte, aber auch unter Anwendung starker chemischer Mittel schwer zu entziffernde, deren griechische Schrift einst nach alterthümlicher Weise auf jeder Seite in drei Säulen getheilt war: Tischendorf gibt jedoch mehrere griechische Zeilen aus ihr, welche ihm zu lesen möglich wurde, ohne entdeckt zu haben, aus welchem Werke diese Worte abstammen. Mehrere Zeilen dieser Schrift gehen aber offenbar auf des Sirachsohnes Buch 4, 26. 7, 12 f., die meisten andern auf Weish. Sal. 10, 16. 11, 26. 12, 2—5 zurück; und insoferne kann man über den Inhalt dieses Werkes schon jetzt sicher sein, da auch die übrigen Zeilen der Handschrift ihrem Inhalte nach leicht einen ähnlichen Ursprung haben mögen. Das Merkwürdigste scheint uns dabei nur, daß, wenn diese Zeilen in den drei Säulen einer Seite der Handschrift einander gegenüber stehen, die sämtlichen Worte sich nicht in den Umgebungen einer Stelle der Weish. Sal. oder des Sirachbuches finden. Eine nähere Enthüllung des so schwer verdunkelten Inhaltes dieser Handschrift wäre daher zu wünschen: wie diese Zeilen jedoch jetzt hier in drei Säulen einander gegenüberstehen, hat sie der Verf. wohl aus verschiedenen Bruchstücken der Handschrift zusammengesetzt.

Zweitens theilt der Verf. S. 56 f. aus einer griechischen Minuskel die Stelle B. Jos. 1, 1—8 mit, woraus man deutlich ersieht, daß diese Handschrift, welche den größten Theil der geschichtlichen Bücher A. Ts enthält, eine durchaus verbesserte Ausgabe der Uebersetzung der LXX enthielt. Wir dürfen nämlich nicht sagen, wir hätten hier die Ue-

Not. ed. cod. Bibl. Sinait. ed. Tischendorf 1767

Uebersetzung der LXX nicht vor uns: ihr Grund liegt in zu sichtbaren Zeichen vor. Aber die alte Uebersetzung der LXX wurde in den späteren Jahrhunderten, vorzüglich im zweiten und dritten nach Ch., wiederholt und theilweise sehr durchgreifend verbessert: eine solche verbesserte Ausgabe der LXX enthielt sicher diese ganze Handschrift; und da viele alte Christen die Verbesserung durch Theodotion sehr gerne gebrauchten, so haben wir allerdings Grund hier zunächst an sie zu denken. Die Möglichkeit einer näheren Benutzung dieser in ihrer Art so seltenen Handschrift leuchtet daraus von selbst ein.

Eine andre Minuskel, das Matthäusevangelium enthaltend, hat nach S. 58 f. an ihrem Rande einige Anmerkungen zur Vergleichung des Ἰουδαϊκόν: darunter ist, wie Tischendorf richtig gesehen hat, das sonst sogenannte Evangelium nach den Hebräern zu verstehen. Zur bessern Würdigung dieses in unsern Tagen so viel besprochenen und so oft ganz irrtümlich beurtheilten Hebräerevangeliums sind auch diese kurzen Randbemerkungen von Nutzen: sie lehren uns zwar nichts was wir nach den neuesten Forschungen über die Evangelien nicht schon sonst im Allgemeinen sicher genug wissen können, aber sie kommen uns gerade jetzt sehr nützlich, um auch durch ihre Hülfe die vielerlei höchst verkehrten Ansichten zurückzuweisen, welche in der neuesten Zeit wiederum über dieses einst fast als das „fünfte“ geltende Evangelium aufgestellt sind. Es bestätigt sich nämlich durch sie, daß dieses Evangelium, welches, weil es bei Judenthristen in hebräischer Sprache geschrieben gebraucht wurde, ebenso wohl das jüdische kurz genannt werden konnte, nur eine Umarbeitung und theilweise Vermehrung unsres Matthäusevangeliums war, wobei der Verfasser übrigens sehr wohl auch noch andre Quellen benutzen konnte.

— Zum Schlusse gibt L. S. 76—122 aus ei-

ner Handschrift des Johanneesklosters der Insel Patmos die Scholien zum B. der Sprüche, welche nach ihrer Unterschrift aus Origenes' Hexapla entnommen, später aber erst von den zwei bekannten Männern Pamphilos und Eusebios im Anfange des 4. Jahrh. in diese Gestalt gebracht wurden. Diese Scholien erklären aber nicht etwa, wie man danach leicht meinen könnte, die verschiedenen Lesarten und Uebersetzungen des Buches der Sprüche, obgleich zu Anfange Einiges über die Einrichtung der Hexapla bemerkt ist, sondern geben nur Erklärungen des Sinnes der Sprüche, meist nach der bekannten Sucht des Origenes und der meisten griechischen KVV. alle die biblischen Worte zu allegorisiren. Von der Art der großen und schon durch ihren bunten Inhalt und ihre Auszüge aus jetzt verlorenen Schriften sehr lehrreichen Homilien des Origenes über biblische Bücher weichen aber diese kurzen knappen „Scholien“ ebenfalls sehr weit ab: wir müßten uns also denken, Origenes habe sein großes Werk der Hexapla auch mit solchen ganz kurzen Erklärungen des Wortsinnes begleitet, welche dann auch wohl in besondern Bänden herausgegeben wurden. Ähnliche Scholien zum B. der Sprüche gab Angelo Mai 1854 in seiner Nova Patrum Bibliotheca heraus, jedoch aus einer ganz andern Quelle: T. vergleicht hier sein Wortgefüge, und findet das hier zuerst gedruckte weit vorzüglicher. Das Werkchen selbst hat fast nur für die Geschichte der Bibelerklärung im 3. u. 4. Jh. eine Bedeutung; wir sind indessen ganz zufrieden, daß es bei dieser Gelegenheit mit veröffentlicht ist.

Das in dem 2ten Steinbruche beigegebene Abbild der beiden Seiten einer neulich in der Todtenstadt von Memphis gefundenen Erzplatte soll wohl die nach der geographischen Breite von Indien bis Aquileja verschiedene Tageslänge der Monate u. Jahreszeiten erklären; man findet etwa dieselben Breiten noch in den arabischen Erdbeschreibungen des Mittelalters bemerkt. H. E.

1769

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

178. 179. Stüd.

Den 8. November 1860.

B e r l i n

Georg Reimer 1858. 1859. Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen oder allgemeine vergleichende Geographie von Carl Ritter. Achtzehnter und neunzehnter Theil. Auch unter dem besonderen Titel: Die Erdkunde von Asien. Bd IX. Klein-Asien. Theil 1. 1024 S. Mit 3 Kupfertafeln. Th. 2. 1200 S. in Octav.

Bei einem Werke wie dem vorliegenden kann wegen der Masse des darin niedergelegten Stoffs an eine ins Einzelne gehende Besprechung nicht gedacht werden, sondern es kann nur die Absicht sein, einen Rückblick zu thun auf die wissenschaftliche Thätigkeit des Mannes, welcher mit der Herausgabe der beiden genannten Bände sein irdisches Tagewerk geschlossen hat; ein Tagewerk, welches unvollendet geblieben ist, wie alle menschliche Arbeit, das aber in einem Maße, wie es wenig Sterblichen zu Theil wird, ein reiches, gesegnetes und in sich harmonisches genannt werden darf und auf das dankbare

1770 Götting. gel. Anz. 1860. Stück 178. 179.

Andenken des deutschen Volks für alle Zeit den gerechtesten Anspruch hat. Die Göttinger gelehrten Anzeigen haben aber einen ganz besonderen Beruf, Carl-Ritters-Andenken zu ehren, da er hier den Grundbau seines großen Werks gelegt hat, durch Benutzung der hiesigen Bibliothek zum gelehrten Geographen geworden und deshalb auch der Universität bis an das Ende mit besonderer Liebe zugethan geblieben ist, um so mehr, da der Freundschaftsbund zwischen ihm und dem verewigten Hausmann ihn auch durch persönliche Bande mit Göttingen vereinigt hielt.

Ritter gehört nicht zu den Gelehrten, welche durch einzelne scharfsinnige Entdeckungen das Gebiet der Forschung erweitert haben, auch nicht zu denen, welche sich dadurch einen wohlbegründeten Ruf verschafft haben, daß sie eine bestimmte Methode wissenschaftlicher Untersuchung mit besonderer Meisterchaft beherrschten; sein Verdienst beruht vielmehr darin, daß er eine Fülle von wissenschaftlichem Stoff, welche größtentheils schon früher zu Tage gefördert war, von neuen und höheren Gesichtspunkten aus betrachtete und dadurch der Menge zerstreuter Thatfachen einen Mittelpunkt, dem Kleinen und Geringfügigen Bedeutung, dem Ganzen aber inneres Leben und einen beziehungsreichen Zusammenhang gegeben hat. So ist durch ihn aus einem Aggregat mannichfaltiger Kenntnisse ein geordnetes System geworden, und darum ist er nicht mit Unrecht den Gelehrten ersten Ranges beigezählt worden, denen, welche neue Wege gebahnt und Wissenschaften gegründet haben.

Der Stoff der Ritterschen Wissenschaft ist kein neu gewonnener und kein weit entlegener; er ist vielmehr der nächste von allen, welche sich der Betrachtung des Menschen darbieten; er ist deshalb

auch der erste gewesen, an welchem sich der forschende Trieb des menschlichen Geistes versucht hat. Darum kann man die Geographie die älteste und zugleich die jüngste Wissenschaft nennen. Denn wenn man auch nicht Homer den ersten Geographen nennen will, wie Strabo es thut, der in verkehrter Hochschätzung den Dichter zu einem gelehrten Polyhistor machen wollte, so ist doch die älteste *ιστορια*, welche sich bei den wißbegierigen Joniern entwickelt hat, wesentlich eine auf Anschauung fremder Länder und Erforschung ihrer Eigenthümlichkeit gerichtete Wissenschaft gewesen. Eine der jüngsten aller Wissenschaften kann aber die Geographie deshalb genannt werden, weil bis vor kurzem die Oberfläche der Erde nur wie eine verworrene Masse von Ländern angesehen wurde, welche zufällig der Schauplatz dieser oder jener Menschengeschichte geworden sei; Thiere und Pflanzen erkannte man in ihrem nothwendigen Verhältnisse zum Boden, der sie nährte; die menschlichen Stämme aber schienen durch Zufall diesem oder jenem Theile des Erdballs zugewiesen zu sein. Daher mußte auch der Boden des Landes dem Historiker etwas verhältnißmäßig Gleichgültiges bleiben. Dies also ist der Fortschritt der neuen Zeit, daß sie auch hier den Begriff des Zufalls bekämpft und verdrängt hat, daß sie statt dessen auch auf diesem Gebiete die Idee eines zweckmäßigen Zusammenhanges eingeführt und so statt eines zufälligen Beieinander eine innere und nothwendige Beziehung zwischen Volk und Land, ein Verhältniß, wo eins das andere bedingt, nachzuweisen gewußt hat.

Freilich thut man den Alten Unrecht, wenn man die Erkenntniß eines solchen Zusammenhanges ihnen abspricht. Denn nicht nur haben sie, wie allbekannt, die klimatischen Bedingungen, unter denen ein Volksleben sich entfaltet, sondern auch die natürliche

Lage der Städte, die verschiedene Begabung des Bodens u. in ihrer historischen Bedeutung sehr wohl zu würdigen gewußt. Man suchte die Verschiedenheit der Menschen und Völker aus dem Boden, dem Wasser und den Producten ihrer Wohnplätze zu erklären; Volksgeist und Charakter der Landschaft wurden in ihrer Uebereinstimmung begriffen (*silvarum et montium situs cum ingenio consentiebant* Florus p. 63, 7 ed. Jahn), und namentlich finden wir bei dem hellblickenden Strabo eine Reihe von Aussprüchen, welche eine wahrhaft wissenschaftliche Auffassung der Erdkunde bezeugen und Wahrheiten enthalten, die auch heute gar nicht treffender ausgedrückt werden können, so z. B. wenn er die naturgemäße Gliederung der Länder und die dauernde Gültigkeit derselben den staatlichen Eintheilungen und willkürlichen Umgrenzungen gegenüberstellt, wenn er die wissenschaftliche Erdkunde von der politischen Statistik unterscheidet; wenn er bei einer nachsinnenden Betrachtung der Länderformen zu der Ueberzeugung kommt, daß dieselben nicht zufällig, sondern nach einem vernünftigen Plane geordnet seien (*οὐχ ὁπῶς εἰνυχεν, ἀλλ' ὡς ἂν μετὰ λογισμοῦ τινα διακρίνων τῶν τόπων* Str. S. 189), kurz daß die Erde nicht bloß ein Werk der *φύσις*, sondern auch der *πρόνοια* sei (Str. S. 810). Auf diesen Standpunkt des großen Geographen der Hellenen hinzuweisen, scheint um so mehr am Orte zu sein, da man heutzutage nur zu sehr geneigt ist; den Alten die wissenschaftliche Auffassung der Erdkunde abzusprechen, wie auch Ritter (Klein-Asien I, 27) selbst sagt, es sei Strabon unmöglich gewesen, ein organisches Ganzes zu erfassen.

Aber wenn wir auch anerkennen müssen, daß auch auf diesem Gebiete die Griechen mit hellem Geisteshlicke und sicherem Takte die richtigen Gesichtspunkte

der Wissenschaft festgestellt und einen für alle Zeit gültigen Grundbau aufgeführt haben, so ist doch auf der anderen Seite ebenso gewiß, daß die Leistungen der Alten in der allgemeinen Erdkunde sehr unvollständig und unvollkommen geblieben sind. Strabo, der schon mit prophetischem Blicke über die Grenzen der alten Welt hinausschaute, fand keine ebenbürtigen Nachfolger; die Römer haben dem wissenschaftlichen Berufe, welcher ihnen als einem weltbeherrschenden Volke zufiel, nicht zu genügen vermocht; sie lieferten nur encyclopädische Werke und trockene Compendien, in denen jede Spur des philosophischen Geistes, der in Strabo lebte, verloren gegangen ist. Nach Wiederherstellung der Wissenschaft hat man lange in gänzlicher Unfreiheit an den gangbaren Ueberlieferungen des Alterthums festgehalten; bis tief in das siebzehnte Jahrhundert hinein zeichnete man in Venedig die ptolemäischen Karten nach und die Folge der großartigsten Entdeckungen in den Erd- und Himmelsräumen war nicht im Stande, ein neues System wissenschaftlicher Erdkunde hervorzurufen. Darin also besteht das unsterbliche Verdienst Carl Kitters, daß er im zweiten Jahrzehend dieses Jahrhunderts den Gedanken einer vergleichenden Erdkunde, als der unentbehrlichen Grundlage historischer Kenntniß, klar und sicher erfaßte und sein ganzes Leben diesem Berufe widmete, die Masse von Thatfachen, welche unter den verschiedensten Himmelsstrichen beobachtet und gesammelt worden waren, mit einem Blicke zu erfassen, Natur- und Menschengeschichte zu einem Ganzen zu verweben und die Gedanken der göttlichen Vorsehung, der von Strabo geahnten *νομόνοια*, durch alle Räume der Erde, im Großen wie im Kleinen, im Ganzen wie im Einzelnen darzulegen. Wie weit er dabei über die Gesichtspunkte der Alten hinausgegangen ist, bedarf kaum der Erwäh-

nung. Aber es ist nicht blos der Oberbegriff des Ganzen, der dem neuen Begründer der wissenschaftlichen Erdkunde zu Gute gekommen ist, wodurch allein es möglich wurde, die „Weltstellung“ einzelner Länder und Städte zu charakterisiren, sondern es hat Ritter auch die Plastik der Erdoberfläche in viel schärferer Weise als es Strabo in den Sinn kam, als einen Factor der Völlergeschichte zur Geltung gebracht. Um seine Idee durchzuführen hat er in einzelnen Abhandlungen theils den gesammten Erdkörper behandelt und hier die Land- und Wassermassen in ihrem Verhältnisse zu einander, die Gruppierung der Festländer und Inseln und die geschichtlichen Functionen, zu denen die verschiedenen Erdräume durch ihre Gestaltung berufen sind, entwickelt, theils, in das Einzelne der Culturgeschichte eingehend, die Verbreitung der wichtigsten Gewächse und ihre Bedeutung für die verschiedenen Völker behandelt. Daneben aber hat er ununterbrochen sein großes geographisches Werk fortgeführt, dessen neunzehn Bände eines der ehrwürdigsten Denkmäler deutschen Fleißes bilden.

Wenn wir nun, an die beiden letzten Bände anknüpfend, einige Bemerkungen über Ritter's Methode mittheilen dürfen, so glauben wir zunächst darauf aufmerksam machen zu müssen, daß, so unumstößlich auch der oberste Grundsatz der vergleichenden Erdkunde an sich ist, dennoch der Einfluß der Natur auf die Völker, den sie voraussetzt und nachweisen will, nicht immer in gleicher Weise und gleichem Grade sich geltend macht. Die Geschichte der Menschheit ist zugleich eine Geschichte ihrer Emancipation von den äußeren Bestimmungen der Natur, und je mehr sich eine gleichartige Cultur durch alle Zonen und über alle Welttheile ausbreitet, um so mehr wird auch das Rittersche Princip in seiner Gültig-

keit beschränkt. Ferner ist es eine unleugbare That-
 sache, daß auf demselben Boden und unter denselben
 Naturverhältnissen sich ganz verschiedenartige geschicht-
 liche Zustände entwickelt haben, und wenn im Laufe
 der Geschichte verschiedene Volksstämme nach einan-
 der in ein Land einwandern, so sehen wir, daß ein-
 zelne derselben sich gegen die Einwirkungen der na-
 türlichen Verhältnisse stumpf und gleichgültig ver-
 halten und fast unverändert ihren, in früheren Wohn-
 sitzen ausgebildeten, Sitten treu bleiben. Es bedarf
 also einer besonderen Disposition, es bedarf, so zu
 sagen, einer *harmonia praestabilita*, damit zwischen
 Volk und Wohnort dies organische Verhältniß zu
 Stande komme, welches die vergleichende Erdkunde
 nachweisen will, damit das Land in die geschichtli-
 chen Functionen eintrete, zu denen es durch seine
 Erdstelle und seine natürliche Plastik berufen ist und
 die Geschichte sich innerhalb der Natur, ihr gemäß,
 entwickle. Palästina verwirklicht seine von Ritter
 so meisterhaft dargelegte Weltstellung erst, da das
 Volk Israel seine Wohnung daselbst aufschlägt, und
 jene Gebirgs- und Küstenbildung, welche Griechen-
 land vor allen Theilen der Erde auszeichnet, ist für
 die Geschichte wirkungslos und verhältnißmäßig gleich-
 gültig, wenn keine Hellenen da sind, um den natür-
 lichen Organismus auszubeuten. Wir haben hier
 überall ein Wechselverhältniß anzuerkennen, eine Be-
 ziehung zweier Factoren zu einander, abgesehen von
 den unberechenbar mannichfaltigen anderweitigen Ver-
 hältnissen, welche auf die Entwicklung einer Landes-
 geschichte Einfluß haben. Es will uns scheinen, als
 wenn Ritter den einen der beiden Factoren zu sehr
 hervorgehoben, das ethnographische Moment nicht ge-
 bührend gewürdigt und auch die nach den Zeiten
 verschiedene Anwendbarkeit seines obersten Principes
 nicht hinreichend anerkannt habe.

Was nun die Behandlung des Materials betrifft, so hat Ritter sich keine Mühe verdrücken lassen, um dasselbe in möglichster Vollständigkeit herbeizuschaffen und die beiden vorliegenden Bände erhalten dadurch einen besonderen Werth, daß dem Verf. nicht nur mündliche, sondern auch handschriftliche Mittheilungen neuerer Reisenden zu Gebote standen, die sonst nicht bekannt geworden sind, so namentlich die Tagebücher des Grafen Albert Bourtalès und des verstorbenen Prof. Schönborn, des anspruchlosen und unermüdblichen Erforschers der Südküsten Kleinasiens, dessen Entdeckungen bisher nur in Gelegenheitschriften unvollständig mitgetheilt und von Riepert in einer großen Karte von Kleinasien benutzt werden konnten. Die Beschreibung dieser Südländer ist deshalb auch bei Ritter am reichsten an neuen Ergebnissen für die alte Geographie und Denkmälertunde. Wir heben hier unter Anderem hervor die Beschreibung der von Schönborn entdeckten, phrygischen Stadt Pednalissos mit ihren merkwürdigen Ruinen (II, 572); darunter der große Zeustempel mit einem Theil seiner Ummauerung, an welcher sich als heiliges Symbol ein colossales Triquetrum eingemeißelt findet. Dann die Beschreibung der Ruinen von Perga (S. 585) und von Termessos (S. 785), das zu den prachtvollsten Ruinenstädten Kleinasiens gehört. Unter den lykischen Städten ist es besonders Rhyamai, deren großartige Nekropolis mit reicher plastischer Ausstattung hier zuerst nach Schönborn beschrieben wird (S. 1137); das vermeintliche (von Leake sogenannte) Ppöna erweist sich als eine Festung im Gebiete der Xanthier, welche niemals städtisch bewohnt gewesen ist (S. 978). Oberhalb des Xanthothales ist die Cibyratis ein Schauplatz der glücklichsten Entdeckungen geworden. Hier wo sich die seit alten Zeiten berühmten Eisenwerke bis heute er-

halten haben und wo daher auch die zur Steinarbeit erforderlichen Werkzeuge in besonderer Güte vorhanden waren, hat Schönborn ganze Gallerien von Felsculpturen entdeckt, und wiederum erkennt man in den lykischen Sculpturen deutlich die Nachahmung künstlicher Schmiedearbeiten, wie sie von den Kibyraten mit besonderer Meisterschaft geübt wurden. Das ganze Gebiet der Kaunier ist durch Schönborn erst bekannt geworden, und wohin die neuern Reisenden vorgeedrungen sind, überall sind bewundernswürdige Ueberreste alter Cultur zu Tage getreten, Brücken, wie die auf alten Fundamenten ruhende Halbbrücke (S. 910), unterirdische Kanäle mit senkrechten Felschächten, welche in die Tiefe hinabgehen, um den Wasserabfluß zu beaufsichtigen, bei dem See Karalitis (S. 850), ganz ähnliche Werke, wie die an der Kopais in Böotien vorhandenen, ferner großartige Wegebauten, im Felsen eingehauen (S. 711), und breite Terrassen, in mehrfachen Stufen übereinander, welche an persopolitanische Bauten erinnern, u.

Fragt man nun, wie das von den Reisenden gewonnene Material in dem Ritterschen Werke benutzt worden ist, so muß man freilich gestehen, daß eine Verarbeitung und wissenschaftliche Gestaltung desselben nicht erreicht, ja nicht einmal erstrebt worden ist. Nach einer kurzen Uebersicht der einzelnen Landstriche folgen die auf dieselben bezüglichen „Erläuterungen“, und hier werden aus den verschiedenen Tagebüchern Auszüge gegeben, welche auch von persönlichen Reiseerlebnissen mehr mittheilen, als für die Sache nöthig ist, und dieselben Orte und Gegenstände lehren nach verschiedenen Berichten an verschiedenen Orten wieder. Hier ist also das Buch mehr ein Repertorium, als ein wissenschaftlich durchgearbeitetes Werk, ein Werk mehr zum Nachschlagen

mit mirtheilte, sondern auch ganz theilungen neuerer Reisenden zu (webo sonst nicht bekannt geworden sind, so Tagebücher des Grafen Albert Pourc verstorbenen Prof. Schönborn, des auf unermüdblichen Erforschers der Südküste dessen Entdeckungen bisher nur in Gel ten unvollständig mitgetheilt und in einer großen Karte von Kleinasien I konnten. Die Beschreibung dieser Südhälfte auch bei Ritter am reichsten an nissen für die alte Geographie und I Wir heben hier unter Anderem hervor bung der von Schönborn entdeckten, p Pednalissos mit ihren merkwürdigen Ri darunter der große Zeustempel mit ei ner Ummauerung, an welcher sich als hol ein colossales Triquetrum einge Dann die Beschreibung der Ruinen v 585) und von Termessos (S. 785) prachtvollsten Ruinenstädten Kleinasien ter den Iyrischen Städten ist es besor deren großartige Metropolis mit rei

als zum Lesen, und es ist dem Verf. hier offenbar weniger, als in anderen Theilen seines großen Werks gelungen, Herr des Stoffs zu werden. Ein anderer Uebelstand bei Ritters Kleinasien liegt darin, daß die ethnographischen Probleme, welche sich in diesem Uebergangslande zwischen Abend- und Morgenland mehr als anderswo häufen, so gut wie gar nicht berührt worden sind. Obgleich also der Verf. einräumt, daß bei der Behandlung der Halbinsel die Gesichtspunkte der alten Geschichte vorwiegend sein mußten (I, S. 30), so wird doch von den alten Völkern Kleinasiens, ihrer Herkunft, ihrem Zusammenhange und ihren Verschiedenheiten so gut wie gar nicht gehandelt; daher bleibt von den beiden Factoren, deren Auseinanderwirken nach dem Programme der Ritterschen Erdkunde dargestellt werden soll, der eine eine unbekannte Größe. Der ethnographische Theil, die eigentliche Seele der historischen Völkerkunde, tritt hier ganz zurück, und dafür nimmt der antiquarische Theil einen unverhältnißmäßig großen Raum ein. Die vergleichende Erdkunde wird der Hauptsache nach zu einer Statistik der neuen und alten Wohnplätze. Diese Bemerkungen sind gewiß nicht in der Absicht niedergeschrieben, um dem Ruhme des großen Gelehrten Abbruch zu thun, dem keiner mit dankbarerem Herzen huldigt, als der Ref. Sie sollen vielmehr nur darauf hinweisen, was noch für Arbeit übrig ist, um in einer dem Gedanken des Meisters wirklich entsprechenden Weise das kleinasiatische Halbinselland zu bearbeiten und auf der Bahn, welche er gebrochen und mit unermüßlichem Fleiße verfolgt hat, zu dem Ziele der Wissenschaft vorzudringen.

So groß auch die Fülle dessen ist, was Ritter glücklich zu Stande gebracht hat, und so dankbar wir auf sein langes, segensreiches und in sich har-

monisches Wirken zurückblicken, so müssen wir doch sehr beklagen, daß er auf seinem wissenschaftlichen Weltgange gerade nur bis an die Schwelle Europas vorgeedrungen ist. Auf dem Boden dieses Welttheils war er so zu Hause, daß er nur in wenig Gegen-
den von fremden Anschauungen abhängig war. Hier, wo die Völker bekannter sind und die geschichtlichen Entwicklungen reicher und klarer vorliegen, konnte seine wissenschaftliche Methode erst ihre wahren Triumphe feiern; hier hätte er auch die Masse des Stoffs vollständiger beherrschen und der Darstellung eine freiere Form zu geben vermocht. Auf jeden Fall ist es in hohem Grade wünschenswerth, daß aus nachgelassenen Mss. und Vorlesungsheften seine Europa herausgegeben werde, damit einiger Ersatz für das Werk gewonnen werde, welches ohne Zweifel die vollendetste aller Ritterschen Arbeiten geworden wäre.

Was Ritters Kleinasien betrifft, so ist ja auch dies leider ein Torso geblieben. Nach einer Einleitung über die Gliederung der Halbinsel im Ganzen werden im ersten Bande die Ströme Kleasiens behandelt, welche in den Pontus münden, indem der Verf. von Osten nach Westen der Küste folgt. Zuerst der Tschoruk (der Alampsis Arrians), der einzige von allen kleinasiatischen Pontosflüssen, welcher eine vorherrschende Ostrichtung hat; dann der Thermodon, der Iris und Pylos, der Halys und der Sangarios. Diese Flüsse werden nach den verschiedenen Stufen ihrer Stromsysteme behandelt. Dann folgt die Betrachtung des pontischen Küstenstrichs mit den Küstenflüssen und den Hafenstädten. Es wird die Bedeutung der pontischen Gewässer für die Entwicklung der Cultur erörtert und erst die westliche bis zum Halys, dann die östliche Küstenlinie bis zum Alampsis beschrieben. Dazu kommt

der schöne Aufsatz von D. Blan, welcher einen sehr reichen Ueberblick über die gegenwärtigen Zustände des pontischen Gestades und über den Aufschwung, den dasselbe in jüngster Zeit gewonnen hat, gibt. Die ältere Geschichte der pontischen Städte ist von Ritter selbst mit unverkennbarer Liebe behandelt und eine Fülle des schätzbarsten Materials hier zum ersten Male vereinigt. Aber die ganze Methode der Behandlung leidet doch an wesentlichen Uebelständen, denn indem die Periegesis des Littorals von der Betrachtung der größeren Flußsysteme getrennt ist, wird der Ueberblick über das von Natur Zusammengehörige ungemein erschwert; die Scheidung der Ausflüsse von den „Landströmen“ ist nicht immer ganz gerechtfertigt, wie z. B. der Villaios dem Thermodon an Entwicklung eines eigenthümlichen Wassersystems gewiß nicht nachsteht. Endlich erscheinen diejenigen Land- und Völkergebiete, welche von verschiedenen Flüssen durchströmt werden, nicht in ihrer geschichtlichen Einheit, und wiederum werden Landgebiete, welche demselben Flußgebiete angehören, mit einander verbunden, ohne daß ihre Verschiedenheit in Beziehung auf Bevölkerung und Geschichte mit der gehörigen Schärfe hervorträte; der Leser wird auf verschiedenen Wegen und zu wiederholten Malen strichweise durch Phrygien, Lykaonien, Kappadocien, Bithynien, Pontus u. geführt und kann sich deshalb schwer orientiren. Wird aber einmal das Interesse der alten Geschichte als das vorwiegende in Kleinasien anerkannt, wie es R. thut, und wird auf die Ueberlieferungen und Denkmäler des Alterthums ein so großes Gewicht gelegt, so gibt es auch, wie mir scheint, keine andere Methode, als daß nach vorläufiger Betrachtung des ganzen Halbinsellandes in seinen wesentlichsten Naturformen die einzelnen Landschaften nach der antiken Terminologie topographisch

behandelt werden, indem besondere Einleitungen dazu dienen, die Geschichte der Landschaften soweit zu erweitern, als zum Verständnisse ihrer Monumente nöthig ist.

Der zweite Band umfaßt die südliche Abdachung Kleasiens; das Thal des Byramos, dann den kilikischen Küstenraum zwischen Byramos und Saros, dann die Thäler des Saros und Rydnos, den kilikischen Antitauros, das rauhe Kilikien mit dem Kapadnos, die Gebirgslandschaften der Tauroslette Iffaurien und Pisidien, die pampbylische Ebene, das Hochland der Milyas und endlich das gesammte Vorland Lykiens mit dem Plateau des Kibyratis, den karischen Grenzgebirgen, dem Kanthosthale und dem städtereichen Ufersaume. Mit einer Uebersicht der Naturgeschichte des lykischen Landes schließt der zweite Band. Es fehlt also noch die ganze westliche Abdachung Kleasiens, von Karien nordwärts bis zur Propontis nebst den zum asiatischen Festlande gehörigen Inselgruppen. Es ist gewiß der lebhafteste Wunsch aller derer, welche für den Gegenstand Interesse haben, daß der gründlichste Kenner der Geographie Kleasiens, H. Kiepert, welchen Ritter seinen Mitarbeiter nennt und der schon beide Bände mit wichtigen Zusätzen ausgestattet hat, das Ritter'sche Werk bald vollenden möge. Inzwischen ist schon mancherlei neuer Stoff hinzugekommen, wie namentlich für den ersten Band die Reise von H. Barth in der nördlichen Hälfte von Kleasien und die Reiserouten Tschihat'scheffs nebst den von ihm gemachten Höhenbestimmungen, welche von Petermann in den geogr. Mitth. 1860 zusammengestellt worden sind.

Ein Land, welches seiner Natur und seiner Geschichte nach so außerordentliche Schwierigkeiten darbietet, wie Kleasien, kann nur allmählich von der

Wissenschaft bewältigt werden. Noch fehlt es aller Orten an genügenden und zuverlässigen Beobachtungen; selbst so leicht zugängliche Gegenden, wie z. B. das Thermodonthal, sind noch ganz unbekannt. Noch viel unbekannter sind die ethnographischen Verhältnisse und es mögen zu ihrer Aufhellung wichtige Ueberreste kleinasiatischer Dialekte aus alter Zeit noch heute vorhanden sein, von denen noch keine Kunde zu uns gedrungen ist. Wer aber die Entdeckungen der letzten Decennien überblickt, kann nicht verkennen, daß der Zug unsrer historischen Wissenschaft darauf gerichtet ist, in Kleinasien Licht zu schaffen und hier die Lösung der wichtigsten Probleme alter Culturgeschichte vorzubereiten. Zu diesem Zweck ist eine möglichst vollständige Zusammenstellung aller bisher beobachteten Thatsachen die erste Bedingung, und wir haben allen Grund uns Glück zu wünschen, daß es unserm Carl Ritter noch vergönnt gewesen ist, einen so bedeutenden Theil dieser Arbeit zu vollenden. Die jüngere Generation ist berufen, auf diesen Bahnen weiter zu arbeiten, theils durch Herbeischaffung von neuem Material, theils durch Verarbeitung des vorhandenen. Auf beiden Wegen liegen die dankbarsten und wichtigsten Aufgaben vor und an rüstigen Arbeitern wird es nicht fehlen. Wenn Ritter nicht in dem Grade Schale gebildet und Nachfolge gefunden hat, wie es bei der allgemeinen Anerkennung, die ihm zu Theil geworden ist, zu erwarten wäre, so liegt der Grund wohl vorzüglich darin, daß die Rittersche Wissenschaft eine Vereinigung von naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Kenntnissen fordert, wie sie in gründlicher Weise nicht leicht von einem Einzelnen erreicht werden kann; die beiden Richtungen, welche R. zu verschmelzen suchte, werden immer wieder auseinander gehen. Dessenungeachtet bleibt es ein unvergängli-

ches Verdienst des Begründers der neueren Erd-
 kunde, die gemeinsamen Gesichtspunkte der historisch-
 antiquarischen und der physikalischen Betrachtung gel-
 tend gemacht zu haben, und wenn es auch immer
 schwieriger wird, daß ein Einzelner auf beiden Ge-
 bieten als selbständiger Forscher auftrete, so wird
 dennoch die Verbindung der beiden Gesichtspunkte
 immer mehr als der einzige Weg anerkannt werden,
 auf welchem eine wissenschaftliche Länder- und Völ-
 terkunde sich entwickeln kann. Deshalb werden Na-
 turforscher und Historiker mehr und mehr einander
 in die Hände arbeiten, und der weitgreifende Einfluß
 der von Ritter ausgegangenen Anregung zeigt sich
 auf beiden Gebieten der Wissenschaft deutlich genug;
 man kann sich schon keine Geschichtschreibung mehr
 denken, welche die Naturformen der menschlichen
 Wohnplätze übersieht, und andererseits bezieht sich
 jede Reisebeschreibung, welche mehr als eine flüchtige
 Unterhaltung erzielt, und jede umsichtigere Naturbe-
 schreibung auch auf die menschlichen Entwicklungen,
 so weit sie von der Plastik des Bodens und den
 natürlichen Bestimmungen bedingt werden. So sind
 auf verschiedenen Gebieten der Pitteratur und For-
 schung Ritters Ideen fruchtbar geworden; sie sind
 schon ein Gemeingut geworden, und Viele wirken in
 seinem Sinne und gehen in seinen Fußstapfen, ohne
 sich bewußt zu sein, was sie Ritter verdanken.
 Deshalb hat Carl Ritter den gerechtesten Anspruch
 darauf, im dankbaren Andenken unsers Volks fort-
 zuleben, und was noch mehr als sein unermüdlicher
 Fleiß, seine umfassende Gelehrsamkeit und seine sin-
 nige Betrachtung der Natur- und Menschengeschichte
 unsere Verehrung erweckt, das ist die uneigennützig
 und hingebende Liebe zur Wissenschaft, welche sein
 ganzes Leben erfüllte, die anspruchslose Bescheiden-
 heit und Demuth seines Sinns, die Klarheit und

1784 Götting. gel. Anz. 1860. Stück 178. 179.

Harmonie seines Geistes, die aufrichtige Frömmigkeit, welche sein ganzes Wesen erwärmte, kurz die ethische Würde ist es, welche ihn zum Muster eines deutschen Gelehrten macht, und in dieser Beziehung ist der Eindruck seiner ehrwürdigen Persönlichkeit gewiß Allen unvergeßlich, welche das Glück hatten, ihm nahe zu treten: Deshalb ist es auch mir, der ich es unter die glücklichsten Tugungen meines Lebens rechne, daß ich Carl Ritters Vorträge hören, ihn später auf griechischen Reisen begleiten und als einen väterlichen Freund verehren durfte, ein Bedürfniß gewesen, diese Zeilen zu seinem Andenken zu schreiben.

E. Curtius.

B o l o g n a

Tipografia governativa della Volpe e del Sassi 1857. Compendio storico della scuola anatomica di Bologna dal rinascimento delle scienze e delle lettere a tutto il secolo XVIII, con un paragone fra la sua antichità e quella delle scuole di Salerno e di Padova, scritto da Michele Medici. 430 S. in Quart.

Die Absicht, eine Geschichte des anatomischen Studiums in Bologna zu schreiben, läßt von vorn herein erkennen, daß dem Verf. als Hauptziel die Verherrlichung seiner Universität vor Augen steht, neben welcher er in zweiter Linie die Verdienste Italiens überhaupt preist. Daß nicht von einer im wissenschaftlichen Sinne zusammenhängenden Schule durch eine Reihe von Jahrhunderten die Rede sein kann, versteht sich; es soll hier gezeigt werden, seit wann und von wem und mit welchen Erfolgen die Anatomie in Bologna betrieben und gelehrt wurde.

(Schluß folgt).

Ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

180. Stüd.

Den 10. November 1860.

B o l o g n a

Schluß der Anzeige: »Compendio storico della scuola anatomica di Bologna dal rinascimento delle scienze e delle lettere a tutto il secolo XVIII, con un paragone fra la sua antichità e quella delle scuole di Salerno e di Padova, scritto da Michele Medici.«

Das Verdienst des Werkes beruht deshalb besonders in Mittheilung, beziehungsweise kritischer Erörterung der Lebensnachrichten von Anatomen und es treten dabei die Fragen sehr in den Vordergrund, ob dieselben in Bologna oder auf Bologneser Gebiet geboren, in Bologna gebildet seien, ob sie daselbst gelehrt haben. Wissenschaftliche Mittheilungen aus den Schriften sind mehrfach sehr interessant und müssen besonders mit Dank angenommen werden, wenn diese Werke sehr selten oder vielleicht ganz unedirt sind.

Zu den im J. 1853 von demselben Verf. herausgegebenen Discorsi, welche besonders das letzte Jahrh. betreffen (vgl. diese Anz. 1856. St. 144 ff.),

gibt die gegenwärtige Schrift, also zunächst (bis S. 199) die Urgeschichte. Dann folgt (199 bis 311) der wesentliche Inhalt der meisten der 12-Elogien jenes Werkes und hierauf (bis 408) in zum Theil ausführlicher Behandlung, was den Gegenstand des Prospetto generale dort ausmachte. Wir werden deshalb hier den einen Theil vorliegender Schrift gänzlich übergehen dürfen und von dem letztern auch nur da Mittheilungen machen, wo er mehr enthält, als die frühere Schrift.

Während Verf. es dahin gestellt sein läßt, in wie weit die Ansicht, Einigen, begründet sein möge, daß schon in Mitte des 12. Jahrh. (1156) eine medicinische Schule zu Bologna bestanden habe*), weist er auf ein Verbot des Papstes Honorius III. hin, nach welchem den Ecclesiastikern der Besuch der medicinischen und juristischen Schulen verboten wurde. Zu Anfange des 13. Jahrh. wurde seiner Meinung nach Medicin von Vielen gelehrt.

Von Taddea Alberotto (geb. 1215, † 1295), berühmtem Arzte und Lehrer, wird wahrscheinlich gefunden, daß er menschliche Leichen zergliedert hatte, da er mit Beziehung auf eine bestimmte Frage sagt: er könne darüber keine sichere Auskunft geben, weil er eine schwangere Leiche nicht secirt habe. Sein Schüler und Nebenbuhler Bartolommeo de Verrignana († 1318 oder 19 als Ghibelline verbannt in Genua) tritt in einem von Franz Mondini (im 8. Bde der Novi Comm. v. Bologna) veröffentlichten Documente mit verschiedenen Andern, welche theils als *Medici fisici*, theils als *medici di chirurgia* bezeichnet werden, bei einer Section auf, welche über einen vermutheten Giftmord Auskunft geben soll.

*) Armando Guascone soll doch 1151 an dort Anatomie gelehrt haben. Auch ein Petrus Alberti wird aus derselben Zeit erwähnt.

Medici, C. stor. d. scuola anat. di Bologna 1787

Berf. knüpft an dieses Document verschiedene Bemerkungen über Abzweigung der chirurgischen Thätigkeit, Lehramt, Doctorgrad u. s. f. an. Doctoren der Chirurgie sind vor dem 14. Jahrh. nicht bekannt. Außerdem aber macht eine solche gerichtliche Section es allerdings auch wahrscheinlich, daß man schon mehr in menschlichen Sectionen bewandert war, als gewöhnlich angenommen wird.

Längere Zeit lebte auch Guglielmo da Saliceto in B., dessen (1275 in Verona beendigte) Chirurgie eine Abhandlung über Anatomie enthält.

Der berühmte Mondino (Remondino, Raimondo) ist durch Namensverwirrung von Einigen für 2 Personen gehalten, stammte wahrscheinlich aus Florenz von den Ruci, Rucci oder Ruzzi, de Rentiis, daher auch Rucius, war jedoch geborner Bolognese. — Er muß jedenfalls, nach seinen anatomischen Schriften viel mehr als 2 oder 3 Leichen zergliedert haben.

Sein früh gestorbener Professor, Otto Agnino Austruano kommt bei Portal als 3 verschiedene Personen Ottus, Aggerius, Austruachus vor. Neben diesem soll nach Alessandro Macchiavelli noch eine Anatomin Alessandra Giliani für den Mundinus gearbeitet haben. Die Nachricht über sie erscheint aber besonders bedenklich, da sie selbst eine Art von Injection mit erstarrenden Massen schon sollte ausgeübt haben.

Durch Guido de Cauliaco, einen Schüler Mundinus, erfährt man, daß auch der Lombarde Vertuccio (Vertruccio, Vertrucci, Betuccio, Vertuzzo, Petruzzo) ein Lehrer der Anatomie in B. war. Portal freilich läßt den Guido in Montpellier unter „Raimundi“ und „Berthuc“ studiren. Dort könnte er aber wohl keine Anatomie aus Leichenöffnungen gelernt haben, worüber er so interessante Mitthei-

lungen nicht; denn seine Thätigkeit erstreckt sich 1362, während man nach Astruc erst 1876 in Montpellier angefangen haben würde, Leiden zu zerstreuen.

Im Anhange (S. 425—430) wird eine gerichtliche Untersuchung mitgetheilt, betreffend einen anatomischen Zweck ausgeführten Leichenauts aus dem J. 1319.

Dem Uebergange vom 14. zum 15. Jahrh. gehörte Pietro de Argelata (de Argilata, de Erlata) an, von dessen Ansichten Einiges mitgetheilt wird. Sein Bericht über die 1410 von ihm ausgeführte Einbalsamirung des Papstes Alexander V. S. 40. 41. — Im Anfange des 15. Jahrh. ist Giovanni de Concorreggio oder Concorreggio aus Mailand in B. und an andern Orten gelebt. Mit Unrecht sei dagegen von Haller auch Bartolommeo Montagnana als Professor in B. angeführt.

Ueber Gabriel Gerbi oder Zerbi; welcher unter Andern auch in B. lehrte, gibt Verf. ein Excerpt aus de Renzi, Storia della Medicina in Italia, seine wissenschaftlichen Leistungen und sein schreckliches Ende.

Auf dem Uebergange vom 15. zum 16. Jahrh. stehen Alessandro Achillini und Jacopo Berengario Carpi. Der erstere (geb. 1463 † 1512), lehrte auch einige Zeit in Padua. Verf. findet einige zweifelhafte und falsche Nachrichten über ihn zu besprechen. Er hat einen kleinen Apparat zum Steinschnitte angegeben. Seine Kenntnisse über die Ohrspeicheldrüsen, die Whartonschen Gänge, die Eicaklappe, die Ausmündung des Gallenganges, des Hymen, Neurologie, Gehirn, Hirnnerven, Rückenmark, Angiologie des Arms. Die Untersuchung, ob er oder Berengario Carpi den Hammer und Ambos gefunden, führt durch eine Erklärung des Letztern zu dem Resultate, daß eine Kenntniß dieser Knochen

Medici, C. stor. d. scuola anat. di Bologna 1780)

(wie auch Haller in der Bibl. anat. angibt) schon vor Beiden vorhanden gewesen sei.

Berengario Carpi, geb. 1470 † etwa 1530, heißt nicht von dem Orte Carpi, sondern es ist dies sein Familiennamen. Die Mittheilungen über ihn (S. 54—64) geben nichts erheblich Neues; daß der Verf. ihn als Erfinder der Gefäßinjection bezeichnet, gründet sich nur auf seine Einspritzung von Wasser in die Nierenvenen. Nach Aufzählung einiger andern Namen schließt sich dann Bartolommeo Maggi, der Verfasser einer Schrift über die Schußwunden und Aranzi's Lehrer, an. In einer kurzen Notiz über Ulysses Aldrovandi wird beiläufig die Fabel, er sei arm und blind gestorben, durch Verweisung auf sein Testament widerlegt. Solcher Coiter hat nicht nur in B., wie an andern berühmten Universitäten, seiner wissenschaftlichen Ausbildung und seinen Untersuchungen obgelegen, sondern auch Anatomie daselbst gelehrt. Ebenso habe auch Andr. Vesalius, außer in Padua und Pisa, in B. gelehrt, wenn auch nicht als angestellter Professor. Darum theilt Verf. auch einige Hauptzüge aus seinem Leben nach seinen eignen Schriften, unter andern die interessante Darstellung der Vorträge des Sylvius in Paris und Bemertungen über seine Werke mit. Auch die von Vesal gerühmten Bolognesen, Andreas Albi, besonders aber Ludwig Boccadiferro werden hier berührt.

Jul. Cäsar Aranzi geb. 1530 † 1589 kann nicht unmittelbarer Schüler Vesals gewesen sein, da dieser schon 1544 Italien verließ. Er wurde 1556 Professor der Anatomie. Bis auf seine Zeit hatten die Professoren der Chirurgie auch Anatomie gelehrt, jedoch nach Zeit und Ort unregelmäßig. Auf Aranzi's Antrag wurde am 27. Septbr. 1570 decretirt, daß ein Professor nur die Anatomie zu bestimmen

Zeit im Schuljahre lehren sollte, während die andern Chirurgen gleichzeitig nicht Anatomie lehren durften. Diese *calledra anatomica ordinaria* hat Aranzi zuerst inne gehabt bis zu seinem Tode. Einige Male hat Constanz Barol für ihn vicariirt. Nach der Ansicht des Verf. sei B. mit dieser Einrichtung vorgegangen. In Padua wurde erst 1609 ein von der Chirurgie getrennter Lehrstuhl der Anatomie errichtet und dem Fabricius ab Aquapendente übertragen. — Von Aranzi's ausgezeichneten Schrift *De humano foetu* führt Verf. eine Scholzische Ausgabe, Basel 1579 an, aus deren Vorrede er schließt, daß sie nicht die erste sei. Bestimmtere Angaben über frühere Ausgaben hätten sich aus Haller u. A. entnehmen lassen.

Constanz Barol (geb. 1543 † 1575) trug, wie vorhin gesagt, einige Male die Anatomie in B. vor, während er später in Rom lebte, gleichzeitig mit Eustach und Realdus Columbus. Seine Verdienste um die Centraltheile des Nervensystems, die Nerven, den Kehlkopf, die Geschlechtsheile, den Fötus.

Caspar Tagliacozzi (geb. 1546 † 1599) hielt *lectiones publicae ordinariae* in der Anatomie mit Beifall. Daß sein Todesjahr nicht 1553 sein kann, geht auch daraus hervor, daß er sein 1597 erschienenenes Werk *De curatorum Chirurgia per insitionem* selbst dem Vincenz Gonzaga gewidmet hat. Von dieser Schrift findet sich hier eine Inhaltsangabe nach den Kapiteln. Die übrigen sind nach Fantuzzi angegeben.

Außer Barol's und Tagliacozzi's Zeitgenossen und Freunde Girolamo Mercuriale sind auch Gian Francesco Rota und Domenico Beoni hier berührt. Flaminio Rota war nicht Schriftsteller, aber Professor der Anatomie von 1579—1611 und ~~und~~ nach erhaltenen Inschriften seiner Zeit

Medici, C. stor. d. scuola anat. di Bologna 1791

große Anerkennung gefunden haben. Dasselbe gilt von Angelo Michele Sacchi dem Ältern, Sohn des Professors der Medicin Ant. Sacchi. Ein jüngerer Ang. Mich. Sacchi, nach Verf. Meinung nicht aus derselben Familie, wäre im Anf. des 17. Jahrh. Professor der Anatomie in B., eine Zeitlang auch in Pisa, gewesen. Auch Franz und Achill Muratori aus Budrio waren anerkannte Lehrer der Anatomie, namentlich erwarb der Erstere sich großen Beifall in der Notomia pubblica.

Berühmter war Fabrizio Bartoletti (geb. 1576, † 1636), welcher, 1626 von Ferdinand Gonzaga nach Mantua berufen, dort u. a. Vesling's Lehrer wurde. Ueber seine große Anatomie, von welcher der zweite Theil gedruckt, aber nicht erschienen sein soll, vermag Verf. kein neues Licht zu geben. Virgilio de Bianchi wurde gleichzeitig mit Bartoletti Professor der Anatomie und ist durch eine lobende Inschrift bekannt. Auch er starb in den Bestjahren (1631).

Giambattista Cortesi war von niederer Herkunft, wurde als Barbierlehrling in einem Hospitale bekannt. Er lehrte schon in B. und hatte als Arzt so großes Ansehen, daß er einmal zu einem Legaten nach Paris berufen wurde. Von Mesfina, wohin er 1598 ging, wollte man ihn nach B. zurückberufen, er nahm dies aber nicht, wie Portal angibt, an. Auch konnte er nicht, wie Portal angibt, Malpighi's unmittelbarer Vorgänger in Mesfina sein, da er 1634 starb.

Ueber Giov. Agostino Cuchi, welcher bis zu seinem Tode (1664) Anatomie lehrte, aber keine anatomischen Schriften hinterließ, werden wir durch eine Inschrift belehrt. Ähnliches gilt von Giov. Ant. Godi. Auch Carmeni Daniele wird zu den berühmten Bologneser Anatomen gezählt.

Aus dem Werke finden sich hier einige An-
treffend das Zungenbein und das Herz;
Stelle soll namentlich die Entwicklung des
über den Kreislauf bezeichnen.

Bartolommeo Massari war in
der Anatomie, aber Stifter einer aus 9
bestehenden Akademie (1650), welche sich
gliederungen und physiologischen Experimen-
tation beschäftigte (die Akademie del Cimento entstand
Massari's Akademie, das Coro anatomica
nach seinem Tode (1665) in das Haus
seiner Professors Andrea Mariani über. Eine
glieder würde genügen, diese Gesellschaft zu
zu machen:

Marcellus Malpighi, dessen Ge-
sammt seinen eben genannten Lehrern in
Padua verlegt. Frühzeitig mußte er Wi-
ssenschaften erfahren, erhielt z. B. eine von ihm
Professur erst nach 3 Jahren, während
gibt, daß er von Padua aus die ihm
Stelle abgelehnt und erst nach 3 Jahren
men habe. Bald ging Malpighi nach Bi-
medici

Loge de la loge,

Medici, C. stor. d. scuola anat. di Bologna 1793

in Bologna hatte er mit Oppositionen zu kämpfen. Wie diese bis zu rohen Excessen schritten, zeigt der in diesem Werke (unter Sbaraglia) wieder abgedruckte Brief Malpighi's, welcher schon in diesen Anzeigen (1856. S. 1437. 1438) erwähnt wurde. Die Nennung von Gollinga glaubt Verf. darin begründet, daß eine Schrift Sbaraglia's 1687 in Gollinga gedruckt sei.

Aus dem Vielen, was über Malpighi's wissenschaftliche Thätigkeit mitgetheilt wird, erwähnen wir nur einige Inedita. In Bezug auf seine Entdeckungen über den Bau des Gehirns, und deren Verhältniß zu den ähnlichen und gleichzeitigen des Thomas Willis finden wir S. 136. 137 einen Brief M's an Bonfiglioli, in welchem die Entdeckung in kurzem sehr schön ausgedrückt und Malpighi's Begierde, Willis' Schrift zu erhalten, ausgesprochen ist, datirt Messina 23. Octbr. 1664.

Das Verhältniß von Malpighi's und Grew's phytotomischen Arbeiten wird aus M's Briefwechsel mit Oldenburg beleuchtet und dabei ein unedirter Brief Oldenburg's an M. vom 16. März 1674 mitgetheilt.

Ueber die Oeffnung von M's Leiche hat Baglivi, sein ehemaliger Schüler, einen Bericht bekannt gemacht; einen andern, von Lancisi, läßt Verf. nach einem Mspte abdrucken.

M's heftiger Gegner Gian Girolamo Sbaraglia (geb. 1641 † 1710) war ein hochgeschätzter Lehrer der Anatomie. Seine zahlreichen, theils unedirten Schriften, von welchen manche hier nach Fantuzzi angeführt sind, gehören größtentheils dem Streite gegen Malpighi, dem Kampfe des Empirismus gegen die rationelle Medicin an. Auch Paul Mini (geb. 1642 † 1693) war Professor der Anatomie und wurde durch eine pompöse Inschrift

geehrt. Er war aber unbedeutender, frecher und geschmackter als Sbaraglia. Verf. macht einige Bemerkungen über sein seltsames Buch: *Medicus non cultro necessario anatomicus*.

Carl Fracassati lehrt in Pisa, Bologna, Messina. Seine Freundschaften mit Alfonso Relli, Lorenz Bellini, Nicolaus Steno, Malpighi in dessen Werken sich die wissenschaftlichen Mittheilungen F's in brieflicher Form finden.

Der sehr vielseitige Battista Cappa mit Malpighi und Fracassati Mitglied des *Consiglio anatomico* (S. Massari) und hielt *Brera* die *publica Notomia*. Auch Silvester Bonfigli gehörte zu Malpighi's Freunden und Arbeitsgenossen und ist, da er nicht Lehrer oder Schriftsteller in Anatomie war, besonders durch Malpighi's *Vita Anatom* von Eifer und Geschick bekannt. N. Balsalva hat ihn (nach Morgagni's Epist. an 3) als einen *Anatomicus praestantissimus* anerkannt.

Anton Maria Balsalva aus Imola 1666 + 1723 am Schlagflusse, mit welchem er wissenschaftlich viel beschäftigt hatte u. a. mit Bezug auf den Sitz des Uebels an der der Röhmung entgegen gesetzten Seite. Frühzeitig untersuchte er Thiere wurde Schüler Malpighi's und arbeitete in der pathologischen Anatomie seinem Schüler Morgagni vor. Sein durch nichts zurückzuschreckender Geist wird durch eine Anekdote belegt. Als Chirurg und Anatom ausgezeichnet, war er der erste *inclin. pubblico di Notomia*, später auch anatomischer Professor. Von seinem Werke *de auro hum.* findet sich hier eine Inhaltsübersicht. Seine und Baglioni's Versuche über den Nervus vagus sollen die ersten gewesen sein. Außer andern Schriften finden sich hier auch nach Fantuzzi einen Bericht über sein

Medici, C. stor. scuola d. anat. di Bologna 1795

Manuscriptnachlaß und einen unedirten Brief an Malpighi über eine Leber, welche in einer Höhle zahlreiche größere und kleinere Blasen enthielt, nachdem schon im Leben viele ähnliche dem Menschen abgegangen waren. Valsalva's anatomische Sammlung kam nach seinem Tode durch seine Tochter an das Institut der Wissenschaften.

An Valsalva schließen sich die Eingangs erwähnten Auszüge aus den Elogien des Verfs, welche wir hier übergehen. Es knüpft sich an diesen Theil S. 311 zunächst Pier Paolo Molinelli (geb. 1702 † 1764), welcher 28jährig zu höherer chirurgischer Ausbildung sich nach Paris zu Morand begab. Auf seine Veranlassung ließ Papst Benedict XIV. eine Instrumentensammlung für Bologna von Paris kommen, und bestimmte Molinelli zu einer neuen Professur der Operationslehre.

Ausführlicher als in dem Prospetto generale ist hier Franz Maria Galli Bibiena (geb. 1720 † 1774) besonders Beccari's Schüler besprochen. Wir erhalten Mittheilungen aus seiner Schrift über die Phalaena mori, seine Experimente über fruchtbare Begattung enthaupteter Phalänen, Untersuchung über Bluteigel und zur Vergleichung über Albione. Er machte Versuche über die Lebensdauer in Stücke geschnittener Thiere und übergab der Akademie 1762 eine Abhandlung über den Einfluß partieller Rückenmarkszerstörungen auf die Herzbewegung, welche nicht gedruckt ist. Seine Resultate waren ähnlich denen, welche 50 Jahre später Legallois fand.

Auch über die plastischen anatomischen Künstler, dann über Luigi Galvani und Carlo Mondini macht Verf. hier noch reichlichere Mittheilungen. Gelegentlich der erstern bemerkt er über die anatomischen Unterrichtsmittel: daß die anatomischen Theater in früherer Zeit nur vorübergehend aus

Holz errichtet und nach dem Cursus wieder auseinander geschlagen wurden. Das erste feste Gebäude zu dem Zwecke soll in Padua 1594, vielleicht schon 1583, zur Zeit des Fabric ab Aquapendente und Fra Paolo Carpi errichtet sein. 1595 beschloß der Gonfalonier Galeazzo Paleotti die Errichtung eines bleibenden anatomischen Theaters in Bologna. Zur Ausschmückung eines solchen Theaters hat Ercole Celli 1733 u. 34 zwei Muskelefiguren aus Holz geschnitten, nachdem er für den Zweck 60 Leichen benutzt hatte.

Mit dem sehr angesehenen Celli hat eine Zeit lang Mangollut zusammen, später von ihm getrennt, gearbeitet. Auch er war selbständiger Forscher, kritisirte Balfalva's Tafeln nach seinen eignen Untersuchungen, hielt auch 1761 einen Vortrag über einen selbstuntersuchten Taubstummen, bei welcher er den Sitz des Leidens lediglich in den Gehörorganen nachwies. Seine Frau und berühmte Mitarbeiterin Anna Morandi überlebte ihn. Um sie, welche so zahlreiche Anerbietungen, Ehrentitelungen und Belohnungen erhielt, und ihre Präparate für die Vaterstadt zu sichern, kaufte der Senator Graf Ranuzzi ihre sämmtlichen Arbeiten, Bücher und Instrumente und nahm mit diesen die Verfertigerin in seinen Ballast auf. Nach ihrem Tode gingen die Präparate in eine öffentliche Sammlung über.

Eugli Galvani (geb. 1737 † 1798) studirte die Harnorgane der Vögel und benutzte u. a. die Unterbindung der Ureteren, um die feinem Galle mit Harnkrystallen zu füllen und sichtbar zu machen. In den Ureteren glaubte er Muskelfasern zu finden und überzeugte sich mit Bibiena von ihren Bewegungen. Die Tafeln zu dieser Arbeit sind schön, auch von J. Müller anerkannt. Verf. für

edici, C. stor. d. scuola anat. di Bologna 1797

t aber noch schöner die Darstellungen, welche Galvani über das Gehörorgan der Vögel hinterlassen hat. Über diesen Gegenstand hielt er drei Vorträge 1768, 9, 70 und wollte sie 2 Jahre später herausgeben, als Scarpa's Buch *De struct. som. rot.* erschien. Galvani beschränkte sich nun darauf, das Wichtigste seiner Entdeckungen, so weit sie nach Scarpa's Buch noch neu blieben, zu veröffentlichen. Aus dieser Schrift *De volatiliis aure* wird hier ein Auszug geben. Galvani's Entdeckungen und Ansichten in der Nervenphysiologie; die abweichenden Ansichten Volta's. Wie es jetzt mit diesen Angelegenheiten steht, ist dem Hrn Verf. offenbar nicht bekannt, gehört jedenfalls auch nicht in die Geschichte Bolognais! — Noch einige andere Arbeiten Galvani's, V. über die Geruchschleimhaut.

Carl Mondini (geb. 1729 † 1803), wurde Professor der Anatomie, als Galvani von diesem nach zur Geburtshülfe überging. Seine Untersuchungen über die Eierstöcke des Aales in verschiedenen Lebenszeiten, über die Gehörorgane eines Taubstummen, über das schwarze Pigment der Chorioidea, dessen Anordnung in kleinen Ballen, welche wir jetzt Nerven nennen, er kannte, wie theilweise schon Galvani. Es entging ihm nicht, daß farblose, sonst muskulöse, Zellen sich vor dem Tapetum finden. In den Arterienhäuten leugnete er die Muskelfasern. Ebenso hielt er eine dritte Substanz, welche Genovese im Cerebellum neben der weißen und grauen angegeben hatte, für eine Illusion. Unerledigte Vorträge Mondini's betrafen Eingeweidewürmer; Muskelanomalien, z. B. Mangel eines *caput longum cecum*, bei welchem doch der *sulcus intertubercularis* nicht fehlte. Dies führte ihn auf die Frage: was den Knochen ihre Form gibt? welche er in einem, jetzt beliebten Ansichten entgegengesetzten, Sinne

beantwortete. Er untersuchte Haifischkiewen, Anomalien im Gefäßsysteme, den Nieren etc., Hermaphroditen, das Skelett eines kleinen Walhieres, Darmanhänge, 3 Reger in Bezug auf Sitz und Ursachen des Farbstoffes.

Auf kurze Notizen über Lorenzo Bonazzoli, Gabriele Brancelli, Gaetano Monti, Niccolò Antonio Galli, Giacinto Bartol. Fabbri, Lorenzo Antonio Canuti, Giovanni Giuseppe Bullanti, Leopoldo Marc-Antonio Calbani, Petronio Becchini, Gaetano Gaspare Uttini, Germano Ajzouguidi, Tarfizio Riviera Folesani folgt S. 408 ff. die Auseinandersetzung über Alter und Werth der anatomischen Schulen von Padua und Salerno, im Vergleiche mit Bologna. Das Alter ist freilich für Salerno. Doch ist wohl nicht anzunehmen, daß einer der ältesten Lehrer, Constantinus Africanus, und Ephron Menschen vergliedert haben. Auch scheint sich an sie nicht eine blühende anatomische Schule angeschlossen zu haben. Auf der andern Seite ist das anatomische Studium in Padua entschieden jünger, als in Bologna, wenn auch zeitweise die anatomische Schule Paduas bedeutender war. Vgm. . .

L e i p z i g

bei Teubner und London bei Williams und Norgate, 1860. Geoponicon in sermonem syriacum versorum quae supersunt. P. Lagardius edidit. Formis Teubnerianis exemplaria facta CL. 126 S. in gr. Octav.

Wir haben schon früher in den gel. Anz. 1856, St. 20 die Abhandlung beurtheilt, in welcher Dr. de Lagarde die von ihm zu erwartende Ausgabe ei-

oponion in serm. syr. v. ed. Lagardius 1799

syrischen Uebersetzung der griechischen Geoponica an kündigte und diese selbst etwas näher be-
leb. Da diese Ausgabe nun erschienen ist, so
len wir nicht verfehlen, hier auf sie hinzuweisen:
ß diese Geoponica aber mit der nabatäischen
Wirtschaft, welche in unsern neuesten Zeiten
Recht besondre Aufmerksamkeit erregt hat, nichts
ein habe, wurde schon an jener Stelle der gel.
bewiesen.

Diese Ausgabe ist zwar nur aus der einzigen
Abschrift genommen, welche in neueren Zeiten in
britische Museum gekommen ist; und in dieser
set sich das Werk leider zu Anfange und zu
be verstümmelt; auch in der Mitte zeigen sich in
manche Lücken und verdorbene Stellen. Den-
h muß man dem Herausgeber sehr dankbar sein;
er das syrische Werk auch in diesem unvoll-
kommenen Zustande ans Licht gefördert hat. Denn
Hoffnung, eine andre und bessere Handschrift
syrischen Buches irgendwoher zu empfangen, ist
nlich schwach: von der höchsten Wichtigkeit aber
daß die syrischen Werke, welche sich überhaupt
dem ungeheuern Schiffbruche der Zeit noch bis
te erhalten haben, sobald als möglich durch den
st verbreitet und vor weiteren Gefahren ganz
loren zu gehen gerettet werden.

Gegen die in den gel. Anz. schon oft getadelten
hauptungen, man solle nie ein morgenländisches
rt ohne Uebersetzung und Erklärung herausgeben,
n man noch immer kaum nachdrücklich genug
vorheben, daß sich vielmehr die Männer heute
in sehr große Verdienste erwerben, welche die
orgenländischen Werke auch nur erst ganz rein her-
geben, wenn wenigstens die Herausgabe so sorg-
ig unternommen und ausgeführt wird, wie wir
von de Lagarde gewohnt sind; denn die man-

nichtfaltige Benutzung dieser Werke wird sich vor schon finden. Doch ist bei der großen Verschiedenheit der morgenländischen Werke ein nicht zu übersehender Unterschied. Die Herausgabe der alten Werke der Sinesen ebenso wie der Armenier theilweise schon längst von den Gelehrten dieser Völker selbst ausgegangen, und wir können von ihnen darin auch für die Zukunft um so mehr erwarten da diese Völker noch selbst ein rühriges gelehrtes Leben führen; die heutigen Indier und Persen fange jetzt an denselben Weg zu betreten; auch die verschiedenen islamischen Völker sind noch mächtig genug in der Welt sollten billigerweise hier selbst thätig sein, und haben in der That Manches auf diesem Arbeitsfelde schon gethan. Ganz anders steht es um die alten Werke solcher, wie die Syrer, Aethiopen, Aegypten, Völker welche längst unter der schwersten Ungunst der Zeiten leiden und von denen wir, wie sie jetzt sind nicht die geringste Beihülfe zur wissenschaftlichen Würdigung und Verbreitung der Werke ihrer alten Vorfahren erwarten können. Hier müssen wir selbst Alles thun, und da sollte es an der thätigsten Beihülfe der wissenschaftlichen europäischen Welt am wenigsten fehlen. Wir wollen hoffen, daß E. de Lagarde, welcher sich um die Veröffentlichung syrischer Werke schon so bedeutende Verdienste erworben hat, auf seinem mühevollen Wege nicht sehr entmuthigt werde, sondern noch viele solche Schätze ans Licht ziehen könne.

H. G.

1801

Ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

181. Stück.

Den 12. November 1860.

S a l l e

Verlag von Richard Mühlmann 1860. Luthers
Kingen mit den antichristlichen Principien der Re-
volution von Dr. Heinrich Vorreiter. 418
S. in Octav.

Es ist eine zeitgemäße Aufgabe, welche der Verf.
dieses Buches zu lösen versucht hat. Sind doch
besonders auch in der neuesten Zeit so manche wi-
dersprechende Beurtheilungen des großen Reforma-
tors und seines Werkes aufgetaucht, daß man nach
neuer Untersuchung und Bearbeitung der Streitfra-
gen sich wohl sehnen konnte. Die katholische Kirche
freilich ist in ihrem verwerfenden Urtheil über Lu-
ther und sein Werk sich treu geblieben, die Refor-
mation des 16ten Jahrh. soll die eigentliche Quelle
alles Uebels der späteren Zeit sein, sie ist die Mut-
ter des Nationalismus und der Revolution, werden
aber diese beiden überwunden, so wird der Prote-
stantismus überwunden; aber die Stetigkeit dieses
Urtheils kann ja nicht wundern, hängt doch an der
Art des Urtheils über die Reformation das Recht

1802 Göt. gel. Anz. 1860. Stück 181.

oder Unrecht der katholischen Kirche gegenüber protestantischen. Aber auch inmitten der letzteren hört man bisweilen wohl Urtheile, die nahezu selben Charakter tragen, das Drängen einiger Aenderungen der gegenwärtigen Zeit auf festere, objectivere Gestalt der evangelischen Kirche, das Mißtrauen gegen das Recht jedes Einzelnen zu selbständigem Urtheil, die Scheu und Furcht, durch offene und kräftige Abspaltung des Priesterthums aller Christen dem Einzelnen zu viel zuzutheilen, dadurch vielleicht die geordnete Unterwerfung der Einzelnen unter das sammtliche, unter die allgemeine feste äußere Ordnung zu gefährden, all' dergleichen Kleingläubigkeit und Mißverständnis treibt zum Mißtrauen gegen die Art der eignen Kirche, nach welcher sie das Hauptgewicht auf den innerlichen, unsichtbaren, lebendigen Glauben legt und auf seine Gemeinschaft. Ich glaube festeren, vertrauenswürdigeren Halt in bestimmten Ordnungen und Institutionen zu finden, legt auf sie das Hauptgewicht. So kann es scheinen in der protestantischen Kirche, daß man gerade diejenige Periode in Luthers Leben am liebsten liebt, ja mit Tadel und Vorwurf trachtet, in welcher er am kräftigsten und frischesten von der herrlichen Freiheit des gläubigen Christen getrieben und auch durch die That gezeugt hat. Aber in seiner späteren Zeit, etwa nach den Bauernkriegen, in seinem Streben nach fester äußerlicher Gestaltung der evangelischen Kirche gefällt viel lieber, mit der früheren, zum Theil noch unreifen Periode des Reformators möchte man manches von ihm über Selbständigkeit des Glaubens, die unsichtbare Kirche fallen lassen. So ist es gerade eine sehr interessante und zeitgemäße Aufgabe, unser Volk verfolgt hat, und inwiefern er selbst von ähnlichem befangenen Sinn getrieben wird, da

eigenthümlicher Weise auf Grund neuer hi-
storischer Untersuchung Luthers erste Entwick-
lung des Rechts der Reformation beurtheilt,
wie genauer darzulegen suchen.

Gründlichkeit der Arbeit fällt sofort wohl-
wollend's Auge, auf breiten wohl bereiteten Grund
u. Verf. seine Hauptausführung über Luther
den Kampf mit den antichristlichen Principien
revolution. Von den 9 Kapiteln des Buchs
die ersten 6 durchaus nur vorbereitenden Cha-
raktere, die letzten 3 behandeln die Aufgabe selbst.
Das erste Kapitel gibt die Anschauung des Bfs
u. Begriffe, um welche es sich hier handelt,
griff der Revolution als des absoluten
Ruches, und der Reformation als der
Herstellung und Vertiefung des Rechtes; bei-
dere Bestimmung ruht auf der Bestimmung
des Rechts überhaupt, auf der Idee des Rechts.
Die Spitze seiner Entwicklung stellt der Verf.
ab: Gottes Wille ist das Recht. Dieser
ist dem Menschen in dreifacher Gestalt gege-
ben. Zuerst hat Gott in der Schöpfung der
Welt, besonders dem Menschen seine Ordnun-
gen geprägt, kraft seiner Verwandtschaft mit Gott
der Mensch Gottes Willen daraus verstehen,
jede Offenbarung Gottes hat nur noch den
Charakter verschleierter Wahrheit, das Auge des Ver-
fassers in uns ist oft tief getrübt. Darum be-
darf es weiterer Offenbarungen Gottes, welche den
Gottes bestimmter ausdrücken. Dies ist die
christliche Wirksamkeit Gottes. Diese sucht
erst recht weit auszudehnen, auch die einzelne
Person des Menschen soll von ihr umfaßt sein. Nicht
wilt er einen mechanischen Determinismus be-
stehen, die Freiheit soll bestehen, aber nur in dem
Punkt des Menschen hat sie Raum, wo

er sich für oder wider das Gute, für oder wider Christum entscheidet. Alles übrige Thun ist v Gott gewirkt und auch in seiner einzelnen Erscheinung gewollt. Gott wirkt darin gemäß der Beschaffenheit, in welcher er uns zu Folge unsrer innersten freien Entscheidung vorfindet. Betrachtet man diese Sage des Verf. genauer, so ist eine besondere ausgebehnte Wirksamkeit Gottes in den einzelnen Handlungen doch nur scheinbar behauptet. Soll die innere Naturbestimmtheit des Menschen, sose sie gut oder böse ist, auf der freien Entscheidung des Menschen ruhen und nicht auf Gottes Wirksamkeit zurückkommen, aus ihr aber entspringen die einzelnen Handlungen, sofern sie also den Charakter des Guten oder Bösen an sich tragen, manifestirt sich in ihnen die freie Entscheidung des Menschen; also auch bei der einzelnen Handlung kommt der sittliche Charakter nicht auf Gottes Wirken, welcher ja nicht die besondere sittliche Naturgrundlage gesetzt hat, aus der sie diesen Charakter empfängt. Bei der einzelnen Handlung also kommt auf Gott nur das Materiale, die Kraft des Handelns, die besonderen Umstände und Verhältnisse, auf die es sich erstreckt, durch die es modificirt wird, die Art der Handlung, daß sie eine Offenbarung der ethischen Grundstimmung des Menschen ist. So ist Gott freilich anwirkend in dem, was wider seinen gebietenden Willen geschieht, er ignorirt nicht die Freiheit des Menschen, sondern läßt ihr Raum, ohne daß es da auf Gottes wirkendem Willen beruhte, daß der Mensch in seinem Thun das wollte und wirkte, was wider Gottes gebietenden Willen ist; ja es offenbart sich Gottes Regiment auch in der bösen Handlung nicht nur insofern, als es seine gewollte Ordnung ist, daß dem habitus gemäß der actus sich bestimmt, sondern auch insofern, als er die Ausgän

nd Ziele der Handlungen in seiner Hand hält. In das Böse muß dem Reiche Gottes dienen, die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Daraus schließt z. B. Verf., daß jede That einen göttlichen Willen in sich hat, ein Recht, das respectirt werden will. Man wird willig beistimmen; weil das Ethische überhaupt göttlicher Wille ist und göttliches Recht hat und nicht aufgehoben werden darf, so hat auch die böse That ein göttliches Recht, sofern in ihr das ethische Wesen erscheint und sie dienen dem Reiche Gottes, nicht sofern sie böse ist. Aber auch dieses geschichtliche Wirken Gottes ist oberflächliche und irrthümliche Auffassung nicht schneidet, die Gerichte Gottes in der Geschichte nicht verkannt werden, so tritt drittens die Offenbarung Gottes im Wort hinzu. Diese ist das Christenthum gegeben, durch welches alle Räthsel und Mißverständnisse der Weltentwicklung im Ganzen und Einzelnen sich lösen.

Dieser dreifach erscheinende Wille Gottes ist das Recht im Allgemeinen (Recht der Schöpfung, der Geschichte und der Erlösung); von ihm nun unterscheidet die Sprache als Recht im Besonderen diejenigen Normen, welche in einem Gemeinwesen maßgebend für das gemeinschaftliche Leben angesetzt sind.“ Ihre Verbindung mit dem höheren Recht muß nachgewiesen werden, wenn sie wirklich eine bindende Auctorität sein sollen. Treffend stellt z. B. Verf. ihren Charakter als göttlich-menschlichen dar. Der Zusammenhang dieser einzelnen Rechtsnormen mit dem allgemeinen göttlichen Recht sei doppelter, mehr materialer und mehr formaler Art. Alles in dem Sinn, daß jedes Gemeinwesen auf einer bestimmten von Gott gegebenen allgemeinen und individuellen Naturgrundlage ruhe. Darum hat es durchaus verpflichtenden Charakter, Ungehorsam

gegen sie ist Bruch göttlicher Ordnung. Der mehr formale Zusammenhang ist dann da, wenn ein Gemeinwesen sich in Widerspruch mit seiner sittlichen Naturgrundlage entwickelt. Eine Modification des göttlichen Schöpferwillens soll nämlich dann eintreten durch den göttlichen Geschichts- und Erlösungswillen. Wohl seien Zustände allgemeiner Verwirrung, in denen alles öffentliche Recht aufhöre, meist rasch vorübergehend, aber wenn nun aus solchen Zuständen sich ein festerer öffentlicher Zustand entwickle, der Rechtsgestaltungen mit herüber genommen habe, welche den Bruch mit dem alten Recht an der Stirne tragen? Und wie, wenn nun gar die Gemeinschaft in den aus Rechtsbruch hervorgehenden öffentlichen Ordnungen sich gar nicht frei äußere, sie wider Willen trage und nicht im Geringsten gewillt sei, diesen Ordnungen den Stempel ihrer Billigkeit auszudrücken? Auch in solchem Fall sollen solche Ordnungen verpflichtenden Charakter, göttliches Recht haben, weil sie nämlich eben Thatfache sind. In ihnen habe die Gemeinschaft das göttliche Gericht, den göttlichen Zorneswillen zu erkennen und willig zu tragen. Es soll also eine göttliche Pflicht geben, Bestimmungen als rechtlich anzuerkennen, „welche, von dieser göttlichen Zornesabsicht getrennt, wider Gottes Willen sind.“ Und der Verf. behauptet, daß die Principien dieses öffentlichen Rechtes in der h. Schrift reichlich gegeben sind. Aber gegen diese Behauptungen haben wir Manches zu erinnern. Wohl ist es wahr, daß Gott Sünde durch Sünde straft, das liegt begründet in der ethischen Natur, die er uns gegeben hat. Dieselbe ethische Richtung, in der eine That gethan wird, wird eben dadurch gestärkt und befestigt, für das Gute sollte das ein Segen sein, ja ohne solche Natureinrichtung kann das Ethische nicht bestehen.

Es ist aber dieselbe ethische Natur, die Gott bestätigt und will auch im Bösen; was aber für das Gute ein Segen ist, muß für das Böse ein Fluch sein, nämlich die Befestigung und Stärkung desselben durch die böse That. Aber wird dann nun dadurch, daß der aus bösen Thaten entspringende böse Zustand ein gottgeordnetes Gericht ist, auch nur im mindesten der ursprüngliche ewige Wille Gottes, der das Gute will, modificirt? Gewiß nicht. Das eben ist ja in jenem Gericht das Treibende, Wirkende, daß das Gute sein Recht will und haben soll, eben der Rückschlag des verletzten Guten soll in dieser göttlichen Gerichtsordnung erfahren werden; redet der Verf. von einer Modification des ursprünglichen und ewigen göttlichen Willens, so hat er nicht gesagt, worin dieselbe nur bestehen kann. Mir scheint gerade die Selbigkeit und Stetigkeit des göttlichen Willens, der das Gute will, in dem Gericht sich zu offenbaren. Darum aber kann man nicht davon reden, daß der böse Zustand, der als ein abnormer gefühlt wird, irgend ein Recht der Duldung hätte; ja, wäre es unmöglich, ihn aufzuheben, so gälte es, in Geduld und Demuth ihn zu tragen, aber das darf nie gesagt werden von einem Zustande, den der Verf. bezeichnet als einen Widerspruch gegen das Gute, gegen den ursprünglichen göttlichen Willen. Sobald ein Mensch ihn als solchen erkannt hat, ist es seine heilige Pflicht, nicht gute und stille Miene zu dem zu machen, was wider das Gute, wider Gott ist, sondern dagegen zu eifern, soweit es ihm möglich ist. Warum sollte nicht auf dem Gebiet der Gemeinwesen dasselbe gelten, was von dem Einzelnen gilt? hat dieser durch Sünde es zum Laster gebracht, so darf er sich nicht entschuldigen mit der Rede, dieser böse Zustand sei einmal Thatsache, sei göttliches Strafgericht, darum müsse er ihn ruhig

tragen und sich drein geben, sondern richtig wird solcher Zustand als göttliches Strafgericht nur dann aufgefaßt, wenn sofort der Eifer entbrennt, ihn als abnormen fortzuschaffen. Statt dessen behauptet der Verf., daß der Einzelne in den Rechtsnormen, die widergöttlich und sündig sind, ein göttliches Recht anzuerkennen hat, ihnen gehorsam sein muß wider sein Gewissen, weil sie Thatsache sind. Diese Forderung soll aber ruhen auf der Majestät und Würde, welche Gott dem Gemeinwesen gegeben hat; also das eigenthümliche Resultat ist: vermöge göttlicher Auctorität fordert das Gemeinwesen von dem Einzelnen Solches, was freilich eigentlich widergöttlich ist und als solches von diesem auch erkannt wird, doch aber als etwas Göttliches anerkannt werden soll. Würde da nicht das Gemeinwesen vergöttert? ist es da nicht nur ein falscher Schein, wenn das Gemeinwesen göttliche Auctorität haben soll? Gerade wenn der Einzelne mit Wissen und Willen das Widergöttliche thäte, weil das Gemeinwesen auf Grund einer göttlichen Auctorität, die gar nicht da ist, wenn es Sündiges fordert, es verlangt, so würde er revolutionär werden. Denn in der That ist hier auf Seiten derer, die Widergöttliches wollen und fordern, die Revolution, zu ihnen sich bekennen heißt dann revolutionär werden, ihnen widersprechen heißt Gott gehorchen. Sündiges bekommt nie dadurch, daß es Thatsache und göttliches Strafgericht ist, das Recht, ohne sofortige Opposition geduldet zu werden.

(Fortsetzung folgt).

1809

G ö t t i n g e gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

182. 183. Stüd.

Den 15. November 1860.

S a l l e

Fortsetzung der Anzeige: „Luthers Ringen mit den antichristlichen Principien der Revolution von Dr. Heinrich Vorreiter.“

Wenn nun der Verf. seine Theorie aus der Schrift zu begründen sucht, so kann ich überhaupt einer Anschauung von der Schrift, nach welcher dort Rechtsregeln des öffentlichen Rechts ausgesprochen sein sollen, nicht beistimmen; wo die Schrift vom Verhältniß der Obrigkeit und Unterthanen redet, da sind es nur die einfach sittlichen Verhältnisse, die sie im Auge hat, und ihre Worte schließen sich an bestimmte gegebene Verhältnisse an; zumal aber alttestamentliche Staatsformen und Rechtsanschauungen kann ich in keiner Weise für deshalb bindend halten, weil sie im A. T. sich finden. Und was die aus dem A. T. angeführten Beispiele betrifft, so sind sie theils nicht schlagend, theils lassen sich Beispiele für das Entgegengesetzte aufweisen (so die Priesterverschwörung gegen Athalia 2 Kön. 11; 2 Chron. 23, welche in den Berichten offenbar als eine gottgemäße

behandelt wird). Aber selbst ein Wort Christi glaubt der Verf. für sich zu haben, nämlich in der Geschichte vom Zinsgroschen. In Christi bekannter Antwort soll der Sinn liegen: ihr seht die Thatsache, daß der Kaiser euer Herr ist, also ist er es nach Gottes Willen. Geben wir es dem Verf. zu, daß der Herr die Versuchenden so übersieht durch die bestehende Thatsache, so folgt daraus nichts für ihn. Denn durch den Zusatz über den Gehorsam gegen Gott zeigt Christus eben, daß in diesem Fall Beides nicht collidirt, sondern mit einander besteht. Nun möchte der Verf. jenes Wort dadurch doch für sich gewinnen, daß er die Römerherrschaft als eine nicht bloß rein auf dem Wege roher Gewalt gewonnene und ohne Rechtsachtung durchgeführte, sondern auch als eine den geistigen Bestand des Volkes auf die gefährlichste Weise bedrohende bezeichnet. So soll sie also in Widerspruch stehen mit dem eigentlichen Willen Gottes und göttliches Recht nur als Thatsache haben kraft des göttlichen Bornestwillens. Aber dies eben muß bestritten werden. Freilich ist es die Sünde der Römer, ihre Herrschsucht; die Gott als Mittel gebraucht; ohne es zu wollen, müssen sie Gott dienen; aber Gottes ursprünglicher Wille war es eben, daß Israels äußerlicher selbständiger Bestand aufhören sollte in der Erfüllung der Zeit; und weit entfernt, daß der ganze geistige Bestand des Volkes dadurch so gefährlich bedroht wäre, wurde er eben gefördert, wurde das Volk dadurch viel eher ins Innerliche gewiesen und empfänglich für das Heil. Dieser Zustand Israels war also in keiner Weise wider Gottes Willen, nur wenn er das wäre, könnte der Verf. dies Beispiel für sich anführen.

Es wird nun S. 15 fortgefahren, den Vorder-
sätzen gemäß über Reformation und Revolution das

Nähere hinzuzufügen. „Reformation ist die Wiedereinsetzung der von Gott gegebenen Naturbasis eines Gemeinwesens in ihr Recht.“ Eine wahre Reformation sei aber nur möglich auf christlichem Gebiet, weil allein in Christo die Versöhnung des göttlichen Zornes sei; die Befreiung von einem Zustande, der als göttliches Strafgericht aufgefaßt werden müsse, daher nur bei christlichen Gemeinwesen im wahren und vollen Sinne möglich sei. Daraus sollen sich 4 Punkte ergeben, welche eine wahre Reformation charakterisiren. Zuerst, daß sie von dem ganz innerlichen Acte der Buße, von der Erkenntniß der Gesamtschuld des Gemeinwesens ausgeht. In dieser Anerkennung habe man sich zu beugen unter das Recht der Thatsache und müsse auf die Vergangenheit in den Rechtsbahnen zurückgehen, welche das Recht der Gegenwart offen gelassen habe. Aber wird man ohne Bruch des factischen Rechts diesen Rückgang bewerkstelligen können? Da sei das Zweite zu bedenken, daß nämlich eine wahre Reformation von dem Glauben an die gnadenreiche und aller Dinge mächtige Wirksamkeit Gottes beherrscht sein müsse. Die Hauptkraft müsse im Beten gesucht werden, nur als reines willenloses Werkzeug müsse man sich in seinem Handeln Gott übergeben. Wenn ein Volk Buße gethan hat, so soll es vertrauen, daß Gott ein verderbliches factisches Recht nicht werde dauern lassen. Die Reformation sei gebunden an die Menschen, welche das Amt der Gesetzgebung und Gesetzesveränderung besäßen, sie würden aber dann gewiß der durch das Volk gehenden Bewegung der Buße und des Glaubens sich nicht entziehen können, und sonst könne Gott ja nach seinem Belieben Entschliefungen in des Menschen Herzen hervorrufen, wie ja auch das Leben der Menschen in seiner Hand sei. Der dritte Punkt sei der, daß

der Reformation der Gehorsam gegen das göttlich Wort nicht mangeln werde, wie auch die Kirche des Volkes der Reformation voranzugehen habe. Das Vierte ist, daß die Reformation in allen Sphären des Daseins als vorbereitet erscheinen müsse, wenn auch ihr Lösungswort von Einem ausgehe. Daraus ergebe sich leicht das Wesen der Revolution (S. 20). „Der Frevler aller Revolutionen liegt natürlich ganz allein in der Negation des das Reich schaffenden göttlichen Willens.“ Je bestimmter aber der göttliche Wille erkannt ist, der negirt wird, desto verabscheuenswerther ist die Revolution.

Der Hauptmangel dieser ganzen Ausführung scheint uns der zu sein, daß sie zu sehr mit abstracten Formeln rechnet und an lebendige Verhältnisse gehalten eine einseitige genannt werden muß. Schon daß eine wahre Reformation nur auf christlichen Gebiet sich finden kann, kann ich nicht zugeben. Auch ein Heidenthum hat seine Naturbasis von Got bekommen, warum sollte es nicht z. B. bei eingerissenen schlechten staatlichen Zuständen in der Erkenntniß dessen, was jener Naturgrundlage, also den göttlichen Willen entspricht, eine bessere Ordnung herbeiführen können? Die heidnischen Staaten zeigen uns auch einen wirklichen Fortschritt zum Besseren. Und wenn doch die heidnische Frömmigkeit auch Frömmigkeit ist und die Versöhnung in heidnischen Religionen auch ihre Wahrheit hat, obgleich das, was dort gesucht und gewollt wird, seine Erfüllung und sein Verständniß erst im Christenthum findet, warum sollte man leugnen, daß auch richtiger Schmerz über Verirrungen und guter Eifer für das Bessere dort sich findet, darin auch eine wahre, wenn auch nicht vollkommene, Reformation möglich ist? Und wie wenig halten die 4 Punkte des Vfs Stich für christliche Verhältnisse selbst. Er fordert

vor Allem eine Gesammtbuße; nun ist aber der Fall undenkbar, daß ein ganzes Volk in allen seinen Theilen solche Buße habe, da müßte es eben keine Sünde mehr geben; wenn also des Verss Wort im strengen Sinn genommen völlig abstract und unausführbar ist, auch jede Reformation, so lange die Welt als sündige sich entwickelt, unmöglich macht, wie soll dann diese Forderung aufgefaßt werden? wo ist das Maaß, ob die Bußstimmung in einem Volk weit genug vorgeschritten, das Bewußtsein des Besseren lebendig genug ist? Das müßte denn doch der Beurtheilung dessen überlassen bleiben, der die Reformation anregt. Und wenn es nun sogar so steht, daß die vollere Bußstimmung ein Volk nur durchdringen kann durch reformatorische Werke hindurch, die schon in Opposition zu bestehenden Rechtsverhältnissen stehen? Denn so war es ja im 16. Jahrh., wer dem Volk ein wahres tieferes Sündenbewußtsein erwecken wollte auf Grund des Wortes Gottes, der war dem bestehenden katholischen Gesetz ungehorsam. Alle solche Fragen bleiben unbeantwortet. Auch der zweite Punkt ist so allgemein hingestellt nicht richtig; wohl ist es eine herrliche Sache um Vertrauen auf Gott und die im Gebet gesuchte Kraft, aber schon ein willenloses sich Hingeben an Gott, ein sich Begeben eigener That ist ein bedenklicher Rath; es muß dies genauer so bestimmt werden, daß der Mensch nur seinen sündigen Willen hingeben soll, damit Gottes Wille sein eigener Wille werde, und er auf Grund davon auch selber Thaten thue, nicht ruhig warte, bis Gott etwa ohne des Menschen Vermittlung das wirke, was er durch dieselbe wirken kann. Und doch fordert der Vers. dies ruhige Warten von der Voraussetzung aus, daß nur die, welche geordnete Amtspersonen sind, das Recht der Reformation haben und auch dann

als, was der Herr. sel
immung des Menschen
angegeben hat: könnte
ein, wie es überha
könnte. Freilich h
schen in seiner (S
im bestimmten
gleich) auch d
hartnäckig r
den nächst
durchgre
det, r
sind
in
h
p
sichtlich die unsichtbare
sei, so könne nur v.
leben die Rede sein
Normen; wo die lezt
sichtbaren Kirche, da sei d
heit der wahren Kirche.
nicht mit seinem Denken r
Gemeinschaft primär eine
ist

Act. 5 nicht bedacht? Sie standen vor der äußerlich rechtmäßigen Obrigkeit; als aber diese ihnen das Predigen verbot, haben sie nicht dieses tiefe Verderben Israels nur als ein göttliches Strafgericht aufgefaßt, dem sie als Glieder des Volkes sich mit zu unterziehen hätten, haben nicht nur Gott Alles anheingestellt, daß er die Herzen der Obrigkeit lenken oder ihnen das Leben nehmen möge, damit eine andere, bessere käme, die das Predigen des Evangeliums erlaubte, sondern sie haben die Obrigkeit als nicht rechtmäßige Obrigkeit abgewiesen und haben das mit Freudigkeit und gutem Gottvertrauen gethan, was die äußerlich rechtmäßige Obrigkeit verbot. Daraus folgt als Anschauung dieser Apostel: wenn die Obrigkeit das Gottgewollte verbietet, kann sie keinen Gehorsam fordern und trägt ihr Amt nicht als ein göttliches. Die Entscheidung darüber kann aber nur dem Gewissen des Einzelnen überlassen bleiben. Der dritte Punkt hat nach dem schon Gesagten wenig Bedeutung mehr. Vor Allem bei dem Blick auf die Reformation des 16. Jahrh. leuchtet ein wie wenig treffend es ist, als Hauptbedingung rechter Reformation Gehorsam gegen das geschriebene göttliche Wort zu fordern, da wäre die Reformation nie möglich geworden. Gehorsam gegen Gott ist wohl zu fordern, aber dieser braucht nicht nothwendig ausgeprägt zu sein zum Gehorsam gegen das geschriebene Wort, wie ja auch dieses letztere bei weitem nicht an die concreten Verhältnisse bestimmter nachapostolischer Zeiten heranreicht. Eben so wenig ist der vierte Punkt stichhaltig, daß in allen Sphären die Reformation vorbereitet sein muß. Das ist ein zu enger Begriff von Reformation, es ist sehr gut möglich, daß die Degeneration nicht so entschieden alle Gebiete umfaßt hat, daß alle die Reformation bedürften.

1816 Götting. gel. Anz. 1860. Stüd 182. 183.

Wir haben so ausführlich die Sätze des Verfs beleuchtet, weil sie zu entscheidend sind für seine Auffassung und Beurtheilung der Reformation des 16. Jahrh.; nicht minder entscheidend aber ist die Lehrausführung über das Wesen der Kirche oder die „Natur der apostolischen Kirche“, welche das zweite Kapitel (S. 23—60) gibt. Der Verf. sucht in diesem Abschnitt festzustellen, daß die abgehandelten Rechtsbegriffe auf die Kirche anzuwenden sind, weil sie überhaupt wirklich eine Rechtsgemeinschaft ist und die Grundzüge ihres Rechts durch Christus selbst in ihrer Stiftung festgestellt sind. Es wird sofort versucht, einen Satz zu begründen, der nicht ohne weitreichende Folgen bleiben kann, nämlich diesen: die sichtbare Kirche „ist die Kirche und eine unsichtbare Kirche zu statuiren in oder neben ihr hat keinen Sinn“ (S. 26). Gegen diese Anschauung haben wir Weniges anzuführen, da der Verf. gar nicht erkannt hat, was überhaupt unsichtbare und sichtbare Kirche ist im Sinn der evangelischen Lehre. Denn er behauptet, wenn die Kirche wesentlich die unsichtbare Gemeinschaft der Glaubenden sei, so könne nur von einem ideellen Gemeinschaftsleben die Rede sein, nicht von gewissen äußeren Normen; wo die letzteren seien, nämlich in der sichtbaren Kirche, da sei dann eigentlich die Unwahrheit der wahren Kirche. Der Verf. behauptet es nicht mit seinem Denken reimen zu können, daß eine Gemeinschaft primär eine unsichtbare rein innerliche ist, und doch nach einem ihr nothwendig immanenten Gesetz das Innerliche äußerlich ausdrückt und abbildet. Und doch sollte schon die Analogie des im ersten Kapitel Ausgeführten vor solchen Behauptungen bewahren. Hat er doch selbst dort die äußeren Rechtsnormen unterschieden von der Naturgrundlage des Volkes, von dem anerlassenen individuellen Eho-

rakter der Gemeinschaft. Besteht denn etwa das Wesen und der Charakter eines Volkes aus sichtbaren äußeren Rechtsnormen? oder sind nicht diese vielmehr eben die Ausprägung und das Äußerliche werden des unsichtbaren eigentlichen Bandes der Gemeinschaft eines Volkes? Und hat nicht der Verf. selbst so geredet, als trete häufig der Fall ein, daß die äußeren Rechtsnormen sich nicht decken mit der eigentlichen von Gott geschaffenen Rechtsgrundlage eines Volkes. Und nun soll ein Aehnliches in Bezug auf die Kirche undenkbar und unmöglich sein; das Äußerliche und Sichtbare der Kirche soll ihr Wesen sein müssen, wenn man überhaupt von äußerlicher Organisation und Institution reden wolle. Vielmehr, grade weil die wahre Kirche die unsichtbare Gemeinschaft der Gläubigen ist, ist sie fähig, ein lebensvoller, nicht aus toten, erstarrten Formen bestehender Organismus zu sein. Zur Natur des gesunden innerlichen Lebens gehört es, sich äußerlich auszuwirken und auszuprägen; das Innerliche, weil es eine Lebensmacht und geschichtliche Potenz sein soll, muß sich äußern und auch in äußeren Normen organisiren. Doch aber bleibt das Innerliche das Primäre, das Äußerliche ist wohl nothwendig, aber in secundärer Weise. Die äußerliche Institution hat überall ihre wahre Bedeutung und ihr Ziel darin, daß sie Ausprägung und Mittel des Innerlichen ist; es ist aber sehr natürlich, daß darin auch die Gefahr liegt, die Unwahrheit, die sich mit dem Äußerlichwerden so leicht verbindet; das Äußerliche kann von Zielen aufgenommen, nachgemacht werden, ohne daß das Innerliche darin lebt und sich bethätigt, also in mechanischer Weise. So ergibt sich, daß die Äußerlichkeit und Sichtbarkeit der Kirche eigentlich als die wahre und nothwendige Frucht der unsichtbaren zu betrachten ist, zugleich aber auch we-

1818 Götting. gel. Anz. 1860. Stüd 182. 183.

gen der Sünde zum Theil eine Unwahrheit werden kann und wird. Der Verf. macht statt dessen die äußerliche Institution zur Hauptsache, zum Primären, vertheidigt den katholischen Kirchenbegriff, als habe Christus die Kirche als eine äußerliche Institution, als eine Rechtsgemeinschaft nach Art des Staats gegründet. Aus der Schrift soll es bewiesen werden, aber das Angeführte beweist höchstens daß die Kirche vom Herrn gedacht und erwartet ist als eine, die auch äußerlich werden muß, nicht im mindesten, daß dieses das Primäre ist. Das Eingehen auf die Exegese würde zu weit führen zumal dieser Gegenstand schon öfter eingehend behandelt ist (cf. J. Köstlin, Das Wesen der Kirche nach dem N. Test.). Wie sehr aber solche Voraussetzungen des Verf. die Beurtheilung Luthers und der Reformation trüben und eigenthümlich in katholischirender Weise färben muß, leuchtet ein und wird uns bald bestimmter entgegentreten.

Ueber die folgenden Kapitel können wir kürzer hinweggehen, so viel Interessantes und Treffliches in ihnen sich auch findet. Der Zweck von Kapitel 3 bis 6 ist nämlich vor Allem, die Entwicklung der antichristlichen revolutionären Mächte neben der Entwicklung des Christenthums zu zeichnen bis in die Zeit von Luthers reformatorischem Auftreten hinein. So behandelt Kapitel 3 (S. 61—98) Christenthum und Antichristenthum in ihrer Entwicklung bis gegen das Ende des Mittelalters hin. In lebendigen Zügen sucht der Verf. die allmähliche Verweltlichung der Kirche zu schildern und die verschiedenen mehr oder weniger erfolgreichen Reformversuche anzugeben. Kurz freilich, aber oft sehr treffend stellt er den frivolen Sinn antichristlicher Strömungen heraus, wie sie im Volk des Mittelalters bis zur Reformation hin immer grö-

sere Gewalt bekommen. Aber zur freien und offenen Betätigung habe das Antichristenthum noch nicht gelangen können; es trat auf in kirchliches Gewand eingehüllt. Dafür habe der Humanismus entscheidende Bedeutung. Es wird Kapitel 4 (S. 99 — 155) der Humanismus behandelt. Sein Widerchristliches wird scharf verwerfend ans Licht gezogen, die Belege dafür sind schlagend und in die Augen fallend, aber die Beurtheilung ist doch einseitig und nicht ganz gerecht. Die Berechtigung, welche die im Humanismus leider oft so ungemessen ausschreitende und in Leichtfertigkeit versinkende Subjectivität bei den traurigen Zuständen der Kirche hatte, ist nicht genug gewürdigt, die Seiten desselben, welche der Reformation freundlich und förderlich waren, sind nicht hervorgehoben; nur vorübergehend wird an einem späteren Ort (S. 324 und 325) der formale Gewinn, den der Humanismus der Reformation brachte, kurz anerkannt. Und doch reicht das Freundliche, das besonders der deutsche Humanismus für die Reformation hatte, viel weiter. Ein Rudolph Agricola und ein Alexander Hegius haben in ganz anderem Sinn gewirkt, als in widerchristlichem, ihnen erblaste die Herrlichkeit des Evangeliums von Christo, dem gekreuzigten Heiland, nicht vor dem Glanze der alten klassischen Welt, sie haben Reichliches gethan im Dienst des Evangeliums und der Kirche. Der Humanismus war ein wesentlicher Factor für die Reformation, wie denn auch manche Humanisten der Reformation sich in lauterem Sinn befreundet haben.

Als weitere Hauptmacht antichristlicher Bestrebungen wird im Folgenden das Ritterthum hingestellt; Kapitel 5 (S. 156 — 184) behandelt das revolutionäre Ritterthum; darauf Kapitel 6

1820 Wött. gel. Anz. 1860. Stück 182. 183.

(S. 185—213) besonders noch Ulrich von Hutten. Es sind recht interessante Ausführungen, in denen der Verfall des Ritterthums geschildert wird besonders der materielle, an den sich der innere, sittliche anschließt. Das Ritterthum kommt in Opposition zu den bestehenden Verhältnissen, mußte zu Selbsterhaltung auf eine völlige Umgestaltung derselben denken. Zuletzt verbündet es sich mit dem Humanismus, dieses Bündniß vollzieht sich besonders in Ulrich von Hutten. Dieser aber wendet sich an Luther. Hier ist der Verf. nun zu dem Punkt gelangt, von welchem aus die eigentliche Aufgabe des Buches ihre Lösung erreichen soll. S. 21 gibt er selbst im Allgemeinen den Inhalt des Folgenden dahin an, daß zunächst eine eingehendere Betrachtung uns des reformatorischen Berufs Luther gewiß machen, dann aber gezeigt werden soll, wie Luther sich auf der Höhe dieses Berufs nicht erhalten habe, ohne daß darum von einem totalen Bruch seines christlichen Lebens die Rede wäre; wie vielmehr bei dieser Entwicklung die allgemeine Schuld der Kirche als die des zum Zeugen berufenen Mannes in Betracht komme, wie umfassend endlich die Einwirkung dieser Abweichung auf das gesammte Thun Luthers gewirkt habe. Eine Schlußbetrachtung soll sich dann den Folgen zuwenden, welche von Luthers Abweichungen von der Fülle seines Berufs über die wenigen ersten Jahre hinaus sich in die spätere Geschichte erstrecken.

Es wird darum in Kapitel 7 (S. 214—231) Luthers reformatorischer Beruf behandelt. Der Verf. geht zunächst zurück auf den Begriff der Kirche; was er deutlicher machen möchte ist in diesem Satz (S. 217) ausgedrückt: „Diese drei Dinge der Principat, sei es Jerusalem, sei es Rom, d

Bedeutung allgemeiner Concilien und die Kraft der Tradition fließen so sehr aus der Auctorität der Kirche, welche sich ganz nach dem Willen der Schrift geltend machen muß, diese Dinge sind auch so sehr in die noch im Geiste der Liebe vor sich gehende Entwicklung der Kirche gekunden, daß wir einer Information, welche principiell gegen sie vorgeht, den Vorwurf revolutionären Vorgehens auf katholischem Gebiet machen müssen.“ Das ist ein schweres, entscheidendes Wort, das freilich dem früher ausgeführten Kirchenbegriff des Verf. entspricht, der mit ihm auch nothwendig fallen muß. Man sollte doch denken, daß schon die reiche Geschichte der Kirche besonders dem evangelischen Gelehrten einleuchtend machen müßte, was von jener Trias der katholischen Kirche zu halten ist, aber geht man einmal von solchen katholischen Voraussetzungen aus, so ist es nur consequent, die Reformation des 16. Jahrh. verwerfend zu beurtheilen. Eine Polemik gegen diese Sätze würde nutzlos sein, wenn sie nicht auf den Begriff der Kirche selbst genau einginge, so werden wir uns nur auf die kurzen obigen Bemerkungen zurückbeziehen können. — Im Folgenden wird nun übergegangen zum Verderben der Kirche, welche ein lebensvoller Organismus sein sollte, aus ihr war ein formenreicher Mechanismus geworden. Die Schuld davon trug aber nicht etwa Rom, sondern es war eine Gesamtschuld der Kirche. Das stereotype Schelten der protestantischen Kirchenhistoriker auf Rom als die Ursache des Verderbens in der Kirche bezeichnet der Verf. als durchaus pharisäisch. Darin hat er Recht und Unrecht. Wäre das christliche Volk im rechten lebendigen Bewußtsein seines Glaubens geblieben, das Verderben hätte nicht so gewaltig einreißen können; es ruht auf Wechselwir-

1822 Gott. gel. Anz. 1860. Stück 182. 183.

lung zwischen Leitenden und Geleiteten. Aber wenn es nun so traurig stand, so fällt doch immer die Hauptschuld auf die Leitenden, sie sind eben berufen das offenste Auge zu haben, und gerade Rom, da mitten im Verderben nicht im mindesten seine leitende und allein gewaltige Auctorität fallen lassen wollte, hat, weit entfernt, daß es ernstlich seine Pflicht eingedenk gewesen wäre, vielmehr die Wege der Besserung geradezu abgeschnitten, hat sich gefreut, das in einen todten Mechanismus eingezwangene christliche Volk als eine todte Masse behandeln zu können. Gerade wenn man von des Verfs. katholischen Kirchenbegriff ausgeht, fällt auf Rom die entscheidende Schuld, denn bei solchem Kirchenbegriff wird doch nie eine wahre, lebendige Selbstständigkeit, darum auch nicht eine volle Schuld, der einzelnen gläubigen Laien gewonnen. Während der Verf. nur die Schäden der Kirche zusammenfassend gruppiert und die Bahn für die nothwendige Reformation vorzuzeichnen sucht, offenbart sich öfter deutlich das was seiner ganzen Anschauungsweise zu Grunde liegt und ihr den katholischen Charakter gibt, nämlich ein zu dürftiger Begriff vom Glauben. Den Glauben hat er nicht erfaßt in seiner Fülle und Selbstständigkeit, das gläubige Subject nicht in der innerlichen, von Gottes Geist gewirkten eignen Gewißheit des Heils. Was dem Glauben an innerlicher Kraft fehlt, das sucht der Verf. zu ersetzen durch die äußerliche Auctorität der Kirche. So kann er sogar zu der Behauptung kommen (S. 250), daß die höchste Gewißheit unsers Glaubens darauf ruhe, daß wir unsrer Zugehörigkeit zur Kirche gewiß sind. Zweifelst Jemand in Ansehung, ob er wahren Glauben habe, ob er wahrhaft zur Kirche Christi gehöre, so soll es nur den einen letzten Beweis ge-

ben, daß er sich nämlich untrennbar an die Kirche gebunden wisse. Und doch, gerade ob diese Gebundenheit an die Kirche eine herzliche, untrennbare ist, das ist ja der Zweifel des Angefochtenen, in der Kirche sieht er die Vielen, die in Heuchelei und Unwahrheit zu ihr gehören; ob nicht auch er zu diesen gehöre, das ängstet ihn, wie soll denn die Zugehörigkeit zur Kirche, die kein Zweifel ist, ihm beweisen, daß er wahrhaft zur Kirche gehört? Aber der Verf. behauptet sogar, daß wir, um zum vollen Frieden zu gelangen, die Reinheit nicht bloß der Predigt, der Wissenschaft, der Sacramente, des Amtes, sondern des ganzen Leibes der Kirche bedürfen. Und das soll „ganz den biblischen Ideen gemäß“ sein. Aber Gal. 1, V. 6—9 fordert Paulus von den Galatern, im Glauben unerschütterlich fest zu bleiben, auch wenn er, Paulus, oder gar ein Engel vom Himmel jetzt das Gegentheil vom zuerst verkündigten Evangelium predigten. Wir werden durch solche Anschauungen, wie der Verf. sie vertritt, principiell ganz in den falschen katholischen Kirchenbegriff gestürzt, damit wieder hineingeworfen in alle Unsicherheit, Unselbständigkeit des Glaubens, in alle Qual des unbefriedigten Lebens. Wie herrlich steht dagegen Luthers Begriff vom Glauben da, wie tief hat er es erfahren, was für ein frei und fest Ding dieser Glaube ist, und wie gerade bei solcher Selbständigkeit der Gläubigen erst eine wahre und recht werthvolle Gemeinschaft des Leibes Christi möglich ist. Denn weit entfernt, daß die katholische Kirche und unser Verf. mit seiner Theorie auf ihrem doch zuletzt gesetzlichen Standpunkt eine wahre Einheit der Kirche gewänne, ist diese vielmehr nur zu gewinnen durch eine tiefere Erfassung des Gläubigen als in sich Selbständigen, dadurch und darin aber zur frucht-

1824 Götting. gel. Anz. 1860. Stück 182. 183.

baren gliedlichen Gemeinschaft mit Christo und seinem Reiche Befähigten. Sich selber ist der Verdammte freilich consequent, wenn ihm für die nothwendige Reformation der Kirche auf die äußere Institution das Hauptgewicht fällt, von dieser Reinheit und Kraft des Glaubens abhängig erscheint.

Die folgende längere Ausführung sucht nun Luthers reformatorische Tüchtigkeit und Beruf zum Reformator darzustellen. Den Schaden der Kirche hat Luther an sich selbst erfahren: seine nach Heil dürstende Seele konnte den Frieden nicht finden; nirgends in sich selbst fand er Heil. Auf Grund davon war Luther berufen, Zeugnis abzulegen wider das Verderben und von dem wahren Frieden der Kirche. Der Verf. weiß treffend und durch bezeichnende Beispiele aus Luthers Schriften das Herrliche in der Anfangsentwicklung des Reformators hervorzuheben, vor Allem den Zug, den Luther sich selber gern überall vergißt und entdankt, um Gott walten zu lassen, daß er mit unbegrenzter Ehrerbietung den Institutionen der Kirche gegenübersteht, mit ihnen sich zusammengeschlossen weiß. Darin verstand er das Verderben der Kirche und erfuhr den vollen Schmerz desselben; dem Antichristenthum in der Kirche steht er feindlich entgegen. Den einzelnen Organen der Kirche, dem Altar, den Sacramenten unterwirft Luther sich demüthig: einschlagende Stellen aus seinen Schriften sucht der Verf. natürlich mit Vorliebe heraus.

(Schluß folgt).

1825

Ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

184. Stüd.

Den 17. November 1860.

S a l l e

Schluß der Anzeige: „Luthers Ringen mit den antichristlichen Principien der Revolution von Dr. H. Vorreiter.“

Diese erste reformatorische Entwicklungsstufe Luthers betrachtet er als den Höhepunkt und die reinste Stufe desselben; was die gewöhnliche protestantische Betrachtung bei Luther als noch Unreifes, aber mit seiner allmählichen Entwicklung nothwendig Gegebenes betrachtet, sieht der Verf. als ein Moment der reformatorischen Reise Luthers an, und wo eine andere Anschauung bei Luther schon in dieser frühesten Zeit (um 1517 und in der nächstfolgenden Zeit) das Drängen zu vollerer Erfassung des Glaubensprincips zu sehen sich freut, da sieht der Verf. einen Mangel (S. 292). Natürlich bekommt dadurch auch die ganze Entwicklung Luthers ein sehr verschiedenes Licht je nach der verschiedenen Anschauungsweise. Wo die gewöhnliche protestantische Gesichtsbetrachtung echte Weiterbildung Luthers fin-

det, da findet der Verf. Abweichung Luthers von seinem reformatorischen Beruf.

Darum behandelt nun Kapitel 8 (S. 300—376) Abweichungen Luthers von der Reinheit seines reformatorischen Berufs. Als er nämlich handelnd aufgetreten, habe sein Thun seiner inneren Disposition nicht entsprochen; sondern innerlich stand Luther anders, als wie er sich in seinem Thun äußerte; sein Thun, das die Losreißung von der hierarchischen Kirche hervorrief, widersprach dem, was er gewollt hatte und was auch später noch selbst in der Abweichungsperiode als sein eigentlicher Sinn öfter durchleuchtet. Der Verf. glaubt die Ursache dieser Abweichung in diesem Satz ausgedrückt zu haben: „Luther wagte nicht die Idee von dem tiefen Fall der ganzen Kirche, wie sie ihn eigentlich beherrschte, thatsächlich zu machen, indem er mit dem Rufe des Reformators die ganze heilige Kirche zur Buße und zur Umkehr aufgerufen hatte.“ Offenbar thut der Verf. hier und noch deutlicher sehr oft so als wäre in Luther die bewußte Disposition gewesen, als Reformator der ganzen Kirche sich hinzustellen und sich als den zu betrachten, der von Gott berufen war, die Kirche nicht theilweise, sondern völlig zu reformiren. Aber vergeblich fragen wir nach dem Recht dieser Voraussetzung; nicht nur läßt es sich nicht darthun oder irgend wahrscheinlich machen, daß Luther damals in seinem Innern das Bewußtsein einer so gewaltigen Aufgabe gefühlt hätte, sondern das Gegentheil läßt sich als historische Thatsache nachweisen. Es ist eine anerkannte Wahrheit, daß Luther in seine umfassende reformatorische Thätigkeit erst allmählich hineingetrieben wurde, zuerst nicht im entferntesten an einen solchen Beruf gedacht hat. Luther war von Anfang an viel zu demüthig, als daß es nicht ge-

waltig redender und eingreifender Thaten Gottes bedurfte, ehe er glauben konnte, daß er, der arme einfache Mann, das von Gott für ein so großes Werk auserlesene Rüstzeug wäre. Darum ist es ganz unhistorisch, wenn der Verf. es so darstellt, als habe Luther in jener Anfangszeit überhaupt nur „vor der Furchtbarkeit seiner Aufgabe“ erschrecken können, als habe er sich in eine gewaltsame Täuschung gedrängt, wenn er langsam auftrat und gute Hoffnung noch setzte auf den Papst und die übrigen Organe der Kirche, das soll eine Unwahrheit bei Luther sein, durch die er in Widerspruch mit sich selbst kam. Daraus habe denn nothwendig der Rückschlag kommen müssen, die gewaltsame Täuschung über die Gesinnung des Papstes sei umgeschlagen in um so größere Feindschaft, Luther habe nun im Papst den Antichrist gesehen, darin aber die Pietät gegen den sichtbaren Organismus der Kirche verloren. Um sich nun in etwas zu rechtfertigen, habe er bald von der sichtbaren Kirche geleugnet, daß sie die wahre sei, und dies von der fingirten unsichtbaren behauptet. Dadurch gerathe Luther in revolutionäre Tendenzen und revolutionäre Thaten. Dieses Urtheil ist ein ungerechtes, weil unhistorisches; man kann es nicht tadeln, wenn der Beurtheiler geschichtlicher Entwicklungen die eigne erkannte Wahrheit als das Richtige festhält und danach den Werth derselben beurtheilt, aber hier kommt das Andere hinzu, daß der Verf. ohne wirkliches Eindringen in Luthers Art und Entwicklung den Reformator gern als ursprünglich mit den Theorien, die er selbst vertritt, einig sehen möchte, darin die Anfänge Luthers als gute bezeichnet, ohne daß er nun für die schon in ihnen liegenden bestimmten Reime und Grundlagen der späteren Entwicklung des Reformators ein Auge hätte, diese

selbst dann als einen Bruch mit den Anfängen, als eine Unwahrheit und Abirrung desselben darstellt. Es ist keine geringe Sache, so schwere Beschuldigungen einem großen Mann, den man als solchen anerkennen will, anzuhängen; ohne aufs genaueste ihre Begründung erforscht zu haben, sollte man davor sich hüten, aber der Verf. mag es nicht fahren lassen, daß Luthers anfängliche Stellung die gewesen sei, die sie nach seinen eignen Theorien hätte sein müssen. So entgeht ihm nun der Sinn für das, was so erhebend und gewinnend Jeden ansprechen müßte, ich meine den Sinn für Luthers fast wunderbar große Pietät, die er gegen die mütterliche Kirche in sich trug. Wie hat Luther sich geklammert an die rechtmäßigen Organe einer Reformation, wie hat er zurückgebebt vor dem Gedanken, sich zu trennen von der Kirche; in demüthigem Sinn echter Pietät hat er sich selbst dahingegeben mit seinen Bitten an den Papst. Aber das soll Unwahrheit sein. Finden sich doch schon vorher bei Luther klare und offene Blicke in das tiefe Verderben der Organe der Kirche. Aber wie wenig versteht man die Natur wahrer Demuth, wenn man das als Beweis für jene gewaltsame Täuschung Luthers anführen möchte. Denn es gehört zur Natur der echten demüthigen Liebe, möglichst spät zu glauben, daß ein eignes, den Nächsten schwer beschuldigendes Urtheil richtig sei. Und wer nur Luthers Natur kennt, der wird sagen müssen, daß ihm dies Zurückhalten, dieses sich Ueberreden, er möchte sich doch getäuscht haben in seiner bangen Ahnung wegen des Papstes, einen Kampf gegen den eignen Hochmuth, gegen die eigne Sünde gekostet hat. Luthers Natur trieb zu einem rückhaltslosen, drängenden Thun. Und als nachher seine Ahnung ihm zur traurigen Gewißheit geworden war, als er die Wahrheit Christi unge-

scheut vom Papst mit Füßen getreten sah, da hat er sich nicht gescheut, offen zu bekennen und zu zeugen wider das Antichristenthum des Papstes. Gerade dieses sich Gewaltanthun Luthers ist der stärkste Beweis, wie weit er von revolutionärem Sinn und Thun entfernt war. Was will es aber dagegen sagen, wenn der Verf. hie und da einen Ausspruch Luthers gefunden hat und anführt, der in der That auch von Luthers Standpunkt aus nicht gebilligt werden kann; wie kleinlich und ungerecht ist es, dergleichen zum Maßstab zu nehmen. Es ist nur ein Beweis dafür, daß auch Luther nicht nach allen Seiten fest und fertig war, sondern in der Entwicklung stand, daß auch in ihm noch Unreines und Sündiges sich fand, und wer behauptet das Gegentheil? Unwissenschaftlich und nicht gerecht ist es, daraus zu schließen, daß Luther wider besseres Wissen die Wahrheit verleugnet habe, daraus zu folgern tiefe Abweichungen. Wenn Luther aber nachher manches früherc Wort bereute, so zeugt das nicht wider, sondern für ihn, für den reinen festen Sinn, den er stets bewahrte. Es hat Luthern schweren Kampf gekostet, ehe er das, was er ahnte, für sichere Wahrheit hielt, Demuth und Liebe haben ihm diesen Kampf bereitet. Die Organe der Kirche, von denen eine Reformation zu erwarten Luther nicht nachließ lange Zeit hindurch, haben durch ihre hartnäckige Opposition gegen die Wahrheit ihn gezwungen, daß er selbst nun gegen sie opponiren mußte, sie anerkennen mußte als das, was sie waren, nämlich als nur scheinbare Organe der Kirche Christi, als eine Lüge in sich selbst. Luther und die evangelische Wahrheit sind von der römischen Kirche hinausgestoßen.

Der Verf. redet darin von einem Bruch Luthers, als Kennzeichen desselben betrachtet er zunächst die

1830 Götting. gel. Anz. 1860. Stüd 184.

Annäherung Luthers an die Humanisten und Ritter, oder vielmehr umgekehrt die Annäherung jener an Luther. Ich kann in Beidem keinen Bruch Luthers mit sich selbst erkennen. Der Humanismus hatte manche dem Christenthum freundliche Seiten, daß Luther aber daran dachte, den angebotenen Schutz der Ritter vielleicht zu benutzen, daß er dadurch sich ermutigen ließ, ist kein Tadel. Mit fast übermäßiger Ausführlichkeit wird geschildert, wie eifrig besonders Hutten sich um Luthers Freundschaft bewarb. Aber die Hauptsache ist natürlich Luthers eignes Verhalten. Daß Hutten gerne mit Luther gemeinsame Sache machen wollte, beweist nichts gegen Luther (Simon Magus wollte auch von Petrus den heil. Geist kaufen). Das Zeugniß von Murisaber, das S. 359 angeführt wird, hat wenig Gewicht, weil es ganz desselben subjectiven Auffassung der Sache zu sein scheint. Briefe Luthers an Hutten existiren nicht. Nun sind aber doch einige Zeugnisse da, nach welchen Luther sich dem Hutten günstig zeigte und nicht abgeneigt, ihn nicht ganz abzuweisen. Aber diese Zeugnisse sind sehr vereinzelt, Luther redet in ihnen oft ganz zweifelhaft, ob er in dem Schutz der Ritter einen Fingerzeig Gottes zu sehen habe oder nicht, und wir haben bestimmte Zeugnisse, daß Luther das echte Bewußtsein der allein in Gott beruhenden Hülfe nicht verloren hat. Nehmen wir nun in Bezug auf jene Hinnegung Luthers zu Hutten an, Luther habe klar erkannt, daß Huttens Streben nicht die Wahrheit Christi wollte, sondern selbständige revolutionäre Zwecke verfolgte, selbst dann würden wir ihn nicht tadeln, wenn er bisweilen daran gedacht hätte, die angebotene Hülfe der Ritter zu benutzen. Denn es liegt gar nichts Widersinniges darin, daß Gott sündige Menschen, die nicht Gottes Willen wollen, doch

zu Ausrichtern seines Willens macht. Es gehört aber zur gottgewollten christlichen Weisheit, das Martyrium auch fliehen zu können, und das ist oft eine viel größere Heldenthats, als wie mit Verachtung der dargebotenen Hülfe es zu suchen, Fleisch und Blut treibt leicht zum Martyrium. Es wäre leichtfertig von Luther gewesen, wenn er in einseitig spiritualistischem Eifer die äußere Hülfe der Ritter kurzweg fortgewiesen hätte. Paulus hat sich auch gefreut, wenn das Evangelium aus falschen Motiven gepredigt wurde, nicht weil aus falschen Motiven, sondern weil doch das Evangelium gepredigt wurde. Aber wie kann man behaupten, Luther habe klar die falschen Tendenzen der Ritter durchschaut? Trat ihm doch Hutten entgegen im Gewande des Eifers für christliche Wahrheit, nur in überstürzendem Eifer; Eifer für die Wahrheit mußte Luthern als ein Gutes gelten, an der Ueberstürzung will er nicht Theil haben. Jetzt kann wohl ein Historiker geheime Tendenzen, eigennützige Absichten Huttens combiniren und aufdecken, Luther stand mitten darin und dem Hutten zu ferne, um das klar zu durchschauen. Wie wenig aber Luthers Sinn ein falscher, überstürzender war, das zeigt die Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation, darin also auch an Hutten; in ihr stellt Luther entschieden das Vertrauen auf äußere Macht als falsch hin. Was aber von Luther im einheitlichen Zusammenhang einer reformatorischen Schrift geschrieben ist, muß weit mehr Gewicht haben als einzelne Stellen aus Briefen; diese können weit nicht ausreichen, „eine tiefe Abweichung von seinem reformatorischen Beruf“ zu beweisen. Aber freilich, die Schrift Luthers an den Adel soll ganz im Gegentheil gerade von dem Streben Luthers getragen sein, der Huttenschen Partei zu Hülfe zu kommen; unbewußt soll das im Sinn

des Reformators gelegen haben, nach S. 370. Wohl habe Luther die Hauptwahrheiten, die er hier ver-
 trete, schon früher erfaßt, aber neue Consequenzen
 soll er gezogen haben zu Liebe der revolutionären
 Partei. Und wenn Luther kurz nachher so entschie-
 den gegen Hutten sich ausspricht, so soll dies eine
 Umwendung bei ihm sein, hervorgerufen durch Pie-
 tät gegen den Kaiser. Die dafür angeführten Stel-
 len beweisen nichts, die Behauptungen des Verfs
 sind ungerechtfertigt und nur scheinbar begründet.
 Wir geben willig zu, daß Luther bisweilen zu weit
 gegangen ist gegenüber den Humanisten und Ritzern,
 aber, wie gesagt, so sehr Vorübergehendes darf nicht
 zum Maßstab genommen werden.

Zuletzt behandelt Kapitel 9 (S. 377 — 418)
 die nachhaltigen Einwirkungen der Pe-
 riode der Abweichung auf die religiöse
 und theologische Stellung Luthers in der
 Kirche. Die veränderte religiöse Art Luthers soll
 am schneidendsten in dem Spott hervortreten, mit
 welchem Luther seine Gegner übergießt. Der Verf.
 leugnet, daß in der Schrift häufig Spott und Fro-
 nie als eine heilige Waffe gebraucht wird; wir möch-
 ten eine Erklärung der Stellen des Jesaja von ihm
 sehen, in denen Gott selbst als seine Gegner ver-
 spottend dargestellt wird, oder eine Erklärung der
 Corintherbrieife, in denen Paulus die Corinthier ver-
 spottet. Luthers Natur aber lag solcher Spott be-
 sonders nahe. Und mag auch zuweilen fleischlicher
 Sinn sich eingemischt haben, wie soll das die „tie-
 fe Abweichungen“ beweisen? Das Entscheidende
 aber soll Luthers Stellung zur Gesamt-
 schuld der Kirche sein (S. 383). Was jedoch
 der Verf. nach seiner Anschauung tadelt, kann ich
 nur als rechtmäßige Entwicklung Luthers betrachten.
 Mit Luther ist zu unterscheiden Amt und Amtsper-

son, stehen beide in einem solchen Widerspruch mit einander, der auf friedlichem Wege nicht gelöst werden kann, so kann die Gemeinde nur dadurch Ehrfurcht haben vor dem Amt, daß sie der Person den Amtsscharakter abspricht und entzieht, alles Amt in der Kirche aber ist durch die Gemeinde von Gott, Jeder ist ein Priester, nur um der Ordnung willen sind Einzelne von der Gemeinde ausgesondert, Ordnung aber ist von Gott, so ist das Amt von Gott. Darum gibt es ein göttliches Recht der Gemeinde, einzuschreiten bei durchgreifender Verwüstung des kirchlichen Lebens, dies Recht, ja diese Pflicht ist dann da, wenn die Verordneten trotz aller Bitten und Versuche wider die Wahrheit Gottes bleiben wollen. Wohl war die Schuld jenes Verderbens nicht allein bei Rom, sondern bei dem ganzen christlichen Volk zu suchen, aber eben in diesem Volk, das in unfreiwilliger Knechtschaft und Unmündigkeit gehalten wurde, hatte sich zur Reformationszeit hin das Sehnen nach dem Besseren mächtig geregt, die Erweckung war thatsächlich in weiten Kreisen da, aber die geordneten Spitzen der Kirche, der Papst vor Allem und der hohe Clerus, haben auf die Stimme der Buße nicht hören wollen, dringend und unermüdlich hat Luther in wartender, hoffender Liebe nach Rom geschaut. Da wurde es klar, daß Amt und Amtsperson nicht nur in schneidendem, sondern auch in unversöhnbarem Widerspruch standen, und mit Luther hat das evangelische Volk seiner Seelen Seligkeit theurer gehalten, als Ehrfurcht und Gehorsam Amtspersonen gegenüber, die revolutionär geworden, nur *titulum sine re* hatten. Schon diese vorhandene Buße des Volkes, dieses Sehnen nach dem Besseren hatte nur durch Ungehorsam gegen die geordnete Regierung der Kirche hindurch entstehen und erstarken können; denn durch die Predigt

1834 Göt. gel. Anz. 1860. Stüd 184.

des lauterem Evangeliums war es geweckt. Aber dieser Ungehorsam war Gehorsam gegen Gott und Christum, gegen die wahre heilige Kirche, gegen das verordnete Amt; freilich nicht Gehorsam gegen die damaligen Amtspersonen, aber man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Wohl waren sie auch ein Strafgericht Gottes, aber ein Strafgericht, das sobald es erkannt war als eine Strafe der Sünde durch Sünde, zu energischem Kampf dagegen aufforderte, ein Strafgericht, das pädagogischen Zweck hatte. Luther hat, von der äußeren Kirche verstoßen, festgehalten an der allein unverletzlichen Einheit und Continuität der wahren unsichtbaren Kirche, in deren Namen er zeugte, der Gedanke der unsichtbaren Kirche folgte nothwendig aus seiner tiefen und vollen Erfassung des Glaubens. Der Verf. hat ganz abweichende Anschauungen von Reformation, von Kirche und Glauben, so wundern wir uns nicht über sein verwerfendes Urtheil. Gegen den Schluß der Schrift tritt es deutlicher noch zu Tage, wie wenig er das Glaubensprincip unsrer Kirche in Verhältniß zum formalen erkannt hat.

So tritt zuletzt denn als Resultat seiner Schrift dieses hin, daß Luther kraft seiner Abirrun vom reformatorischen Berufe den todten Mechanismus der Kirche nur in lebendige Atome zerschlagen hat, darin sei zugleich ein Fortschritt und ein Rückschritt. Das ist freilich eine rechtmäßige Consequenz von der katholisirenden Anschauung des Verf. aus. Diese hat seine ganze Untersuchung beeinflusst. Daunter hat die historische Gerechtigkeit gelitten, es ist kein ruhiges und unbefangenes Auge, mit dem Luthers Entwicklung betrachtet. Wir loben die allgerundete, lebendige und klare Darstellung, die in seiner Arbeit herrscht, wie dieselbe auch reichlich interessante und lesenswerthe Ausführungen bringt, ab-

Kampe, Gesch. d. rel. Bew. d. neuern Zeit 1835

nur in etwas kann das harte und so vielfach ge-
schäftlich ganz unbegründete Urtheil über Luther ge-
mildert werden durch die schöne Begeisterung, mit
welcher er von der anfänglichen Entwicklung Luthers
redet, es scheint auch in der Härte des Urtheils der
Einn zu walten, der dem großen Reformator be-
freundet die Wahrheit seiner Entwicklung erkennen
möchte, aber gehindert ist durch das Anlegen eines
Maßstabes, der des Vfs eigne Anschauung ist, aber
mit der Luthers von Anfang an in Widerspruch
steht.
D. Harries.

S e i p z i a

Franz Wagner 1860. Geschichte der religiösen
Bewegung der neuern Zeit. Vierter Band. Oder:
Geschichte des Deutschkatholizismus und freien Pro-
testantismus in Deutschland und Nordamerika von
1848—1858. Von Ferdinand Kampe. 376
E. in Octav.

Dieser vierte und letzte Band, mit großem Fleiße
und einem gründlichen Quellenstudium ausgearbeitet,
gibt die Geschichte der religiösen Bewegung der
neuern Zeit von 1848 bis auf unsere Tage. In
den Jahren 1848 ff. erwuchsen in Deutschland ge-
gen 30 deutschkatholische und über 70 freiprotestan-
tische Gemeinden, und dieselben erhielten Religions-
freiheit in Preußen durch den 11. Artikel der Ver-
fassung vom 5. December 1848, im Königreiche
Sachsen durch ein Gesetz vom 2. November 1848,
in Weimar durch ein großherzogl. Decret von 1848,
wie auch in Braunschweig, in Hamburg durch ein
Anerkennungsdecret vom 31. März 1848, in Nassau
durch eine herzogliche Proclamation vom 5.
März 1848, zu Frankfurt am Main durch eine
Verordnung vom 26. Mai 1848, in dem Churfürst-

1836 Göt. gel. Anz. 1860. Stück 184.

stenthum Hessen durch ein Gesetz vom 29. Oct. 1848, im Großherzogthume Hessen durch ein G vom 7. August 1848, in Baden durch ein G vom 19. Mai 1848, in Baiern durch ein G vom 9. October 1848, überall in Deutschland die im März 1849 zu Ende berathenen deut. Grundrechte.

Es kam nun darauf an, welche Richtung die religiösen Gemeinden in ihrer weitem Gestalt einschlagen würden. Nicht Christenthum, sondern Menschenthum lautete ihre Lösung: fortan Reli zu lehren ohne Christenthum, die Religion der Humanität, welche das verborgene Wesen des Christhums und jeder andern Religion in die Erscheinung setzt, welcher das Wesen und das Wohl des Menschen Grund, Mittelpunkt und Ziel ist. Die je Menschen eigenthümliche Sehnsucht nach wahrer Glücke ist der beste und wahrste Grund der Moral; die Sittlichkeit ist bloß subjectiv, und allein aus ungehemmten Entwicklung der Persönlichkeit kann das sociale Heil erblühen, Wohlstand und Billigkeit allgemein werden. Das Princip der Religion ist die Freiheit, des Staates aber der Zwang: Religion und Staat sind unversöhnbare Gegensätze. Religion soll sich stets vom Staate unterscheiden und diesen in die freie Gemeinschaft auflösen. Die Menschheit hat kein äußeres Gesetz, sondern befolgt sich nach dem selbsteigenen Gesetze, und stellt in sich die höchste Ordnung, die Gottesherrschaft dar. Dies ist die neue Theokratie, oder die Theokratie des neuen Bundes. Nur die Bedingungen deines Bestehens fest, sind gegeben; aber die Entwicklung deines Lebens liegt in der Hand der Menschen und vorzugsweise in deiner eigenen Hand. Die Liebe ist Gott, zusammenhaltende Kraft des Alls, das lebendige Naturgesetz, daß Jedes für das Andere lebt, und

der selbstbewußten Welt die unbedingte Hingabe des Menschen an den Menschen. Die Wahrheit der Unsterblichkeit ist, mitten in der Endlichkeit Eins werden mit dem Unendlichen, und ewig sein in jedem Augenblicke. Dem Verlangen nach zeitlicher Fortdauer wird Trost in den Nachwirkungen der Lebensthaten, in der Nacherinnerung, in der Nachkommenschaft zu Theil. Sterblich ist das Individuum, dauernd die Gattung, der Einzelne als ferneres Naturleben. Es gibt gegen die Macht einer nie unbedingte Selbstregierung der Gemeinde verwehrenden Kirche kein anderes Mittel, als daß auf dem Boden dieser Kirche selbst so lange überall neue Gemeinden nach dem Grundsätze der Selbstregierung ins Leben gerufen werden, bis diese ganze die Freiheit grundsätzlich bekämpfende Kirche in eine Reihe von Religionsgesellschaften verwandelt ist, welche, hervorgegangen aus dem Bewußtsein der Freiheit und im Kampfe um dieselbe erstarkt, für ein freies Volksleben auch auf dem politischen Gebiete eine sichere Bürgerschaft bieten kann. Wenn die freien Gemeinden das sind, was sie immer sein zu wollen behauptet haben, Lebensgemeinschaften, so muß sich ihre Wirksamkeit auch auf die Politik erstrecken, und dieselbe in ein gewisses Verhältniß zu den politischen Parteien setzen. Will die Demokratie in Wahrheit den Fortschritt, so ist klar, daß die freien Gemeinden mit ihr denselben Zweck verfolgen. Demokratie und freie Gemeinde sind dann Eins, und nur dadurch unterschieden, daß jene ihre Thätigkeit zunächst auf das einzelne Volk richtet, und im Gedanken des Völkerbundes zur Menschheit fortschreitet, diese dagegen den Menschen, die Menschheit als Ganzes, und daher auch den Bürger, das Volk im Auge hat. So müssen sich die Demokratie und die freien Gemeinden in ihrer Thätigkeit begegnen. Die

1838 Wörtl. gel. Anz. 1860. Stück 184.

freien Gemeinden erkennen die große Gesamtheit der Neuzeit als ihre Mutter an, Frömmigkeit, Brüderlichkeit sind ihre Principe, und wird für ihre Pflicht erklärt, durch die Entwiclung des Volksgeistes, als ihres politischen Reformers, für die Heilbeförderung anderer Gesellschaftsordnungen Propaganda zu machen.

Die freireligiösen Gesellschaften, lautete die das Urtheil des Staates, verfolgen unter dem mantel eines angeblich religiösen Bekenntnisses politische Parteibestrebungen, und sind daher als solche Vereine anzusehen und zu behandeln, welche Untergrabung der sittlichen Grundlagen der Gesellschaft und des Staates abzielen. Die freireligiösen Gemeinden haben nach gemachten Erfahrungen offenkundigen Thatsachen eine Richtung genommen, welche dem Christenthume und selbst dem Wesen von Religion und Religionsgesellschaft überhaupt widerstreitet, und deshalb nothwendig dem Verfall aller religiösen Glaubens und hierauf gegründeten sittlichen und bürgerlichen Verhältnisse führen muß. Die ganze Litteratur einzelner Katechismen sind nur ein großer Schein wie von den früheren positiven Grundlagen nach der andern aufgegeben, und ein crasser Realismus gelehrt wird. Die kirchlichen und religiösen Zwecke werden nur als Vorwand benutzt. Haupttendenz ist darauf gerichtet, ihre politischen Bestrebungen unter solcher Maske zu breiten, und das Volk dadurch für die gefährlichen Lehren der socialistischen und communistischen Propaganda empfänglich zu machen. Die freireligiösen Gemeinden sind nicht sowohl Religionsgesellschaften als vielmehr politische, den Umsturz der bürgerlichen und socialen Ordnung fördernde Vereine. Die Einsinnung, welche Altar und Thron stürzen und

lingt sich unter das Gewand religiöser Verbindungen. Lassen wir die neuen Generationen heranwachsen ohne Glauben an Gott und an ein Jenseits, ohne Glauben an eine Strafe im Jenseits, und wir werden sehen, wohin wir kommen. Der freie Geist der Menschheit, die von Gott losgerissene Vernunft, sie hat sich einst in Frankreich in der Person einer lieberlichen Dirne auf den Altar gesetzt, und ihre Anhänger haben sie mit bluttriefenden Händen umtanzt. Mit 1851 begann von Seiten Oestreich's und Baiern's die Reaction, und darauf wurde das Verfahren gegen die freireligiöse Bewegung bündestätiglich auf ein allgemeines Princip gebracht, wie dasselbe S. 206 ff. näher beschrieben wird. Johannes Ronge war schon im October 1850 nach England gegangen.

Mit der seit Oct. 1857 begonnenen Stellvertretung durch den Prinzen von Preußen ruht im Preussischen die Reaction, und die dissidentischen Vereine und Versammlungen sind durch eine Verordnung vom 3. April 1859 gegen jede, durch das Gesetz nicht streng gerechtfertigte Handhabung des polizeilichen Aufsichtsrechts sicher gestellt worden. Gegen Ende von 1858 bestanden in Deutschland gegen 100 constituirte Gemeinden, unter welchen 10 freiprotestantische waren.

Das Endurtheil über das ganze Werk lautet am Schlusse der Anzeige dieses vierten und letzten Bandes dahin, daß die religiöse Bewegung der neuern Zeit in ihrem Charakter sowohl in Beziehung auf Lehre, als auch auf Cultus und Kirchenverfassung rein zerstörend ist, und die religiösen gleichwie die sittlichen Grundlagen des öffentlichen Lebens untergräbt. Die freireligiösen Gemeinden haben unter dem Deckmantel der Religion eine vorherrschend politische Tendenz, welche, weit entfernt eine naturge-

1840 Gött. gel. Anz. 1860. Stück 184.

mäße Gestaltung der deutschen Verhältnisse anzubahnen, eine schrankenlose Willkür an die Stelle des Gesetzes und der Ordnung zu setzen sucht. Da eine solche Bewegung unter dem besonnenen deutschen Volke soweit hat um sich greifen können, weil jedoch auf einen tiefliegenden Schaden in der Entwicklung des kirchlichen Lebens unter demselben hin, daß demselben weder die Religionslehre auf eine Weise vorgetragen wird, um dieselbe in seine innerliche Ueberzeugung aufzunehmen, noch daß demselben ein öffentlicher Cultus gegeben ist, welcher seinem tiefen Seelenleben angemessen ist, so wenig als es sich einer Kirchenverfassung erfreut, welche die christliche Kirche im wahren Sinne zu einem Institute christlicher Menschenliebe macht. Das kirchliche Interesse ist jedoch unter dem deutschen Volke geweckt und wird auch sicherlich im Verlaufe der Zeit seinen sachgemäßen Ausdruck und seine naturgemäße Befriedigung finden, wo dann solche zerstörende Erscheinungen von selbst ihr Interesse verlieren und verschwinden werden.

Holzhausen.

1841

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

185. Stüd.

Den 19. November 1860.

B e r l i n

Verlag von August Hirschwald 1858. 1859.
Handbuch der Sanitätspolizei. Nach
eigenen Untersuchungen bearbeitet von Dr. Louis
Pappenheim. Erster Band. A — G. 1858.
712 S. Zweiter Band. H — Z. 1859. 757
S. in Octav.

Mit der Bildung der durch den Geselligkeitstrieb
der Menschen bedingten Staaten wurde ein entspre-
chender Rechtsschutz schon gleich mit der ersten Ent-
stehung derselben eingerichtet, da mit denselben so-
gleich die Gelegenheit zu Ungerechtigkeiten geboten
wurde, welche einer Ausgleichung bedurften; ein ent-
sprechender Schutz der Gesundheit der einzelnen Mit-
glieder im Staate, welcher, insofern er die Kräfte
des Einzelnen übersteigt, oder nur in Gemeinschaft
wirksam ausgeübt werden kann, besonderer gemein-
samer Einrichtungen und Vorkehrungen bedarf, konnte
erst nach einer der Erfahrung nöthigen Frist durch
den Staat auftreten, ist aber von jeher ein Bedürf-
niß des Staates gewesen und immer von wohlge-

mäße Gestaltung der deutschen Verhältnisse anzubahnen, eine schrankenlose Willkür an die Stelle des Gesetzes und der Ordnung zu setzen sucht. Daß eine solche Bewegung unter dem besonnenen deutschen Volke soweit hat um sich greifen können, weist jedoch auf einen tiefliegenden Schaden in der Entwicklung des kirchlichen Lebens unter demselben hin, daß demselben weder die Religionslehre auf eine Weise vorgetragen wird, um dieselbe in seine innere Ueberzeugung aufzunehmen, noch daß demselben ein öffentlicher Cultus gegeben ist, welcher seinem tiefen Seelenleben angemessen ist, so wenig als es sich einer Kirchenverfassung erfreut, welche die christliche Kirche im wahren Sinne zu einem Institute christlicher Menschenliebe macht. Das kirchliche Interesse ist jedoch unter dem deutschen Volke geweckt, und wird auch sicherlich im Verlaufe der Zeit seinen sachgemäßen Ausdruck und seine naturgemäße Befriedigung finden, wo dann solche zerstörenden Erscheinungen von selbst ihr Interesse verlieren und verschwinden werden.

Holzhausen.

und da sehen wir, denn in den Gesetz-
ge und einfache Verordnungen auf-
die ausgedehnteren gegenseitigen
en und in unglaublich erhöhtem
die Industrie der neueren Zeit haben
die Verhältnisse in dem Grade complicirt,
ertheilt das Studium der Schädlichkeiten der
undheit ein viel umfangreicheres geworden ist,
andererseits die Gesetzgebung, wenn dieselbe auch stets
mit der größten Vorsicht zu Werke gehen muß, um
nicht etwa mehr Schaden, als Nutzen zu stiften,
so sehr genau die ihr zur Ausführung ihrer Zwecke
nötig scheinenden Einrichtungen berechnen muß, um
sich das öffentliche Vertrauen zu verschaffen und zu
erhalten, wodurch sie ja erst eine ersprießliche Wirk-
samkeit erhalten kann, doch weit umfangreicher aus-
fallen und weit sorgfamer in alle die verwickelten
Verhältnisse eines Industriestaates eindringen mußte.
So finden wir erst eigentlich seit dem Anfange des
18ten Jahrhunderts mit dem damaligen so bedeu-
tenden Aufschwunge des Handels und der Industrie
den Gesundheitsverhältnissen der Staaten eine allge-
meinere Aufmerksamkeit zugewendet. Schon die pein-
liche Gerichtsordnung Carl's V. enthält wichtige Be-
stimmungen in dieser Beziehung, die freie Reichs-
stadt Augsburg ertheilte 1512 ihre Apotheker-Taxe,
Münster, wo schon damals ein so reges Han-
dels- und Industrie-Leben herrschte, setzte 1518
einen besondern Stadtarzt ein, stellte die öffentlichen
Brod- und Brauhäuser unter Aufsicht der Obrig-
keit und veröffentlichte Verordnungen über Verfä-
lschungen des Brotes, Weins und Bieres, über Volks-
belästigungen u. dergl. Später finden die auf diese
Gegenstände bezüglichen Verhältnisse eine immer ein-
gehendere Berücksichtigung, wie, nachdem schon viele
einzelne hierher zu rechnende Abhandlungen, z. B.

1842 Öbt. gel. Anz. 1860. Stüd 185.

ordneten Staaten gern übernommen. Zunächst gie dieser Schutz aus der Noth bei wichtigen Ereignissen, welche von Krankheiten und ungewöhnlicher Sterblichkeit begleitet waren, hervor, indem hierdurch die Oberhäupter der ältesten Völker veranlaßt wurden, Gesetze zu erlassen und Einrichtungen anzunehmen, durch welche sie gegen jene Nothzustände möglichst geschützt werden konnten. Je nach der Verschiedenheit der Formen, zu welchen die fortschreitende Entwicklung die einzelnen Nationen geführt hat, der Formen, welche durch eine fast unübersehbar Menge von Einflüssen für jeden einzelnen Staat bestimmt wurden, und deren ebenso lehrreiche als unterhaltende Darstellung ein Gegenstand der Culturgeschichte ist, ist auch das Specialobject des Gesundheitsschutzes in den verschiedenen Staaten verschieden ausgefallen, Ackerbaustaaten, Handelsvölker, welche keine Fabrikindustrie haben, bedürfen keine Schutzes gegen die verdorbene Luft gewisser Fabriken, keinen Schutz jugendlicher Fabrikarbeiter, und je nach der mehr oder minder reichen Fülle technischer Wissens über die Gesundheitsfeinde, das dem Staat zu Gebote steht, muß ebenso der Umfang variiren. Wenn es nun auch schon öffentliche Anordnungen und Gesetze zum Besten der Gesamtgesundheit bei einzelnen Völkern gab, ehe man die Grundsätze derselben in wissenschaftliche Verbindung brachte, so mußte doch stets die Erkenntniß der Feinde der Gesundheit solchen gesetzlichen Bestimmungen vorausgehen. Wir sehen demnach auch stets den Zustand der diesen Gegenstand berührenden Gesetzgebung in enger Verbindung mit der jedesmaligen Kenntniß über alle die Verhältnisse, welche mit dem öffentlichen Gesundheitszustande in irgend einem Zusammenhange stehen. In einfachen Staaten, in Ackerbaustaaten u. sind diese Verhältnisse verhältnißmäßig

nach einfach, und da sehen wir denn in den Gesetzbüchern noch wenige und einfache Verordnungen aufstehen. Erst durch die ausgedehnteren gegenseitigen Handelsverbindungen und in unglaublich erhöhtem Maße durch die Industrie der neueren Zeit haben sich nun diese Verhältnisse in dem Grade complicirt, daß einerseits das Studium der Schädlichkeiten der Gesundheit ein viel umfangreicheres geworden ist, andererseits die Gesetzgebung, wenn dieselbe auch stets mit der größten Vorsicht zu Werke gehen muß, um nicht etwa mehr Schaden, als Nutzen zu stiften, und sehr genau die ihr zur Ausführung ihrer Zwecke nöthig scheinenden Einrichtungen berechnen muß, um sich das öffentliche Vertrauen zu verschaffen und zu erhalten, wodurch sie ja erst eine ersprießliche Wirksamkeit erhalten kann, doch weit umfangreicher ausfallen und weit sorgfamer in alle die verwickelten Verhältnisse eines Industriestaates einbringen mußte. So finden wir erst eigentlich seit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts mit dem damaligen so bedeutenden Aufschwunge des Handels und der Industrie den Gesundheitsverhältnissen der Staaten eine allgemeinere Aufmerksamkeit zugewendet. Schon die peinliche Gerichtsordnung Carl's V. enthält wichtige Bestimmungen in dieser Beziehung, die freie Reichsstadt Augsburg ertheilte 1512 ihre Apotheker-Taxe, Nürnberg, wo schon damals ein so reges Handels- und Industrie-Leben herrschte, setzte 1518 einen besonderen Stadtarzt ein, stellte die öffentlichen Frucht- und Brauhäuser unter Aufsicht der Obrigkeit und veröffentlichte Verordnungen über Verfälschungen des Brotes, Weins und Bieres, über Volksbelästigungen u. dergl. Später finden die auf diese Gegenstände bezüglichen Verhältnisse eine immer eingehendere Berücksichtigung, wie, nachdem schon viele einzelne hierher zu rechnende Abhandlungen, z. B.

a Castro, Roderic., *Tractatus medico-politicus seu de officiis medico-politicis* L. IV. Hamb. 1614. 4, ferner die im Jahre 1628 zu Eöln erschienenen *Decreta et Statuta S. Pq. Agrippinensis concernentia medicos, chirurgos et obstetres*, welche als Medicinal-Ordnung zu betrachten sind, u. A., erschienen waren, und nachdem später akademische Lehrer, wie Friedr. Hoffmann, Albert Heister, G. G. Richter u. A., in Dissertationen die Verbindlichkeiten des Staates, für die Gesundheit seiner Einwohner zu sorgen, auseinandersetzen, theils die in immer sich vergrößernder Anzahl erscheinenden Lehrbücher über medicinische Polizei und öffentliche Gesundheitspflege von Ludwig v. Hörnigl (*Politia medica oder Beschreibung dessen, was die medici sowohl insgemein als auch verordnete Hof-, Stadt- Feld-Hospital- und Pest-medici, Apotheker, Materialisten, Wundärzte, Barbierer, Feldscherer, Oculisten, Bruch- und Steinschneider, Zuckerbäcker, Krämer und Bader, desgleichen die obristgeschworne Frauen, Hebammen, Unterfrauen und Krankenpfleger u. zu thun, und was auch sie in Obacht zu nehmen.* Frankfurt am Main 1638. 4.) Baumer (1777), Joh. Pet. Frank, Mezger, Huszty, Edler v. Kaszynha, Erhard, May, Schmidtman, Schmidt Müller, Willberg, Niederhuber, Verut, Riemann, Nicolai, Friedreich, Schürmayer, Vogel, Desterlen, Klenke u., von de la Mare, Mahon, Tourterelle, Reynal, Sainte-Marie, Londe, Parent-Duchatelet, Becquerel, Levy, Chevallier, Panet, Rosignol, Tardien, von Robertson, Marcet, Arth. Hill Hassall, Simon u., von Guelfi, Pozzi, Omoboni Massone, von Kiernander u. A., theils die Zusammenstellungen und Erläuterungen der bestehenden Gesetze über diesen Gegenstand in den einzelnen Staaten von Benllac, Scherf, v. Berg, Jugler, John

a Cast.

seu r

1614.

schien

sis

res

fin

at

f

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

l

aufs lebhafteste gefühl
 seit als Kreisphysicus i
 i gehabt, praktisch an die
 gerantreten zu müssen, un
 smütterliche Behandlung die
 zes der Medicin an fast alle
 an hat er sich entschlossen, nach
 gedehnte Reisen in Deutschlan
 besonders in England, sich zu
 obigen Handbuches tüchtig gemach
 um sich als akademischer Lehrer fü
 aderzulassen und seine ganze Thätigkei
 ung und Hebung desselben zu widmen
 sich die Bearbeitung dieses Faches zu
 andaufgabe gesetzt hat, und mit welchen
 diesem Ziele nachstrebt, zeigt jede Nummer
 ihm seit April 1859 begründeten Monats
 für exacte Forschung auf dem Gebiete de
 wirtsch. Polizei. Die Neuheit eines so detaillirten
 ernehmens auf die einzelnen Gegenstände des betref
 enden Gebietes für Deutschland und die reich
 alle des Originalen, welches uns der Verf. fast
 auf jeder Seite seines Handbuches liefert, möge ein
 genaueres Inbetrachtziehen der hier abgehandelten
 Gegenstände rechtfertigen, obwohl auch so kann meh
 als eine allgemeine Mittheilung über den so um
 fangreichen Inhalt geliefert werden kann, das Ein
 zelne nur durch ein genaues eigenes Studium voll
 ständig gewürdigt werden kann.

Der Verf. hat seinen Gegenstand in einer Reihe
 von größern und kleinern Abhandlungen, welche e
 alphabetisch aneinander reiht, bearbeitet, so daß das
 Buch statt der Bezeichnung Handbuch eher die eines
 Wörterbuches oder Handwörterbuches verdient hätte
 Ohne hier auf die Gründe näher einzugehen, welche
 den Verf. veranlaßten, ein solches in mancher Hin

nicht bequemes und praktisches, in vieler Beziehung aber unleugbar der gehörigen gegenseitigen Verarbeitung der einzelnen Punkte Eintrag thuetendes Verfahren einzuschlagen, möge es dem Refer. gestattet sein, nicht nach dieser alphabetischen Reihenfolge, sondern nach einem gewissen innern Zusammenhange, welcher diese einzelnen Artikel verknüpft, dieselben zu betrachten.

Ueber den Inhalt und Umfang der sanitätspolizeilichen Forschung und Praxis, dem dieses Handbuch zur Grundlage dienen soll, stellt der Verfasser selbst in der Einleitung, welche mit der Bildung der Gesellschaft und des Staates beginnt, eine Reihe von Betrachtungen an, welche besonders von den durch einen complicirten Industriestaat bedingten Schädlichkeiten ausgehen und die in einem solchen Staate gelegenen Ursachen der verschiedenartigsten Gesundheitsbenachtheiligung in ihren allgemeinen Umrissen erörtern.

An diese einleitenden Betrachtungen schließen sich aus dem Art. Sanitätspolizei (Bd 2. S. 389—397) die Ansichten des Verf. über die zweckmäßigste administrative Gestaltung der auf den Schutz der öffentlichen Gesundheit gerichteten Thätigkeit an. Er geht von der Ansicht aus, daß, wenn man nach den Aufgaben einerseits und nach den bescheidenen Mitteln andererseits, welche zur Lösung derselben die meisten Staaten zur Verfügung haben, ein möglichst umsichtiges, ein natürliches Administrativ-System construirt, dies mit den bestehenden nicht congruirt. Die Ursachen dieser Abweichung, die zum Nachtheile der historischen Systeme ausfällt, liegen darin, daß die gegenwärtigen sanitätspolizeilichen Administrativsysteme meist Baue sind, deren Fundament in einer wesentlich andern Zeit gelegt worden, und an welchen nach dem Bedürfniß der sich ändernden und

unabhängenden Zeit angebannt wird, was sich a
braun läßt, wobei aber das unangehängt bleiben ma
ant über die stabile Begrenzung hinausragt, wi
und die Construction eines für unsere Zeit natü
lichen Systems von der gegenwärtigen Sachlage a
einheitlicher Grundlage ausgeht und den ganz
von nach demselben gestaltet. Die Mängel, wel
sowohl diese Vergleichung als auch die Casuistik
den gegenwärtigen Systemen nachweist, sind zu
Theil der Art, daß ein weiterer kleiner Anbau
abstellen kann, theils aber sind dieselben nur da
eine wesentliche Veränderung der Grundlagen zu
haben. Ohne behaupten zu wollen, daß alle Mä
gel der erstern Kategorie von untergeordneter te
nischer Bedeutung sind, hält Verf. die letztern be
für die wesentlicheren und bespricht in dieser Bez
hung mehrere Punkte näher, welche sich auf
Nothwendigkeit von ganz speciellen medicinischen E
pographien, einer genauen technologischen und an
lytisch-chemischen, manchmal auch mikroskopischen Co
trolle, ferner einer größeren Selbstständigkeit und h
heren Besoldung der Sanitätsbeamten und ein
Trennung der Sanitätspolizei von der gerichtlich
Medicin und von der ärztlichen Praxis beziehen.

Der Verf. führt ferner aus, daß, wenn anal
tisch-chemische, technologische und mikroskopische U
tersuchungen im Interesse der Epidemiologie und
dem directen des Sanitätsdienstes erforderlich sin
wenn man den Schritt vorwärts machen will, d
sie repräsentiren, die Sanitätsbeamten einer ande
Bildung, als der bisherigen, eines andern Examen
einer Ausrüstung mit einem kleinen Laboratoriu
und einem Mikroskope, und einer bessern Remun
ration, einer solchen überhaupt, welche ihnen al
Zeit und Arbeitskraft für den Dienst abläuft, b

(Fortsetzung folgt).

1849

G ö t t i n g e gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

186. 187. Stück.

Den 22. November 1860.

B e r l i n

Fortsetzung der Anzeige: »Handbuch der Sanitätspolizei von Dr. Louis Pappenheim.«

In dem Artikel: Medicinalpersonen, ihre Bildung und Prüfung (Bd 2. S. 205—212), kommt Verf., nachdem er eine Reihe von Fragen wie: Soll für das ärztliche Studium eine Frist normirt werden, und wie lang soll dieselbe event. sein?, Kann die Universität auf eine zweckmäßige Art des Studiums hinwirken? Kann der Staat etwas dafür thun, das Interesse der Studirenden an den Naturwissenschaften, d. i. ex post an der rationellen Medicin zu einem lebhaften zu machen? Welches ist die beste Form der Prüfungen für Aerzte? Bedürfen die Universitäten eines Lehrstuhles für Hydrotherapie und eines solchen für Homöopathie? erörtert hat, zu der Frage, ob in den Prüfungen nach beendigem medicinischen Studium Sanitätspolizei und gerichtliche Medicin aufgenommen werden sollen, oder nicht, und er verneint diese Frage, indem er näher ausführt, daß an ein ordentliches Studium

1850 Göt. gel. Anz. 1860. Stüd 186. 187.

dieser beiden Disciplinen während der gewöhnlichen fünf Studienjahre auf der Universität nicht zu denken sei; der Studierende möge von ihnen nur das mitnehmen, was er später in seiner Praxis nicht findet: die technologischen Excursionen, die Erfahrungen des polizeilichen und forensischen Laboratoriums und Mikroskops und die Anatomie des gerichtlichen Secirischen; später möge er seine Bildung in den Fächern durch Selbststudium oder auf irgend eine andere Weise vervollständigen, und seine Fähigkeit in einer besondern Prüfung zeigen, wenn er ein Amt als Physikus begehrt. Zu einer solchen gründlichen Bildung, deren Vorhandensein durch eine mündliche und eine praktische Prüfung nachgewiesen werden muß, rechnet Verf. technologisches, national-ökonomisches, statistisches, thierärztliches, pharmaceutisches und vor Allem analytisch-chemisches Wissen (wenigstens das der qualitativen Analyse) einerseits und Kenntniß des Geistes und des Wortes der einschlägigen Gesetzgebung andererseits; das streng medicinische Wissen wird hierbei als vorhanden vorausgesetzt. Als durchaus nothwendig neben der mündlichen Prüfung sieht Verf. die praktische Prüfung an; eine (wenigstens qualitative) chemische Analyse, eine mikroskopische, eine Diagnose im Pferdestalle, eine solche im Rinder- und Hundestalle, eine Rindersection, eine Apothekerrevision, eine Fabrikrevision, eine forensische Section, während er eine schriftliche Prüfung nicht für erforderlich hält.

Weiterhin handeln noch eine Reihe von Artikeln über die Befugnisse, die Rechte und Pflichten der Sanitätsbeamten und über die mit der Gesundheit der Bevölkerung sich beschäftigenden gesetzlichen und ungesetzlichen Einrichtungen und deren Regelung, Aufsichtigung, beziehungsweise Unterdrückung, so die Artikel über Apotheke (Bd 1. S. 113—149), Apo-

Bappenheim, Handbuch der Sanitätspolizei 1851

thefenanlegung (Bd 1. S. 149—154), Apothekenrevision (Bd 1. S. 154—159), Arzneihandel (Bd 1. S. 206—208), Blutegelezucht (Bd 1. S. 374—377), Geheimmittel (Bd 1. S. 655—660), Gifthandel (Bd 1. S. 687—692), Kammerjäger (Bd 2. S. 50—51), Giftpflanzen (Bd 1. S. 693—697), Medicinalpfuscher (Bd 2. S. 213—215), Krankenpflege, Krankenhäuser (Bd 2. S. 84—132), Geburtsdienst, Gebärhäuser (Bd 1. S. 613—617), Veterinärpolizei (Bd 2. S. 642—659). Alle diese Artikel schließen sich den beiden oben näher erörterten an Reichhaltigkeit des in ihnen enthaltenen Materials und Fülle der Gedanken und neuen Gesichtspunkte, welche in ihnen entwickelt werden, näher an, Ref. unterläßt es aber auf die Besprechung derselben näher einzugehen, um noch Raum für manche der folgenden Artikel zu gewinnen.

II. Eine weitere Reihe von Artikeln ist der Erörterung und Beaufsichtigung der zum Leben des Menschen nothwendigen Dinge, der denselben umgebenden Luft, des Trinkwassers, der festen und flüssigen Nahrungsmittel und einiger sogen. Genußmittel gewidmet. Ein längerer Artikel beschäftigt sich zunächst mit der Luft (Bd 2. S. 147—199). Die Sanitätspolizei will, so weit ihre Macht reicht, den Menschen und den Hausthieren eine ihren physiologischen Bedürfnissen in chemischer und physikalischer Beziehung entsprechende Luft garantiren. Sie fragt dabei zuvörderst: welches sind die für die Gesundheit der genannten Wesen bedeutsamen Veränderungen der Luftmischung? und: welches sind die der Staatsgewalt zugänglichen Quellen dieser Veränderungen? — weiter kommen dann die Mittel in Frage, diesen letztern vorzubeugen oder sie unschädlich zu machen, und die Wege, welche zur Feststellung jener bedeutsamen Veränderungen führen. Der Arm des Staa-

tes reicht hier weiter, als es auf den ersten Blick scheinen möchte: er vermag die Luftbeschaffenheit ganzer Gegenden, ganzer Städte, die abgeschlossene Atmosphäre der Werkstatt und der öffentlichen Gebäude, die wandernden Localatmosphären der Personenwagen und Schiffe, die Luft der Bergwerke und tiefer Tunnels, ja bis zu einem hohen Grade die der Privatwohnungen zu beeinflussen.

In ebenso eingehender Weise wird das Trinkwasser (Bd 2. S. 546 — 622) besprochen. Die elementare Fürsorge, es dem Publicum oder einigen Industriellen zu überlassen, einen Ort mit Trinkwasser zu versehen, und nur dafür zu sorgen, daß dasselbe nicht durch die Art seiner Abstammung oder Leitung oder durch Abfälle schädlicher Art eine ganz augenscheinlich oder wenigstens wahrscheinlich beschädigende Beschaffenheit annehme, genügt nicht durchweg. Zwischen normalem und evident gefährlichem Trinkwasser liegt eine lange Reihe von abnormen Wässern, welche weit und breit von den Bevölkerungen getrunken werden. Verf. will es nun weder den Brunnenmachern, noch den Ingenieuren, noch der Industrie, sondern nur den Sanitätsbeamten überlassen, nachzuforschen, ob diesen Bevölkerungen sich nicht bessere Wässer geben lassen, weil diese den Hülfswissenschaften, welche ihre Lösung verlangt, näher stehen, als die Bauwissenschaft oder die Baupolizei. Es reiht sich weiter für eine umsichtige Sanitätspolizei an diese Aufgabe noch die: die specielle Einwirkung gegebener Wässer auf die sie trinkenden Bevölkerungen rücksichtlich der Endemien und Epidemien, der Enzootien und Epizootien zu studiren. Eine vorgeschrittene Sanitätspolizei muß ferner über ihre Stellung zu der modernen Wasserindustrie klar werden, und sich angeregt fühlen, den Bevölkerungen auch da zu dienen, wo kranke Brun-

Rappenheim, Handbuch der Sanitätspolizei 1853

nen durch die gewöhnlich zu ihrer Heilung angesprochenen Techniker nicht normalisirt werden können. Eine gewissenhafte Sanitätspolizei kann ferner die Trinkverhältnisse der Seeleute und zu Lande sich bewegender größerer Menschenmassen nicht außer Acht lassen, sie muß zusehen, daß diesen Menschen und ihren Thieren quantitativ und qualitativ genügendes Wasser werde. Aus diesen Anforderungen einer guten Trinkwasserpelizei nimmt Verf. Veranlassung, in eingehendster Weise zuerst die Abstammung unserer Trinkwässer und die dadurch bedingten Verschiedenheiten und Verunreinigungen derselben, dann die Methoden, dieselben nachzuweisen, die Attribute eines guten Trinkwassers anzugeben, die Wässer näher zu schildern, denen diese Attribute fehlen, er bespricht die sogenannten weichen und harten Wässer, um nach einigen Erörterungen über die Flußwasserfiltriranstalten großer Städte die Fragen zu erörtern, wie man schlechtes Trinkwasser verbessert und wie man die Trinkwasser zu sanitätspolizeilichen Zwecken untersuchen soll.

Eine weitere Reihe von Artikeln beschäftigen sich mit den sanitätspolizeilichen Verhältnissen der festen und flüssigen Nahrungsmittel, sowie einiger anderweitiger Genußmittel. Als allgemeinere Artikel, welche auf diesen Gegenstand Bezug haben, sind anzusehen: Ackerbau (Bd 1. S. 68—86), Amme (Bd 1. S. 97—102), Armenanstalt (Bd 1. S. 102—106), Getreide (Bd 1. S. 666—687), Mehl, Mehlmühlen (Bd 2. S. 215—241), Brot (Bd 1. S. 420—445), Bäcker, Bäckerinnen, Backwaaren (Bd 1. S. 218—224), Conditormaaren (Bd 1. S. 485—490), Conserven (Bd 1. S. 490—500), Fleischnahrung (Bd 1. S. 559—603), denen sich die speciellern Aufsätze über Kartoffelnollen (Bd 2. S. 51—56), Kastanie (Bd 2. S. 56), Zucker (Bd 2.

1860. Erst 186. 187.

Spanner (Bd 1. S. 89—90),
L. S. 447—454), Käse (Bd 2. S. 4
S. 242—257), Essig (Bd
S. 92—96
S. 399—419), Bier (Bd 1
S. 681—706
S. 106—113), Thee (Bd 1
S. 455—459
S. 480—481), Caneenpfeffer
S. 461—463), Taback (Bd 2. S. 51
S. 461—463). Es ist fast unmöglich, den gr
fast aller dieser Artikel, wenn an
hier anzuführen, und es mögen das
Stützen genügen. Im Artikel: Ader
wird ausgeführt, daß beide Quellen der in e
Bevölkerung vorhandenen Nahrungs
mittel die Production und der Import, die Gesund
heitsfrage betreffs ihrer Leistungsgröße in hohen
Grade interessieren, mehr aber die Production als
die Einfuhr. Der Verf. erörtert, daß die Selbst
production die wichtigere ist, daß mit ihrer Größ
die Wohlfahrt besonders der ärmern Klassen in ge
radem Verhältnisse stehen müsse, und daß alle In
landproduction an Nahrungsmitteln für Menschen
und Thiere vom Aderbau ausgehe, die Productions
größe desselben befinde sich dabei in Abhängigkeit
von der Natur betreffs des Bodens, der Atmosphä
ren und der feindlichen Thiere und Pflanzen, von
der ihm zu Gebote stehenden Arbeitskraft, von den
Kapitale, von der Intelligenz und von der Einwir
kung der Gesellschaft als Consumenten seiner Frucht
und als directer Unterstützung oder Behinderung i
seiner Production. Es wird angegeben, daß für
den Aderbau nur die Abhängigkeit von Natur, Ar
beit und Capital existire, daß, je mehr die Arbei
und das Capital zur Verfügung stehen, desto meh

sich die Agricultur von der Natur emancipiren könne, welche Befreiung selbstredend immer ihre letzten Grenzen habe, und es wird diese Abhängigkeit des Ackerbaues von Natur, Arbeit und Kapital in ihren allgemeinen Conturen betrachtet. Aus den hier angestellten Betrachtungen kann man ermessen, wie wichtig die Verbreitung technisch-landwirthschaftlicher Kenntnisse, wie wichtig Systeme landwirthschaftlicher Creditbanken, wie wichtig die Talente, welche landwirthschaftliche Maschinen erfinden oder verbessern, wie wichtig endlich eine gewisse Dichte der Bevölkerung, sowohl zur Lieferung von menschlicher Arbeitskraft als örtlicher Consumption für die Vervollkommenung des Ackerbaues sind, und es wird die ganze Bedeutung einer richtigen Düngerwirthschaft, die Nothwendigkeit des Düngimports in gewisse, durch lange Ausbeutung und unzureichende Düngung erschöpfte Landbezirke, so wie der hohe Werth der Drainage offenbar. Schließlich wird die Statistik herangezogen, um die Verhältnisse der Nahrungsmittelproduction zu der Bevölkerung auf einem gegebenen Terrain zu revidiren, und näher ausgeführt, daß der Staat das Interesse habe, daß die Schwankungen, welchen die Quantität der Ackerbauproducte unterliegt, die außerhalb der menschlichen Bewältigung liegen und die wohl immer in wirklichen Krankheiten der Nährpflanzen begründet sein mögen, so wenig als möglich merklich werden. Es wird hier einerseits der Verbesserung der Verkehrsmittel, andererseits der Verhinderung jeder Verschwendung an Nährstoffen (der Verf. will die Staatseinwirkung betreffend die Behinderung der Branntweinsfabrication aus Getreide) das Wort geredet und auch Manches dagegen eingewendet, daß der Kunkelrübenbau staatliche Unterstützung (Schutzzölle) erfahre, da das schöne Land, welches er verlangt (guten Gerstenbo-

den), viel zweckmäßiger zur Getreideproduction verwendet werde.

In dem Artikel Mehl und Mehlmühlen wird das Technische des Mahlens und das hierdurch gelieferte Product in minutioser Genauigkeit beschrieben und die chemischen und mikroskopischen Anhaltspunkte einer umfassenderen Mehluutersuchung mitgetheilt. Eben so völlig unbestimmt, wie der Begriff des Mehles in quantitativ chemischer Beziehung ist (des gewöhnlichen Mahl- und Mischmodus und der Verschiedenheit der Frucht verschiedener Jahrgänge und Culturen wegen), ist es auch der des Brotes. Bei Lanten, die in der Freiheit sich befinden, wird es kaum nöthig sein, sich nach dem speciellen Inhalte des Brotes zu erkundigen, dagegen bei solchen, welche auf ein bestimmtes Gewicht an Brot gesetzt sind, wie in Gefängnissen zc., wird es nothwendig sein, von Zeit zu Zeit, Bestimmungen der Wasser- und Aschenmengen, speciell auch des Kochsalzes, da Zusatz desselben die Aschenmenge vermehren kann, auszuführen. Verf. gibt nun genau an, wie solche Untersuchungen auszuführen seien. An den Objecten der Brotbäckerei hat nach dem Verf. die Gesundheitspolizei das Interesse, daß die Materialien, aus welchen sie dargestellt werden, tadellos, der Proceß der Panification ein zweckmäßiger sei, und daß besonders dem Hauptattribute des Brotes, ein concentrirtes und leicht verdauliches Nahrungsmittel zu sein, durch unpassende Zusätze und durch schlechtes Verfahren kein Eintrag geschehe, daß die Brotbereitung die Materialien so vollständig als möglich anbeute, damit das Brot so billig als möglich sei, und daß das verkaufte Brot keine Verderbniß eingegangen sei, die seinen Genuß schädlich mache. Alle diese Punkte werden vom Verf. in großer Ausführlichkeit besprochen.

Pappenheim, Handbuch der Sanitätspolizei 1857

Die Conditorenwaaren bedürfen namentlich in der Beziehung einer sanitätspolizeilichen Berücksichtigung, als weder durch die Farben der Waaren, noch durch die gefärbten Papierhüllen, noch durch die Gefäße, in welchen die sauren Limonaden u. dgl. bereitet oder gehalten werden, giftige oder sonst der Gesundheit schädliche Stoffe in diese Waaren gelangt sein können. Ueber die Natur der Farben herrscht im Allgemeinen in der industriellen Welt eine arge Unwissenheit, und die Farbenfabricanten sind so fruchtbar an Namen für ihre Farben, daß die Gesetzgebung ihnen im Verpönnen gar nicht parallel gehen kann. Unter solchen Umständen ist es das Beste, den Conditoren einfach die Farben vorzuschreiben, die sie gebrauchen dürfen, und diesen nicht industrielle Namen zu geben, sondern sich so viel, als immer möglich, an den des Materiales zu halten; die schädlichen Farben werden in den desfallsigen Erlassen am besten gar nicht aufgeführt, da man bei denselben die industriellen Namen wählen muß, diese aber veränderlich, Verwechslungen unterworfen und gar nicht zu erschöpfen sind. Dabei muß aber auch fortgesetzt controllirt werden, nicht nach dem Zufall einer Vergiftung, sondern systematisch polizeilich-chemisch. Am Schlusse wird noch erwähnt, daß die Conditoren hin und wieder gern in das Gebiet der Apotheker streifen, daß sie Pasten, Bonbons, Syrupe u. dgl. fabriciren und die Heilkraft ihrer Fabricate anpreisen, und daß hin und wieder Aerzte diese letztere in empfehlender Weise gutachten. Man kann in der Verwendung schleimiger oder aromatischer Dinge, auch solcher, die vorzugsweise von den Apothekern debittirt werden, zu Conditorenwaaren keine Uebertretung finden, solange das Fabrikat einfach als Paste, Bonbon, Syrup &c. mit entsprechendem Etiquet verkauft, und

1858 Göt. gel. Anz. 1860. Stüd 186. 187.

nicht als Heilmittel angepriesen wird; erst diesem letztern, und sei es in die bescheidenste Klindigung verhält, beginnt die Medicinalpfsch der man, nicht nur um Beschädigungen zu verhü oder um des Monopols der Apotheken willen, 1 dern des Princip's wegen entgegen treten muß. Aerzte aber dürften in den betreffenden empfehler Begutachtungen gehindert werden können und ge dert werden müssen.

In dem Artikel Conserven theilt Verf. eine g Reihe von neuern Nahrungsstoffen und Zuberei gen derselben, wie sie die neuere Industrie erfun hat, mit, und erwähnt die großartigen Stud welche die Analytical Sanitary Society in Lon an den Conserven &c. angestellt hat, wobei sich ter andern die erschreckende Thatsache herausgef hat, daß unter 35 untersuchten Proben von Fri gélées, kandirten Früchten und andern Conserven kupferhaltig waren, daß unter 33 andern vegeta schen Conserven, die bei der Bereitung mit Au gar nicht in Berührung kommen konnten, nicht solchen Kesseln gekocht, sondern nur mit schwa Alaulösung in Flaschen conservirt wurden, sich kupferhaltig fanden, und zwar nur die grünen, offenbar durch Kupfer grün gefärbt worden wa daß von 10 Proben von Mixed-pickles nicht einzige kupfersfrei war, mehrere aber sehr reich Kupfer.

Das Interesse der Sanitätspolizei an der Flei nahrung ist ein dreifaches, indem es sich auf Menge, die Beschaffenheit und die Darstellungs ten dieses Nutrimentes bezieht. Nachdem Verf. der Vervielfältigung der landwirthschaftlichen T production, von der Fleischsteuer gesprochen und unzweifelhaften Werth einer Statistil der durchschri lichen Fleischconsumption näher gewürdigt hat, 1

er zum Hauptpunkte, zur Qualität der Fleischnahrung über.

Vers. bringt hierüber in der Beantwortung einer Reihe von Fragen, welche er vorlegt, eine solche Menge interessanter Thatsachen von der höchsten praktischen Bedeutung, daß gerade das Studium dieses Abschnittes am dringendsten empfohlen werden kann. Ueber die Verhältnisse des Fleischmarktes, über die schädlichen Fleischarten, über die jüdischen Fleischgesetze gibt er die eingehendsten Erörterungen.

Bei der Betrachtung der Kartoffelknollen kommt Vers. auch auf die Krankheiten derselben und besonders auf die in der Neuzeit so bedeutsam gewordene Kaffsüule zu sprechen und empfiehlt besonders die neuesten Arbeiten von Schacht (Bericht an das Königl. Landes-Oekonomie-Collegium über die Kartoffelpflanze und deren Krankheiten. Berlin 1856) zum genauen Studium und gibt eine Reihe von Auszügen aus diesem Buche.

Bei der Besprechung des Zuckers betrachtet Vers. die Production des Rohzuckers in den tropischen Colonien, das Raffiniren desselben in den europäischen Werken, die Bereitung des Rohrzuckers aus der Zuder-(Runkel-)Rübe, den Verbleib der Abfälle bei der Rübenzuckerbereitung und den Verbleib der Abfälle bei der Verarbeitung der primären Abfälle, die Branntweinbereitung aus Rübensaft, die Wiederbelebung unbrauchbar gewordener Knochenkohle, die Herstellung des Stärkezuckers, die verschiedenen Zuckerarten des Handels als Nahrungsmittel und die Verwendung derselben zu andern Substanzen, welche zur Ingestion für Menschen bestimmt sind. Bei der Beschreibung der Darstellung des Rohzuckers in den Colonien wird angegeben (Bd 2. S. 722), daß derselbe noch Syrup zurückhält, welcher zum Theil noch während des Seetransports aus den Fässern

1860 Götting. gel. Anz. 1860. Stüd 186. 187.

oder Säcken (von Schilfblättern) aussiebert, und d dies einen sehr bedeutenden Verlust veranlaßt. D Verf. scheint die neue in den Colonien jetzt übste Anwendung der Luftpumpe zur Beseitigung dies Uebelstandes nicht zu kennen, welcher u. A. v Schomburgk (Reisen in British-Guiana, Bd S. 83 u.) ausführlich mitgetheilt ist. Bei d Branntweinbereitung aus Rübensaft, welche in nen rer Zeit sehr bedeutend aufgetreten ist, macht Ver namentlich auf die hohe Bedeutsamkeit der Abfä bei derselben aufmerksam; dieselben faulen leicht u inficiren in ihrer Massenhaftigkeit die Wässer, i denen sie in Berührung kommen. Die großen Ma gen schwefelsauren Kalks in denselben werden i der Fäulniß zu Schwefelcalcium reducirt, aus w chem sich in enormer Menge Schwefelwasserstoff en wickelt. Ein Unterbringen dieser Massen in A sorptionsbrunnen ist durchweg unstatthaft wegen d Verderbniß des Trinkwassers, ein Gradiren dersel ben für unser Klima nicht ausführbar. Das Er fernen durch Drainiren ist, wenn große Flächen i was thonigen Bodens zu Gebote stehen (so daß d Wasser klar und der Hauptsache nach frei von o ganischen Stoffen abläuft), und der Winter nu durch Einfrieren der Massen auf dem Filtrirgrun stört (so daß einerseits keine Filtration, andererse aber im Frühjahr die gefährlichste Sumpfbildu eintreten), das Allerbeste. Verf. hat diesen ganz Gegenstand übrigens in einem Aufsatze seiner M natschrift für Sanitätspolizei, Heft 1. S. 60 ausführlich bearbeitet.

Ueber die Gewinnung des Zuckers aus Ac saccharinum macht Ref. außer den vom Verf. a geführten Aufsätzen noch auf die interessante E schreibung der Ahornzuckergewinnung und auf i statistischen Mittheilungen von Michaux in dess

Heppenheim, Handbuch der Sanitätspolizei 1861

Revue des Arbres forestiers de l'Amérique septentrionale. Paris 1812. 4. Tom. 2. p. 226-227 und auf einen Aufsatz von Avequin im Journal de Pharmacie et de Chimie 1857. Tom. 32. p. 280 aufmerksam.

Bei der Besprechung des Branntweins beschäftigt sich Verf. auch ausführlich mit den Mäßigkeitsvereinen. Er hat selbst das klägliche Scheitern des rheinischen Vereins mit erlebt und kommt nach dem sorgfältigen Studium dieser ganzen Sache mit kühnem Fuß u. A. zu der Ueberzeugung, daß die Mäßigkeitsvereine gar nichts von diesen Vereinen zu wissen, ihnen gar nichts zu überlassen, sondern einen ganz andern Weg einzuschlagen haben. Nur durch Verbesserung der Alimentation kann der Staat und die Association das Branntweinübel an der Wurzel angreifen, dies Mittel kann aber nur sehr langsam, sehr schwer ausgeführt werden und geht der Entwicklung der Agricultur und Industrie parallel. Arbeit ist das Wort, das die Banner der Antibranntweinvereine tragen müssen. Mögen die Mäßigkeitsvereine dies nüchterne Princip zu dem ihrigen machen und Beschäftigungsvereine werden, so mögen die fruchtbaren Genies der Industrie die Lehrenden, wo dem Branntwein verfallene Bevölkerungen wohnen, vorzugsweise zu Bühnen ihrer Thätigkeit machen!

III. Eine dritte Reihe von Artikeln ist der Sorge für die Gesundheit und das Wohlergehen der Menschen gewidmet. Um über den Zustand unserer Bevölkerungen im Allgemeinen und am sichersten uns zu unterrichten, bedürfen wir nothwendig der Analyse der Zahlen, welche die Massen liefern. „Dadurch aber statistische Analysen sanitätspolizeilichen Zwecken dienen können, dürfen dieselben nicht ein für alle Mal, oder vielleicht nach dem Verlaufe von je

10 Jahren gemacht werden; wir wollen durch dieselben die Naturgeschichte unserer Pflanzungs- ihre wesentlichsten Feinde, die Stellen, wo wir selbst organisatorisch beistehen können, die Bedürfnisse der nächsten Zukunft, die schwächsten Stellen der Wirksamkeit kennen lernen; wir wollen diesen Erkenntniß sofort zum Heile der Bevölkerung benutzen — wir müssen deshalb alljährlich wissen, was die statistische Analyse unserer gebefohlenen ergibt, und der alljährliche Bericht einer Central-Sanitätsverwaltung wie der peripherischen Organe derselben muß einen gleichen Theil ganz ebenso gut, wie einen anderen haben.“ Mit diesen Anforderungen einer rationalen Sanitätspolizei vergleicht Verf. in dem 2. Volkszahlen (Bd 2. S. 659—667) die Wirklichkeit der Sanitätsverwaltung, und zeigt, wie letztere in der erstern schroff gegenübersteht. Der Individualismus der Sanitätspolizei den statistischen Tatsachen gegenüber wird stark gerügt, da es durchaus nothwendig ist, daß die Zählungen endlich einer solchen Weise umgestaltet werden, deren medicinische Geographie, die Studien über Lebensursachen, Krankheitsveränderungen bedürfen. „Wir können in der fortgeschrittenen Einsicht des Zeitalters uns nicht mit Erhebungen befassen, welche vor 50 Jahren allenfalls genügt hätten; wir müssen wissen, in welchen Gegenden und Districten die Lungenschwindsucht, die Cholera, Typhus, der Cretinismus und Kropf, und andere Uebel ihre Gegend haben; wir müssen wissen, und welcher Einfluß der Beschäftigung auf Krankheiten in den verschiedenen Gegenden vorhanden sei; wir müssen die Gegenden mit sehr geringen allgemeinen Todtenzahlen so gut kennen, wie die mit hohen; wir müssen für die einzelnen Ge-

den wissen, wie die Zahlen der Geburten überhaupt, die der unehelichen, der Todtgeborenen, wie die Kindertodtenzahlen stehen; wir müssen wissen, was für eine Bevölkerung wir verwalten, wo unsere Hülfe nötig, d. i. auch, wie sie nötig ist, was wir für das nächste Jahr etwa oder unter gewissen Umständen in dieser Bevölkerung zu erwarten haben, wo wir unsre bisherigen Einwirkungen vermehren oder umgestalten sollen; mit einem Worte, wir müssen Klarheit haben, das Feld deutlich und glatt sehen, wo wir wirken sollen und Gutes, Vollständiges wirken wollen.“ Im Ganzen will Verfasser mehr kleine Bezirke für diese Statistik und mehr nur gleichartige Elemente in einen Complex, und er wünscht Alles zu beachten, was die Lebens- und Sterbeverhältnisse unserer Bevölkerung aufklärt und führt 22 einzelne Punkte an, deren Verhältnisse zu erörtern sind.

An diesen Artikel schließen sich eine Reihe anderer specieller an, solche, welche sich mit der Einschränkung und Abhaltung von epidemischen und endemischen u. Krankheiten beschäftigen, wie: gelbes Fieber (Bd 1. S. 533—542), Cholera (Bd 1. S. 467—480), Pest (Bd 2. S. 284—316), Typhus (Bd 2. S. 622—628), Ruhr (Bd 2. S. 384—385), Pocken (Bd 2. S. 343—361), Scharlach, Masern (Bd 2. S. 397), Eretinismus und Stropf (Bd 1. S. 502—507), Scropheln und Tuberculose (Bd 2. S. 446—466), ansteckende Augenerkrankheiten (Bd 1. S. 210—212), Krätze und Skinde (Bd 2. S. 76—84), Syphilis, Tripper, Gonorrhoe (Bd 2. S. 493—510), solche, welche gewisse Baulichkeiten und Einrichtungen zur Vereinigung einer größern oder geringern Anzahl von Menschen zu diesen oder jenen Zwecken und die damit verbundenen Schädlichkeiten und deren Elimini-

1864 Göt. gel. Anz. 1860. Stück 186. 187.

rung betrachten, wie: Schulwesen (Bd 2. S. 441—441), Waisenanstalten u. (Bd 2. S. 668—672), Gebärdhäuser (Bd 1. S. 613—617), Krankenpflege, Krankenhäuser (Bd 2. S. 84—132), Gefängnisse (Bd 1. S. 617—655), Irrenwesen (Bd 2. S. 44—45), Schiffshygiene (Bd 2. S. 397—422), Sorge für Verunglückte (Bd 2. S. 630—642), solche, welche die Besserung und Salubrität gewisser Gegenden bezwecken, wie: Sümpfe (Bd 2. S. 441—493), Drainiren (Bd 1. S. 514—515), Ematage (Bd 1. S. 484—485), solche, welche die Reinlichkeit Hautcultur u. dienen, wie: Badeanstalten (Bd 1. S. 213—217), Kaltwasserheilanstalt (Bd 2. S. 48—50), Waschanstalten (Bd 2. S. 673—674), Betten, Bettzeug (Bd 1. S. 299—304), endlich solche, welche das Geschlechtsleben und dessen Folgen betreffen, wie: Ehe (Bd 1. S. 517—518), Findelanstalten (Bd 1. S. 542—558), Crèche, Krippen (Bd 1. S. 501—502), Bordellwesen (Bd 1. S. 383—397), Tanzbordelle (Bd 2. S. 511—533), Syphilis (Bd 2. S. 493—510). An hier ist es bei der Fülle des Stoffes nicht möglich auf Alles näher einzugehen, und so mögen auch hier nur einige Bemerkungen Platz finden.

Im Art. Typhus kämpft Verf. mit der größten Entschiedenheit gegen den Unrath und die Localüberfüllung und für die Cultur der Luft und des Wassers, namentlich für die Dilution der Typhusluft durch reine oder wenigstens nichttyphöse. (Vgl. ist hier auf das vortreffliche Schriftchen von R. Steiner (Ueber den Verlauf des Typhus unter dem Einflusse einer methodischen Ventilation. Hannover 1855. 8) zu verweisen.

(Schluß folgt).

1865

Ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

188. Stüd.

Den 24. November 1860.

B e r l i n

Schluß der Anzeige: »Handbuch der Sanitäts-
polizei von Dr. L. Pappenheim.«

Im Art. Pocken bespricht der Verf. die Maaß-
regeln beim Auftreten von Pockenerkrankungen und
das Vaccinationswesen. In ersterer Beziehung führt
Verf. aus, daß alle Sperren und ihre Folgen, wel-
che die Krankheit sonst bedingt hat und noch bedin-
gen würde, die Verlassenheit der Kranken, die Ver-
kehrsstörungen, die sich unausbleiblich an jene übrig-
ens unter den günstigsten Verhältnissen in ihrer
Totalität nie consequent durchführbaren Polizeimaaf-
regeln knüpfen, durch die zwangweise überall durch-
geführte Vaccination unnöthig geworden sind, und
daß grade hier die volle Bedeutung der Vaccination
erst recht klar wird, trotz allen nichtsagenden Be-
hauptungen Rittinger's, Carnot's, Luke's u. A.
Beides, den Vaccinationszwang und die Pockensper-
ren hält Verf. für zu viel und die bürgerliche Frei-
heit unnöthigerweise beeinträchtigend.

In dem Art. Schulwesen geht Verf. auf das ge-

naufte in die Beschaffenheit, Lage, Größe u. der Schullocale ein, um der Gesundheit der Schüler und Lehrer am förderlichsten zu sein. Auch in Bezug auf die innern Verhältnisse des Schulwesens werden eine Reihe von Punkten, die das bedeutendste Interesse haben, besprochen, namentlich in welchem Alter ein Kind unter unsern Breitengraden in die Schulpflicht treten soll, welches Alter gymnasialreif ist, wie viel der Tageszeit die Beschäftigung durch die Schule bei den Schülern der verschiedenen Lebensalter in Anspruch nehmen kann, wie viel Arbeitsstunden man täglich einem Lehrer zumuthen darf, ob die Schulverwaltungen etwas gegen die Dnamic der Schüler thun können, ob Turnzwang bei gesunden Kindern Statt finden soll, oder nicht u.

Im Art. Krankenpflege, Krankenhäuser bespricht Verf. zunächst das Personal für Heil- und Stichenpflege, nämlich die Aerzte, die Heilbiener für rein mechanische Einwirkungen und Krankenwärter, er erörtert die Ausbildung der Aerzte, das Bedürfnis derselben für bestimmte Districte, die Remuneratio und Besoldung derselben, die Gesundheitspflegevereine, Krankenkassen, die Armentrankenpflege, das Hebammenwesen und endlich die Krankenhäuser. Er führt die allgemeinen Erfordernisse eines guten öffentlichen Krankenhauses auf und vertheidigt namentlich die Verwaltung derselben durch Aerzte gegen die Einwürfe Esse's.

Im Art. Gefängnisse redet Verf. einem zweckmäßigen Deportationssysteme aufs lebhafteste das Wort indem die einzig natürlichste Form aller Strafe das Ausschließen dessen, der den Pakt mit der Gesellschaft in schwerer Uebertretung gebrochen hat, aus der Gemeinschaft und die Behinderung desselben an der Wiederkehr in diese, für immer oder für diejenige Zeit, die ihn geändert haben kann, ist, und

dem auch die Sanitätspolizei der schweren Sorge
 klig sein wird, das Ummatürlichste, was es für den
 Menschen geben kann, die längere Haft mit allen
 ihren Consequenzen, erträglich zu gestalten. Indem
 er hierbei noch das sehr wesentliche Moment im Be-
 tracht zieht, daß der Mensch ein geschlechtliches We-
 sen ist und daß selbst unter den schönsten Verhält-
 nissen der Gefangnisse das Elend der Natur in
 bedeutendem Grade zu finden ist, so zieht er die
 Noth einer schmerzhaften Entlastung dem fürsorglich-
 sten Einsperrn vor; „es läßt jenes den physiolo-
 gischsten Menschen intact, es schlägt ihm die
 Wunden der Gesellschaft die tiefste Wunde des Aus-
 schließens aus dem gesunden Leben, es hält ihn
 fest, eben es bringt nicht zwei seiner Hauptfunctio-
 nen zur Verflüchtigung, die freie Bewegung
 und die Sexualität.“ Weiterhin bespricht Verf.
 namentlich die Untersuchungs- und besonders die Ver-
 hörgesammlungen kleinerer Orte als Ursachen vielfacher
 Infectionen, betrachtet die Disziplin in den Gefäng-
 nissen aus der Abhängigkeit des Gesundheitszustands
 der Gefangenen von dem Benehmen der wäch-
 tigen Bedienten, namentlich der Gefangenwärter gegen
 dieselben, und unterzieht die Ernährungs-, Lebens-
 und Arbeitsverhältnisse der Gefangenen einer eingehenden
 Betrachtung. Da gerade die Individualität
 der Gefangenwärter von dem mächtigsten Einflusse
 auf die physiologische Wohlfahrt der Inhaftirten ist,
 so bespricht die Fäden der Erfahrungen, Selbst-
 morde und des Irnsinns vielfach berührt, so re-
 det Verf. der Gefangenen und Lehrzeit der Wärter
 in einer Anstalt sehr das Wort, spricht sich aber
 durchaus gegen streng religiöse Wärterschulen aus,
 welche er nicht für zweckmäßig hält, weil sie die
 Sprache zu Predigten sehr geringen Gefangenen
 ungewissheit in mannichfachen Exemplaren dem co-

höherer Education mit der Wissenschaft gelassen werden: der bürden Quell müßte er den gewöhnlichen Kreis verläßtiger oder Evidenzen jenseits verschieben, welche man in diesen Grenzen mit Rücksicht zu Schlangenschwänzen nimmt.

Im Art. Vermischte führt Verf. ausführlich die praktische Methode Marshall Hall's, die Kopf- und Inspiration mit der Circulation einzuhalten und zu unterhalten, die sogenannte »ready Methode« oder »Marshall-Hall's Methode« an, welche in England sehr viele und eifrige Anhänger gefunden hat, aber auf dem Continent noch wenig bekannt zu sein scheint. Die so höchst einfache und von jedem Laien auszuführende Methode des berühmten Physiologen sollte auf alle Arten dem Publicum so bekannt als möglich gemacht werden!

IV. Eine weitere sehr große Reihe von Artikeln beschäftigt sich mit den Nachtheilen, welche gewisse Geschäfte und Industriezweige für die Gesundheit der Menschen in ihrem Gefolge haben, und mit deren möglicher Paralyfierung. Als allgemeine, gewissermaßen einleitende Artikel sind die über Arbeit (Bd 1. S. 160 — 175) und die Folgen der Arbeitslosigkeit, die Armuth (Bd 1. S. 176 — 198) zu betrachten. Im ersten Aufsatze werden besonders die Nachtheile des zu frühen, angestregten und einseitigen Arbeitens, namentlich in den Fabriken, für die Gesundheit und körperliche Entwicklung der Kinder besprochen. Im zweiten Aufsatze führt Verf. näher aus, daß die Sanitätspolizei, welche ein wesentliches Interesse an der Armuth habe, da sie Krankheiten schafft, frühen Tod, hohe Todtenzahlen und jene Entwürdigung des Leibes, die der Philanthropie der Sanitätspolizei wie ihren specifischen Tendenzen ein so arger Dorn ist, jenes mit seinen Quellen dem Menschen der civilisirten Gesell-

keinem eigne Stand der Prostitution; kein be-
sonn. Interesse an den Quellen derselben, kein
Wort über die Grundzüge, von welchen
Herkunft des Uebels ausgehen, oder über
den welchen im Allgemeinen die Palliativbe-
handlung geleitet werden soll; habe, sondern, die
Sache als fait accompli annehmend, nur zu sa-
gen, ob der Staat etwas, und was er even-
tually könnte, um die Folgen der Armut für
Gesundheit minder schwer, minder nothwendig
machen. Die Nachtheile der Armut beziehen
sich wesentlich auf die mangelnde Pflege der Rein-
heit des Körpers, auf die schlechten Wohnungen
Arbeitsstätten, auf die schlechte Nahrung und
die großen Gefährdungen, denen die Armen
Krankheiten, durch Schwangerschaft und Bo-
st, denen endlich die Kinder und Greise der
Welt ausgesetzt sind, und nach allen diesen Rich-
tungen hin ist es die Aufgabe des Staates oder
der oder kleinerer Genossenschaften, diese Nach-
theile möglichst zu beschränken.

Die Nachtheile solcher Geschäfte und Industrie-
zweige, welche besonders auf mechanische Weise oder
physikalische Agentien eine schädliche Einwir-
kung auf die Gesundheit der Betreffenden bedingen,
sind namentlich in folgenden Artikeln besprochen:
über Thiere, Verarbeitung derselben (Bd. 2.
S. 8), Gutfabrikation (Bd. 2. S. 28—31), Spin-
nen (Bd. 2. S. 476—477), Baumwolle, Baum-
reinigung (Bd. 1. S. 225—230), Seide
Bd. 2. S. 454—456), Gummiindustrie (Bd. 2.
S. 200—201), Papierindustrie (Bd. 2. S. 268—
269), Flachsrösten, Flachsrösten (Bd. 1. S. 556
558), Spinnen (Bd. 2. S. 477—479), Weben
Bd. 2. S. 674—681), Walzmühlen (Bd. 2. S.
672—673), Steinmetz (Bd. 2. S. 482—484),

Rappenheim, Handbuch der Sanitätspolizei 1871

E. 459—461), Chininfabrication (Bd 1. S. 465—466), Chemische Fabriken (Bd 1. S. 464—465), Material- und Droguenhandel (Bd 2. S. 203—205), Chlorbereitung (Bd 1. S. 466—467), Kochsalz (Bd 2. S. 68—75), Schwefel und Schwefelverbindungen (Bd 2. S. 441—450), Phosphor (Bd 2. S. 321—341), Arsenit (Bd 1. S. 198—206), Spießglanz (Bd 2. S. 475—476), Soda- und Salzfäurefabrication (Bd 2. S. 466—469), Potasche (Bd 2. S. 361—362), Kalkbrennen (Bd 2. S. 47—48), Cement (Bd 1. S. 463), Mauerwerk (Bd 1. S. 90—91), Eisenindustrie (Bd 1. S. 520—525), Blei (Bd 1. S. 326—368), Kupfer (Bd 2. S. 132—141), Kobalt, Nickel (Bd 2. S. 62—68), Zink (Bd 2. S. 707—714), Zinn (Bd 2. S. 714—720), Quecksilber (Bd 2. S. 361—384), Silber (Bd 2. S. 457—464), Gold (Bd 1. S. 709—710). Alle diese die Gewerbe und Industrie umfassende Artikel haben ein außerordentliches Interesse für die Sanitätspolizei und sind vom Verf. mit gewohnter Meisterschaft und Originalität ausgeführt. Ref. muß es leider bedauern, wegen schon beträchtlicher Ueberschreitung des Raumes auf das Einzelne nicht näher eingehen zu können.

V. Die Sorge für Unschädlichmachung und Ausnutzung der Abfälle von Menschen und Thieren und der todtten Körper und ihrer Theile hat den Verf. schließlich noch in einer Reihe von Aufsätzen beschäftigt. Das Begräbniswesen wird einer eingehenden Betrachtung (Bd 1. S. 230—266) unterworfen, das Abwehrwesen in seinen verschiedenen Beziehungen, zur Unschädlichmachung der gefallenen Thiere für die Gesundheit der Menschen und zur wenigstens theilweisen Ausnutzung der Cadaver wird Bd 1. S. 18—33 behandelt und die an die ver-

schiedenen Abfälle und Abgänge (Bd 1. S. 38—59) sich anknüpfenden Gewerbe und Productionen, besonders das Blutlaugensalz und Berlinerblau (Bd 1. S. 378—383), der Aluthandel (Bd 1. S. 377—378), die Knochenindustrie (Bd 2. S. 58—62), die Leinwandereien (Bd 2. S. 146—147), die Hörner und Hufe (Bd 2. S. 27—28), die Salmiabereitung (Bd 2. S. 385—388) näher besprochen. Schließlich sind noch die Abtritte und die menschlichen Excremente (Bd 1. S. 59—68), der Urin und Guano (Bd 2. S. 628—630), die Düngerfabriken (Bd 1. S. 515—517), der Salpeter (Bd 2. S. 388—389) genauer erörtert.

Wir sehen bei dieser detaillirten Schilderung des Inhaltes dieses Buches, welche sich freilich nur auf einen kleinen Theil eingehender beziehen konnte, welches bedeutendes Material für eine erspriesslichere Handhabung der Sanitätspolizei der Verf. und zur Benutzung mit einem beträchtlichen Aufwande von Mühe und Arbeit dargeboten hat. Möge das bedeutende und fruchtbare Feld, welches er zu erschließen versucht hat, immer mehr gleich rüstige Bearbeiter finden und die dadurch erlangten Kenntnisse schließlich zum Gemeingut für alle dabei Interessirten werden!

Im Ganzen hätten die Druckfehler etwas mehr vermieden sein können, welche namentlich bei den Eigennamen störend sind; so ist Bd 1. S. 69 unten Dieterici statt Dietriei, Bd 1. S. 315 unten Pohl statt Vohl zu lesen, auf S. 80 des ersten Bandes findet sich Otto Hübener, dagegen auf S. 84 u. 86 Otto Hübner gedruckt, Bd 1. S. 112 werden die Annalen der Chemie und Pharmacie von Weber, Liebig und Kopp citirt, die zweite Auflage der Arzneimittellehre von Schömann ist 1856 (nicht 1806) erschienen (s. Bd 1. S. 331), auf derselben Seite ist Welfens statt Welfen zu lesen u. Der

v. Heine, Spinale Kinderlähmung 1873

Gleichmässigkeit wegen hätte auch auf dem Titel: **Handbuch der Sanitätspolizei und Gesundheitspflege** stehen können, wie auf der ersten Seite jedes Bogens unten (freilich nur im ersten Bande) zu lesen ist. **B. Schuchardt.**

S t u t t g a r t

J. G. Cotta'scher Verlag 1860. Spinale Kinderlähmung. Monographie von Jac. v. Heine, Doctor der Med. und Chir., Kön. würt. Hofrath, Gründer und Director der orthopädischen Anstalt in Cänstatt etc. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 14 lithographirten Tafeln. VIII u. 204 S. in gr. Octav.

Der auf dem Gebiete der praktischen Orthopädie gleich seinem Vater rühmlichst bekannte Verf. hatte im Jahre 1840 unter dem Titel: **Beobachtungen über Lähmungszustände der untern Extremitäten und deren Behandlung.** gr. 4. Mit 7 Steindrucktafeln, eine kleine Schrift über eine Form von Paralyse bei Kindern veröffentlicht, deren Eigenthümlichkeit und nicht seltenes Vorkommen er auf Grund einer Reihe von ihm beobachteter und behandelter Krankheitsfälle schon damals constatiren zu müssen glaubte. Diese eigenthümliche Form von plötzlich eintretender Paralyse der untern Extremitäten, welche in der ersten Zeit des kindlichen Lebens auftritt, ist schon von älteren Aerzten beachtet, aber nur unvollkommen beschrieben, so von Underwood, Shaw, Badham u., und die Aufforderung des Letztern in der London Med. Gazette von 1836 an alle Aerzte, ihre Ansichten und Erfahrungen über den Grund, das Wesen und die Behandlung dieser Paralyse durch die Zeitschriften bekannt zu machen, veranlaßten den Verf., den seiner Behandlung übergebenen derartigen

das einmaliges Auftreten. Mit dem irritativen Erscheinen des Insultes ruhig, matt und blaß da, blickt es von einem tiefen Schlaf er- die Eltern geben sich schon der vollständiger Wiedergenesung ihres beim Aufheben und Stellen des- den gewahren, daß es gelähmt ist. sich die untern Extremitäten para- tlig auch der ganze Oberkörper, so Patienten, welche vor der Krankheit gehen konnten, nicht nur dieser Stä- auch der, allein zu sitzen und den tragen, beraubt sind. Häufig fin- e eine untere Extremität, indessen stige Affection eines Armes, oder Muskeln eines oder beider Beine und Mastdarm sind, wenn zumei- send geschwächt, so doch nie dau-

tritt der Lähmung geht die Krank- tes Stadium über. Sich an die send, ist der frühere Turgor vita- rant und Musculatur schlaffer und pfundung in den afficirten Theilen . Meist vermindert sich die an- bis zu einem gewissen Grade wie- bleibt sie auf dieser Stufe stehen. t man successive Abnahme der Ei- paralytirten Gliedmaßen, Schwin- d Muskelmasse, und von der Zeit r den Versuch machen, sich auf ir- e fortzubewegen, die paraplegischen Füßen, die hemiplegischen auf Krä- : partiell gelähmten geführt, bilden durch entsprechende Mittel dies gleich

1874 *Zeit. f. d. Med.* 1860.-Stad 188.

Fällen, deren Anzahl sich im Jahre 1836 bereits auf einige 20 belief, eine erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden. Nachdem er im Jahre 1838 auf der Naturforscher-Versammlung zu Freiburg einen von ihm behandelten paraplegischen Fall der Art vorgestellt hatte und im Jahre 1840 die oben erwähnte Schrift über diesen Gegenstand erschienen war, durch welche erst die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Krankheit gelenkt wurde, mehrten sich die Fälle dieser Art sehr, und der Verf. selbst hat nun seit jener Zeit wieder 130 Patienten vom 2ten bis 20ten Lebensjahre mit solchen paraplegischen, hemiplegischen *) und partiellen Lähmungen in seiner Anstalt behandelt, so daß er sich nun jetzt entschlossen hat, das so aufgehäuften Material durch Publication derselben zu verwerthen.

Zunächst (S. 8—28) bespricht Verf. die Symptomatologie des primären und des secundären Stadiums dieser Krankheit. Gesund und wohlgestaltet geborene Kinder vom 6ten bis zum 36sten Monate erkranken plötzlich unter heftigen fieberhaften Erscheinungen, häufig zugleich mit den Symptomen erschwerter Dentition, zuweilen mit Erscheinungen von Erbrechen und Diarrhöe, dann folgen Convulsionen leichtern oder stärkern Grades, die sich nach Intervallen wiederholen. Oft fehlen diese stürmischen Erscheinungen ganz, und die Lähmung stellt sich nach vorausgegangenem leichtem Fieber und Hitze, gleichsam über Nacht und unvermerkt ein, nachdem das kräftige Kind anscheinend noch ganz gesund zu Bette gebracht wurde. Gewöhnlich beschränkt sich

*) Unter der hemiplegischen Form dieser Kinderlähmung versteht Vf. immer nur die paralytische Affection einer unteren Extremität im directen Gegensatz zur Paraplegie-Lähmung beider unteren Extremitäten, was dem gewöhnlichen Gebrauche des Wortes Hemiplegie widerspricht.

der Anfall auf sein einmaliges Auftreten. Mit dem Verschwinden der irritativen Erscheinung des Anfalls liegt das Kind ruhig, matt und blaß da, blickt zu Boden, als ob es von einem tiefen Schlaf erweckt wäre, und die Eltern geben sich schon der frohen Hoffnung vollständiger Wiedergenesung ihres Kindes hin, bis sie beim Aufheben und Stellen desselben mit Schrecken gewahren, daß es gelähmt ist. Meistens zeigen sich die untern Extremitäten paralytisch, oft gleichzeitig auch der ganze Oberkörper, so daß die kleinen Patienten, welche vor der Krankheit schon stehen und gehen konnten, nicht nur dieser Fähigkeiten, sondern auch der, allein zu sitzen und den Kopf aufrecht zu tragen, beraubt sind. Häufig findet man aber nur eine untere Extremität, indessen stets ohne gleichzeitige Affection eines Armes, oder auch nur einzelne Muskeln eines oder beider Beine gelähmt. Blase und Mastdarm sind, wenn zuweilen auch vorübergehend geschwächt, so doch nie dauernd gelähmt.

Mit dem Eintritt der Lähmung geht die Krankheit in ihr zweites Stadium über. Sich an die Lähmung anschließend, ist der frühere Turgor vitalis vermindert, Haut und Musculatur schlaffer und weicher; die Empfindung in den afficirten Theilen ist nicht erloschen. Meist vermindert sich die anfängliche Paralyse bis zu einem gewissen Grade wieder, dann aber bleibt sie auf dieser Stufe stehen. Weiterhin bemerkt man successive Abnahme der Eigenwärme in den paralytirten Gliedmaßen, Schwinden der Fett- und Muskelmasse, und von der Zeit an, wo die Kinder den Versuch machen, sich auf irgend welche Weise fortzubewegen, die paraplegischen auf Händen und Füßen, die hemiplegischen auf Krücken, und die nur partiell gelähmten geführt, bilden sich, wenn nicht durch entsprechende Mittel dies gleich

1876 *Gött. gel. Anz.* 1860. Stüd 188.

anfangs verhindert wird, Contracturen und Deformitäten. Im Allgemeinen schreitet dabei das Gengrowthum der gelähmten Glieder ziemlich vorwärts, indessen sieht man bei einseitig Gelähmten doch bald deutlich, daß auch hierin eine wesentliche Beeinträchtigung Statt findet, die sich während der Entwicklungsjahre immer merklicher macht und eine Differenz von 1—4 Zoll zwischen dem kranken und gesunden Beine nachweist. Nicht selten entstehen bei para- und hemiplegischen Patienten latente Kückgratsverkrümmungen, die vermöge ihrer paralytischen Natur sich später zu den gräßlichsten Deformitäten des ganzen Oberkörpers ausbilden, wie es besonders die Figuren 2. 3. 4 zeigen. Am Schluß wird eine genauere Analyse der Erscheinungen dieses zweiten Stadiums gegeben und dabei eine Reihe von Temperaturmessungen der einzelnen Glieder an Größenmessungen derselben mitgetheilt. Unter 19 Fällen von Kinderlähmung überhaupt, welche dem Verf. übergeben waren, beobachtete er im Ganzen 158 von dieser seiner Paralysis infantilis spinalis. Darunter waren 37 Fälle von Paraplegie (und zwar 17 männliche und 20 weibliche), 34 Fälle von Hemiplegie (18 männliche und 16 weibliche) und 84 Fälle von partieller Lähmung (44 männliche und 40 weibliche), außerdem 2 Fälle von Lähmung eines Armes und eine paralytische Lordose.

An diese allgemeinen Betrachtungen reiht Verf. nun (S. 38—87) ausführlichere Krankengeschichten an, und zwar 17 Fälle von Paraplegie, 9 Fälle von Hemiplegie, 6 Fälle von partieller Paralyse der untern Extremitäten, 2 Fälle von Paralysis brachii und einen Fall von Lordosis paralytica denen sich (S. 88—119) in tabellarischer Form 21 Fälle von Paraplegie, 19 Fälle von Hemiplegie und 47 Fälle von Paralysis partialis anreihen.

Von S. 120—158 finden die ätiologischen und pathologisch-anatomischen Momente der hier dargestellten Krankheit eine eingehende Betrachtung. Bei dem Mangel ganz positiver Aufschlüsse über die pathologische Anatomie derselben können hier nur hypothetische Erklärungen gegeben werden, und nach Erwägung aller hier in Betracht kommenden Verhältnisse von Seiten des Verfs liegt die Annahme am nächsten, daß wir als Ursache Centralreizungen des Rückenmarks vor uns haben, denen in raschster Weise wässrige, seröse und blutige Ergüsse, Druck und Paralyse gefolgt sind. Durch die Erscheinungen des zweiten Stadiums werden diese Vorgänge lediglich auf das Rückenmark beschränkt, eine bleibende gleichzeitige Alteration des Gehirns und seiner Functionen ausgeschlossen. Daß der Annahme einer Rückenmarksaffection das öftere Fehlen von Schmerzen an der Wirbelsäule nicht entgegensteht, wird durch mehrere genau beobachtete Fälle von E. Müller (Schweiz. Jtschr. f. Med. 1856. 6. u. 6. Heft), Sandras (Schmidt's Jahrb. Bd 80 S. 314), Klicz (Journ. f. Kinderkr. v. Behrend u. Hildebrand, Bd 13. S. 39) u. A. näher erörtert und schließlich werden die Äußerungen verschiedener Aerzte, Wernatz, v. Breuning (nicht Bräuning, wie Verf. S. 128 schreibt), Vogt, Shaw, W. Cormac, West, Kulliet und Barthez, Bardeleben, Bouchut, Koß, Bierbaum über das Wesen der hier vorliegenden Krankheit mitgetheilt, welche theils mit der Ansicht unseres Verfs übereinstimmen, theils derselben widersprechen. Weiterhin werden theils allgemeinere Aufschlüsse der Anatomie der Lähmungen überhaupt, insofern sie eine engere Anwendung auf die vorliegende ziehen lassen, gegeben, theils auch einige specielle Fälle von Paralyse mit ihren Sectionsergebnissen (von Louget. Anatom. et Physiol. du Syst.

1878 Götting. gel. Anz. 1860. Stück 188.

nerv. Tom. I. p. 358; von Behrend, orthopädi. Bericht v. J. 1855; von Gutin in Rasse's Sammlung zur Kenntniß der Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten, Heft 2) aufgeführt, welche ihrer Natur und der Analogie der Erscheinungen nach kaum von den hier betrachteten Lähmungen zu trennen seil dürften.

Die Differential-Diagnose (S. 159—190) ist für das erste Stadium als eine sehr sichere und auch für das zweite als keine schwierige hingestellt. Der schärfern Trennung von analogen Leiden entgegen werden die unterscheidenden Merkmale dieser Krankheit von einer Reihe anderer Krankheiten abgestellt, und zwar von Hemiplegia cerebralis spastica, von welcher 2 Fälle ausführlich und 10 tabellarischer Form mitgetheilt werden, ferner von Paraplegia cerebralis spastica, von welcher 8 Krankengeschichten in tabellarischer Form aufgeführt werden, endlich von Cyphosis paralytica (Malum Poltū), von rhachitischen Verkrümmungen, von unvollkommenen Paralyseu in Folge rheumatischer und anderer entzündlicher Affectionen der untern Extremitäten und von der progressiven Muskelatrophie.

In prognostischer Hinsicht (S. 191—193) ist für das Leben selbst von der Krankheit kaum etwas zu fürchten, weniger günstig ist dagegen die Prognose in Hinsicht auf die Lähmung selbst, insofern gänzliche Heilung derselben als solcher selten in Bereiche der ärztlichen Kunst und ihrer Mittel steht. Nur ein mehr oder weniger ersprießlicher Grad von Besserung ist zu erzielen.

Was schließlich die Therapie (S. 194—204) an betrifft, so kommt für das primäre Stadium, welches meist so rasch verläuft, die ärztliche Hülfe zu immer zu spät. Kommt man zeitig genug hinzu, so muß die Behandlung im Allgemeinen, wie b

allen acut verlaufenden, unter den Erscheinungen von Hitze, Fieber, Congestionen nach dem Gehirn und Rückenmark u. auftretenden Kinderkrankheiten, z. B. der Meningitis cerebralis und spinalis, eine antiphlogistische, kühlend abführende und ableitende sein. Im zweiten Stadium ergeben sich dagegen folgende Indicationen: 1. Die der eingetretenen Lähmung wahrscheinlich zu Grunde liegende Extravasat- oder Exsudatbildung möglichst rasch zur Resorption zu bestimmen und dadurch die Centren des Nervensystems von etwaigem Drucke zu befreien (liegende Blasenpflaster an bestimmten Stellen des Rückgrates, Erotionsleinreibungen, innerlich Jodkali, Leberthran, Arnica, nebenbei Salzäder), 2. die in höherem oder geringerem Grade paralytischen Nerven und Muskeln der Gliedmaßen und häufig auch des ganzen Oberkörpers wieder anzuregen und zu beleben (die strychninhaltigen Präparate, besonders Extr. Nuc. vom. spir. innerlich und äußerlich [wenn in dem 17ten Falle, S. 70 einem 2jährigen Kinde Strychnin bis zu $\frac{1}{4}$ Gran täglich von seinem Vater gegeben wurde, so kann dies gewiß nicht zur Nachahmung empfohlen werden], Einreibungen von Phosphor und Ol. anis. aeth., von caustischem Ammonium mit Spirit. formic. und Tinct. Cantharid., oder von Ol. Sinap., ältern Patienten auch Bäder, bes. Thermen u.), 3. insbesondere der zunehmenden Atrophie der afficirten Muskeln entgegenzuwirken, und, soweit sie schon eingetreten, dieselbe nach Möglichkeit zu mindern (durch Bäder, bes. scharfe, durch Frictionen, active und passive gymnastische Exercitien, für welche letztern sich in vortrefflicher Weise die Tab. 14 angegebene Bewegungsmaschine eignet, endlich Galvanismus nach Duchenne), 4. der Entstehung von Verkrümmungen und Deformationen der Extremitäten und des Rückgrates vorzubeugen und

1880 Götting. gel. Anz. 1860. Stüd 188.

5. die zur Ausbildung gekommenen Contracturen wieder zu beseitigen und sodann die normalisirten Gliedmaßen durch entsprechende Mechanismen nicht nur in ihrer geraden Richtung zu erhalten, sondern auch das in schwierigen Fällen ganz verloren gegangene Steh- und Gehvermögen wieder möglichst herzustellen (durch entsprechende Retentivvorrichtungen, durch die in Duchenne's Werk empfohlenen Hautschutzverbände, durch mit Drahtspiralfedern versehene lederne Bandagen; bei hochgradigen Sehnen- und Muskelcontracturen nebst Atrophie: warme und Dampfbäder, Einreibungen mit Fetten, Einwickeln mit Flanellbinden, später mechanische Vorrichtungen und Apparate, selbst Tenotomien, deren der Verf. seit 1838 mehr denn 2000. ausgeführt hat, u.), endlich 6. die etwa mit scrophulösen oder andern dyskrasischen Momenten im Zusammenhang stehenden Complicationen zu bekämpfen und auf jede Weise die Gesamtconstitution der Kranken zu stärken und zu consolidiren (innerlich China, Eisen, kräftige Diät, Bäder, viel Bewegung im Freien u.).

Durch 50 Abbildungen auf 14 Tafeln werden die einzelnen Mißgestaltungen und die entsprechenden Apparate versinnlicht. Die Ausstattung und der Druck sind ausgezeichnet.

B. Schuchardt.

1881

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

188. Bd.

Den 26. November 1860.

A n z e i g e n

Aschendorffsche Buchhandlung 1859. Die Philosophie Platon's in ihrer inneren Beziehung zur geoffenbarten Wahrheit. Abgeschlossen aus den Quellen dargestellt von Dr. Fr. Michelis, Pfarrer zu Albstadt. Erste Abtheilung: Die Einleitungen, die dialektischen und als Nachtrag die sokratischen Dialoge enthaltend. XVI u. 279 S. in Octav.

Das vorliegende, in mehr denn einer Beziehung merkwürdige Buch verdient auch in diesen Blättern eine Anzeige wegen der eigenthümlichen Richtung, welche dasselbe vertritt. Um diese mit möglichster Objectivität zu charakterisiren wird es genügen, wenn wir zunächst die Absicht prüfen, welche den Verf. bei Abfassung seines Werkes geleitet hat, und sodann die Mittel, welche derselbe zur Erreichung dieser Absicht angedeutet hat. Bei dem Ersten werden wir vorzugsweise auf das Vorwort, und die erste „allgemeine Einleitung“ (S. 1–121), bei dem Zweiten aber auf die zweite „specielle Einleitung“

ein offener Sensualismus und Materialismus u. bezeichnet werden muß, indem er dazu bemerkt, daß grade gegenüber einem solchen Zeitgeiste vielleicht auch der Geist noch wieder eine besondre Mission zu überbrufen ist, der in seiner Zeit unter Zuständen, die dem Forscher eine wahrhaft überraschende innere Ähnlichkeit mit der unsern aufweisen, die höhere Natur und Wahrheit des Denkens der materialistischen Sophistik des Fleisches gegenüber siegreich aufrecht zu halten bestimmt war. „Man mache mir nicht den Vorwurf“, fährt der Verf. dann bei dieser Gelegenheit fort, „daß ich etwa von dem Heiden Plato erwarte, was allein die übernatürliche Wahrheit der Kirche gewähren kann. Mir fällt es wahrlich nicht ein, der übernatürlichen Offenbarung etwas zu Gunsten der antiken Philosophie zu derogiren. Aber wenn wir, wie es in unserer ganzen wissenschaftlichen Anschauung und nicht zum mindesten in der Theologie der Fall ist, noch nicht gelernt haben, wie Platon unser Denken in seiner höheren Natur zu erkennen, und es von den Fesseln der Subjectivität, des Formalismus und des Empirismus zu befreien, wie sollen wir dann glauben, je des Schatzes der übernatürlichen Offenbarung und ihres Segens wahrhaft froh werden zu können. Nach meiner Ansicht gehört Platon und er vor Allen zu jenen Ackerbestellern, an die der Herr gedacht haben muß, als er das Wort Gottes dem Samen verglich, der auf den Acker, d. h. auf den durch 4 Jahrtausende bereiteten Acker der Weltgeschichte gestreuet ward, und so wenig, wie es mich wundert, auch das gesündeste Weizenkorn auf gar nicht oder nur dürftig bestelltem Acker verkümmern zu sehen, so wenig kann es mir einfallen, wenn ich die himmlische übernatürliche Wahrheit des Erlösers in seiner Kirche nicht als eine von freudiger Begeisterung ge-

tragne, die Verhältnisse bestimmende und gestaltenbe-
herrschende Macht in der Menschheit oder nur einmal
in Christenthum oder selbst nur einmal in der Kirche
erkannt, sondern sie in Leidenschaften verwildert,
in Spaltungen zerrissen, und von einem Netze mensch-
licher Interessen übersponnen, danieder gehalten und
in ihrer himmlischen Wirkung gehemmt erblicke, sol-
ches der himmlischen Wahrheit selbst, und nicht etwa
der mangelnden Mitwirkung selbst und vor Allem
der fehlerhaften, den von Gott im großen weltge-
schichtlichen Gange so klar gewiesenen Weg nicht
mehr beachten, der Ackerbestellung zuzuschrei-
ben. Daß aber in der That in einer solchen gründ-
lich vollzogenen Ehrenrettung der höheren Natur des
Denkens, und nicht in irgend welchen absonderlichen
Ideen, bloß schulmäßigen Theorien oder gar wun-
derlichen Phantasien das Wesen der platonischen Phi-
losophie bestehe, das hoffe ich auf eine blündigere
Weise als es bisher geschehen ist, nachgewiesen zu
haben."

Schon das Angeführte wird genügen, um dem
Leser die eigenthümlichen und weitgehenden Absichten
anzudeuten, welche der Verf. sich mit der Abfassung
des vorliegenden Werkes gesetzt hat. Ausgehend wie
einerseits von der als Postulat hingestellten Vor-
aussetzung, daß die von der unfehlbaren Autorität
der Kirche in ihrer dogmatischen Form verbürgte
christliche Offenbarung, in der die Mittheilung der
ewigen göttlichen Wahrheit an den Menschen der
Erde nach vollendet ist, zum menschlichen Denken
in einer solchen wesentlichen und inneren Beziehung
steht, daß dieses in ihr allein seine volle Erfüllung
und Befriedigung findet, so anderseits von der aus
dem Entwicklungsgang der hellenischen Philosophie
begründeten Ueberzeugung, daß diese letztere, die zu-
nächst wenigstens in Platon zu ihrem vollendeten

objectiven Ausdruck gelangt, ihrem innersten Wesen nach in nichts Anderem bestand, als in dem Ringen und Streben des menschlichen Bewußtseins, denkend mit sich über sich selbst und seine Stellung im Ganzen ins Klare zu kommen — von diesen beiden Ueberzeugungen also ausgehend, in welchen es ausgesprochen liegt, daß die platonische Philosophie und die christliche Offenbarung sich zu einander verhalten wie Frage und Antwort, wie menschlich gesuchte und göttlich gegebene und bezeugte Wahrheit: gedenkt der Verf. nun zunächst das Studium der platonischen Philosophie, besonders im Gegensatz zu Zusemühl und Zeller, einer völlig umgestaltenden Revision zu unterziehen. Aber auch nicht allein das betreibt er mit seiner Arbeit, sondern er hofft auch eben durch diese Revision des platonischen Studiums der gesamten Theologie und Philosophie einen bis auf ihre tiefsten Angelegenheiten zurückgreifenden Dienst zu erweisen. Soll es doch sogar denkbar sein, daß in dem platonischen Studium fortan der Kampfplatz hergerichtet sei, auf welchem nicht bloß der Streit des protestantischen und katholischen Princip, sondern ebenso auch die innerhalb der katholischen Kirche selbst vorhandenen Differenzen, wenigstens für Deutschland zur Ausgleichung kommen könnten. Und endlich noch sogar gegen die allgemeinsten Verirrungen des modernen Zeitgeistes als solchen glaubt der Verf. eine Art von Fehdehandschuh hinwerfen zu dürfen, gestützt auf seine angeblich neue Auffassung des platonischen Systems. Das sind doch in der That tiefgreifende und weit aussehende Absichten, über deren Werth und Bedeutung wir uns wenigstens mit einigen Worten zu verständigen haben.

(Schluß folgt).

1889

Ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

190. 191. Stüd.

Den 29. November 1860.

M ä n n e r

Schluss der Anzeige: „Die Philosophie Platon's
in ihrer inneren Beziehung zur geoffenbarten Wahr-
heit. Kritisch aus den Quellen dargestellt von Dr.
F. Michelis.“

Sie sind es gewohnt, davon zu hören, daß bei
der Lectüre des Plato dem Leser das Herz zu schwel-
len beginnt, daß er das Gelesene an die wichtigsten
eigenen Interessen, die sein Herz oder seinen Geist
bewegen mögen, anknüpft und daß er in Folge
dessen glaubt, aus dem Plato herauszulesen zu ha-
ben, was er doch nur bei Gelegenheit desselben ge-
sehen hat, und was sich auch vielleicht wirklich wenn
auch durch mehr oder minder Mittelglieder hin-
durch, auf das vom Plato Gelehrte zurückbeziehen
läßt. Es ist das gewissermaßen das unausbleibliche
Schicksal der platonischen Studien, wie dieselben sich
halten haben von den Zeiten der Neuplatoniker an
herunter auf die allerjüngste Gegenwart: und
wer es in vollem Umfange übersehen will, in wel-
cher Weise dadurch die verschiedensten Tendenzen dazu

veranlaßt worden sind, von sich eine besondere Congenialität und Zusammengehörigkeit mit der im Plato vertretenen ~~ausgesprochenen~~ ~~der überflüssige die ganze Ge-~~ ~~schichte des Platonismus:~~ oder wenn er sich für das so eben Gesagte mit einem neuesten und zugleich höchst charakteristischen Beispiele begnügen will, so lese er den auf Plato bezüglichen Abschnitt in Emerson's Representative men und er wird sich zur Genüge davon überzeugen können, wie bunt und heterogen alle die Richtungen sind, die je einmal eine besondere Beziehung zu Plato zu besitzen behauptet haben. Eben dann wird er sich aber auch eines von vornherein mitgebrachten Misstrauens nicht erwehren können gegen die vom Verf. versuchte Zurückforderung der platonischen Philosophie auf den besondern Namen und für das spezifische Interesse der katholischen Kirche. Wir wollen dem Eusemihl'schen Ausdruck, wonach Plato ein protestantischer Denker sein soll, gewiß nicht das Wort reden, wiewohl es uns nicht grade gegenwärtig ist, in welchem Zusammenhange derselbe von Eusemihl gebraucht worden ist, und ob er nicht durch diesen Zusammenhang vielleicht eine unschuldigere Bedeutung erlangt, als wie unser Verf. ihn zugestehen will: aber macht er selbst es denn besser, als Eusemihl, wenn er mit besonderer Beziehung auf die römisch-katholische Kirche den Plato als den „uralten Anhalt der kirchlichen Wissenschaft“ und ähnlich charakterisirt? Wir billigen Vieles von dem außerordentlich, was der Verf. von dem pädagogischen Werthe eines gründlichen platonischen Studiums sagt, und wir verkennen keineswegs, daß durch ein solches Studium in gewisser Weise die Grundlage für alles „höhere Denken“ überhaupt hergerichtet werden kann: aber in ungleich höherem Grade scheint es uns doch zu allen Zeiten darauf angekommen zu

sein, zu einem vorsichtigen gegen Ueberschätzung sich sicher stellenden Studium des Plato aufzufordern und anzuleiten, als zu jener panegyrischen Bewunderung, von welcher der Verf. überfließt. Die platonischen Dialoge bahnen sich ihren Weg schon zu allen nicht ganz gewöhnlichen Geistern und Gemüthern, und nöthigen ihnen ihre Achtung und Anerkennung, wenn nicht gar ihre Liebe ab. Wer einen platonischen Dialog mißachtet, der spricht damit keinem Andern als nur seiner eigenen philosophischen Bildung das Urtheil. Darum heißt es denn auch in der That: nur „feines Gold vergolden“, wenn man mit Begeisterung von diesem Philosophen redet. Dagegen nicht so Ueberflüssiges unternimmt der, vielmehr ganz im richtig erkannten Verufe einer mit pädagogischen Rücksichten abgefaßten Darstellung des Plato handelt, wer vor den bewußten oder unwillkürlichen Uebertreibungen warnt, zu denen selbst ein von christlichen Voraussetzungen bestimmtes Gemüth oftmals noch hingerissen werden kann. De Platone caute legendo, so lautet der Titel eines der älteren katholischen Litteratur entsprossenen Werkes über Plato — und schon der einfache Titel involvirt eine treffende und beachtenswerthe Idee, die der Verf. immerhin mehr hätte beherzigen sollen, als wie er gethan hat, auch wenn an allerwenigsten wir von ihm zu verlangen gesonnen sind, daß er auch die scholastische Schwerfälligkeit und tendenziöse Parteilichkeit dieses Werkes in andern Punkten hätte nachahmen sollen. Am allerwenigsten wird übrigens grade der Verf. es von sich abwehren dürfen, sich durch das angeführte Werk in der bezeichneten Weise strafen zu lassen, da eben dieses Werk vor mehr denn 2 Jahrhunderten einen prononcirten römischkatholischen Standpunkt in der Auffassung des Plato geltend gemacht hat, wie der Verfasser den-

selben gegenwärtig noch wieder zu reprimiren wünscht.

Indessen wir unterlassen es, noch eingehender die Absichten des Verf. als solche zu prüfen: wir lassen es daher insonderheit auch dahingestellt sein, wie weit der Verf. Recht hat mit seinen vorhin angeführten auf die neuere Philosophie und katholische Theologie bezüglichen Urtheilen, wie wir es auch ununtersucht lassen wollen, in wie weit wirklich diese und anderweitige Urtheile des Vfs echtkirchliche Ausdrücke des römischen Catholicismus sind. Und zwar glauben wir alle diese Erörterungen an diesem Orte deswegen bei Seite schieben zu dürfen, weil sie nur dann von einigem Interesse für die Wissenschaft sein können, wenn es dem Verf. wirklich — und wäre es auch nur annähernd — gelungen ist, seinen Absichten einen entsprechenden Ausdruck in seinen Ausführungen zu geben, was wir aber durchaus in Abrede nehmen müssen. Denn ganz abgesehen davon, daß wir gegen den Verf. in der That nicht umhin können, jenen bedenklichen Tadel zu erheben, nach welchem das Neue größtentheils nicht wahr, das Wahre nicht neu ist: müssen wir auch in Betreff des Meisten, was sein Buch, sei's an Altem, sei's an Neuem, sei's an Wahrem, sei's an Falschem enthält, die summarische Behauptung wagen, daß dasselbe sich in keiner Weise als abhängig erweist von den bestimmten Voraussetzungen des römischen Standpunktes, zu welchem der Verf. sich bekennt. Um indessen eine so einschneidende Aburtheilung nicht ohne rechtfertigende Begründung zu lassen, werfen wir jetzt noch einen Blick auf die Mittel, die dem Verf. zur Erreichung seiner Absichten dienen sollen. Diese werden uns nun entgegentreten aus den vorhin bezeichneten zwei Abschnitten, von denen der erste wiederum in die zwei Unterabtheilungen zerfällt, die

„die kritischen Vorfragen“ und „die Disposition der folgenden Entwicklung“ enthalten.

Der die kritischen Vorfragen betreffende Abschnitt erörtert die Fragen wegen der Echtheit, Vollständigkeit, Textbeschaffenheit der platonischen Schriften, so wie wegen deren Verhältniß zur Darlegung des Systems — und zwar geschieht dies Alles in einer Weise, der wir im Ganzen unsere Zustimmung nicht versagen wollen, auch wenn wir selbst schon hier unser Bedenken nicht zurückhalten dürfen gegen einige Einzelheiten, durch welche der Verf. von den herkömmlichen Meinungen abweicht. Indessen ungleich mehr sind wir doch noch zu Einwendungen gegen des Vfs Darstellung in denjenigen Theilen verpflichtet, in denen er seine Anordnung der platon. Dialoge vorträgt. Dieser seiner Anordnung rühmt der Verf. nach, daß dieselbe zwar nichts durchaus Neues, aber doch allerdings eine neue Combination aus den richtigen Momenten aller frühern sei. Uns aber will es bedünken, als ob seine Anordnung nicht sowohl dies leiste, als vielmehr nur einen ziemlich principlosen Eklekticismus verrathe, der am Ende genöthigt ist, die Sache auf den Punkt zurückzuführen — von welchem man ursprünglich ausgegangen war.

Zunächst geht der Verf. nämlich aus von der in thesi gewiß richtigen Bemerkung, daß man in Betreff der platonischen Dialoge zu unterscheiden habe zwischen einer sachlichen und einer die Entstehungszeit zu Grunde legenden Anordnung derselben. Aber so richtig diese Bemerkung auch an sich ist: so wenig unmittelbaren Werth kann dieselbe doch für die platonischen Streitigkeiten erlangen, da eben dies von Schleiermacher und seinen Nachfolgern verneint wird, daß wir in Betreff der platonischen Dialoge in gleichem Maße zu einer chronologischen wie zu einer sachlichen Anordnung die erforderlichen Mittel

und Voraussetzungen befäßen. Vollends unberechtigt ist es aber, wenn der Verf. an diesen ersten Satz sodann die weitere Behauptung anknüpft, daß wie noch bei Schleiermacher diese beiden Gesichtspunkte unklar durcheinander gelegen hätten, so auch erst durch Munc's „natürliche Ordnung“ dieselben scharf auseinander getreten wären. Denn so wenig diese nahe liegende Unterscheidung Schleiermacher ganz entgangen ist: so bestimmt ist sie von dessen nächsten Nachfolgern in ihrem vollen Werthe zur Geltung gebracht. Indessen wenn man nach der zuletzt erwähnten Andeutung des Verf. denselben etwa in Uebereinstimmung mit Munc glauben möchte: so ist er dies doch auch keineswegs. Munc's Versuch hat nach des Verf. Urtheil die Sache ganz auf den Kopf gestellt, und gilt ihm vorzugsweise nur als ein Beweis dafür, daß auch nach Susenhiß verdienstvoller Arbeit die platonische Frage noch immer als eine freie, noch nicht zu ihrem definitiven Abschlusse gelangte anzusehen ist. Urtheilt er aber so über Susenhiß: so kann er sich natürlich noch ungleich weniger durch irgend eine der früheren, entgegengesetzten Behandlungsarten befriedigt fühlen. Er hat an Schleiermacher, er hat an Hermann und Stallbaum etwas Wesentliches zu tadeln, ja zuletzt kommt er sogar zu der Behauptung, daß die beiden einander bekämpfenden Ansichten im Grunde auf denselben Punkt zurückgehen“, eine Behauptung, die wenn sie richtig verstanden wird, von uns nur gebilligt werden kann, die uns aber von Seiten des Verf. keineswegs richtig gefaßt zu sein scheint. Denn während wir sie unterschreiben, sobald sie in dem Sinne gefaßt wird, daß alle richtig erwiesenen historischen Behauptungen, die Gegner von Schleiermacher beigebracht haben, mit dessen Grundtheorie ganz wohl vereinbar sind: so können wir doch izt

seiner Weise mit dem Verf. die Nothwendigkeit eines ganz neuen Standpunktes dadurch für erwiesen achten. Es gilt Schleiermachers Ansicht im Wesentlichen festzuhalten, dieselbe von zufälligen Irrthümern und gelegentlichen Uebertreibungen zu säubern, durch die später beigebrachten biographisch-historischen Untersuchungen zu detailliren — nicht aber, wie der Verf., einen an sich neuen, wenn auch durch das Frühere, wie zugegeben wird, vorbereiteten Standpunkt entdecken zu wollen.

Oder hätte der Verf. in dieser Beziehung wirklich geleistet was er geleistet zu haben vorgibt? Er stützt seine Neuerung vor Allem auf 2 Voraussetzungen, einmal auf die „rein äußerliche Beobachtung“, daß in der ganzen Masse der platonischen Schriften zwei größere, aus mehreren von Platon selbst in einen ausdrücklichen und äußerlichen Zusammenhang gebrachten Partieen hervortreten — Theätet, Sophist und Politikos einerseits sowie anderseits Republik, Timäus, Kritias — und sodann zweitens auf die mehr in den Kern der Sache selbst eindringende Behauptung, daß sich rücksichtlich der Ideenlehre zwei wesentlich von einander unterschiedne Entwicklungsstadien bemerken lassen. In dem ersten erscheint der Standpunkt der Idee als ein gesuchter und für das Denken noch erst sich erschließender: in dem zweiten erscheint das Denken als im Besitz desselben, den es zum positiven Aufbau der Philosophie benutzt. Hierauf gestützt unterscheidet der Verf. nun aber weiter folgende drei Klassen platonischer Dialoge: erstens solche, in denen der Standpunkt der Idee einfach gar nicht beansprucht wird, zweitens solche, in denen der Standpunkt der Idee sich herausarbeitet aus dem sokratischen Begriffsstandpunkte, und endlich solche, in denen der Standpunkt der Idee entschieden gewonnen ist, und gehandhabt wird.

1896 Götting. gel. Anz. 1860. Stück 190. 191.

Und das Verhältniß dieser drei Klassen zu einander sowie zu den beiden vorhin angegebenen Hauptreihen faßt der Verf. nun folgendermaßen: „Im Parmenides, Phädrus, Symposium, Phädon und Philebus erscheint der Verf. als des Standpunktes der 1ten durchaus mächtig; in jedem jedoch in etwas verschiedener Weise. Hiernach ordnen sich diese Dialoge einfach und ungezwungen zwischen die beiden Hauptpartien in der Weise, daß sich der Parmenides an die erste Hauptreihe als Schlußglied anschließt, die anderen in der genannten Reihenfolge der zweiten Hauptpartie vorausgehen, in so weit in ihnen eine noch vereinzelt und gewissermaßen versuchsweise gemachte Anwendung des in der ersten Reihe für Denken gewonnenen Standpunktes zuerst auf den Begriff der Philosophie selbst, dann auf die nächstliegenden wichtigsten Probleme gemacht werden, und in der 2ten Hauptpartie die zusammenfassende Anwendung zur Construction des Ganzen geschieht. Die zweite Klasse, welche die Entwicklung des platonischen Standpunktes aus dem sokratischen anweisenden Dialoge enthält, welche wir hier vorläufig gar nicht näher zu ordnen brauchen, umfaßt alle übrigen mit Ausnahme der Apologie, des Kriton, Menexenos und der Gesetze. Diese bilden die dritte Klasse, derjenigen nämlich, welche den Standpunkt der Idee gar nicht beanspruchen, und die sich auf verschiedene Weise den Hauptreihen anschließen. Es ergibt sich uns in solcher Weise der Versuch, einen organischen Entwicklungsgang des platonischen Denkens nach Maßgabe der Ideenlehre zu gewinnen, den wir uns vorläufig so zur Anschauung bringen können, daß wir zuerst das immer klarer sich herausstellende Bedürfniß, den sokratischen Begriff zum Standpunkt der Idee herauszubilden, dann den Proceß der Besitzergreifung und Behauptung des Stand-

punctes der Idee, darauf die im freudigen Gefühle des schwer errungenen Besizes versuchte Anwendung des gewonnenen Standpunctes zunächst auf den Begriff der Philosophie selbst, dann auf vereinzelte wichtige Probleme, endlich auf eine zusammenhängende Construction des Ganzen erblicken, bis dann der Geist, ermattet von dem idealen Flug endlich immer mehr mit der Geschichte und Wirklichkeit sich abzufinden sucht“ (S. 137).

Das ist ihren Hauptzügen nach die Grundthese, die der Verf. in Betreff der Anordnung durchzuführen bestrebt ist. Wie es uns zu weit führen würde, diese Durchführung im Einzelnen zu prüfen: so müssen wir es auch dem Leser selbst überlassen, schon die Grundthese selbst in Rücksicht der Originalität und Richtigkeit ihrer einzelnen Glieder zu untersuchen. Uns kann an diesem Orte nur noch die eine Frage interessiren: ob denn nun wirklich diese auf das Einzelne der platonischen Dialoge bezüglichen Ausführungen in irgend welchem innern und wesentlichen Zusammenhange stehen mit den vorher angeführten Tendenzen und Principien des Verf., die einen bestimmten, römisch-katholischen Charakter für sich in Anspruch nehmen. Diese Frage glauben wir nun aber mit Bestimmtheit verneinen zu müssen, und zwar sowohl mit Beziehung auf diejenigen Ansichten des Verfs., die wir nicht theilen, als begreiflicherweise auf diejenigen, welche wir billigen. In keinen von beiden können wir irgend welchen innerlichen Zusammenhang entdecken mit jenen vorausgeschickten Thesen. Ueber diese an sich läßt sich nicht füglich mit dem Verf. streiten, wie denn auch wohl der Verf. selbst ihre Annahme schwerlich von einem Andern erwarten wird, als wer ganz und gar dergleichen Voraussetzungen mit ihm theilt. Streiten und verhandeln läßt sich dage-

gen über den zweiten Theil seiner Arbeit — in dem wir aber den Zusammenhang mit jenem ersten Theile ganz und gar vermissen. Daher können wir denn auch die Arbeit des Verf. im Ganzen nicht anders denn für mißlungen ansehen: das neutrale Gebiet, auf dem er eine Ausgleichung der protestantischen und römischen Principien in Aussicht stellen zu können geglaubt hatte — hat er unsres Erachtens nicht herzurichten verstanden. Vielmehr stehen die beiden Haupttheile seiner Schriften wie völlig disparate Massen nebeneinander.

Ob die weitere Ausarbeitung des Werkes an diesem unsern Urtheile irgend etwas modificiren wird, werden wir vor der Hand abzuwarten haben. Wenn jene erschienen sein wird, werden wir auch auf einen Punkt einzugehen nicht unterlassen, den wir bis dahin unberührt ließen, dessen Berücksichtigung aber doch dem Verf. sehr am Herzen zu liegen scheint: dies sind die eigenthümlichen Ansichten, die er wie über die menschliche Sprache im Allgemeinen, so insbesondere auch über die platonische Sprachphilosophie vorgetragen hat.

Heinr. v. Stein.

S t u t t g a r t

Verlag von Rudolf Besser 1858. Kommentar
über den zweiten Brief Pauli an die Corinthier von
J. E. Oslander, Dr. phil., Delan in Göttingen.

Der vorstehende Commentar nimmt unter den
exegetischen Werken der neuern Zeit einen sehr eh-
renvollen Platz ein. Schon die Einleitung enthält
viel Treffliches, wiewohl sich hier der Natur der
Sache nach nicht viel Stoff zu eingehenden Erörte-
rungen darbot. Im § 1 derselben, in welchem der
Verf. von dem Anlaß des Briefes handelt, erklärt
er sich gegen die Annahme, daß Timotheus, welchen

Osiander, üb. d. 2t. Brief Pauli a. d. Kor. 1899

Paulus vor Abfassung unsers ersten Briefes nach Korinth gesandt hat (nach 1 Kor. 4, 17; 16, 10), an der Vollziehung seiner Sendung verhindert worden sei. Wenn man sich dabei auf das Stillschweigen des Apostels in unserm zweiten Briefe über die Nachrichten, die er von Timotheus empfangen, beruft, so sagt Osiander außerdem, was bereits von Meyer u. a. dagegen geltend gemacht worden, sehr richtig, es sei natürlich, daß P. lieber die Quelle seiner tröstlichen, als die der betrübenden Nachrichten meine, bei welcher letztern übrigens die Leser von selbst an Timotheus hätten denken können. Dabei hält Os. mit Recht für möglich, — es ist in der That sehr wahrscheinlich —, daß Timotheus, wenn er mit der Abreise etwas eilen mußte, um mit P. noch in Ephesus zusammenzutreffen 1 Kor. 16, 11, die bestimmtere Entwicklung der Wirkungen eines so reichhaltigen Briefes, wie des ersten Br. an die Kor., nicht abwarten und dem P. nicht viel Neues von der Sinnesänderung daselbst berichten konnte. Was die Bestimmung des Briefes betrifft, über die Os. in § 3 sich ausspricht, so räumt er ein, dieselbe sei über Korinth ausgedehnt und auf die ganze Provinz, Achaja, ausgedehnt, welcher letztere Name von Paulus im ältern Sinn genommen sein soll, was wenig wahrscheinlich ist. Vgl. S. 26. Allein er sagt diese Bestimmung für die Christen in Achaja in sehr abgeschwächtem Sinne, indem er annimmt, daß dieselben durch die Kor. nur Einiges aus dem Schreiben erfahren sollten. Die Beziehungen des apologetischen Theils auf den besondern Fall von Befleckung und Zucht der Kirche, zumal bei dem versöhnenden Geist, in dem sie gehalten, und welcher weitere Beschämung gewiß gerne vermied, seien zu förmlichem Kundthum an außerkorinthische Christen nicht geeignet gewesen, wohl aber

1900 Göt. gel. Anz. 1860. Stück 190. 191.

hätte das Notorische jenes Aergernisses bei den mit Korinth nahe verbundenen Gläubigen irgend eine Notiz von dem Verfahren und Zeugniß des Apost. erfordern können. Aber dieser Auffassung widerstreben die Worte des Paul. 1, 1, nach denen er seine Epistel an die Christen in ganz Achaja außer den Korinth. im eigentlichen Sinne richtet. Sodann kann man Ds. nicht beistimmen, wenn er es „wenigstens zweifelhaft“ findet, ob man bei τοῖς ἁγίοις πᾶσιν τοῖς οὖσιν ἐν ὅλῃ τῇ Ἀχαΐᾳ 1, 1 an „zerstreute Individuen oder Häuflein ohne selbständigen Gemeindeverband“ zu denken habe. Vgl. S. 25. Da der Brief wirklich an die Heiligen in ganz Achaja gerichtet ist und dabei gar keine encephliche Bestimmung verräth, so können jene nur zerstreute Individuen oder Häuflein gewesen sein, die sich zu der Gemeinde in Kor. hielten. Bei dieser Auffassung erklärt sich, weshalb P. die Korinther als ἐκκλήσια bezeichnete, eine Bezeichnung, welche, wie Ds. richtig bemerkt, nur hier, 1 Kor. und Gal. 1, 2 vorkommt, wogegen er die in Achaja zerstreut lebenden Christen ἁγίοι nennt. — In diesem § beleuchtet noch Ds. eingehend nach dem Vorgange von Ewald die Sitte des Apost., seine Briefe in der Ueberschrift als Briefe zugleich eines Andern zu bezeichnen. Indem er sehr passend an die vorbildliche Anweisung des Herrn Matth. 10 erinnert, da er seine Jünger je zwei und zwei aussandte, bemerkt er, daß P., wie er stets in Gemeinschaft seiner Amtsgehülfen reiste, so gehe er an seine Lehr- und Amtsbriefe, diese wichtigen Amtswerke, nur in Gemeinschaft mit einem oder etlichen seiner vertrauesten Amtsgenossen; nicht isolirt, noch nach monarchischem Princip wolle er sie hinausgeben, sondern als Bruder mit Brüdern an Brüder schreiben, und durch diese Gemeinschaft des Amtes jede Vorausse-

Olander, üb. d. 2t. Brief Pauli a. d. Kor. 1901

ung eines bloßen Privatschreibens abschneiden. Die
Theilnahme solcher Genossen an der eigentlichen Ab-
fassung der Briefe des Apost. denkt Os. ebenso, wie
die meisten Neuern, nämlich so, daß als der wirkliche
Hauptverfasser der letztere anzunehmen sei.

Borzüglich gut ist, was der Verf. § 5 über Ge-
halt und Werth des Briefs sagt. Treffend bemerkt
; die Einheit und Fülle seines Lehrgehaltes erhalte
r Brief hauptsächlich durch die ihn beherrschende
der vom kirchlichen, besonders apostolischen Amte,
eines theils concret und praktisch am Bild des
Apostels selbst und seiner Weisheit, Energie und
Weisheit unter den schwierigsten Verhältnissen des Amtes,
wird auch in tiefen Lehrausführungen R. 3 und 4
klar und reich beleuchtet werde, daß dieser Brief
noch mehr als die drei gewöhnlich sogenannten
im Namen eines Pastoralbriefes verdiene. Ebenso
offend, wenn er sagt: „Die stärksten und die zar-
ten Affecte, Druck und Erhebung, Demuth und
Schmerzgefühl im Amte und Glauben, Angst und Trost,
in er empfindet und mittheilt, Schmerz und Ernst
r strafenden und zermalnenden Wahrheit und wie-
r die bereuende und bessernde Liebe mit Freude
und Friede und in allem dem die *κρίσις* und
πῶς des Apost. wechseln und fließen in oft un-
merkten Uebergängen in einander.“ Dabei ver-
mut der Verf. mit nichten die Härten, an denen
r Brief durch kühne, abgebrochene und übersprin-
gende Diction leidet, aber mit Recht redet er von
ihr großartigen Schönheit und wendet auf ihn
das bekannte Wort an: *κτῆμα ἐς αἰ-
ῶνα ἢ ἀγώνισμα ἐς τὸ παροχρῆμα ἀκούειν ἑυ-
χόμενα*. Thuc. 1, 22.

Mit Vergnügen liest man § 8 der Einleitung,
r einen Gegenstand behandelt, auf welchen die
Commentatoren bei den N. T.lichen Schriften wenig

er in den Worten 1, 3 ὁ πατήρ τῶν οὐρανῶν καὶ θεὸς πάσης παρακλήσεως: die Genitive als Genitive des Besizes übergehend in die der Wirkung betrachtet, während der erste nur Gen. der Eigenschaft, der zweite nur Gen. der Wirkung ist. So, wenn er 1, 24 das οὖν in οὐνεργοὶ ἐσμεν τῆς χάριτος ὑμῶν auf θεὸς bezieht und 1 Kor. 3, 9 vergleicht, während diese Beziehung durch den Context gar nicht zu rechtfertigen ist. Oder wenn er 5, 14 ὅτι = ἀντί nimmt, was wegen des ἐπεὶ-θεῖν im f. Verse unmöglich ist, in dem die Präposit. dieselbe Bedeutung haben muß. Man wird an manchen Stellen viel einfacher construiren müssen, als Df. thut. Ἐκ πολλῶν προσώπων will er mit τὸ εἰς ἡμᾶς χάρισμα 1, 11 verbinden. Aber wozu ein solches Hyperbaton annehmen, das gar nicht so klein ist, wie der Verf. dafür hält, wenn man ohne eine solche Annahme auskommen kann? 1, 18 will er πιστός in πιστός δὲ ὁ θεός in seiner gewöhnlichen ethischen Bedeutung: treu, wahrhaftig festhalten und die Ellipse von μέγας statuiren. Aber viel einfacher ist doch die andere Auslegung, die Df. auch anführt, ohne sie zu verwerfen, daß man πιστός im Sinne von glaubwürdig aufsaßt. Zeigt sich schon hier eine gewisse Unentschiedenheit in philologischer Hinsicht, so tritt dieselbe auch sonst noch hervor. Der Verf. läßt zweifelhaft, ob ὅτι 1, 14 causal, oder Zeichen des Objectsfages sei, während sich sehr wohl entscheiden läßt.

(Schluß folgt).

1905

Stuttgarter gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

192. Stck.

Den 1. December 1860.

Stuttgart

Schluß der Anzeige: „Kommentar über den zweiten Brief Pauli an die Corinthier von J. E. Oslander.“

Bei 1, 19 sagt er, entweder sei bei dem zweiten *val* als Subject zu denken: was Er bezeugt hat, also das erste *val* (!), oder dieses zweite *val* sei selber Subject. Aber das erste ist unmöglich. Auch das ist nicht zu leugnen, daß Os. zuweilen von einem Sprachgebrauch des Apost. redet, wo ein solcher nicht nachzuweisen ist. Für die Beantwortung der höchst schwierigen Frage, ob *κατὰ σάρα* 5, 16 in den Worten *ὡς ἡμεῖς ἀπὸ τοῦ νῦν οὐδὲνα ὁδοῦμεν κατὰ σάρα* die objective oder subjective Norm der Beurtheilung sei, soll der Paulin. Sprachgebrauch entscheidend sein, wonach *κατὰ σάρα* ohne Artikel als Bezeichnung der unerleuchteten, ungeheilten Art des Denkens und Handelns gebraucht werde, dagegen, wo *σάρξ* auf das Object der Handlung und Vorstellung gehe, der Artikel gesetzt sei.

1806 Gött. gel. Anz. 1860. Stüd 192.

Allein man braucht nur die wenigen Stellen, welche Df. citirt, zu vergleichen, um sich zu überzeugen, daß von einem feststehenden Sprachgebrauch in dieser Hinsicht bei P. keine Rede sein kann, und daß es als zufällig anzusehn ist, ob der Artikel bei κατὰ σὺνταξιν steht oder nicht. So viele Mühe der Verf. endlich dem Kritischen widmet, in dem er sich gerne an Reiche anschließt, so wäre doch zu wünschen gewesen, daß er die einzelnen kritischen Zeugen namhaft gemacht hätte, was er durchgehends vermeidet.

Noch bedeutender als die philologische Seite des Commentars ist die theologische im engern Sinne. Der Verf. ist fortwährend bestrebt, die Gedanken des Ap. in ihrer Fülle und Tiefe zu durchdringen, und mit großer Sorgfalt und Treue hat er jedes Wort desselben, auch das scheinbar geringste, im Zusammenhange des Ganzen erwogen, nicht den kleinsten Zug in dem Texte will er sich entgehn lassen. Dieses ernste Bestreben, die apostolischen Gedanken von neuem zu reproduciren, spricht auf jeder Seite in hohem Grade an. Das Bemühen des Verfs ist nicht unbelohnt geblieben. Er hat das Schriftwort in seiner Concretheit trefflich erfaßt, den Worten an gar vielen Stellen ihren tiefsten Sinn abgelauscht und die entlegenern Partien des Textes sinnig aufgedeckt. Vortrefflich weiß er die verborgensten Fäden des Zusammenhangs des Briefes nachzuweisen und deutlich zu machen, wiefern Paul. an frühere Gesagtes wieder anklingt. An geistvollen Gedanken ist dieser Commentar sehr reich.

Wir wollen Einzelnes anführen. Zu den Worten ὁ πατὴρ τῶν οἰκτιρμῶν καὶ θεὸς πάσης παρακλήσεως 1, 3 bemerkt der Verf.: „Wie übrigen durch die Verbindung mit πατὴρ die Herzlichkeit de

ermens, so wird durch die mit *ὡς* die Stärke
Trostes gehoben, dessen reiche Fülle in *αἰνῶς*
ein tieflich erhebener Anfang unserer Epistel
ihres herrlichen Eingangs mit diesen engverbun-
den gottlichen Prädicaten, ganz charakteristisch für
Kreuz- und Trostewort, was sie vor allen an-
deren Briefen ist.“ — Neu ist seine Auffassung von
ὅτι αἵ διὰ θλίψεως, ὡς τῆς ἐμῆς πνευ-
ματος καὶ σωτηρίας κτλ., αἵ παροικουμένη,
ὡς ἐμῆς παρακλήσεως κ. σωτηρίας. Im
Uebereinstimmung mit Meyer und de Wette will Df. fest-
setzen, daß der Grund, weshalb die Thling des
H. den H. zum Trost und Heil gerichte, nicht
in seiner Erfahrung: des Trostes im Leiden sel-
bst ist ein richtiger Blick, wogegen bei Meyer
de Wette die Theilung des Gedankens als —
bloß rhetorische Bedeutung, hat. Df. sagt zur
Erläuterung: Indem er, der Gatte, in seinen Leiden
Gedanke vertritt und den höhern Verstreiter,
so in sich ihnen darstellt, der in ihm stirbt, wie
in ihm, gemessen sie sich, das Leiden von seiner
Seite, in seiner Heiligkeit und Würde, zu
haben und als Beweisen seiner Lethalität mit dem
selben sich, zu befremden. Ganz entgegen es Df.
ist, daß beim Gläubigen Leiden und Trost ungetrennt
findet. Aber er weiß sich sehr gut darüber
klären, weshalb B. beide in die Disjunction
setzt. Ihm dies vom Standpunkte seiner theil-
habenden Leser; und zum Theil auch von der eig-
nen Empfindung aus; bei dem schwer Leidenden falle
zunächst nur das Leiden, nicht der Trost, des
eigenen Lebens in Gott, und erst später: der
Friede in die Augen; auch werde dem Gläubigen
erst der Trost unter der Uebermacht des Sel-
bstauslassungen, so wie umgekehrt das Leiden oft

1908 · Gött. gel. Anz. 1860. Stück 192.

vom Ueberschwang des Trostes. — Sehr spricht sich der Verf. über die Bedeutung des Eingangs R. 1 — 7 aus. Er schließe sich ebenso den unmittelbarsten Erfahrungen des Apost. an, großen, erst eben siegreich überstandenen Leiden als dem ganzen Anlaß, Zweck und Geist des Briefs zu denen er den Ton angebe, nämlich der Aufrichtung seiner Lehre nach der tiefen Beugung durch die heil. Strenge des ersten Briefs. Vor Allem sei dem Apost. darum zu thun, das innige Band zwischen ihm und seiner Gemeinde, das durch die Abwesenheit in jenem Br. etwas erschüttert (?) um so fester zu knüpfen; nun aber sei sein Leiden gerade eines der stärksten Liebesbände. — Treffend ist D's Bemerkung zu den Worten 1, 14, *καθὼς καὶ ἐπέγραψτε ἡμῖν ἀπὸ μέρους*. Mit großer Pastoralweisheit füge er diese Einschränkung, das Gefühl des Vermissens, das er schon durch den Ausdruck der bloßen Beschränkung mildere, erst hintennach und als etwas schon Vergangenes bei, während er über ihre Gesinnung für ihn in der Gegenwart und Zukunft günstiger und ohne Einschränkung ausspreche. — V. B. 20 macht der Verf. darauf aufmerksam, wie da Kleinste und Größte sich im Geist des P. hier leich zusammenknüpfen, sofern der Ausgangspunkt des ganzen apologetischen Abschnitts, die Vertheidigung seiner Wahrhaftigkeit in der von ihm gegebenen und nun angefochtenen Versprechung liege; doch trete die ganz zurück gegen das Große und Göttliche, da ihn in dieser ganzen Ausführung erfülle. — In *ὁ βεβαιῶν ἡμῖν ὁ θεός* V. 21 sieht D. mit Recht einen starken Gegensatz gegen *ἐλαφρὰ* V. 17. — Gleich darauf bei V. 23 weist der Verf. auf die umsichtige Zartheit und Feinheit, mit der P. den eigentlichen Gegenstand seiner Selbstvertheidigung be-

Oslander, Ab. d. 21. Brief Pauli an d. Kor. 1909

handelt, die so leicht in Vorwurf gegen die Kor. und dann wieder gegen ihn selbst umschlug. Sehr gut hat er auch den Sinn des folgenden Verses aufgehehlt. Nicht eine schmerzlich druckende Abhängigkeit wolle P. die Kor. fühlen lassen, sondern durch sein schonendes Zuwarten ihnen zur Freude über die zwanglos von ihnen selbst ausgehende Besserung und Heilung der Gemeinde verhelfen; *κατά* sei in dieser Kürze eine ungemein schöne und zarte Metonymie des *consequens* für das *antecegens*; er deute die Besserung nur an, um sie nicht durch Erinnerung an das, wovon er Besserung hoffe, noch sehr zu demüthigen. — Von 2, 3 sagt Lf.: „Die schönsten Züge, die P. in jenem Bilde der Liebe 1 Kor. 13 zeichnet, drückt er hier verwirklicht in diesem Meisterstück apostolischer Haliencia und der *φω-γαιωσύη* wahrer Weisheit ab; er leitet den Lesern gleichsam von dem Ueberfluß seiner Liebe und haucht sie ihnen ein, er mißkennt die Wirklichkeit und ihre großen Mängel in der Gemeinde nicht, aber er appellirt an ihr innerstes Selbst, an den obwohl angegriffenen, doch nicht erstickten innersten Lebenskeim ihres innersten Glaubens. Aehnlich spricht sich Lf. über 2, 8 aus, *ὅτι καὶ δοκιμαζόμενοι ὑμῶν γινώσκωμεν*, el...: Auch hier große Feinheit und Bartheit des Apost.; er deutete die Möglichkeit, oder die vorhandenen Reime im Widerspruch, auf die der hohe Ernst seiner Weisung bei Vielen stoßen konnte, an, setzt aber im Hinblick auf die Uebermacht des bessern Theils ihre folgtsame Gesinnung voraus; so sind diese Worte eine bedeutungsvoll mildernde Wendung für das bloße *ὅτι καὶ δοκιμαζόμενοι ὑμῶν* (*ὅτι καὶ δοκιμαζόμενοι ὑμῶν γινώσκωμεν*). — In den Worten *ἵνα ἡμεῖς ἀναπαύσμεθα* 2, 12 erblickt Lf. ein sinnvolles Bild der Gelegenheit, mit dem Evangelium wie in ein Haus einzugehn, sich in

1910 Wtt. gel. Anz. 1880. Stüd 192.

der Seele niederzulassen, daß es sich ihnen und ihm sich anschließen und sie es sich aneignen konnten. — Treffend weiß Os. zu erklären, weshalb nach 2, 13 von Troas scheid, wiewohl er dort viel Eingang für seine Predigt fand. „Wo es handelte von Eröffnung und Benutzung eines neu und Verschließung eines längst geöffneten Wirkungskreises in einer von ihm selbst mit so vieler Mühe gepflanzten und schon zu solchem Flor gediehenen Gemeinde, da konnte er in seiner Wahl nicht schwanken, er mußte sich für das Bewahren dessen, was schon hatte, entscheiden.“ — Wenn sodann B. 3, die Kor. einen Empfehlungsbrief für sich nennt, der von allen Menschen gelesen werde, so erinnert Os mit Recht daran, daß man bei den letztern Wort (von allen Menschen) an die Weltstellung Korinth zu denken habe, und wenn der Apostel weiterhin 2, 6 den alten Bund als *γράμμα*, den neuen als *πνεῦμα* bezeichnet, so hebt er sehr richtig herbei beide Ausdrücke erinnern an das Factum, den tatsächlichen Modus der Offenbarung des einen und des andern Bundes. Wie das charakteristische Medium bei der alten Religionsanstalt gleich anfang die schriftliche Abfassung war und sofort die schriftliche Bewahrung, so trat dies bei der neuen ganz zurück, der Geist aber Matth. 3, 11. Hebr. 10, 29 6, 4 hervor. Dieses äußerlich Thatsächliche aber symbolisch für das Wesen, für das charakteristische Medium.“ Neu ist in diesem Verse die Auffassung von *ἀποκτείνω* (*τὸ γράμμα ἀποκτείνω*), das Os in declarativer Bedeutung nimmt, indem er gelten macht, der folgende B., wo dieselbe Wirkung des Amtes zugeschrieben wird, wie hier dem *γράμμα* und das parallele *καταργέω* B. 9 führe auf das Todesurtheil, auf den im Gesetz verkündigten Fluch

Osnabr, Ab. d. St. Brief Pauli an d. Kor. 1971

man sich zugetrauen müssen, daß diese Deutung des
des einfachste und den gewöhnlichen vorzu-
zu, wonach das Wort bald von dem physischen
bald von dem ethischen, bald von dem ewigen
verstanden wird. Auslegungen, bei welchen im-
mehrere Gedanken supplirt werden müssen. —
Ist des Verf. Bemerkung zu 3, 8. Je-
der B. bei der Prämisse, bei jedem Prädicat der
des Dienstes des Buchstaben vermeide, besto-
er in hoher Einfachheit schreibe er bei dem des
des ab. Von den Worten $\alpha\lambda\lambda\eta\lambda\eta\sigma\alpha\mu\epsilon\nu$
3, 12 sagt des Verf., sie schließen sich
dem wichtigen Selbstzeugniß 2, 17 $\alpha\lambda\lambda\eta\lambda\eta\sigma\alpha\mu\epsilon\nu$
an, so wie er auch in 1, 17 $\alpha\lambda\lambda\eta\lambda\eta\sigma\alpha\mu\epsilon\nu$
einen Nachklang von
3, 6 erfüllt. — Das zweite
Worte 3, 8 $\alpha\lambda\lambda\eta\lambda\eta\sigma\alpha\mu\epsilon\ν$ 3, 17 be-
so behauptet der Verf. mit Recht, der heil.
sei hier nicht bloß als Concretum, sondern
und vorzüglich als Abstractum, und nicht et-
hypostatisch, sondern dynamisch zu denken.
Kapitel 4, 2 erklärt er aus der antithetischen
stellung sowohl zum folgenden $\alpha\lambda\lambda\eta\lambda\eta\sigma\alpha\mu\epsilon\ν$ 4,
als zu dem $\alpha\lambda\lambda\eta\lambda\eta\sigma\alpha\mu\epsilon\ν$ 3, 18 und $\alpha\lambda\lambda\eta\lambda\eta\sigma\alpha\mu\epsilon\ν$
12. Im selben Verse macht er auf die
die Enallage $\alpha\lambda\lambda\eta\lambda\eta\sigma\alpha\mu\epsilon\ν$ $\alpha\lambda\lambda\eta\lambda\eta\sigma\alpha\mu\epsilon\ν$ $\alpha\lambda\lambda\eta\lambda\eta\sigma\alpha\mu\epsilon\ν$
aufmerksam, $\alpha\lambda\lambda\eta\lambda\eta\sigma\alpha\mu\epsilon\ν$ für $\alpha\lambda\lambda\eta\lambda\eta\sigma\alpha\mu\epsilon\ν$, wodurch das
lassen als sein Hauptaugenmerk, als das rein
allgemeine menschliche hervortritt, wie man auch
einem öffentlichen Gewissen rede, und der Mensch
das Gewissen in eine Einheit des Begriffs ge-
hingehe. Der vierte B. dieses Kap., besonders
1. $\alpha\lambda\lambda\eta\lambda\eta\sigma\alpha\mu\epsilon\ν$ $\alpha\lambda\lambda\eta\lambda\eta\sigma\alpha\mu\epsilon\ν$ $\alpha\lambda\lambda\eta\lambda\eta\sigma\alpha\mu\epsilon\ν$ $\alpha\lambda\lambda\eta\lambda\eta\sigma\alpha\mu\epsilon\ν$
ist als ein gewaltiger Catechismus gegen die
den, die sich der Prærogative ihrer Erkenntnis

Gottes und der Würde eines Volkes Gottes so rühmten und hier nun mit den Weltvölkern, den Heiden, die sie mit ihrem Götzendienste unter der Herrschaft der Heiden erblickten, auf gleiche Linie gestellt werden in ihrem Unglauben. Wenn ferner B. 4, 5 statt *ἡμεῖς δὲ δοῦλοὶ ἑσπερ καὶ σωτὴς δὲ δοῦλος καὶ* schreibt, so findet der Verf. in dieser grammatischen Zusammenfügung des Apost. und seines Dienstes engen Zusammenhang mit dem Herrn abgedrückt; als dessen Diener und Botschafter er sich auch in seiner Predigt ankündigen mußte. Mit Recht macht der Verf. zu 4, 6 die Anmerkung, die erhabene Beschreibung Gottes nach seiner Schöpfungsprärogative (*Θεὸς ὁ ἀσώτων ἐκ ἀνόμων ποῦς ἀσώτων*) sei hier, um so treffender gegenüber von der vorhergehenden Erwähnung des usurpatorischen Gottes dieses Weltlaufs B. 4, wie auch der Ursprung des Lichts von dem guten und großen Gott einen schönen Gegensatz bilde gegen die verfinsternde Gewalt des falschen Gottes. Ebenso fein ist der Hinweis, daß *περιετέρας* in dem Satze 4, 10 *αἱ ἡμεῖς τῶν νεκρῶν τῷ Ἰησοῦ ἐν τῷ σώματι περιετέρας* an das bewegte Leben und weit sich ausbreitende Wirken des Apostels der Völker erinnere, daher das Wort viel bezeichnender sei, als das *prose ferre*. Sehr richtig ist ferner, was Os. von der schwierigen Stelle 5, 2 sagt: Es sei auffallend, daß der Zeit nach der Zusammenhang zwischen Sterben und Auferstehen als so nahe, der Wesenszusammenhang dagegen zwischen dem alten und neuen Leibe als so lose und verschwindend und das neue Leben kaum als Auferstehung erscheine. Er erklärt diese auffallende Ausdrucksweise des Apostels aus seiner Absicht, den Auferstehungsleib in seiner ganzen überschwenglichen Herrlichkeit 4, 17 und somit die

Auferstehung als eine neue Schöpfung darzustellen.

Dieses gründliche Eindringen des Verf. in die Paulinischen Gedanken tritt besonders da erfreulich hervor, wo die meisten, ja zuweilen alle Commentare nur den nächsten Wortsinn angeben, ohne den Gedanken auszulegen. So erklärt derselbe, in wie fern P. den heiligen Geist das Unterpfand der künftigen Verklärung des Leibes nennt 5, 5, in wie fern das ἐνδύμεῖν ἐν τῇ σώματι ein ἐκδύμεῖν ἀπὸ τοῦ σφύλου ist 5, 6. Andererseits hat er manche neuere Auffassungen an einzelnen Stellen, welche die Tiefe des Schriftworts nicht durchdrungen haben, siegreich widerlegt. Indes hin und wieder ist seine Exegese vielleicht als Rückschritt anzusehn, wie die von 5, 3, indem er da die Schwierigkeiten der neueren Erklärungen fühlt und zu alten zurückgeht, die deren noch weit mehr haben und mit Recht aufgegeben sind. Doch ist hier Ps's große Bescheidenheit anzuerkennen, mit der er sich gewissermaßen entschuldigt, daß er veraltete Deutungen wieder auffrische. Vgl. zu 5, 3.

Namentlich eine Seite an der apostol. Schrift versteht der Verf. sehr gut aufzufassen, die mystische. Man wird das leicht begreiflich finden, wenn man sich des Volksstammes erinnert, welchem er angehört. So hält er die Erklärung der παθήματα τοῦ Χριστοῦ 1, 5 durch Ähnlichkeit mit den Leiden Christi für zwar richtig, aber nicht erschöpfend. Wie er den Ausdruck faßt, ist zum Theil schön und tiefsinnig. „Indem wir die Frucht, den Segen seines Leidens und Sterbens uns aneignen im Glauben, müssen wir auch sein Leiden und Sterben selbst uns zueignen, in die Erfahrung und Gemeinschaft derselben eingehn und seiner die Sünde in uns rich-

tenden und ertödtenden Kraft a
 Freilich wird man nicht Alles
 Erklärung des Ausdrucks beibr.
 fen, am wenigsten dies, daß
 Stelle er zur Erläuterung her
 setzung und Vollendung der
 Seinigen die Rede sein solle.
 Of. auch in dem 2ten Br. an
 lich 4, 10, wo er den Gen
πρωτοκρονος mit Bengel in
 will, daß Jesus selbst in d.
 denken sei. Die Erhöhung
 solch einen Gedanken in hohe

So wie der Verf. aber a
 ten des Apost. genau einge
 auch über längere Abschnit
 (vgl. zu 4, 7—15) und die
 den Brief als Ganzes h
 eingestreut.

Was wir indessen in ei
 von dem Verf. vorhin gese
 in den Worten des Apost.
 sonst von ihm behaupten.
 as in dem Satze *αὐτὸς ὁ
 τοῦ παρὰδιδόμεθα διὰ*
 die bezeichnet, an und
 sich erweist und wirkt,
 und keine Macht mehr
 was Of. bemerkt, daß
 zum Oxymoron sich se
διὰ τὸν παρὰδιδ. bildet
 das einfache, nicht näher
 nem prägnanten Sinne
 im selben B. die Wor
παρὰδιδ. in

a und vertheidigt haben, sind Jesuiten gewesen, und an der der Jesuit Bellarmin, wel-

De potestate summi Pontificis versicht die Untrüglichkeit des Pfandes und seine Oberherrlichkeit über alle geistlichen Personen auch sein unbeschränktes und alle und folglich auch welt-

In die Reihe der Schriftsteller des Papstthums, welche dem Bellarmin gehört der Verfasser. Nach dieser steht das Papstthum seit der Geschichte gradezu gegenüber, und es ist unmöglich zu glauben, daß es ein Fels sei, an welchem kein Wogen doch endlich brechen

andern Standpunkt nahm Luther in der Disputation über den päpstlichen Stuhl vor er vom Papste in den Pann war. Luther wollte nicht leugnen, daß der Bischof der Erste sei, gewesen werde, sondern er wollte bloß die Kritik unterwerfen, wodurch Schmeicheln des Stuhls aus dem Papste einen Stuhl wollten. Ohne Gottes Willen könne kein Bischof niemals zu dieser Höhe kommen; der Wille Gottes aber, wie auch an den Tag geben möge, müsse beachtet werden. Diese Ordnung und dürfe man nicht anfechten, sondern müsse einem Papste, wenn er auch un- mit Demuth gehorchen, und das Ge- ihm Gott überlassen. Auf die Art,

tenden und ertödtenden Kraft an uns inne werden.“ Freilich wird man nicht Alles, was er sonst zur Erklärung des Ausdrucks beibringt, gut heißen dürfen, am wenigsten dies, daß Kol. 1, 24, welche Stelle er zur Erläuterung herbeizieht, von der Festsetzung und Vollendung der Leiden Christi in den Seinigen die Rede sein solle. Ein Gedanke, den Os. auch in dem 2ten Br. an die Kor. findet, nämlich 4, 10, wo er den Gen. *ἐκπαύω τοῦ Ἰησοῦ περιπέφορτος* mit Bengel in dem Sinne auffassen will, daß Jesus selbst in den Seinigen leidend zu denken sei. Die Erhöhung des Herrn wird durch solch einen Gedanken in hohem Grade bedroht.

So wie der Verf. aber auf die einzelnen Gedanken des Apost. genau eingegangen ist, so hat er auch über längere Abschnitte viel Licht verbreitet (vgl. zu 4, 7—15) und die treffendsten Urtheile über den Brief als Ganzes häufig in seine Erklärung eingestreut.

Was wir indessen in einer bestimmten Beziehung von dem Verf. vorhin gesagt haben, daß er zu viel in den Worten des Apost. findet, das läßt sich auch sonst von ihm behaupten. So versteht er *οἱ ζῶντες* in dem Satze *οἱ ἡμεῖς οἱ ζῶντες εἰς θάνατον παραδιδόμεθα διὰ Ἰησοῦν* 4, 11 so, daß es die bezeichnet, an und in denen Jesu Lebenskraft sich erweist und wirkt, an die der Tod kein Recht und keine Macht mehr hat. Es ist wohl wahr, was Os. bemerkt, daß die Worte so gesagt einen zum Oxymoron sich schärfenden Gegensatz zu *εἰς θάνατον παραδιδ.* bilden, aber schwerlich läßt sich das einfache, nicht näher bestimmte *οἱ ζῶντες* in jenem prägnanten Sinne nehmen. Ebenso will er im selben B. die Worte *ὅσα καὶ ζῶν τοῦ Ἰησοῦ παρρησιᾷ ἐν κτλ.* in einem etwas andern Sinne

nder, Ab. d. 2t. Brief Pauli an d. Kor. 1918

„, als die gleichlautenden Worte in B. 10, so der Fortschritt von der jetzigen innern Offenbarung der Lebenskraft Christi an bis zur künftigen in der Auferstehung sich ergäbe. Aber ist nicht ohne Willkür, da B. offenbar mit Ab. die gleichlautenden Worte gewählt hat. Eine Analogie findet bei der gewöhnlichen Erklärung Statt, wie Os. meint, vielmehr ist in beiden B. 11 im Vergleich zu B. 10 eine Nuance treten.

Dann leidet der Commentar häufig an einer en Breite. Der Verf. hält sich oft zu lange an auf, was für eine Erklärung spricht, welche erwirft, und gibt erst hinterdrein die entscheidenden Gründe gegen dieselbe an. Er hätte bezeichnender gleich thun können.

Überdies vermischt man hin und wieder die nöthige Schärfe. So soll ydq 1, 12 die Erwartung unterstützenden Fürbitte und Dankagung, sowie bethlichen Hülfe begründen. Das ist zu unbestimmt. So vielerlei kann ydq nicht motiviren. Es hängt zusammen, daß der Verf. zuweilen an verschiedenen Erklärungen schwankt, wo sich wohl entscheiden läßt, wie er denn zweifelhaft ob 2, 12 an B. 5, oder an 1, 16 oder 1, 23 anknüpfen sei, und ebenso, ob 5, 18 an B. 17 14—17 anknüpfe.

Bei der Anführung anderer Ausleger hat Os. im Allgemeinen ein richtiges Maß eingehalten und im Allgemeinen sein Werk mit nicht zu viel Ballast belastet. Mit Vorliebe führt er Calvin und seinen Landsmann Bengel an.

R. Gumel.

1916 Götting. gel. Anz. 1860. Stück 192.

Schaffhausen

Verlag der Friedrich Hurter'schen Buchhandlung
1859. Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter.
Durch A. Fr. Gfrörer, ord. Professor der Ge-
schichte an der Universität Freiburg. Bd 1. 670
Z. Bd 2. 672 Z. Bd 3. 670 Z. Bd 4.
583 Z. Bd 5. Hälfte 1. 544 Z. in Octav.

Dieses Werk bildet ein würdiges Seitenstück zu dem Werke von Hurter über Innocenz III. Beide Werke stellen die zwei größten Päpste mit ihrer Zeit und in ihrer Zeit dar, und so muß überhaupt jeder große Mann als der Mittelpunkt seiner Zeit dargestellt werden, weil man nur in dieser Form der Darstellung seine wahre Gestalt erkennt. Indem man jedoch einen großen Mann im Zusammenhange mit seiner Zeit und in seinem Einflusse auf seine Zeit darstellt, muß man zugleich berücksichtigen, daß das Zeitalter eines großen Mannes nur ein Glied in der allgemeinen Geschichte der Menschheit ist, daß der Einfluß eines großen Mannes weit über sein Zeitalter hinausgeht, und daß das Bild eines großen nur unter der Bedingung richtig entworfen und gezeichnet wird, wenn sein Einfluß auf seine Zeit mit seinem Einflusse auf die Zukunft in das rechte Verhältniß gesetzt wird. Dieser rechte historische Standpunkt ist aber grade bei der Geschichte der Päpste ein überaus schwerer, weil hier, wie bei keinem andern Gegenstande, die Urtheile der Historiker in die reinen Extreme übergehen, wie es den beiden angegebenen Historikern auch ergangen ist. Das Papstthum, wie sich dasselbe seit der Reformation den Bedürfnissen der Kirche entgegenstellt, dieselben gehemmt und unterdrückt hat, nennen wir den Papismus, die Schriftsteller, welche

den Papismus vertreten und vertheidigt haben, sind vor allen andern die Jesuiten gewesen, und an der Spitze derselben steht der Jesuit Bellarmin, welcher in seiner Schrift *De potestate summi Pontificis* mit stolzer Zuversicht die Untrüglichkeit des Papstes in Glaubenssachen und seine Oberherrschaft nicht allein über alle geistlichen Personen und Stüter, sondern auch sein unbeschränktes und göttliches Recht über alle und folglich auch weltliche Dinge erwies. In die Reihe der Schriftsteller über das Papstthum, welche dem Bellarmin gefolgt sind, gehört der Verfasser. Nach diesem Standpunkte steht das Papstthum seit der Reformation der Geschichte gradezu gegenüber, und es ist schwer, ja unmöglich zu glauben, daß der päpstliche Stuhl ein Fels sei, an welchem sich die feindlichen Wogen doch endlich brechen würden.

Einen ganz andern Standpunkt nahm Luther bei der Leipziger Disputation über den päpstlichen Primat ein, bevor er vom Papste in den Bann gethan worden war. Luther wollte nicht leugnen, daß der römische Bischof der Erste sei, gewesen sei und sein werde, sondern er wollte bloß die Grundsätze einer Kritik unterwerfen, wodurch Schmeichler des römischen Stuhls aus dem Papste einen Tyrannen machen wollten. Ohne Gottes Willen würde der römische Bischof niemals zu dieser Monarchie gelangt sein; der Wille Gottes aber, wie sich derselbe auch an den Tag geben möge, müsse mit Ehrfurcht beachtet werden. Diese Ordnung Gottes solle und dürfe man nicht anfechten, sondern man müsse einem Papste, wenn er auch ungerecht sei, mit Demuth gehorchen, und das Gericht über ihn Gott überlassen. Auf die Art,

wenn nämlich nicht nur die Untergebenen, sondern auch die römischen Bischöfe selbst den Willen Gottes in der Uebereinstimmung der Gläubigen zu achten und zu fürchten hätten, würde die Macht des römischen Stuhls weit mehr befestigt werden, als wenn die römischen Bischöfe, auf göttliches Recht sich stützend, den Gehorsam mit Gewalt und Schrecken erzwingen, dabei aber sich bei Unterthanen verhaßt machen, sich selbst aber festlos in der Tyrannei immer mehr befestigten. Eher wollte, der Papst sollte sich nicht über, sondern unter die Kirche stellen, und ihrem Befehle dienen. Wer kann daran zweifeln, daß Papstthum unter dieser Bedingung in seiner Geltung geblieben wäre? Wer also meinte es dem Papste aufrichtiger, Luther oder Bellarmin, oder seine Genossen?

Was Gregor VII. wollte, wohin er strebte, für er kämpfte, spricht er in einem Schreiben an den Erzbischof Sicard von Aquileja (Epist. I, folgendergestalt aus: „Deine Einsicht weiß, wie gut, von welchen tobenden Stürmen die Kirche ständig umhergeworfen wird, und beinahe, daß das Unglück ihrer Zerstörung zum Schiffbruche bracht worden ist. Die Kenter und Fürsten der Welt, welche nur ihr eigenes, nicht das Interesse der Kirche Jesu Christi zu befördern streben, mit aller Achtung gegen die Kirche mit Füßen, und unterdrücken sie wie eine gemeine Magd, indem dieselbe ohne alle Rücksicht verwirren, wiefern dabei ihre Luste befriedigt werden. Die Bischöfe aber und diejenigen, welche die Leitung der Kirche erhalten zu haben scheinen, achten das Gesetz Gottes fast für nichts, und indem sie ihre Pflichten gegen Gott und die ihnen anvertrauten Schafe

Die Kirche muß frei werden, und dieses
 Haupt, den Ersten der Christenheit, den
 Gregor wollte die Kirche zu einem
 weltlichen Organismus erheben, und sie
 von dem schädlichen Einflusse der
 weltlichen Mächte befreien. Wenn er daneben aus der
 Kirche als ein Mittel zu diesem Zwecke
 ansah, so muß man dieses Mittel nach der damaligen

wenn nämlich nicht nur die Untergebenen, sondern auch die römischen Bischöfe selbst den Willen des in der Uebereinstimmung der Gläubigen achten und zu fürchten hätten, würde die des römischen Stuhls weit mehr befestigt, als wenn die römischen Bischöfe, auf göttliche Recht sich stützend, den Gehorsam mit Gewalt und Schrecken erzwingen, dabei aber sich in Unterthanen verhaßt machen, sich selbst aber los in der Tyrannei immer mehr befestigten. Ihm wollte, der Papst sollte sich nicht über, denn unter die Kirche stellen, und ihrem Rathe dienen. Wer kann daran zweifeln, daß Papstthum unter dieser Bedingung in seiner Geltung geblieben wäre? Wer also meinte es dem Papste aufrichtiger, Luther oder Bellarmine seine Genossen?

Was Gregor VII. wollte, wohin er strebte für er kämpfte, spricht er in einem Schreiben den Erzbischof Sicard von Aquileja (Epist. I folgendergestalt aus: „Deine Einsicht weiß gut, von welchen tobenden Stürmen die Kirche ständig umhergeworfen wird, und beinahe das Unglück ihrer Zerstörung zum Schiffbruche bracht worden ist. Die Völker und Fürsten Welt, welche nur ihr eigenes, nicht das In der Kirche Jesu Christi zu befördern streben, alle Achtung gegen die Kirche mit Füßen, unterbrücken sie wie eine gemeine Magd, indem dieselbe ohne alle Rücksicht verwirren, wiefern dabei ihre Lüste befriedigt werden. Die Väter aber und diejenigen, welche die Lenkung der Kirche erhalten zu haben scheinen, achten das Gesetz fast für nichts, und indem sie ihre Pflichten gegen Gott und die ihnen anvertrauten Schäf-

den Augen setzen, streben sie vermittelst der kirchlichen Würden nur nach weltlichem Ruhme. Daneben trägt das christliche Volk, durch keine Zügel seiner geistlichen Führer auf den Weg der Gerechtigkeit geleitet, im Gegentheile durch das schlechte Beispiel seiner Vorgesetzten zu allem Verderblichen und der christlichen Religion Unwürdigen verführt, zu seiner zügellosen Neigung zu allem Schlechten den christlichen Namen nicht nur ohne Übung guter Werke, sondern fast mit gänzlicher Ableugnung des christlichen Glaubens. Die Kirche ist jetzt sündlich, weil sie nicht frei ist, weil sie an die Welt und an weltliche Menschen gekettet ist. Ihre Diener sind nicht die rechten, weil sie von den Menschen der Welt gesetzt werden, und nur durch diese sind, was sie sind. Darum sind in den Geweihten Christi, welche die Aufseher der Gemeinden heißen, sündliche Begierden und Leidenschaften, darum streben sie nach dem Irdischen, weil sie, an die Welt gebunden, das Irdischen bedürfen. Darum ist unter denen, in welchen der Geist Gottes sein soll, Zwist und Hader, Stolz, Habsucht und Neid; darum ist durch die Kirche übel bestellt, weil sie in der Welt Weltliches üben, unter dem Kaiser thun was dem Kaiser gefällt, als Diener des Staates und pflichtig dem Regenten der Kirche entfremdet werden. Die Kirche muß frei werden, und dieses durch ihr Haupt, den Ersten der Christenheit, den Papst.“ Gregor wollte die Kirche zu einem selbständigen geistlichen Organismus erheben, und sie zu diesem Zwecke von dem schädlichen Einflusse der weltlichen Macht auf die Besetzung der kirchlichen Aemter befreien. Wenn er daneben auch den Eölibat der Priester als ein Mittel zu diesem Zwecke ansah, so muß man dieses Mittel nach den damaligen Ver-

1920 Götting. gel. Anz. 1860. Stüd. 192.

hältnissen beurtheilen. Stand die Kirche als selbständiger sittlicher Organismus da, so war das die positive Grundlage zu einem sittlichen Leben, legt, und die sittliche Gestaltung der übrigen Organismen der menschlichen Gesellschaft, namentlich des Staatsorganismus erfolgte von selbst. Wenn Gregor den Staat in einem gehässigen Lichte erblickt, so darf das nicht vom Staate an sich, sondern muß von der feindlichen Stellung des Staates dem Plane Gregor's verstanden werden. Das ist aber Verf. grade nicht, sondern er sieht in der Hierarchie, welche Gregor aufrichtete, nicht nur dem Staate feindliches, sondern auch das Staat Leben vernichtendes Institut. „Der Staat ist durch die Unterdrückung des Schwächern durch den Stärkern entstanden, und die weltliche Obrigkeit kann allein mit gewaltsamen Mitteln, durch das Schwere durch Gefängnisse, Steuereintreiber, Auspänder, stehende Heere den Frieden der menschlichen Gesellschaft schützen. Daher kann es keinen wahren Staat geben, als wenn die Ausübung der königlichen Gewalt an die Einwilligung von Rathsammlungen gebunden ist, auf welchen dem Priesterthume das entscheidende Wort zukommt. Nöthigenfalls ist es auch dem Priesterthume gestattet königlicher Starrköpfigkeit und Tyrannei die Demokratie als Schlagbaum entgegenzuwerfen.“ (1)

Holzhausen.

1921

Österr. Anzeigen

unter der Aufsicht

k. k. Gesellschaft der Wissenschaften.

193. Stüd.

Den 3. December 1860.

L o n d o n

. Barter und Sohn, 1857. Inscription
Pilesen I., king of Assyria, b. C. 1150,
rest by Sir Henry Rawlinson, Fox
Esq., Dr. Hincks, and Dr. Oppert.
by the Royal Asiatic Society. 73 S.

, 1860. The Journal of the Royal
ociety of Great Britain and Ireland.
I. Part 1. S. 85—219 in 8.

bei John Murray, 1859. The histo-
lences of the truth of the Scripture
stated anew, with special reference to
ts and discoveries of modern times;
Lectures, delivered in the Oxford
pulpit, at the Bampton lecture for
y George Rawlinson, M. A., late
id tutor of Exeter College. XIX und
n 8.

P a r i s
e impériale, 1860. Éléments de la

1922 Gött. gel. Anz. 1860. Stüd 193.

grammaire Assyrienne, par M. Jules Oppert.
95 S. in Oct. (Extrait nr. 1 de l'année 1860
du Journal Asiatique).

Man hört jetzt bisweilen sagen, die Gelehrten Englands und Frankreichs theiligten sich an den seit den letzten zehn bis funfzehn Jahren durch die großen Nachgrabungen und Entdeckungen der Trümmer einer untergegangenen Welt möglich gewordenen assyrisch = babylonischen Forschungen mehr als die Deutschen; und Manche, welche das Sachverhältniß weniger verstehen, sind vielleicht geneigt, solchen Reden einigen Glauben zu schenken. In der That aber ist diese Rede eine von den vielen im noch unklaren unentschiedenen Laufe einer Zeit umgehenden, welche unter einem höchst geringen Scheine von Wahrheit leicht eine sehr große Unwahrheit verbergen. Dem Sir Henry Rawlinson standen, während er als englischer Beamter in Asien war, die besten Hilfsmittel zu Gebote, auch diese wissenschaftlichen Zwecke zu verfolgen: so wandte er sich schon in Asien und dann wie er konnte auch in Europa seit jener Zeit dem eifrigen Verfolgen derselben zu, und sein Beispiel reizte dann einige andre seiner Landsleute in London, wo sich allmählich die reichsten Sammlungen jener wunderbaren assyrisch = babylonischen Alterthümer anhäufte, dieselben Zwecke zu verfolgen. Darauf ließ sich auch die französische Herrschaft schon unter Louis Philippe und dann unter dessen Nachfolgern von dem Wetteifer um die Ausbeutung dieser so unerwartet auftauchenden Schätze des Alterthumes ergreifen, und bewilligte mehreren ihrer schon in Asien angestellten Beamten und einigen andern dorthin abzusendenden Gelehrten nach einander viele Jahre lang die ansehnlichsten Unterstützungen. Solche kaiserliche, königliche oder sonst öffentliche Unterstützungen sind den Deutschen auf

winson etc., Inscr. of T. Pileser I. etc. 1923

dem Gebiete nicht zugefallen; auch von den ent-
stehenden Überflüssen kamen nur wenige in die Man-
ner einer deutschen Stadt; und die Zeitungen hat-
ten insofern wenig von den Deutschen zu reden.
Es ist der Schein, von welchem jenes Gerücht
spricht, sofern es überhaupt einen Sinn hat: kein
ständiger wird sich aber durch den bloßen Schein
führen lassen.

Sehen wir dagegen auf die Sache selbst, so war
ja vielmehr Grotendorf, seit 1802 der Vater al-
ter Keilschriftklärung, welcher auch der babylonisch-
assyrischen Keilschrift zuerst eine Reihe von Abhand-
lungen widmete, die man in den Schriften der hie-
sigen R. Ges. der W.B., jedoch auch einzeln her-
ausgegeben findet; und es ist sicher fast einem
jeden gleich, daß ein Mann zwischen siebenzig
und achtzig Jahren seine zu solchen Arbeiten aller-
erst von früher Jugend an so wohl geübten An-
strengungen nicht umsonst noch in diese mehr als kümmerli-
chen Finsternisse warf. Mancher seiner Ergebnisse
haben sich dann auch seine jüngeren Nachfolger be-
eignet: wie ihm hier in dem Journal p. 77 Hr.
v. Zaltow ein Zeugniß anstellt, welches weder
bedeutender noch glänzender sein kann. Nimmt man
an, daß die Abhandlungen des Franzosen Herrn
Lafaye (welcher die glücklichen Ausgrabungen in Rhors-
os leitete) im Journal asiatique wiewohl sehr ge-
sennt und fleißig angelegt doch wenig Ersprieß-
liches an den Tag brachten, daß die Abhandlung,
welcher de Saulcy eine der dreisprachigen In-
schriften zu erklären suchte, nur eine geringe Bedeu-
tung hat, und daß Hr. Dr. Oppert, welcher sich seit
1851 durch französische Gelder unterstützt in Assien
ist und dann in Europa diesen Forschungen am
eifrigsten überlassen konnte, in Deutschland gebo-
ren und vorbereitet ist, so weiß man kaum, was

1924 Götting. gel. Anz. 1860. Stück 193.

man über ein so verkehrtes Gerede sagen so Wahr ist es allerdings; daß der gelehrte Nachwuch im letzten Jahrzehende weniger leistete als man von ihm erwarten konnte. Allein dazu wirkten vor Allem die unseligen Verwirrungen der wissenschaftlich sowohl als der kirchlichen und politischen Parteien welche seit zwanzig Jahren fortschreiten und nirgend zunächst so schädlich sind als in den Betrachtungen und Bestrebungen der Jugend; und auch dieses Verderben hat ja in Deutschland verhältnißmäßig am wenigsten sein Spiel getrieben.

Dazu kommt, daß man solche Männer, welche örtlich den Entdeckungen und Denkmälern dieser Art am nächsten stehen oder die sonst zum Verfolge solcher Forschungen die beste Gelegenheit gefunden zu haben glauben, am besten ungestört eine Zeitlang ihre Versuche fortsetzen läßt. Wozu sollte sich, wenn auch auf allen übrigen hunderterlei verschiedenen Gebieten so Vieles und so Schwieriges zu erstreben ist, Alle um etwas Einzelnes drängen was vielleicht so eben die Neugierde am meisten reizt? Allein eine sehr aufmerksame sachkundige und gut vorbereitete Theilnahme an den fortlaufenden Versuchen Anderer ist damit nicht ausgeschlossen und so hatte der Unterz. schon früh diesen Untersuchungen die regste Theilnahme gewidmet, als 1851 einige Zeit angestrengtester Erforschung an die Entzifferung der damals von Botta und de Lagarde herausgegebenen assyrischen Inschriften verwandte, die ersten richtigen Anfänge darin sich eignete, und wie den richtigen Weg, auf welchen man hier sich bewegen müsse, so auch die wahr großen Schwierigkeiten erkannte, welche hier zu überwinden seien; auch legte er damals einige dieser seiner selbst gewonnenen Erkenntnisse in den gel. Anz. jenes Jahres nieder. Diese seine Erkenntnisse t

sagten ihn denn auch damals ebenso wie später seine gerechten Zweifel an Manchem zu äußern, was Rawlinson und Andre schon ganz sicher gefunden zu haben meinten oder was wenigstens die vielen Nichtfachkänner, welche sich doch gerne alles Neueste begierig aneignen, schon für völlig zuverlässige Ergebnisse halten wollten. Eine Reihe ganz neuer Namen assyrischer Könige tauchte auf, welche Viele nur zu voreilig in den Zeitungen und Zeitschriften als sichere Bereicherungen unseres Wissens lobten oder schon in ihre eignen Bücher aufnahmen und wohl gar der Jugend ins Gedächtniß einzuprägen begannen. Der ganze Umfang langer Inschriften wurde übersezt gegeben, als wäre da Alles schon vollkommen klar und als könne man diese Uebersetzungen schon als Quellen für alle unsre geschichtlichen Erkenntnisse gebrauchen; und wirklich stützten schon Manche ihre geschichtlichen Beweise auf sie. Solche Entdeckungen, welche außerdem noch fast auf jedem Schritte die biblischen Berichte aufs augenscheinlichste bestätigen sollten, füllten die englischen Zeitschriften und Zeitungen, kamen nach der übeln heutigen Sitte der Engländer fast nur durch dieses Mittel in Umlauf, und wurden dann leicht ohne nähere Untersuchung auch von solchen für Wahrheiten ausgegeben, welchen man mehr Ueberlegung hätte zutrauen sollen.

Das noch Unsichere und Unvollkommene richtig erkennen und zur rechten Zeit zurückweisen, die vermeintlichen Mängel und Gebrechen einer Wissenschaft aufzeigen und wohlbegründete Wünsche für ihre Verbesserung äußern, ist zwar überall sehr nützlich, am meisten aber bei solchen Zweigen menschlichen Wissens, welche eben erst sich neu bilden wollen und wo auch die schwersten Irrthümer lange unentdeckt bleiben können, oder wo irgend ein Vorurtheil der Zeit ungünstig einwirkt. Einen solchen Dienst nun,

welchen kein Kenner gering anschlagen wird, haben unsre gel. Anz. den verschiedenen Versuchen der assyrisch-babylonischen Keilschriftenentzifferung fast bei jeder Veranlassung erwiesen; und noch im gegenwärtigen Jahrgange St. 109—111 finden die Leser einen längeren Aufsatz dieses Inhaltes und Zweckes; so daß jeder Sachkenner auch insoferne leicht begreift wie grundlos das oben berührte Gerede sei.

Aber auch in England wollte sich nun allmählich ein Gefühl der Unsicherheit solcher Entzifferungen ausbreiten, wie uns die erstere der hier zu beurtheilenden Schriften beweist. Im März 1857 reichte ein Hr Fox-Talbot, welcher durch Rawlinson's Vorgang aufgemuntert sich mit großem Eifer der Arbeit einer Entzifferung hingegeben hatte, seine Uebersetzung einer großen Inschrift handschriftlich und versiegelt bei der R. Asiatischen Gesellschaft mit dem Wunsche ein, daß sie nicht früher geöffnet und gelesen werden möge bis auch die erwartete Uebersetzung Rawlinson's erschienen sei, damit man aus ihrer beiderseitigen Vergleichung ersehe, daß doch diese Bemühungen assyrisch-babylonische Keilschriften zu entziffern Zutrauen verdienten. In der That wächst ja in solchen Fällen auch das Mißtrauen der vielen Tausende, welche sich um die Begründung neuer Entdeckungen nicht bekümmern, ebenso rasch und leicht, ebenso unbillig und schädlich als kurze Zeit zuvor ihr blindes Vertrauen; und insoferne verdienen wir dem Hrn Fox-Talbot keineswegs sein Vorhaben. Nur war dieses mehr künstlich auf den Eindruck berechnet, welchen das Ergebnis auf den großen Haufen heutiger Zeitungsleser machen würde, als einfach und sachgemäß, da er hätte wissen müssen, daß die echten Wahrheiten, welche die Entzifferungsarbeiten an den Tag gefördert, von den Sachverständigen bald und richtig genug erkannt werden

würden. Die Londoner R. Asiatische Gesellschaft beschloß indessen außer Rawlinson auch den Dr. th. Hinds und den eben damals in London solchen Entzifferungsarbeiten sich widmenden Dr Oppert zur Einsendung versiegelter Uebersetzungen derselben großen Inschrift zu bestimmen, und einen Ausschuß von unvoreingenommenen Männern aus ihrer eignen Mitte zur Eröffnung, Vergleichung und Schätzung der vier so einlaufenden Uebersetzungen zu ernennen; und schon im Mai 1857 erstattete dieser Ausschuß seinen Bericht über die vier versiegelt eingelaufenen Uebersetzungen.

Das Ergreifen eines solchen Mittels ganz neuer Art ist sicher höchst bezeichnend sowohl für die Sache selbst, welcher es galt, als für unsre Zeit und insbesondere für das Land und Volk, in welchem es ergriffen wurde. Denn kaum glauben wir, daß ein solches Mittel in Deutschland mitten im lebendigen Kreise unserer wissenschaftlichen Bemühungen vorgezogen worden wäre. Diese vier Männer hatten schon bis dahin immer ziemlich denselben Weg eigner Entzifferung eingeschlagen, und einer hatte vom Andern gelernt; Hr Fox-Talbot war dazu wie ein bloßer Schüler Rawlinson's: wie sollten sie nun, da in den großen Inschriften außerdem so manches Aehnliche wiederkehrt, bei dieser neuen Inschrift nicht über Vieles zum Voraus gleichen Sinnes und gleicher Einsicht gewesen sein? Nicht auf solche mehr oder weniger zufällige Uebereinstimmung zweier oder dreier oder vier eben lebender und ziemlich nahe zusammenwirkender Gelehrten kann sich in wissenschaftlichen Dingen unsere Sicherheit und Zuversicht gründen, sondern auf klare Erkenntnisse, welche öffentlich vorgelegt sind und die Jedermann untersuchen kann; und sollte auch Einer lange ganz allein solche Wahrheiten vortragen, doch werden sie, zumal

bei einer von Vielen lebhaft verfolgten Sache ta-
 genug allgemeine Zustimmung finden, während be-
 echter Freund der Wissenschaft solche Zustimmung
 auf künstlichen Wegen sucht und in aller Eile
 gewinnen sich bemühet. Wie aber in England
 manche Zweige von Wissenschaft sich jetzt ausbilden
 wollen, möchte man gerne Alles so eilig als mög-
 lich durch die Stimmenmehrheit, durch die Bildung
 von Ausschüssen, durch ein paar Gutachten wirklich
 oder nur scheinbarer Sachkenner und durch Lobese-
 hebungen der Zeitschriften und Zeitungen entscheiden
 als ob Dinge solcher Art und solcher Schwere für
 so entscheiden ließen! Der Erfolg war denn auch
 wie er nach solchen Anfängen sein mußte. Die
 englischen und dann die andern Zeitungen waren
 voll vom Lobe dieses neuen Mittels und spannte
 die Aufmerksamkeit unzähliger Leser auf den Erfolg
 allein sehen wir nun hier in der Kürze was wirk-
 lich sich ergeben hat und wie jener Ausschuß ver-
 fuhr. Nur Fox-Talbot und Rawlinson hatten die
 Inschrift fast vollständig übersetzt: Dr. Hincks hat
 sie nur theilweise übertragen, Hr. Oppert, welcher
 seine eigne kürzere Fassung der Inschrift zu Grund-
 legen wollte, noch unvollständiger. In den An-
 schuß zur Vergleichung der vier Arbeiten hatte man
 sechs Männer gewählt: nur zwei von diesen, F.
 H. Milman Dean of S. Paul's und der bekannte
 Geschichtsschreiber Geo. Grote gaben ein einstimmig
 es Gutachten ab, worin sie aber auf eine fast l-
 cherliche Weise als wichtig hervorhoben, die Ueberset-
 zungen stimmten in der Wiedergabe der in der In-
 schrift enthaltenen Zahlen überein; denn jeder, der
 sich um diese Entzifferungen näher bemühet hat
 konnte längst wissen, daß die Zahlen die am leicht-
 sten zu erkennenden Stücke der assyrisch-babylonisch
 Inschriften seien.

(Schluß folgt).

1929

G ö t t i n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

194. 195. Stüd.

Den 6. December 1860.

London und Paris

Abluß der Anzeigen: » Inscriptio of Tiglath
er I. etc. by Sir H. Rawlinson etc.; The
ial of the Royal Asiatic Society of Great
in and Ireland; The historical evidences of
truth of the Scripture records etc. by G.
inson; Éléments de la grammaire Assy-
e, par M. J. Oppert.«

er durch seine ägyptischen Forschungen berühmte
Gardner Wilkinso meinte die Uebersetzungen
assyrischen Inschrift seien nicht viel weiter
etwa ebenso weit auseinander als wenn jetzt
altägyptische Schrift von den Hieroglyphen-
übersezt werde; am sorgsamsten und treuher-
a nahm sich auch hier der Sanskritkenner Wil-
er Sache an und gab eine ausführliche Ber-
ung und Schätzung soweit ein der Sache gar
Kundiger entscheiden kann; die zwei Andern,
benen der eine W. Cureton war, der einzige,
er unter diesen sechs des Semitischen und na-
ich des Aramäischen kundig ist, waren umsonst

1930 Gött. gel. Anz. 1860. Stüd 194. 195.

zu einem Urtheile aufgefordert. So wurden denn diese vier Uebersetzungen mit diesen Gutachten über sie sogleich 1857 in dem oben zuerst aufgeführten Buche durch die R. Af. Ges. veröffentlicht: leider aber ohne die Umschriften der assyrischen Inschrift in lateinischen Buchstaben, obgleich Hr Fox-Talbot eine solche absichtlich hinzugefügt hatte, und noch weniger ohne weitere Erläuterungen zur Unterstützung des von den Uebersetzern gefundenen Sinnes. Sollte das ganze Unternehmen recht nützlich für die Wissenschaft und überzeugend auch für den noch ganz Unkundigen werden, so mußten ja von allen vier Entzifferern die Gründe erörtert werden, auf welche hin sie als diese so sicheren Uebersetzer der Inschrift austraten; und die Zugabe der lateinischen Umschreibung der assyrischen Worte, wo und wie weit sie jedem der Viere möglich war, wäre das Geringste gewesen, was man neben der fahlen Uebersetzung erwarten durfte. Allein jetzt 1860 erscheint dies Werk auch in dem oben angeführten neuesten Hefte des Journal S. 150—219 völlig unverändert, ja mit der ausdrücklichen neuen Bemerkung S. 163 eine Umschreibung in lateinische Buchstaben und Erörterungen sollten nicht hinzugefügt werden.

Man darf jedoch deswegen nicht den theilweisen Nutzen verkennen, welchen das eben beschriebene Unternehmen auch so hat. Sollte es noch jetzt solche Männer geben, welche leugneten oder bezweifelten, daß auch nur die Anfänge einer Entzifferung der assyrisch-babylonischen Keilschriften festständen, so können sie auch durch diesen Beweis gut widerlegt werden und sich selbst eines Besseren belehren. Durch die mühevollen Vergleichung des assyrischen Antheiles in den dreisprachigen Inschriften der Perserkönige mit dem Altpersischen, dessen Verständniß jetzt längst fester steht, durch die Anwendung der daraus sich

ergebenden Erkenntnisse auf die einsprachigen assyrisch-babylonischen, durch die unermüdlische Vergleichung dieser einsprachigen Inschriften unter einander, und durch eine Menge von Vermuthungen und Anschauungen, welche sich dem emsigen Auge beim stets wiederholten scharfen Einblicke in diese uralten Finsternisse und beim Versuche das Todte wieder ins Leben zu rufen von selbst leicht ergeben, ist ohne Zweifel ein guter Theil von mehr oder weniger sicheren Erkenntnissen schon gewonnen; was ich heute um so leichter sagen kann, da ich mich, wie oben bemerkt, schon vor zehn Jahren mit eigener nicht geringer Anstrengung davon überzeugte, was man schon für den Anfang hier sicher erkennen könne und welchen Weg man hier für die weiteren Fortschritte einschlagen müsse. Das schon eben erwähnte neueste Heft des Journal of the R. A. S. ist, zum Zeichen wie eifrig sich manche Engländer jetzt mit solchen Arbeiten beschäftigen, allein mit Aufsätzen angefüllt, welche in einem nähern oder entferntern Sinne hieher gehören. Es enthält außer der oben beurtheilten Zusammenstellung der vier Uebersetzungen einer Inschrift, einem schon früher erschienenen Aufsatze Rawlinson's über „den Birs-Nimrûd oder den großen Tempel von Borsippa“ S. 1—34 und einer Abhandlung von Rev. H. E. Tyrwhitt über die Ptolemäische Zeitrechnung der babylonischen Könige (welche gegen die Behauptung einer frühern Abhandlung des Hn Bosanquet über denselben Gegenstand auf die richtigere Zeitrechnung wieder einzulenken sucht) S. 106—149 vorzüglich die Uebersetzung dreier assyrischer Inschriften von dem schon erwähnten Hn Fox-Talbot S. 35—105. Talbot beschäftigt sich hier mit der Erklärung dreier schon früher etwas bekannter gewordenen Inschriften, der Inschrift von Birs-Nimrûd, des Steines Michaux',

1932 Götting. Anz. 1860. Stück 194. 195.

und des Cylinders Bellino's: die beiden ersten waren schon früher von Hrn Oppert, die dritte von Grotefend übersetzt; Talbot aber gibt eine neue Uebersetzung von ihnen mit lateinischer Umschreibung der Laute und meist kurzen Erläuterungen; die Keilschriften selbst werden als schon früher gedruckt hier nicht wiederholt. Der Verf. scheint uns in manchem den nicht hinreichend begründeten Annahme seiner Vorgänger zu sehr zu folgen: aber bei der Inschrift von Birs-Nimrüd, in welcher Nabukodrosor nach Oppert sagen soll, er habe den Thurm wiederaufgebauet, „welcher seit den Tagen der Sintfluth 42 Geschlechter hindurch zerstört gelegen habe“ entfernt er sich sehr vernehmlich von der Ansicht dieses seines Vorgängers, und bestätigt so dasselbe was schon 1858 in den gel. Anz. S. 197 gegen diese Uebersetzung bemerkt wurde.

Die wahre große Schwierigkeit ist heute über die ersten Anfänge der Entzifferung der assyrisch-babylonischen Keilschriften, welche ohne Zweifel schon gegeben sind, ja die schon seit einem Jahrzehende sicher genug erkannt und festgehalten werden konnten, zu weitem ebenso sichern Fortschritten hinauszugehen. Um hier über den ersten Schritt zum zweiten und dritten zu kommen, dazu fehlt es uns noch an Vielem: es gehört aber vor Allem auch dahin die Frage nach der wahren Art der unter diesen Keilschriften verborgenen Sprache, eine allgemeine Frage, welche hundert besondre in sich schließt, von denen schon eine jede einzelne auf dem Stande der Erkenntniß, auf welchem wir jetzt noch uns befinden, überaus schwer zu beantworten ist. Daß man die ersten Versuche einer Erklärung dieser Inschriften ohne eine genauere Vorstellung über diese Sprache zu besitzen wagte, entschuldigt sich leicht theils aus dem Wesen alles Versuchens in so schwierigen Er-

forschungen, theils aus der besondern Eigenthümlichkeit dieser Keilschrift, welche sich bei dem ersten sorgfältigeren Eindringen einem Jeden als keine reine Buchstabenschrift ergab. Allein nachdem nun hier die ersten Fortschritte zurückgelegt sind, welche möglich waren, drängt sich die Frage nach der bestimmten Art und Gestalt der zu entziffernden Sprache auf jedem weitem Schritte, der versucht wird, immer unwiderstehlicher auf. In dieser Hinsicht nun ist es wahrhaft zu bedauern, daß keiner der vier oben erwähnten Herren, welche diesen Entzifferungen, sei es freiwilliger oder mehr wie von Amts wegen eine vieljährige Muße und Mühe gewidmet haben, von einer des Namens werthen Sprachwissenschaft bis jetzt auch nur einen Begriff hatte und keiner namentlich das Semitische, welches sie doch alle viere hier als das Richtige voraussetzen, mit einer irgend wie hinreichenden Sicherheit handhaben konnte. Hierüber ist schon früher in den gel. Anz. einige Male geredet: und auch Hr Fox-Talbot macht nach den hier von ihm vorliegenden Merkmalen keine Ausnahme. Der Verf. will z. B. S. 66 eine Stelle, die er *la rashi* liest so erklären, als bedeute sie etwa „nicht vergeßlich“ oder „ewig“: weil er aber nur die allgewöhnlichsten und daher dürftigsten und irreführendsten Hilfsmittel anwendet, so denkt er an dies und das, an $\gamma\tau$, welches „schnell vorübergehen“ bedeuten soll, an ein $\tau\alpha\tau$, welches gar wir wissen nicht wie soviel als *solvere* sein soll, an $\tau\alpha\tau$ vergessen, welches ihm am besten gefallen würde: allein der Wechsel von *n* und *r* liegt so ferne, daß man ihn nirgends ohne augenscheinlichen Grund zugeben darf; und hätte der Verf. das äth. 𐤀𐤏𐤍 oder 𐤀𐤏𐤊 vergessen gekannt, so würde er sich wenigstens aus dieser sprachlichen Schwierigkeit leicht gerettet haben. Wenn ferner ein Wort

1836 Gött. gel. Anz. 1860. Stüd 194. 195.

des Verf., das Assyrische bilde ein Thatwort רַשַׁר „unterjochen“ ebenso wie das bekannte רָשַׁר „herrschen“ von einer alten W. רִש „herrschen“ abstamme: dieses רִש sei nämlich in den alten Worten Gen. 49, 10 erhalten, wo רִשְׁלָה bedeute „seine Herrschaft“. Das vielerklärte Wort Shiloh aus dem Segen Jakob's, in welchem man so oft den Messias finden wollte, hätte also endlich durch unsern Verf. seinen richtigen Sinn gefunden, und dazu hätte dem Verf. gar die Nothwendigkeit ein dunkles Wort dieser Inschriften zu erklären geholfen! Allein es ist nur zu bedauern, daß weder dieser Sinn „seine Herrschaft“ in jenen Zusammenhang der Segensworte Jakob's paßt, noch überhaupt eine solche Bedeutung wie „herrschen“ sich bei einer W. רִש nachweisen läßt. Der Verf. macht auch keine Anstrengung, seine Behauptungen näher zu beweisen.

Aber was den ganzen Entwurf und die Ausführung dieser „Grammatik“ betrifft, so können wir leider nicht behaupten, sie seien aus einer solchen wissenschaftlichen Spracherkennniß geflossen, wie wir sie heute haben können und wie sie gerade für die schwierigsten Aufgaben unsrer Erforschungen am meisten ein Bedürfniß ist. Man darf sich zwar zum voraus über die Eigenthümlichkeit der hier verborgenen Sprache nicht das geringste Vorurtheil bilden. Ist die Sprache wirklich so wie unser Verf. sie beschreibt, so würde sie sich von allen andern uns bekannten semitischen Sprachen zumal des Alterthumes auf das seltsamste unterscheiden. Sie würde z. B. die verschiedenen Hauchlaute wenig genau kenntlich machen, obgleich unter den Lauten nichts so sehr alles Semitische auszeichnet als die Fülle und die genaue Unterscheidung der Hauchlaute. Sie würde nur eine Grundzeit haben, nämlich die, welche der Verf. den Morist nennt und die man jetzt schon fast

allgemein viel richtiger das Imperfect zu nennen sich gewöhnt hat. Solche Erscheinungen würden äußerst auffallen: aber sobald sie urkundlich sicher ständen, würde man sich mit ihnen irgendwie auseinander finden müssen. Allein der Verf. stellt Gesetze und Vorschriften auf, welche weder im Semitischen noch sonst in irgend einer Sprache so gesagt werden dürfen. Was soll z. B. das Gesetz § 108 „Das Particip bedeutet gewöhnlich das Präsens: jedoch in der Steinschrift (dans le style lapidaire) findet es sich auch im Sinne eines *participle passé*“? Wie die Steinschrift einen solchen Unterschied machen könne, ist unklar: aber fast Alles was wir von dieser Sprache besitzen, besteht ja nur in Steinschrift; und dazu verkennt der Verf. völlig das wahre Wesen des Particips im Semitischen, welches in allen seinen bekannten Sprachen sich gleich bleibt; sollte diese neue Sprache davon abweichen, so müßten wir das durch Belege bewiesen sehen, welche hier fehlen. Oder man nehme die Lehre des Verfs S. 10 ff. 84 ff. über das bekannte arabische *Tanvîn* und den aramäischen *status emphaticus*: nach ihm wäre Beides ursprünglich dasselbe und gehörte zu der ursprünglichsten und urältesten Gestalt des Semitischen; auch die Endung in den bekannten Fällen $\text{נָ} \text{אָ} \text{יָ}$ wäre an sich dieselbe, nur in einem bestimmteren Casus stehen geblieben; schon seit dem 13ten Jahrh. vor Chr. aber seien in der Sprache der Inschriften die drei so entstandenen Casusendungen $\text{נִ} \text{אִ} \text{יִ}$ in $\text{נִי} \text{אִי} \text{יִי}$, und diese in $\text{נִי} \text{אִי} \text{יִי}$ übergegangen. Wir vermissen jedoch jeden Beweis für diese Annahmen, ganz abgesehen von solchen sehr willkürlichen und nach den Gesetzen der semitischen Schrift unmöglichen Schreibarten wie נִי und אִי . Das arabische *Tanvîn* ist vielmehr seinem Sinne und Ursprunge nach das geradeste Ge-

wie shaknul oder dafür shannul nach S. 69 wirklich den königlichen Statthalter bedeutet, so wäre es ja leicht mit שָׁנַל zu vergleichen, zumal dieses nicht althebräisch ist, sondern allen Anzeichen zufolge wirklich aus dem Assyrischen oder vielmehr Babylonischen sowohl ins Hebräische als in noch spätere Sprachen jener Gegenden einwanderte. Und so könnten wir hier noch lange fortfahren, wenn dieser Ort für solche ausführliche Erörterungen der geeignetste wäre.

Von den Engländern freilich im Allgemeinen heutigen Tages eine genauere Kenntniß des Semitischen fordern, ist beinahe gegen die Zeit selbst: so sehr sind sie darin heute dem Geiste ihres eignen herrlichen Vorfahren Edmund Castell untreu geworden, und so wenig läßt sich die schnelle Blüthe einer Wissenschaft in einem Lande erwarten, welches sie lange vermodern ließ. Aber da man von Dr Oppert eine Art Ergänzung dieses englischen Mangels erwartete, so mußten die gel. Anz. wiederholt hervorheben, daß dieser selbe Mangel leider auch bei ihm bis jetzt herrsche. Als hätte er aber in jüngster Zeit diesen Mangel selbst bemerkt, erscheint von ihm so eben das oben zuletzt bemerkte kleine Buch, worin er die Sprache der assyrisch-babylonischen Inschriften nun zum ersten Male in einem gewissen Zusammenhange zu erläutern sucht. Die Abfassung eines solchen besondern Werkes über die assyrische Sprache scheint dem Verf. bei seinem vor einiger Zeit erschienenen Déchiffrement des inscriptions cunéiformes noch nicht vorgeschwebt zu haben: sonst hätte er den Inhalt dieses kleineren Werkes wohl ganz in jenes größere aufgenommen. Und wenn man unter Grammatik schon dem Namen nach doch vorzüglich auch Schriftlehre verstehen muß, so findet man alles dahin Gehörige nur in jenem Déchiffre-

ment vom Verf. erörtert; so daß man dieses sein neuestes Werk eher als éléments de la langue A. bezeichnen könnte. Sprachkenner zwar konnten, wie fast der Verf. die Sprache der Inschriften denke, schon aus seinen früheren Abhandlungen sich hinreichend orientiren; nur Bedingtes, wozu sie hier Neues finden; auch ist es nicht ohne Nutzen, daß der Verf. hier nun ein zusammenhängendes und nach einigen Stellen hin noch vollständigeres Bild der Sprache entwirft, welche er durch seine Entzifferungen gewonnen zu haben meint. Er gibt hier nur in kurzen Sätzen wie Ergebnisse seiner Forschungen über die Sprache der Inschriften, und bedient sich desselb; auch fast durchgängig nur der hebräischen Buchstaben zur Darstellung der Laute. Wo die Entzifferung der Inschriften ihm noch keinen Beleg für irgend einen wichtigeren Sprachtheil gegeben hat, erglängt er ihn auch wohl aus den bekannten Bildungen der künftigen semitischen Sprachen.

Der Verf. vermeidet nun zwar in diesem Werke etwas, was die Sachkenner in seinen früheren sehr ähren mußte und was zugleich dem glücklichen Gelingen der Entzifferung solcher Finsternisse nicht förderlich sein konnte. Wir meinen die äußerst gezwungenen Worterklärungen und Ableitungen, welche fast nur durch ihre Willkür und ihre beinahe durchgängige Grundlosigkeit sich auszeichneten, und die uns dennoch in dem Hauptzwecke nicht förderten: denn wenn z. B. ein Wort wie *np* wirklich in der Sprache dieser Inschriften *Hand* bedeutet, so ist es leichter für einen Lautwechsel mit dem bekannten *n* zu halten als aufs gezwungenste und unrichtigste von einer W. *np* abzuleiten. Solche Auswüchse findet man, wie gesagt, in diesem kurzgefaßten Werke zu seinem eignen Vortheile nicht. Doch sehen wir S. 81 noch ein Beispiel davon in der Meinung

1938 Götting. gel. Anz. 1860. Stüd. 194. 195.

gentheil des aramäischen *stat. emphat.* Ob aber die Sprache der Inschriften den Genitiv wie das Arabische durch eine besondre Endung unterschied oder nicht, ist eine von alle dem ganz unabhängige Frage, welche für sich untersucht und festgestellt werden muß.

Ist aber die Sprache der Inschriften eine solche wie Dr Oppert sie hier in seiner Grammatik beschreibt, so hat sie mit der aramäischen nur eine sehr geringe oder gar keine Aehnlichkeit: und daraus erhebt sich zuletzt eine neue große Schwierigkeit. Denn nach Allem was wir sonst wissen siedelten in den assyrisch-babylonischen Ländern Aramäer; nach Jes. 36, 11 sprachen die assyrischen Feldherrn noch im achten Jahrh. vor Ch. Aramäisch, die Chaldäer als Magier oder Astrologen redeten nach Dan. 2, 4 Aramäisch vor Nabukodrosor, und nach Ezra 4, 7 schrieb man noch unter der Perserherrschaft von Palästina aus an den persischen König in aramäischer Sprache und Schrift. Freilich klingen die Namen so vieler assyrischer und babylonischer Könige wenig Aramäisch; und die Keilschrift scheint schon als Schrift eine andre Sprache vorauszusetzen als das Aramäische mit seiner besondern aramäischen Schrift. Wir finden hier keinen Ort, diese ganze Frage zu lösen, sondern wollen bloß bemerken, wie unser Verf. sie löst: er löst sie aber so willkürlich, daß man ihm darin nicht wird beistimmen können. Die Stelle im B. Daniel, meint er, beweise nicht, daß das Aramäische die Sprache der Chaldäer, d. i. der Astrologen gewesen sei, weil sonst dieses Aramäische mit der Rede der Chaldäer aufhören müßte und sich nicht im Munde Königs Nabukodrosor und Anderer fortsetzen dürfte. Allein der Sinn der Worte Dan. 2, 4 läßt sich so nicht künstlich verändern: die Chaldäer reden nach dieser Erzählung

lig Aramäisch; die Frage aber wie das Wort im V. Daniel kann bis zu dem Stücke in einer Reihe sich fortsetzen könne, muß aus-
 anzunehmen Anlage dieses Buches beantwortet wer-
 und ist anderwärts schon so beantwortet. Her-
 eint er, die Angabe Ezra 4, 7 daß das Schrei-
 n Palästinenser an den persischen Hof in grie-
 cher Schrift und aramäischer Uebersetzung abge-
 ti, gebe keinen Sinn; man müsse mit den LXX
 zweite Wort אֲרָמָיִק anlassen oder vielmehr
 öße Angabe, daß nun Aramäisch folge, zum
 den ziehen. Allein Alles dies scheint uns sehr
 gedacht und grundlos vermutet. Die LXX
 oft ein weniger vollständiges Wortgefüge:
 auch, wenn das Wort fehlte, müßte man es
 Sinne nach hinzudenken; und es ist ohne Beden-
 daß man ein אֲרָמָיִק ganz abgerissen hin-
 , bloß um anzudeuten, daß nun Aramäisches
 Der Verf. stellt so eine Menge grundloser
 auf, um etwas zu behaupten was sich
 nicht behaupten läßt; und der Versuch zu be-
 , daß die Sprache der Inschriften nach den
 jungen der Bibel selbst die der Chaldäer, d. i.
 lenger gewesen sei, kann nicht als gelungen be-
 werden.

Wir müssen überhaupt zum Schlasse hier noch
 erwähnen, was auf den bisherigen Verlauf
 Ziffernung dieser Keilschriften keinen guten
 ebracht hat, obgleich es an sich nicht so, übel
 Das ist der Wunsch, durch solche Entzifferun-
 gschafft viele Angaben der Bibel zu bekräfti-
 gung zunächst von der Bibel auszugehen und
 kanzuzunehmen, um vorzüglich auch durch
 Mittel die Glaubwürdigkeit der Bibel zu stüt-
 die Angriffe Neuerer auf dieselbe zurückzu-
 . Ein solcher Eifer hat freilich sein gutes

gentheil des aramäischen *stat. emphat.*; Ob aber die Sprache der Inschriften den Semiten wie das Arabische durch eine besondere Endung unterschied oder nicht, ist eine von alle dem ganz unabhängige Frage, welche für sich untersucht und festgestellt werden muß.

Ist aber die Sprache der Inschriften eine solche wie Dr Oppert sie hier in seiner Grammatik beschreibt, so hat sie mit der aramäischen nur eine sehr geringe oder gar keine Ähnlichkeit; und daraus erhebt sich zuletzt eine neue große Schwierigkeit. Denn nach Allem was wir sonst wissen siedelten in den assyrisch-babylonischen Ländern Aramäer; nach Jes. 36, 11 sprachen die assyrischen Feldherrn noch im achten Jahrh. vor Ch. Aramäisch, die Chaldäer als Magier oder Astrologen redeten nach Dan. 2, 4 Aramäisch vor Nabukodrosor, und nach Ezra 4, 7 schrieb man noch unter der Perserherrschaft von Palästina aus an den persischen König in aramäischer Sprache und Schrift. Freilich klingen die Namen so vieler assyrischer und babylonischer Könige wenig Aramäisch; und die Keilschrift scheint schon als Schrift eine andre Sprache vorauszusetzen als das Aramäische mit seiner besondern aramäischen Schrift. Wir finden hier keinen Ort, diese ganze Frage zu lösen, sondern wollen bloß bemerken, wie unser Verf. sie löst: er löst sie aber so willkürlich, daß man ihm darin nicht wird beistimmen können. Die Stelle im B. Daniel, meint er, beweise nicht, daß das Aramäische die Sprache der Chaldäer, d. i. der Astrologen gewesen sei, weil sonst dieses Aramäische mit der Rede der Chaldäer aufhören müßte und sich nicht im Munde Königs Nabukodrosor und Anderer fortsetzen dürfte. Allein der Sinn der Worte Dan. 2, 4 läßt sich so nicht künstlich verändern: die Chaldäer reden nach dieser Erzählung

unstreitig Aramäisch; die Frage aber wie das Aramäische im B. Daniel dann bis zu dem Stücke Kap. 7 in einer Reihe sich fortsetzen könne, muß aus der ganzen Anlage dieses Buches beantwortet werden, und ist anderswo schon so beantwortet. Ferner meint er, die Angabe Ezra 4, 7 daß das Schreiben der Palästinenser an den persischen Hof in aramäischer Schrift und aramäischer Uebersetzung abgefaßt sei, gebe keinen Sinn; man müsse mit den LXX das zweite Wort אַרַמֵּיָא auslassen oder vielmehr als bloße Angabe, daß nun Aramäisch folge, zum Folgenden ziehen. Allein Alles dies scheint uns sehr unklar gedacht und grundlos vermuthet. Die LXX haben oft ein weniger vollständiges Wortgefüge: aber auch, wenn das Wort fehlte, müßte man es dem Sinne nach hinzudenken; und es ist ohne Beispiel, daß man ein אַרַמֵּיָא ganz abgerissen hinschrieb, bloß um anzudeuten, daß nun Aramäisches folge. Der Verf. stellt so eine Menge grundloser Ansichten auf, um etwas zu behaupten was sich doch nicht behaupten läßt; und der Versuch zu beweisen, daß die Sprache der Inschriften nach den Andeutungen der Bibel selbst die der Chaldäer, d. i. der Mager gewesen sei, kann nicht als gelungen betrachtet werden.

Wir müssen überhaupt zum Schlusse hier noch etwas erwähnen, was auf den bisherigen Verlauf der Entzifferung dieser Keilschriften keinen guten Einfluß geübt hat, obgleich es an sich nicht so übel ist. Das ist der Wunsch durch solche Entzifferungen möglichst viele Angaben der Bibel zu bekräftigen, überall zunächst von der Bibel auszugehen und auf sie zurückzukommen, um vorzüglich auch durch dieses Mittel die Glaubwürdigkeit der Bibel zu stützen und die Angriffe Neuerer auf dieselbe zurückzuschlagen. Ein solcher Eifer hat freilich (ein. v. 1888

steht: auch in Deutschland gibt es ja noch
 so viele Leute, die hoch zu ehrende Gelehrte u
 wissenschaftliche Männer sein wollen, aber alle
 liche Wahrheit der Bibel zu verdächtigen
 verwerfen für ihren Vortheil halten, und
 gerade in der jüngsten Zeit, seitdem in D
 neuester Umschlag der öffentlichen Dinge er
 welchen sie für ihren unheilvollen Plänen ghn
 sen, wiederum mit arger Redheit ihr Hau
 ben! Allen will man durch irgend etwas
 schätlichkeit des so mannichfachen Inhaltes
 bel vertheidigen, so muß man doch zuvor be
 halt selbst so sicher und so vollkommen zu
 und nach allen Seiten hin richtig zu schätz
 sein als dieses nur möglich ist: und gerade
 versäumt man noch immer so leicht. Es g
 auch eine gelehrte Heuchelei, die sich gerne
 Bibel drehet und die heute wohl nirgends
 herrscht als in England: man möchte ge
 Vertheidiger der Bibel glänzen, die vielen
 gen auf neue Mittel und Wege sie zu ver
 hinweisen, und die eignen Arbeiten dadurch
 len; man nimmt dann auch gerne überall
 wisse scheinbare oder wirkliche Schwierigkeite
 halb der Bibel Rücksicht, will durch die
 Öffnenden Hilfsmittel Alles erklären und e
 weisen, und hat so oft weder hier noch do
 festen Grund unter den Füßen und Händen
 hat in England laut versichert, die Ausgrab
 Entzifferung der hunderte und tausende von
 schriften solle der Vertheidigung der Bibel
 unternommen werden: als ob diese solcher
 bedürfte! Von diesem ganzen von der etw
 so engherzigen und unwahren, von der al
 leicht auf das vielfältigste irre führenden E
 muß sich die Entzifferung der Keilschriften

Oppert, ~~gramm.~~ Ass. Rawlinson, hist. evid. 1841

die jetzt durch sie zu stark litt, erst ganz befreien, ehe sie ihren oben besprochenen zweiten großen Fortschritt glücklich erreichen kann; und auch für die Vertheidigung der geschichtlichen Wahrheit der Bibel wird sie erst dann die rechten Hülfen reichen. Und so sehr es als ein glücklicher Vorfall hervorzuheben ist, daß die oben erwähnten vier Gelehrten nach Protestend so viel Mühe und Lust hatten sich mit der Entzifferung zu beschäftigen, so litten sie doch bis jetzt alle mehr oder weniger an dieser einseitigen Richtung.

Wohin diese aber endlich leicht führe, zeigt sehr deutlich das dritte der oben zusammengefaßten Wä-ther. Ein Rev. Georg Rawlinson, jüngerer Bruder des Heilschriftenentzifferers und in neuester Zeit auch sonst als Herausgeber und Erklärer des Herodot bekannt geworden, unternimmt es hier, die geschichtliche Wahrheit der biblischen Erzählungen A. und N. T. so wie sonst durch etwa dieselben Mittel, welche in früheren Zeiten Männer wie Vardner und Paken in England zwar ohne strenge Wissenschaftlichkeit, jedoch nicht ohne Berechtigung anwandten, so vorzüglich durch die neuen Ergebnisse der Heilschriftenentzifferungen zu vertheidigen: und man merkt leicht, daß es dabei vor Allem doch nur auf diese letzteren abgesehen ist; denn was der Verf. hier über das N. T. vorbringt, ist noch weit unvollkommener als was er über das A. T. beibringt; und auch bei diesem sind es nur die Hinweise auf die Ansichten seines gelehrten Bruders und einiger Anderer, die er etwas manchem Leser Neues mittheilt. Es gibt in Oxford eine reiche Stiftung von John Hampton für solche Zwecke der Apologetik: alljährlich am Ostern kann ein von den Häuption der Colleges gewählter Geistlicher auf der Universitätskanzlei acht Vorlesungen zur Vertheidigung des Chri-

stenthumes halten, und empfängt dafür unter Andern auch die Belohnung, daß seine Vorträge veröffentlicht werden; dies sind die sogenannten Bampton-Lectures, deren schon in früheren Jahren so viele gedruckt sind. Die Vorträge beginnen zwar mit dem Vorlesen einer Bibelstelle, bewegen sich aber sonst durchaus frei als reine wissenschaftliche Abhandlungen; und es ist nicht zu leugnen, daß eine ähnliche Stifung auch für eine deutsche Universität sehr nützlich wäre. Was aber die vorliegenden Abhandlungen des Rev. George Rawlinson betrifft, so können wir ihnen trotz der vielen angehängten gelehrten Bemerkungen und Nachweise beim besten Willen nur einen sehr geringen wissenschaftlichen Werth beilegen, und müssen es eher bedauern, daß der Verf. den wahren Zweck, welchen solche Arbeiten heute haben sollten, so gänzlich verkennt. Denn die einzige Voraussetzung bei seinem Werke ist, daß in dem gelehrten Deutschland gegenwärtig bei den biblischen Fragen eine so schädliche neologische, rationalistische, Alles verneinende und umstürzende Richtung herrsche, daß man nicht eifrig genug sie bekämpfen und zurückweisen könne; wozu denn vorzüglich auch die Ergebnisse der Keilschriftforschung dienen sollen. Da der Verf. nun aber bei dieser Voraussetzung sämtliche deutschen Schriftsteller, welche von seiner Busey'schen Richtung abweichen, ohne alle Unterscheidung zusammenwirft, so daß er z. B. den Hrn Strauß aus Württemberg oder den Hrn Theodor Harler und ähnliche mit Schleiermacher und De Wette mit dem Unterz. in die gleiche Verdammniß stößt, so begreift wenigstens in Deutschland überall leicht ein jeder der Dinge auch nur wenig Kundige, wie ganz vergeblich er sich vor seinen Lesern um die Vertheidigung der geschichtlichen Wahrheit der Bibel bemühe. Will man Gegner

Hawkinson, hist. evid. of the truth etc. 1843

hätten, so muß man sie doch vor Allem richtig
lesen, um nicht leere Streiche in die Luft zu
hauen: der Verf. aber konnte bei einiger Vorsicht
bei einer bessern Erkenntniß dessen was die heu-
te deutsche Wissenschaft sei, sehr leicht begreifen,
daß ein Theil derer, welche er bekämpfen will, die
schlichtliche Wahrheit der Bibel unvergleichlich rich-
ter versteht und gründlicher vertheidigt als er selbst,
wenn gegen solche Herren wie die oben genann-
ten Strauß und Th. Parker auf solche Art zu strei-
fen heute schon ganz überflüssig ist. Die wahre
sache der vergeblichen Anstrengungen des Verf. ist
keine nur die, daß er über die meisten wichtigen
Punkte, welche er beurtheilen will, selbst vollkommen
klar und unsicher ist; so daß es ihm denn auch
öfters widerfährt, Ansichten und Urtheile auszu-
sprechen, welche noch weit ärger sind als auch die
wahrsten, welche er bekämpfen will. Denn nicht
zweifelhaft, daß er so Vieles völlig willkürlich, ja gegen
sichersten Zeugnisse der Geschichte behauptet, z. B.
S. 158 f., daß das B. Daniel schon unter Ptole-
maios Philadelphos oder 70 Jahre vor Antiochos
epiphanes so wie wir es jetzt haben ins Griechische
übersetzt sei: so sieht er sich durch die Uebermenge
seiner unbegründeten Voraussetzungen gezwungen, sei-
ner eignen Sache solche höchst empfindliche Blößen
zu geben, wie z. B. in der Annahme S. 448, daß
die Worte Gen. 36, 31—39 eine „spätere In-
terpolation“ seien und erst aus 1 Chr. 1, 43—50
her verlegt. Will man sich solchem willkürlichen
erfahren und ungerechtem Urtheilen hingeben, so
ist es nicht mehr der Mühe werth, sich mit Wissen-
schaft zu beschäftigen, die Bibel zu vertheidigen, ge-
richtliche Wahrheit zu empfehlen und auf die Bei-
münung gewissenhafter Forscher zu rechnen. Mit
einer geringen Vorsicht verfährt der Verf. nun auch

1944 Götting. gel. Anz. 1860. Stüd 194. 195.

indem er etwas durch die Ergebnisse der Keilmischnit-
tenforschung beweisen will: nach den Gründen, auf
welchen diese beruhen, fragt er nicht; und so will
man künftig hier eher den gerade umgekehrten Fall
etwas beweisen zu wollen einschlagen müssen.

H. G.

L e i p z i g

Verlag von Veit u. Comp. 1860. Der Kindermord.
Historisch und kritisch dargestellt von Dr.
Carl Ferd. Kunze. VIII u. 288 S. in Octa

Die gerichtsarztliche Lehre vom Kindermord hat
im Laufe der Zeiten so wichtige Fortschritte u.
Erweiterungen, zugleich aber auch so viele Berich-
tungen des früher für richtig Gehaltene erfahren,
daß es sich wohl der Mühe lohnte, in einer Mon-
graphie den Gegenstand einer genaueren Darstellung
zu unterwerfen und namentlich den Standpunkt
bezeichnen, welchen heutigen Tags die ganze Lehre
erreicht hat. Dies hat nun der Verf. zu thun über-
nommen, und wir geben in Folgendem den Inhalt
seiner Schrift. — Eine kurze Einleitung, im § 1
die geschichtliche Entwicklung der Lehre vom Ki-
dermord im Allgemeinen und im § 2 das Regu-
lativ für das Verfahren der Gerichtsärzte bei d.
med.-gerichtl. Untersuchungen der Leichname Neu-
borner in Preußen enthaltend, steht dem Werke
voran. Der Verf. weist nach, daß die Caroli-
den ersten Impuls zur wissenschaftlichen Bearbeitung
der Lehre vom Kindermorde gegeben habe: was ab-
er Verf. weiter als histor. Bemerkungen hinzusetzen
kann auf die Darstellung einer „geschichtlichen En-
wicklung“ keinen Anspruch machen. —

(Schluß folgt).

S ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

196. Stüd.

Den 8. December 1860.

L e i p z i g

Schluß der Anzeige: „Der Kindermord. Historisch und kritisch dargestellt von Dr C. F. Kunze.“

Hierauf folgt der erste Theil: gerichtliche Physiologie und Anatomie: § 3 Die Entwicklung des Fötus in den einzelnen Schwangerschaftsmonaten. § 4. Die Merkmale einer reifen, gesunden und gut genährten Frucht. § 5. Beschreibung eines todtten (nicht todtfaulen) Kindes gleich nach der Geburt (von Günz). § 6. Die Entwicklung des Knorpelsystems. Verdienstvoll hat der Verf. hier die Anomalien der Knochenbildung in der Sphäre von mehr oder weniger gesundheitsgemäßen (nicht gesundheitsgemäßen) Entwicklung um die krankhafte unvollkommene Verknöcherung der Hirnschale zusammengestellt, ebenso die Diagnose der angeborenen Knorpeldefecte und Knochenpalten von denen durch äußere Gewalt bewirkten angegeben. Der Verknöcherung der unteren Epiphyse des Femur hat der Verf. seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Béclard machte nämlich 1819 zuerst die Beobachtung, daß,

während noch keine Epiphyse eines langen Röhrenknochens die Anfänge beginnender Ossification zeigt zuerst in der zweiten Hälfte des letzten Monats der Schwangerschaft, also etwa 14—15 Tage vor der Geburt, in der untern Epiphyse des Femur ein Knochenkern wahrnehmbar wird: weitere Untersuchungen stellten Ollivier, Milbner, Casper und Böhm an. Als Resultate, welche aus der bisherigen Beobachtungen über die Bildung und die Größe des Knochenkerns überhaupt bis jetzt gezogen werden können, möchten folgende gelten: 1. Ein Knochenkern kann fehlen bei Früchten in allen Schwangerschaftsmonaten, selbst bei reifen nach der Geburt gelebt habenden. Aus seinem Fehlen kann daher kein Schluß auf das Alter einer Frucht gemacht werden. 2. Der Knochenkern pflegt sich in den letzten Schwangerschaftsmonaten, doch bisweilen auch erst nach der Geburt zu bilden. Nach den bisherigen, jedoch nicht zahlreichen Beobachtungen waren in der Regel Früchte mit einem Kern von über 3'' reif. Aus einem Kern von $\frac{1}{4}$ — 3''' D. kann man schließen, daß man eine Frucht wenigstens aus den letzten Monaten ihrer intrauterinen Bildung vor sich hat, doch ist eine genaue Zeitbestimmung des Alters der Frucht aus dem Kerne nicht gerechtfertigt; auch könnte ein schon gelebt habendes Kind einen Knochenkern von nur diesen Dimensionen haben. Ein Kern von über 3''' D. deutet in der Regel an, daß eine Frucht eine reife ist. — § 7 handelt von der Verwesung der Frucht in der Gebärmutter. Es muß nach dem heutigen Standpunkte der Frucht verneint werden, daß der todt im Uterus befindliche Fötus einem Fäulungsproceß unterworfen ist. Immer bleibt noch selbst am Ende der Schwangerschaft in der Amnionflüssigkeit ein so bedeutender Salzgehalt zurück, daß er zur Hintanhaltung der Fäulnis

men hinreicht, welche man beim abgestorbenen um so weniger anzunehmen berechtigt ist, als oft eins der gewöhnlich für die Fäulniß als ristisch hervorgehobenen Zeichen, nämlich der kohlische, durch das sich entwickelnde Kohlen-, el- und Phosphorwasserstoffgas bedingte, per- : Geruch, mangelt. Ein abgestorbener noch je im Uterus zurückgehaltener Fötus, wenn ich Verstopfung der Eihäute atmosphärische Luft wird nur einen eigenthümlichen, unangenehm Geruch verbreiten (Scanzoni). — § 8 ie Verwesungserscheinungen auf, und zwar : der Verf. die Verwesung in der Luft, im , in der Erde, unter Dünger u., zu welchen im Schlusse dieses Theils Beobachtungen an- sind. — Es folgt hierauf der zweite Theil, : Verf. Thanatologie der Neugeborenen über- n hat. Zuerst § 9 erläutert er den Begriff "boren" und die Bestimmung des preussischen -gesbuches: „in oder gleich nach der Ge-

Das Erstere anlangend, meint der Verf., griff des Neugeborensseins besteht in der Aus- ng jeglichen Alters des Geborenen und somit geboren nur ein Kind unmittelbar nach der , nur im ersten Augenblicke nach der Geburt, in paar Stunden nach der Geburt kommt r Begriff des Alters zu. Demnach glaubt rf., es solle der Begriff des Neugeborensseins r gerichtsarztlichen Praxis ganz gestrichen , wie denn auch das preuß. Strafgesetzbuch und dafür gesetzt: in oder gleich nach der , was nun freilich auch wieder eine beliebige ig des Zeitraums nach der Geburt zuläßt. men uns der Ansicht des Verf., den Begriff eugeborenen ganz aus der gerichtsarztlichen zu streichen, nicht anschließen, und wenn der

Verf. im Folgenden bei seinen weiteren Erläuterungen, als: Zeichen der Neugeborenen, Beweise des Lebens und Todes der Neugeb. selber an dem Begriffe der Neugeborenen festhält, so zeigt er am besten die Unmöglichkeit seines eigenen Vorschlages.— § 10 folgen nun die Beweise des Lebens und Todes der Neugeborenen, und zwar spricht der Verf. zuerst von der Athemprobe oder dem Nachweis der Erscheinungen, die als nothwendige Folge des Athmens nach der Geburt bei einem Kinde eintreten und daher sein nach der Geburt stattgehabtes Leben beweisen. Zuerst das Historische der hydrostatischen Lungenprobe. Berücksichtigung der bekannten Einwürfe gegen dieselbe, welche besonders Heule aufgestellt hat und es darin so weit brachte, daß er den Satz aussprach: die hydrostatische Lungenprobe sowohl wie die sogen. Athemprobe ist ein unzuverlässiges, mancherlei Täuschungen und Zweifeln unterworfenenes Experiment. Unser Verf. sagt darüber: „Die Gerichtsärzte können sich in zweifacher Hinsicht beruhigen. In der einen, daß es so schlimm um die Lungenprobe nicht steht, und in der andern, daß seitdem die Geschworenen selbständig die Thatsache des Lebendigseins beurtheilen, die Verantwortlichkeit des gerichtsarztlichen Ausspruchs ganz wegfällt.“ Er geht hierauf die einzelnen Einwürfe durch: 1. „Ein Kind könne eine Zeitlang leben ohne zu athmen: der Galen'sche Grundsatz „Leben und Athmen ist identisch“ sei falsch.“ Der Verf. lehrt, in allen jenen Fällen, wo die Athemprobe ein negatives Resultat ergibt, müsse der Gerichtsarzt das Nichtgelebthaben begutachten, da es außer der Athemprobe kein hinreichend beweiskräftiges Mittel gibt, das post partum Leben mit Sicherheit nachzuweisen. 2. „Die Lungen- und Athemprobe beweise das Leben und Athmen des Kindes nach der Geburt lei-

nesswegs unbedingt, denn das Kind könne auch schon vor und während der Geburt geathmet haben. Lehre vom Vagitus uterinus; Beispiele desselben: allein alle Fälle lehren, daß der Vag. ut. nur eintreten kann, wenn die Eihäute gerissen sind, und der Zutritt der Luft auf eine Weise vermittelt wird, wie sie bei einsam, hilflos und schnell Gebärenden der gerichtsarztl. Praxis nimmer vorkommen kann. Dazu die neusten Untersuchungen von Schwarz (die vorzeitigen Athembewegungen s. uns. Anzeigen 1859, 51. St.), welcher besonders auch die gerichtsarztl. Praxis ins Auge gefaßt, und dessen Lehren unser Verf. überall auf das genaueste benutzt hat. Er stellt daher mit Bezug auf jenen Einwurf folgende Sätze auf: 1. der Vagit. ut. ist zwar eine erwiesene Thatsache, allein nach den bisherigen Beobachtungen tritt bei allen vorzeitigen Athembewegungen keine Luft in die Lungen, wenn nicht eine operirende Hand oder ein Instrument zu dem Munde des Kindes den Zugang derselben ermöglicht. 2. Bei allen heimlichen Entbindungen wird nie eine Luftanfüllung der Lungen in Folge vorzeitiger Athembewegungen gefunden werden. 3. Die vorzeitigen und tödtlich gewirkt habenden vorzeitigen Athembewegungen lassen sich in der Weise mit Sicherheit erkennen, wenn subpleurale Ecchymosen und ausgebreitete Hyperämien in der Lunge und aspirirte Stoffe vorhanden sind. 4. Schwimmsfähige Lungen bleiben dafür in praxi forensi stets post partum geathmet habende und der genannte Einwurf ist kein begründeter, da es kein Athmen vor der Geburt in der gerichtsarztlichen Praxis gibt, welches die Lungen schwimmsfähig macht. — Der dritte Einwurf lautet: Die Lungen- und Athemprobe kann nicht unbedingt den Tod des Kindes vor der Geburt beweisen, denn die Lungen sinken unter gewissen Be-

des der Neugeborene
Verf. zuerst von der
weis der Erscheinung
des Athmens nach
treten und daher
Leben beweisen.
statischen Lunge
ten Einwirkun-
aufgestellt
den Satz
sowohl
lässige
term
si
den
von Laien,
ständigen Ärzten das
nach der Geburt beobachtet
ausagen nicht hinreichende
in Beziehung auf die zweite
tion 2c. verdient es beson-
den sämtlichen Nachfolg-
bis jetzt vermocht hat

en unter begünstigenden Umständen in die Luftröhre fließen: es kann den Stoffen in den Lungen al- tigkeit des Kindes nach der werden. — Endlich berührt Einwurf: Die Lungen und das Leben eines Kindes nach der unbedingt beweisen, weil auch Lungen, athmet haben, schwimmen können. In kommt hier 1. das Aufsteinflasen, 2. die altniß. Jenes hat der Verf. einer genauen Untersuchung unterworfen und als Resumé folgendeätze aufgestellt: 1. das Aufsteinflasen erfordert tech- nische Fertigkeit, Ruhe und Kenntniß der Folgen desselben, Bedingungen, die bei den einsam und hilflos Gebährenden der gerichtsarztl. Praxis als vorhanden nur schwer gedacht werden können. 2. Die bisherigen Fälle bestätigen diesen ersten Satz und konnten deshalb um so weniger einen Irrthum der Diagnose veranlassen, da sich aus den Neben- umständen das Factum des Einblasens ohne Weiteres von selbst herausstellte. 3. Wenn auch in ein- zelnen schwierigen Fällen große Vorsicht und Sorg- falt in der Diagnose erforderlich ist, so können doch in allen Fällen aufgeblasene und geathmet habende Lungen von einander unterschieden werden. 4. Die Hauptunterscheidungskennzeichen sind: Aufgeblasene Lungen bieten stets eine hellzinoberrothe Färbung der vorderen Lungenfläche, sind wenigstens an diesem Theile wenig bluthaltig und nicht marmorirt, und zeigen blasse Stellen durch die Intensität des Einblasens entstandene Lungenextravasate. Erhebliche Aufblä- hung des Magens und der Gedärme bei ausgedehnten, die eben angegebenen Merkmale zeigenden Lun- gen beweist künstliches Aufblasen. Es ist daher 5. jener Eikwand nicht stichhaltig. Hinsichtlich der

dingungen, auch unter, wenn gleich das Kind eine geraume Zeit nach der Geburt gelebt und geathmet hat. Es wird hier die Atelectasis der Lungen, die Hyperämie, Entzündung, Hepatisation und Ueberfüllung der Lungen mit Schleim berücksichtigt. Der Verf. weist nach, daß der Satz Henke's „da durch wiederholte Erfahrungen erwiesen ist, daß Neugeborene Stunden und Tage hindurch bei einer so schwachen Respiration fortgelebt haben, welche weder durch die Lungen- noch Athempoke ausgemittelt werden konnte, so ergibt sich, daß diese Prüfungsmethode in solchen Fällen zu dem falschen Ausspruche verleiten muß: das Kind sei todt geboren worden“ falsch ist, weil die Beobachtungen, auf die sich derselbe stützt, in keinem Falle nachweisen, daß ein Respirationsleben ohne die Lungen auszu dehnen und lufthaltig zu machen bestehen kann, sondern die von Henke angegebenen Fälle entweder theilweise Ausdehnung der Lungen durch Luft zeigten oder gezeigt haben würden, wenn man die Lungenprobe vorschriftsmäßig angestellt hätte, oder solche waren, in denen höchstens von Laien, nicht aber von sachkundigen und glaubwürdigen Aerzten das Athmen, resp. Schreien, nach der Geburt beobachtet war und wo daher die Aussagen nicht hinreichenden Glauben verdienen. In Beziehung auf die zweite Art der Fälle, Hepatisation u. verdient es besondere Erwähnung, daß von den sämtlichen Nachfolgern Henke's kein einziger bis jetzt vermocht hat, aus eigener Beobachtung einen derartigen Fall anzuführen. Endlich führt der Verf. die von den Gegnern der Lungenprobe als Unterstützungsmittel des vorstehenden Einwurfes benutzten Fälle an, in welchen fremde Stoffe im Magen und in den Lungen gefunden wurden, woraus allein ein stattgehabtes Leben des Kindes nach der Geburt deducirt ward. Allein es können

2 auch Flüssigkeiten unter begünstigenden Umständen
1 bei todtten Körpern in die Luftröhre fließen: es kann
daher aus fremdartigen Stoffen in den Lungen al-
lein auf eine vitale Thätigkeit des Kindes nach der
Geburt nicht geschlossen werden. — Endlich berührt
der Verf. den 4ten Einwurf: Die Lungen- und
Athemprobe kann das Leben eines Kindes nach der
Geburt nicht unbedingt beweisen, weil auch Lungen,
die nicht geathmet haben, schwimmen können. In
Betracht kommt hier 1. das Aufsteinflasen, 2. die
Fäulniß. Jenes hat der Verf. einer genauen Un-
tersuchung unterworfen und als Resumé folgende
Sätze aufgestellt: 1. das Aufsteinflasen erfordert tech-
nische Fertigkeit, Ruhe und Kenntniß der Folgen
desselben, Bedingungen, die bei den einsam und
hülflos (Schwärenden der gerichtsarztl. Praxis als
vorhanden nur schwer gedacht werden können. 2.
Die bisherigen Fälle bestätigen diesen ersten Satz
und konnten deshalb um so weniger einen Irrthum
der Diagnose veranlassen, da sich aus den Neben-
umständen das Factum des Einblasens ohne Weite-
res von selbst herausstellte. 3. Wenn auch in ein-
zelnen schwierigen Fällen große Vorsicht und Sorg-
falt in der Diagnose erforderlich ist, so können doch
in allen Fällen aufgeblasene und geathmet habende
Lungen von einander unterschieden werden. 4. Die
Hauptunterscheidungskennzeichen sind: Aufgeblasene
Lungen bieten stets eine hellzinnoberrothe Färbung der
vorderen Lungenfläche, sind wenigstens an diesem
Theile wenig bluthaltig und nicht marmorirt, und
zeigen bisweilen durch die Intensität des Einblasens
entstandene Lungenextravasate. Erhebliche Aufblä-
hung des Magens und der Gedärme bei ausgedehnt-
ten, die eben angegebenen Merkmale zeigenden Lun-
gen beweist künstliches Aufblasen. Es ist daher 5.
jener Einwand nicht stichhaltig. Hinsichtlich der

Fäulniß sagt der Verf.: Von Fäulnißgasen ausge-
 dehnte und schwimmende Lungen lassen sich mit Si-
 cherheit von nicht faulen unterscheiden. Die Haupt-
 kriterien faulender Lungen sind die Fäulnißblasen in
 dem interstitiellen Lungengewebe unter der Pleura,
 die sich wegdrücken lassen, eine eigenthümliche Form
 haben und kein knisterndes Geräusch beim Durch-
 schneiden verursachen. Als Hilfsbeweis dienen Fäul-
 nißgeruch und Mißfarbigkeit der Lungen und daß
 sich aus emphysematischen Lungen die Luft ausdrük-
 cken läßt und zwar in dem Grade, daß die ausge-
 drückten Stücke im Wasser unter sinken, was bei ge-
 athmethabenden nicht der Fall ist. — Somit hat
 der Verf. gezeigt, daß die sämmtlichen von den Geg-
 nern der Athemprobe gegen die Beweisraft der
 Lungenprobe erhobenen Einwürfe unbegründet sind,
 daß im Gegentheil dieselbe als das sicherste Mittel
 zur Erreichung ihres Zweckes anzusehen ist. — Hier-
 auf wird die Nichthinlänglichkeit der Sugillationen
 als Zeichen des Lebens des Kindes nach der Geburt
 nachgewiesen, und ebenso der Casper'sche Lehrsatz:
 Nicht im Geringsten beweisen Extravasate von Blut,
 selbst nicht von geronnenem, daß ein Athmungsleben
 des Kindes Statt gehabt hatte, als vollkommen rich-
 tig adoptirt. — Es folgt hierauf eine Darstellung
 der Erscheinungen an der Nabelschnur, wo besonders
 hervorgehoben wird, daß die Vertrocknung des Na-
 belstrangrestes am Kinde ein nur physisches Phäno-
 men ist, sich auch bei Todtgeborenen in Fäulniß über-
 gegangenen zeigt. Ueberhaupt sind hinsichtlich des
 Nabelstrangs folgende Punkte als ausgemacht festzu-
 stellen: 1. Finden sich Zeichen der Abstoßung des
 Nabelstrangs, besonders also ein eiternder röthlicher
 Kreis an seiner Insertion in den Bauchring, so hat
 das Kind unzweifelhaft einige Tage gelebt, und die
 Athemprobe zu machen ist dann unnütz. 2. Finden

ie Zeichen der Abstoßung, so kann aus der
 Einheit des Stranges kein Schluß auf Leben
 des Kindes nach der Geburt gemacht wer-
 3. Eine vertrocknete mumificirte Nabelschnur
 nur, daß die Nabelschnur längere Zeit an
 ist gelegen hat. Eine an einem aus dem
 gezogenen Leichnam befindliche mumificirte
 nur beweist, daß das Kind, ehe es in das
 versenkt wurde, lebend oder todt, einige Zeit
 t ausgesetzt gewesen ist. 4. Eine in Pu-
 übergegangene Schnur beweist, daß dieselbe
 Zeit in einem feuchten Medium sich befand.
 Auch schon trockene Nabelschnüre doch nur
 sich keine Verbiegungen und Knickungen be-
 schwellen im Wasser wieder auf und sind
 n denen zu unterscheiden, die frisch ins Was-
 yt wurden und darin einige Zeit gelegen ha-
 nknickungen und Umdrehungen an solchen tro-
 Nabelschnüren behalten aber ihren vermindert-
 fang und ihre schmutzig rothbraune Farbe
 nen sich nicht wieder aus. — § 11 handelt
 Verletzungen des Kindes in der Gebärmutter
 erwähnt der Verf. zuerst die Fälle, in
 die Kinder durch eine äußere der schwangern
 zugefügte Gewalt verletzt wurden. Er führt
 schiedenen Schriftstellern 31 Beobachtungen
 beleuchtet sie dann kritisch: das Resultat ist,
 : auf den schwangern Unterleib wirkende Ge-
 der That Verletzungen und selbst Knochen-
 es intrauterinen Fötus bewirken kann, wenn
 auch nicht immer geschieht. Nach den mit-
 1 Beobachtungen scheint der Fötus im 7ten
 n Monat am leichtesten, vor dem 5ten Mo-
 ch nicht verletzt werden zu können. Hierauf
 r Verf. ein paar Fälle von Verletzung des
 Fötus durch den mütterlichen Körper an:

wenn nämlich der Kindeskopf einem länger anhaltenden Druck auf Exostosen im mütterlichen Becken oder andere Knochenvorsprünge, auf ein zu stark hereinragendes Promontorium auszuhalten gezwungen ist, so kann der gedrückte Knochen mehr oder weniger große Einbiegungen erhalten, ja der betreffende Knochen an dieser Stelle ganz aufgesogen werden. Die Weichtheile über diesen Knochenverletzungen findet man unverändert, nicht sugillirt, wodurch sich diese Einbiegungen von allen durch andere Ursachen wie von den durch den Geburtsact bewirkten unterscheiden. Im Uebrigen scheint das sonstige Befinden des Fötus, seine weitere Entwicklung, durch einen derartigen Druck nicht gestört zu werden, dagegen klagen die betreffenden Mütter über anhaltende Schmerzen an einer bestimmten Stelle. Indessen sind diese Fälle selten: der Verf. führt nur 3 aus der neueren Zeit an. — Der § 12 handelt von den Verletzungen des Kindes während der Geburt: der Verf. hat vorzüglich die spontanen Schädelbrüche berücksichtigt und 25 Beobachtungen von verschiedenen Autoren mitgetheilt, aus welchen er dann die nöthigen Schlüsse gezogen hat: 1. Wenn bei einer Geburt Beckenge und kräftige Wehen, ungünstige Kindeslage und kräftige Wehen, unvollkommene Verknöcherung der Kopfknochen; und 2. wenn die Knochenbrüche sich nur in geringerer Anzahl und an den Stellen des Schädels vorfinden, an denen erfahrungsmäßig durch die Geburt Knochenbrüche bewirkt werden können, so ist die Entstehung durch die Geburt wahrscheinlich. 3. Wenn jedoch die Geburt leicht und schnell war, das Becken regelmäßig, die Kopfknochen von natürlicher Beschaffenheit: wenn eine größere Anzahl von Fracturen, zumal an vielen Schädelknochen zugleich, oder an solchen vorhanden ist, die nicht durch die Geburt leiden können,

z. B. an der Basis, so beweist dies die Einwirkung äußerer Gewalt. Ebenso, wenn sich Abdrücke von fremden Werkzeugen oder Spuren fremder Stoffe zeigen; ebenso bezeichnen Wunden immer die absichtliche Einwirkung, da Continuitätstrennungen der Kopfschwarte in keinem Falle von Verletzung durch die Geburt beobachtet sind. — § 13. Tod des Kindes durch Compression und Umschlingung der Nabelschnur und krankhafte Zusammenziehung der Gebärmutter. Der Verf. hat hier vorzüglich die neuesten Untersuchungen von Schwarz angeführt, aus denen hervorgeht, daß nur die Behinderungen des Austausches zwischen Mutter und Frucht lebensgefährlich für die letztere werden, daß aber die Stasen und Plutergüsse in den cerebrospinalen Centralorganen des Fötus an und für sich betrachtet weder die alleinige noch mitwirkende Ursache des Todes während der Geburt oder des angeborenen Scheintodes sein können. Andere hingegen, unter diesen Hohl, halten doch auch noch an dem apoplektischen Tode, bewirkt durch Einschnürung des Halses und Verhinderung des Abflusses des Blutes in den Halsvenen fest. Hinsichtlich der Strangmarke, die freilich nicht in allen Fällen sich zeigt, sagt der Verf.: Sind die Lungen nicht schwimmfähig, in den feineren Bronchien im Munde und den Choanen aspirirte Stoffe aus der Vagina und dem Uterus, und findet sich eine Strangmarke, so kann man sicher sein, daß das Kind durch die Umschlingung der Nabelschnur vor seiner Geburt den Tod (suffocatorisch) gefunden. Sind die Lungen unvollständig ausgedehnt und aspirirte Stoffe in den Bronchien und Choanen vorhanden bei gleichzeitiger Hyperämie der Lungen, so ist die Strangmarke durch die Nabelschnur und nicht auf verbrecherische Weise bewirkt, das Kind in der Geburt

erstickt. Sind die Lungen unvollständig ausgefüllt und fehlen die aspirirten Stoffe, so ist die Strangmarke höchst wahrscheinlich durch verbrecherische Hand bewirkt. — § 14 enthält das Nöthige über Blutung aus der Nabelschnur. — § 15 handelt von den Verletzungen des Kindes nach der Geburt, und zwar betrachtet der Verf. hier den Kindersturz aus den Geburtstheilen bei präcipitirten Geburten in aufrechter und sitzender Stellung der Gebärenden und seine Folgen. Bekannt ist der zwischen Klein und Henke geführte Streit über diesen Gegenstand, welcher sich dahin entschieden hat, daß die Möglichkeit einer tödtlichen Verletzung des Kindes durch einen plötzlichen Sturz aus dem Mutterschoße anerkannt werden muß. Der Verf. hat zum Beweise einige Fälle aus der Erfahrung mitgetheilt, zu welchen er noch den von Ref. beobachteten und in der neuen Zeitschrift für Geburtskunde 13. B. S. 239 beschriebenen hätte hinzufügen können. — Damit hat der Verf. sein Werk beendigt, wobei wir bedauern, daß er die übrigen Todesarten des Kindes nach der Geburt, namentlich die gewaltsamen, ausgeschlossen hat, mithin dem Titel des Buches nicht gänzlich nachgekommen ist. Sonst müssen wir dem Werke unser volles Lob spenden, zumal wenn wir das auf dem Titel Angegebene: „historisch und kritisch dargestellt“ nicht übersehen. Der Verf. hat eine große Litteraturkenntniß an den Tag gelegt, so daß das Werk seinen Zweck vollkommen erreicht, den Gerichtsärzten das rein ärztliche Material, was sich seit Beginn der Entwicklung der Lehre vom Kindermord bis dato aufgehäuft hat, in gedrängter Kürze vorzulegen, wie es der Verf. in der Vorrede verheißt hat. — An Druckfehlern und sonstigem zu Verbessernden möchten wir anführen: S. 6 Z. 13 von unten statt

Blanc, Erklärung z. d. göttlichen Komödie 1957

kopfbedeckung: Hautbedeckung. An ein paar Stellen, wo Schirmerring genannt ist, steht „Schirmring“. Unter den Schriften zur Entwicklung des Knochen Systems hätte die treffliche Abhandlung von Henff »Nonnulla de incremento ossium embryonum« Hal. 1801. 4. mit ihren unvergleichlichen Abbildungen mit aufgenommen werden müssen. S. 128 Z. 7 v. unt. mußte in Uebereinstimmung mit a (S. 121) statt 6 bei Hyperämie z. b stehen. Endlich ist der Verf. im Irrthume, wenn er S. 265 sagt, daß das Buch der Just. Siegemund zuerst 1724, obgleich 1689 verfaßt, in Leipzig erschienen sei. Die erste Ausgabe ist aus dem Jahre 1690 Eöln an d. Spree und eine zweite von 1692, worauf später allerdings noch mehrere Ausgaben folgten. v. S.

S a l l e

bei Ed. Anton, 1860. Versuch einer bloß philologischen Erklärung mehrerer dunklen und streitigen Stellen der göttlichen Komödie von Dr. L. G. Blanc. I. Die Hölle. 1. Heft. Gesang. I—XVII.

Der Verfasser, durch frühere Schriften über Dante in die Erklärung dieses schwierigen Dichters viel nach verdient, gibt hier über einzelne besonders zweifelhafte Stellen Erklärungsversuche, welche theils ganz neu sind, theils frühere Deutungen sichten, berichtigen, unterstützen. Man erkennt bald den erprobten sicheren Führer, der durch lange Studien mit dem ganzen Gebiete aufs innigste vertraut ist und den Wust der Commentare durcharbeiten verstanden hat, ohne sich dadurch den freien Blick trüben zu lassen, der eine Hauptzierde des Interpreten ist und ihn allein befähigt, auch aus großem Schutte einzelne Goldkörner auszufinden. Mit

völlem Rechte hat unser Erklärer vorerst den allegorischen Sinn der Dichtung ganz bei Seite gelassen, ohne in Abrede zu stellen, daß eine gründliche, das ganze Gedicht umfassende Erklärung der göttlichen Komödie sich neben dem Wortsinne auch mit der Enträthselung der darunter versteckten allegorischen Bedeutung des großen Ganzen wie seiner einzelnen Theile befassen müsse. Jedenfalls aber muß der Wortsinne vor Allem ins Klare gebracht werden und in den meisten Fällen wird die Bezugnahme auf einen weiteren Sinn, ohne Beeinträchtigung des Genusses der Dichtung ganz übergangen werden können. Dante deutet dies selbst in einer vom Verf. S. IV angeführten Stelle seines *Convito* mit den Worten an: *Il senso letterale deve stare e correre da sè, gli altri poi a quest'uno si appoggiano come l'edifizio al fondamento; und wieder: lo senso letterale sempre deve andare innanzi ad ogni altro, siccome quello nella cui sentenza gli altri sono inchini e senza lo quale sarebbe impossibile ed irrazionale intendere agli altri e massimamente all'allegorico.*

Manche der aufgestellten Deutungen sind überraschend gut und entfernen mit Leichtigkeit alteingewurzelte Vorstellungen, welche das wahre Verstandniß beeinträchtigten. Besonders gelungen erscheinen z. B. die Deutungen von 1, 126. 135. 2, 22. 55. 57. 4, 106 ff. 7, 56. 11, 16. 82. Bei andern wird die Zustimmung nicht so vollständig möglich sein.

Inf. 1, 4 ff. möchte ich so fassen: Dieser Wald, der in der Erinnerung noch die Angst [die mir der Anblick der Wirklichkeit verursachte] erneut. Es [die cosa dura, die Erzählung davon] ist so bitter, daß der Ort selbst nicht viel bitterer ist. Aber um

Blanc, Erklärung u. d. göttlichen Komödie 1959

von dem Guten sprechen zu können, das ich dort fand, will ich diese amara, diese dura cosa doch wagen, und will auch von den andern [den nicht guten, den angsterregenden Dingen] sprechen. Das *dirò* Z. 9 beweist, daß *tanto è amara* Z. 7 nur auf *cosa dura* Z. 4 gehen kann. Damit ist auch die Lesart *altre* Z. 9 von neuem bestätigt, und ich kann mir auch nicht vorstellen, daß ein moderner Dichter, wie Blanc S. 4 vermuthet, alte geschrieben haben könnte; denn bei der Lesart *alte* hat auch die vorangehende Zeile keinen Sinn.

1, 27 ist die vom Verf. gegebene Deutung gewiß richtig: „Der nie einen Menschen lebend hindurchließ“ und die Parallelstelle Z. 95 ist entscheidend. In dem Ausspruche selbst aber ist nicht sowohl eine Hyperbel des Dichters zu finden (S. 4), als vielmehr zu subintelligiren: „bis jetzt“.

Bei der Stelle 1, 42 weist der Verf. mit Recht die Deutung *sperar la pelle* ab. Dagegen kann ich nicht so entschieden der aufgestellten Erklärung beipflichten, welche auf der Lesart *la gajetta pelle* beruht. Eben das, was S. 10 f. über die Bedeutung der Constellation, welche auf den Schöpfungstag hinweist, gesagt ist, läßt es bedenklich erscheinen, zu den Subjecten *l'ora del tempo e la dolce stagione* noch als drittes *la gajetta pelle* zu ziehen, eine Zusammenstellung, welche doch zumal nach den vorausgegangenen Zeilen 37 und 38 und dem *si che* Z. 41 incongruent scheint. Ich glaube daher mit R. Witte die Lesart *alla* festhalten zu müssen, welche nur äußerlich auch durch die Variante *di*, sowie durch die Parallelstelle 16, 108 *alla pelle dipinta* unterstützt wird.

Die Worte *chi per lungo silenzio parca fioco* 1, 63 werden gedeutet: Virgil, welcher nach seinem langen Schweigen zu schließen matt schien. Mit

dieser Erklärung kann ich mich nicht befreunden und noch immer scheint mir die ältere natürlicher: der durch langes Schweigen heiser schien. Virgil, der seit seinem Tode, also seit Jahrhunderten nicht mehr gesprochen hat, tritt an ihn heran und versucht zu reden, allein zuerst kämpft er vergeblich mit seinen Sprachwerkzeugen, sie sind in der langen Zeit ihrer Ruhe vertrocknet und versagen zunächst ihren Dienst. Ob dem Worte *fioco* die Bedeutung „heiser“, oder bloß „matt“ beigelegt werde, verschlägt an unserer Stelle nicht viel. Es sollte durch diese Worte lediglich das Auftreten einer Gestalt aus dem grauen Alterthum vorbereitet werden, deren Worte man seit Jahrhunderten nicht mehr vernommen hatte.

Zu 2, 7 darf wohl in keinem Falle übersehen werden, daß *ingegno* hier, wie oft im Italiänischen und ebenso im Spanischen, eine ganz besondere Beziehung zur Poesie hat.

6, 18 möchte ich nicht gegen die von so übermächtiger Fülle der Autoritäten gestützte Lesart *ingoja* ankämpfen, wiewohl das *scuoja* der *Crusca* besser in den Zusammenhang paßt. Aber eine tautologische Wiederholung vermöchte ich in *grassia* und *scuoja* nicht zu erkennen; das erste bedeutet das Paden, Zerren und Krachen, *scuoja* das Hautabziehen.

6, 22 die Bezeichnung des Cerberus als *vermo* hat dem, der die mittelalterliche Poesie und Sage, namentlich Deutschlands und des germanischen Nordens kennt, nichts Befremdliches.

Mit Verlangen werden alle aufmerksamen Leser des vorliegenden Heftes der Fortsetzung entgegensehen.

A. v. Keller.

1961

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

197. Stüd.

Den 10. December 1860.

B e r l i n

Verlag von Georg Reimer 1860. That- und Rechtsfrage im Geschworenengericht, insbesondere in der Fragestellung an die Geschworenen. Von Dr. Hugo Meyer, Privatdocenten zu Göttingen. XII u. 280 S. in Octav.

Das Geschworenengericht, in dem größeren Theile von Deutschland recipirt, hat in den zehn bis zwölf Jahren seines Bestehens unleugbar feste Wurzeln auf deutschem Boden gefaßt. Es ist durch dasselbe ein volksthümliches Element in die deutsche Strafrechtspflege eingeführt worden, über dessen Nothwendigkeit und Nützlichkeit zwar in der juristischen Litteratur theilweise noch immer gestritten wird, welches aber durch das allgemeine Vertrauen der Staatsbürger als ein wesentlicher Bestandtheil unseres Rechtszustandes ohne Zweifel erhalten bleiben wird. — Voraussetzung einer gedeihlichen Wirksamkeit des Geschworenengerichts ist jedoch, daß Gesetzgebung und Praxis mit Klarheit und Entschiedenheit in den wesentlichen Punkten die richtigen Grundsätze befolgen.

Leider herrscht auch in wichtigen Dingen hier noch viel Unklarheit und theilweise sogar Verwirrung. So ganz besonders in dem allerwichtigsten Punkte, in dem Anthell der Geschworenen an der Feststellung der Schuld des Angeklagten. Hier ist es besonders die Praxis, welche zu keinem festen Principe kommen kann. Meistens lehnt sich dieselbe an die französische Art der Fragestellung an. Diese aber folgt nur äußerlich einer gewissen gleichförmigen Manier, innerlich ist sie so principlos wie möglich, oder wollte man dies Verfahren auf ein Princip zurückführen, so wäre dies doch ein durchaus falsches.

Die Schrift nun, um deren Anzeige es sich handelt, hat sich zur Aufgabe gesetzt, zu untersuchen, welches der Anthell der Geschworenen an der Feststellung der Schuld consequenter Weise allein sein könne und welches er nach den deutschen Strafproceßgesetzen sein müsse.

Die Schuldfrage hat es, abstract gesagt, mit diesen drei Momenten zu thun: 1. mit den gesetzlichen Merkmalen des fraglichen Verbrechens, 2. mit den Einzelheiten der concreten That, 3. mit der Subsumtion dieser That unter jene gesetzlichen Merkmale. Die Feststellung des zweiten Punktes kann man die Thatfrage, die dritte Function die Rechtsfrage nennen. — Der Hauptgrundgedanke der Schrift ist nun dieser: Während an und für sich jene drei Momente sich als verschiedene darstellen, ist eine wirkliche Trennung derselben processualisch unmöglich, insbesondere ist sie unmöglich im strafrechtlichen Anklageverfahren mit Geschworenen. Die Natur der Anklage ist es, welche eine Beschränkung der Geschworenen auf die Thatfrage verbietet, welche vielmehr als das einzig Consequente die Ueberweisung der ganzen Schuldfrage, also

auch der Subsumtion der That unter die Bestimmungen des Gesetzes an die Geschworenen erscheinen läßt. Es ist der Anklage nicht möglich, noch ist sie verpflichtet, eine nach allen Merkmalen individualisirte That aufzustellen und diese dann als gesetzlich strafbare zu qualificiren. Die Anklage darf vielmehr immer eine Mehrzahl der Merkmale des Verbrechens unmittelbar in gesetzlicher Form behaupten, und es genügt, wenn sie die Umstände der concreten That durch einzelne individuelle Thatfachen charakterisirt. Die Anklage aber ist es, welche im schwurgerichtlichen Verfahren zur Erledigung durch den Wahrspruch der Geschworenen kommen soll. Deshalb darf man den Spruch der Geschworenen nicht beliebig auf concrete Thatfachen beschränken, sondern muß der Jury überall, wo die Anklage ihre Behauptung in allgemein gesetzlicher Form aufstellt, diese gesetzlichen Verbrechensmerkmale zur Feststellung überweisen. Wenn z. B. die Anklage die Behauptung enthält, der A habe dem B eine gewisse Sache rechtswidrig entwendet, so geht die Anklage auf „rechtswidrige Entwendung“ im Allgemeinen — nicht auf eine bestimmte concrete Art der Entwendung, sondern auf jede mögliche Art und Weise. Es müssen daher die Geschworenen ganz allgemein nach „rechtswidriger Entwendung“ (dieser bestimmten Sache) gefragt werden, und die Anklage bleibt theilweise unerledigt, wenn die Geschworenen nur darüber zu entscheiden berufen werden, ob der Angeklagte auf eine einzelne speciell angegebene Art die fragliche Sache sich zugeeignet habe. Was also abstract logisch in jedem Strafproceß getrennt vorliegt, kann nicht auch processualisch getrennt werden, insbesondere nicht in der Weise, daß die Geschworenen nur die concrete That, die Richter dagegen die Subsumtion dieser That

unter das Gesetz festzustellen hätten. — Schon Feuerbach erklärte überdies eine Jury, die es nur in der Constatirung factischer Umstände der That thum habe, für ein nichtiges Institut und für ein Spiel, welches zum Lachen nur zu ernsthaft sei. Nichts destoweniger hat man in der Praxis der Geschworenengerichte von den Versuchen, den Wahrspruch der Jury auf concrete Thatfachen zu beschränken, bis heute noch nicht abgelaßen. Wodurch nun das Bestreben der vorliegenden Schrift, auf processualischen Grundsätzen den Beweis der Unmöglichkeit solcher Versuche zu führen, dazu beitrage, daß das Institut der Geschworenen „bei Wesen u. Würde“ erhalten bleibe.

Sodann aber — und dies ist der zweite Grundgedanke der Arbeit — ist es ebenfalls die Natur der Anklage, welche durchaus verlangt, daß die Jury nicht abstract nach den gesetzlichen Merkmalen des Verbrechens, um das es sich im einzelnen Prozesse handelt, gefragt werde, sondern daß in ihrem Wahrspruch die concrete That, sowie die Anklage die That concret angibt, und der Subsumtion unter den entsprechenden gesetzlichen Thatbestand feststelle. Dieser Grundsatz scheint auf der Hand zu liegen, und dennoch ist es der Hauptfehler der französischen Praxis und theilweise auch der deutschen, ihn nur allzuoft aus den Augen gesetzt und dadurch die Grundlage jedes einzelnen Strafverfahrens, d. h. die Anklage, wesentlich verletzt zu haben.

Die Untersuchung geht aus von England. Wie das englische Recht überhaupt auch in den Institutionen, in denen es uns zum Vorbilde dienen kann, meistens weit entfernt ist von wissenschaftlicher Klarheit und Bestimmtheit, so auch in unserer Frage. Die Principien, welche dort meist unbewußt in

That- u. Rechtsfr. im Geschwor.ger. 1965

1. Herkommen gemäß der Praxis zu Grunde müssen erst aufgesucht und herausgestellt — Die Geschworenen traten in England an die Stelle der Beweismittel des angelsächsischen mannlichen Strafverfahrens, an die Stelle der Eideshülfe und Gottesurtheil. Durch Eideshülfe und Gottesurtheil war in der Regel mehr festgeworden, als der bloße Beweis der That, zugleich auch die Schuld im rechtlichen

Ebenso entschieden nun die Geschworenen sich über den Beweis der That, sondern der auch auch über die rechtliche Schuld des Thäters. Die Anklage war Grundlage ihres Urtheils, und da diese ihre Behauptungen oft nur in einer gesetzlichen Form enthielt, konnte auch der Wahrspruch der Geschworenen nicht von einer Beschränkung auf concrete Thatsachen die Rede sein. Durch die Libelacte von 1792 wurde befohlen, daß die Geschworenen in ihrem Verdict nicht auf die Constatirung des bloßen Factums beschränkt werden, sondern daß sie in Libelprocessen wie in andern Processen ihr schuldig oder nicht schuldig auf das Ganze der Anklageurtheil hin abzugeben hätten. Darin lag zunächst die Voraussetzung, daß die Jury auch über die Injurie des Schriftstücks entscheiden solle, sodann die Voraussetzung für alle anderen Processen, daß überhaupt die Injurie der concrete That unter die gesetzlichen Voraussetzungen der Schuld zur Aufgabe der Jury gehöre. (Vgl. jetzt noch Zachariae Handb. des Strafproc. I, 1, S. 181 f.).

Die englische Anklage — gewöhnlich das indictment — enthält (in verhältnißmäßiger Kürze) die wesentlichen Merkmale des Verbrechens, und zwar nach der Anklage gemäß die einen in ausführlicher, die andern in individueller Gestalt, d. h. als fac-

tische Umstände des concreten Falles, die anderen dagegen nur in allgemein gesetzlicher Form. Ob viele oder wenige Merkmale individuell oder allgemein angegeben sind, hängt von dem einzelnen Falle ab. Die gesetzlichen Merkmale, wie sie im englischen indictment enthalten sind, werden oft durch veraltete, zum Theil seltsame Ausdrücke bezeichnet, deren Sinn nur durch die Praxis der Assisenhöfe sich erhalten und fortgebildet hat. — Außerdem enthält das indictment noch ein anderes juristisches Element durch die Berücksichtigung der möglichen Schuld ausschließungsgründe. Diese Berücksichtigung liegt insofern in jedem indictment, als bei jeder strafrechtlichen Anklage die Behauptung des Nichtvorhandenseins solcher Gründe als in die Anklage eingeschlossen angesehen werden muß.

Das Geständniß des Angeklagten gilt in England als Zugeständniß der Anklage, es enthält also immer mehr oder weniger, außer der Feststellung thatsächlicher Umstände, auch das Zugeständniß gewisser gesetzlicher Begriffe, also insofern eine Rechtsanwendung. Durch das Geständniß kann ferner die Rücksicht auf sämtliche Schuld ausschließungsgründe erledigt werden, und auch hierin liegt die Ueberlassung einer Reihe rechtlicher Feststellungen an den Angeklagten. — Durch die Einrede des demurrer kann der Angeklagte die rechtliche Schlüssigkeit der Anklage bestreiten; er kann durch dieselbe die Frage, ob die concrete That (soweit die That im indictment concret aufgeführt ist) das behauptete Verbrechen begründe, zur Entscheidung des Gerichtshofs bringen. Da aber in dem demurrer zugleich ein Eingeständniß der That erblickt wird, bleibt auch hier dem Angeklagten selbst eine rechtliche Feststellung insofern überlassen, als die That selbst im indictment nie durchweg concret behauptet ist und

Meyer, That- u. Rechtsfr. im Geschwor.ger. 1967

als auch hier durch das Geständniß etwaige Schuld-
ausschließungsgründe als beseitigt gelten.

Das Verdict nun, indem es sich durchaus auf
das indictment zu gründen hat, vollzieht zunächst
die Feststellung der in dem letztern enthaltenen con-
creten Umstände, ferner die Feststellung der nur
in gesetzlicher Form angegebenen Merkmale des
Verbrechens, sodann aber auch die Subsumtion
der concret aufgestellten Umstände unter die ihnen
entsprechenden gesetzlichen Merkmale, dazu ferner die
Zusammensetzung der verschiedenen gesetzlichen Merk-
male zu dem Verbrechensbegriff und endlich auch die
Rücksichtnahme auf die allgemeinen Bedingungen der
Strafbarkeit, d. h. auf die etwaigen Schuldausschlie-
ßungsgründe. So schließt jedes guilty oder not
guilty eine Reihe von rechtlichen Beurtheilungen in
sich. — In gewisser Weise sind derartige rechtliche
Beurtheilungen auch in jedem Specialverdict
enthalten. Dieses besteht nicht, wie durchweg ange-
nommen wird, in der Feststellung rein factischer
Umstände (allerdings auch nicht, wie Pland will,
in der Feststellung sämmtlicher gesetzlicher Merk-
male) durch die Geschworenen, sondern es enthält
die Constatirung der einzelnen Behauptungen des
indictment, also mehr oder weniger concrete
resp. gesetzliche Merkmale der That. Die Geschwo-
renen überlassen durch Abgabe eines Specialverdicts
nur eine oder einzelne Rechtsfragen der Entschei-
dung des Richters. — Jedes Verdict der englischen
Geschworenen jedoch ist auf der andern Seite streng
gebunden an die concrete That, wie sie im in-
dictment behauptet ist, und nur ganz unwesent-
liche factische Behauptungen desselben dürfen von
den Geschworenen unberücksichtigt gelassen, d. h. ein
Schuldig auch dann ausgesprochen werden, wenn

1868 Mitt. geL Anz. 1860. Stüd 197.

diese Nebenbänge durch die Verhandlung sich als herausgestellt haben.

Es wird sodann das Verhältniß des Urtheils und der Rechtsmittel zu den factischen und rechtlichen Feststellungen, wie sie im Verdict vorerörtert und gezeigt, ob und in welcher Weise beide eine Abänderung der im Verdict vorgenommenen Rechtsanwendungen möglich und zulässig.

Die Schrift wendet sich sodann zu Frankreich. Es wird gezeigt, daß man hier in der ersten der Einführung der Jury über die Competenz der Geschworenen in Betreff der Feststellung der Schuld aus im Unklaren gewesen, daß mit der Zerlegung der Schuldfrage in einzelne Fragen nach verschiedenen Theilen des Thatbestandes nicht theilbar eine Beschränkung der Geschworenen ancrete Thatfachen gegeben sei, daß man also sehr häufig die Geschworenen nur nach factischen Umständen gefragt habe, daß aber dennoch einfache rechtliche Feststellungen ihnen überlassen den seien, insbesondere durch die allgemeine question intentionnelle. — Die Aenderung der Code d'instr. crim. brachte, bestand wesentlich in der Vorschrift, daß fortan in Frage die Geschworenen nach der Schuld der geklagten gefragt werden sollten. Trotz scheinbar entgegenstehender Artikel des Code der Artikel 337 desselben von der Ueberweisung des gesetzlichen Thatbestandes an die Geschworenen verstanden werden. Freilich nicht des gesetzlichen Thatbestandes allein; es konnte vielmehr in der Subsumtion der in der Anklage immer oder weniger concret vorliegenden That in jenen gesetzlichen Thatbestand die Rede sein.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

198. 199. Stück.

Den 13. December 1860.

B e r l i n

Schluß der Anzeige: „That- und Rechtsfrage im Geschworenengericht u. von Dr Hugo Meyer.“

Die französische Praxis jedoch, von 1808 bis heute, hat nicht nur gegen den Grundsatz der Feststellung des gesetzlichen Thatbestandes durch die Geschworenen, sondern auch, und noch viel mehr, gegen die Festhaltung der concreten That des Angeklagten in der Fragestellung gefehlt. In der ersten Beziehung wird in der Schrift auseinandergesetzt und mit Beispielen belegt, daß die französischen Geschworenen mitunter (bes. in der ersten Zeit nach 1808) sogar nach dem zusammengesetzten Verbrechensbegriff gefragt, daß sie aber in gewissen Fällen principiell und in unzähligen anderen Fällen nach willkürlichem Ermessen der Assisenhöfe nicht nach den gesetzlichen Merkmalen gefragt, sondern auf die factischen Thatumstände beschränkt worden seien. In der zweiten Beziehung wird gezeigt, daß man in der französischen Praxis bei den Fragestellungen von der der Anklage zu Grunde

1968 Oct. 24. Aug. 1860. St. 11

diese Nebendinge durch die Verhandlungen
herausgestellt haben.

Es wird sodann das Verhältniß
und der Rechtsmittel zu den facti-
schen Feststellungen, wie sie im Be-
rörtert und gezeigt, ob und in welcher
beide eine Abänderung der im Ver-
nen Rechtsanwendungen möglich und

Die Schrift wendet sich sodann zu
Es wird gezeigt, daß man hier bei
der Einführung der Jury über die Ge-
schworenen in Betreff der Feststellung
aus im Unklaren gewesen, daß mit
der Schulfrage in einzelne Frag-
schiedenen Theilen des Thatbestan-
telbar eine Beschränkung der Ges-
crete Thatfachen gegeben sei, daß
sehr häufig die Geschworenen
Umständen gefragt habe, daß ab-
fache rechtliche Feststellungen in
den seien, insbesondere durch
question intentionnelle. —
che der Code d'instr. crim.
sentlich in der Vorschrift,
Frage die Geschworenen nach
geklagten gefragt werden
scheinbar entgegenstehender
der Artikel 337 desselben
gesetzlichen Thatbestand
verstanden werden. Fre-
Thatbestandes allein; e-
der Subsumtion der
oder weniger coner-
jenen gesetzlichen Thatbe-
(Ed)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

198. 199. Stüd.

Den 13. December 1860.

B e r l i n

Schluß der Anzeige: „That- und Rechtsfrage im Geschworenengericht u. von Dr Hugo Meyer.“

Die französische Praxis jedoch, von 1808 bis heute, hat nicht nur gegen den Grundsatz der Feststellung des gesetzlichen Thatbestandes durch die Geschworenen, sondern auch, und noch viel mehr, gegen die Festhaltung der concreten That des Angeklagten in der Fragestellung gefehlt. In der ersten Beziehung wird in der Schrift auseinandergelegt und mit Beispielen belegt, daß die französischen Geschworenen mitunter (bes. in der ersten Zeit nach 1808) sogar nach dem zusammengesetzten Verbrechensbegriff gefragt, daß sie aber in gewissen Fällen principiell und in unzähligen anderen Fällen nach willkürlichem Ermessen der Assisenhöfe nicht nach den gesetzlichen Merkmalen gefragt, sondern auf die factischen Thatumstände beschränkt worden seien. In der zweiten Beziehung wird gezeigt, daß man in der französischen Praxis bei den Fragestellungen von der der Anklage zu Grunde

liegenden That in vielfacher Beziehung abweicht. Während eine Anklageänderung nur auf dem Wege von Zusatz- oder eventuellen Fragen Statt finden sollte, geschieht eine solche in unzulässiger Weise oft genug dadurch, daß man entweder an Stelle des in der Anklage enthaltenen allgemeinen Merkmals einen speciellen Umstand, wie er sich aus den Verhandlungen ergeben, aufnimmt und dadurch die Anklage beschränkt, oder daß man an Stelle eines von der Anklage concret hingestellten Merkmals nur nach dem gesetzlichen Merkmal (nicht nach der Subsumtion jenes unter dieses) fragt und dadurch die Anklage willkürlich erweitert. Ja es kommt vor, daß man die concrete Behauptung der Anklage fallen läßt und andere concrete Umstände in die Frage aufnimmt, indem man den Platz des entsprechenden Merkmals für beliebig mit Specialien der That besetzbar ansieht.

Die mechanische Art, in der Regel nach den gesetzlichen Verbrechensmerkmalen zu fragen, führt sogar dahin, daß man sich berechtigt hält, wenn in der Anklage ein gesetzliches Merkmal fehlt, dieses beliebig in der Fragestellung zu ergänzen.

Die allgemeinen Bedingungen der Schuld (Zurechnungsfähigkeit, Nothwehr &c.) werden in Frankreich der selbständigen Berücksichtigung der Geschworenen überlassen. Es wird in der Schrift darauf aufmerksam gemacht, welche Inconsequenz gegenüber den Versuchen, die Geschworenen auf concrete Thatfachen zu beschränken, hierin liege. — Auf diejenigen Strafausschließungsgründe, welche bei besonderen Verbrechen eintreten können, dürfen die französischen Geschworenen nur dann Rücksicht nehmen, wenn sie danach besonders gefragt werden, während consequent die Ueberweisung der ganzen Schuldfrage

Meyer, That- u. Rechtsfr. im Geschwor.ger. 1971

an die Geschworenen auch diese Umstände mit umfassen müßte.

Der Hauptfehler der französischen Praxis ist, daß sie die Frage nach den gesetzlichen Merkmalen der Regel nach für reine Thatfragen ausgibt, gewisse Merkmale dagegen für Rechtsbegriffe erklärt und diese den Geschworenen entzieht, während sie anerkennen sollte, daß die Geschworenen in jedem Falle die Subsumtion der concreten That unter die gesetzlichen Merkmale vorzunehmen haben und daß ihnen überall, wo zu der Feststellung irgend eines gesetzlichen Merkmals Rechtskenntnisse nöthig sind, die entsprechende Rechtsbelehrung zu Theil werden muß.—

Der erst nach dem Drucke der Schrift erschienene neue Band von Hélie traité de l'instruction criminelle erkennt allerdings (mit einzelnen andern französischen Schriftstellern) an, daß auch die Jury häufig rechtliche Feststellungen vorzunehmen habe, indem es nicht möglich sei, sie auf reine Thatfragen zu beschränken. Im Uebrigen aber ist auch bei Hélie eine irgend genügende Einsicht in das Verhältniß des concreten zu dem gesetzlichen Thatbestande in der Frage an die Geschworenen keineswegs zu finden. Seine Ausführungen über die Fragestellung stimmen vielmehr im Wesentlichen mit dem überein, was z. B. Trebutien (freilich bei weitem nicht so ausführlich) aufgestellt hat. Nur in der Beziehung sei hier noch auf Hélie verwiesen, daß derselbe über die Staatsrathsberathungen zu dem Art. 337 des Code d'instr. ausdrücklich bemerkt: — «il n'en résulte aucune définition précise du fait et du droit, aucune distinction exacte des attributions des jurés et des juges, aucune limite établie entre les deux compétences.»

Am Schlusse des Abschnitts findet noch die Stel-

1972 *Zeit. Witz.* 1860. *Stück* 198. 199.

lung des Geständnisses im französischen verfahren und die Bedeutung der Wichtigkeitsschwerde für das Verhältniß von That- und Frage Verurtheilung. —

Dann wendet sich die Untersuchung zu dritten Haupttheil, zu der Schuldfrage im französischen Geschworenengericht. Nachdem kurz stellt ist, wie es sich mit derselben in den französischen Schwurgerichtshöfen verhalten habe, werden einzelnen deutschen Strafproceßgesetze seit dem 1848 besprochen. Den Ausgangspunkt bildet wohl nicht zu bestreitende Satz, daß wenigstens allgemeine Verlangen nach der Jury, durch jene Gesetze befriedigt werden sollte, von Geschworenen, die nur „Probirsteine des Verurtheilten (Pland) sein sollten, nichts wissen wollte. Es dann aber auch von den einzelnen deutschen Gesetzen zum Theil aus dem Wortlaut der Stellen, unmittelbar von der Fragestellung handeln, zum Theil aus dem Zusammenhange dieser mit andern Theilen des Gesetzes, aber auch aus den Vorarbeiten (Entwürfen, Commissionsberichten, Kammerdebatten) gewiesen, daß bei keinem dieser Gesetze (mit Ausnahme des kurhessischen) Grund vorliegt, die Vorschriften über die Fragestellung in dem Sinne zu verstehen, als wollten sie die Geschworenen die bloße Beweisfrage beschränken. Besonders ausführlich wird für Preußen die Verordnung vom 3ten Januar 1849 und das Gesetz vom 3ten März 1852, sodann die einschlagenden Bestimmungen der hannoverschen Strafproceßordnung, ferner die bayerische und das braunschweigische Gesetz betrachtet, letzteres besonders mit Rücksicht auf die gegenwärtige Bestimmung, durch die es eine Verurtheilung von Specialverdict ermöglichen will. — Am Ende ist die kurhessische Gesetzgebung gestellt,

er, That- u. Rechtsfr. im Geschwor. ger. 1971

abweichend von den andern Gesetzen dem Gerichtshof allerdings das Recht zu ertheilen scheint, Beschworenen so viel wie möglich auf die Constatirung von Thatfachen zu beschränken. — Von übrigen Gesetzen gilt durchaus, daß nach ihnen Beschworenen (abgesehen von Zusatz und eventuellen Fragen) nach der Subsumtion der von Anklage behaupteten That unter die Bestimmungen des Strafgesetzes gefragt werden sollen. wo das Gesetz eine „Auflösung von Rechtsbegriffen“ oder dergleichen vorschreibt (wie in Preußen, Hannover, Oldenburg) ist diese Auflösung nicht einer Beschränkung der Geschworenen auf concrete Thatfachen zu verstehen.

Die deutschen Gesetze sprechen es ferner ausdrücklich aus, daß die zur Anklage gebrachte Handlung des Angeklagten zur Erledigung durch den Spruch der Geschworenen kommen solle. Darin liegt (abgesehen von ganz unwesentlichen Nebenfragen) in die Fragen an die Geschworenen die Thatlagen der That aufzunehmen sind, soweit die Anklage (d. h. die Schlußformel des Verweilurtheils, nicht etwa die Geschichtserzählung in der Thatlage) solche Specialien enthält. Dies ist schon aus der Natur der Sache: es ist die Thatlage der Thatbestand (d. h. die Thatlage der Thatlage), dessen der Angeklagte beschuldigt wird, sondern eine bestimmte, mehr oder weniger concrete That, die ihm zur Last gelegt ist.

Es folgt, daß die Ansicht Plauts (in seiner so ausgezeichneten „systematischen Darstellung des deutschen Strafverfahrens“), nach welcher der Gerichtshof überlassen sein soll, aus den Thatlagen der Verhandlungen die ihm erheblich concreten Thatfachen auszuwählen und dieselben den Verbrechensmerkmalen gegenüber zu

stellen, durchaus unrichtig genannt werden muß. Nach Bland sollen denn auch die Geschworenen das Recht haben, die Specialien verneinen und dennoch die gesetzlichen Merkmale bejahen und dadurch die Schuld des Angeklagten constatiren zu dürfen. Dadurch wäre der Wahrspruch von seiner natürlichen Grundlage, der Anklage, vollständig losgelöst und wäre völlig ungeeignet, einem richterlichen Urtheil zu Grunde gelegt zu werden. Zu einer solchen Auffassung geben die deutschen Gesetze durchaus keine Veranlassung.

Wenn aber nach diesen beiden Seiten — gesetzliche Qualification und Festhaltung der concreten That — die deutschen Gesetze zu einer dem richtigen Sachverhältniß keineswegs widersprechenden Auslegung berechtigen, so ist um so mehr die Praxis der deutschen Schwurgerichtshöfe zu tadeln, welche in den meisten Staaten gegen diese richtigen Grundsätze und gegen diese Auslegung vielfach verstößt. Aehnlich wie in Frankreich beschränkt man auch in den deutschen Schwurgerichtshöfen die Geschworenen nicht nur häufig auf die Feststellung concreter Thatfachen, sondern vernachlässigt auch das nothwendige Verhältniß der Fragen zu den Behauptungen der Anklage und zu der in dieser stets mehr oder weniger concret angegebenen That auf das wesentlichste.

In einem besondern Abschnitte wird die Streitfrage besprochen, wie weit die Ergänzung eines im Verweisungsurtheil ausgelassenen Merkmals des Verbrechens in der Fragestellung zulässig sei und ferner untersucht, wie es sich mit der Wichtigkeit der Behauptung verhält, daß nur diejenigen Merkmale in die Frage aufgenommen werden dürften, zu denen in der Anklage oder in der Verhandlung „thatfactlicher Stoff beigebracht“ sei. Endlich wird in demselben Abschnitte auseinandergesetzt, daß die Bestim-

mung der deutschen Gesetze über eventuelle Fragen in sofern an einem Mangel leiden, als sie (wenigstens nicht ausdrücklich) die Fälle nicht mit umfassen, in denen eine Anklageänderung durch eventuelle Fragen nöthig erscheinen kann, ohne daß die That dadurch „unter den Begriff eines andern Verbrechens fällt“, — in denen vielmehr für dieselben gesetzlichen Merkmale oder für dasselbe gesetzliche Merkmal sich andere als die von der Anklage erwähnten Modalitäten des concreten Falles herausstellen.

Ein fernerer Abschnitt betrifft die Competenz der Geschworenen in Betreff der Beurtheilung von Schuld ausschließungsgründen. Nach Erörterung der Gründe für und wider kommt die Untersuchung zu dem Resultat, daß nach den deutschen Gesetzen sowohl die Rücksicht auf die allgemeinen Bedingungen der Strafbarkeit einer jeden Handlung (Zurechnungsfähigkeit, Nothwehr) als die auf die besondern Strafausschließungsgründe, wie sie bei einzelnen Verbrechen und bei dem Versuch eintreten können, in der allgemeinen Schuldfrage an die Geschworenen enthalten sei. Die Geschworenen dürfen danach also, auch ohne daß eine besondere Frage deswegen an sie gerichtet wäre, den Angeklagten nichtschuldig erklären, sowohl wenn sie der Ansicht sind, daß er bei der That unzurechnungsfähig gewesen sei, als auch z. B. wenn sich aus den Verhandlungen ergeben hat, daß der des Meineids Angeklagte die falsche eidliche Aussage noch rechtzeitig widerrufen hat. Es wird am Schlusse jedoch hinzugesetzt, daß es durchaus gerechtfertigt ist, der Vertheidigung (wie dies in verschiedenen Staaten geschehen ist) das Recht zu ertheilen, trotz der allgemeinen Competenz der Geschworenen, der größern Sicherheit wegen, dennoch die Stellung besonderer

Fragen auf Schuldausschließungsgründe verlangen zu dürfen. Die Art, wie solche Fragen gestellt werden müssen, bedurfte zuletzt noch einer besondern Erörterung.

Was sodann das Verhältniß des Wahrspruchs zum Urtheil betrifft, so wird ausser andergesetzt, daß der Gerichtshof zunächst jedenfalls verpflichtet sei, zu prüfen, ob im Verdict die Merkmale eines gesetzlichen Verbrechensthatbestandes vollständig enthalten seien, und daß er den Angeklagten freisprechen müsse, wenn die festgestellten gesetzlichen Merkmale nicht zur Begründung irgend eines strafbaren Thatbestandes ausreichen. Es wird sodann jedoch auch die weitere Befugniß und Verpflichtung des Gerichtshofs aus den betreffenden Bestimmungen der Gesetze abzuleiten gesucht, den Wahrspruch in der Richtung zu prüfen, ob die in ihm enthaltenen concreten Umstände der That nach der Rechtsansicht des Gerichtshofs auch wirklich den in den Geschworenen darauf angewendeten gesetzlichen Merkmalen entsprechen, m. a. W. ob die im Verdict in erkennbarer Weise enthaltene Substantiation der concreten That unter den gesetzlichen Thatbestand rechtlich aufrecht zu erhalten sei oder nicht. Es wird untersucht, ob die Verpflichtung des Gerichtshofs, im Fall eines derartig rechtlichen Widerspruchs im Verdict trotz des Schwadig der Geschworenen den Angeklagten frei zu sprechen, als dem Grundgedanken des Geschworenengerichtes widersprechend oder nicht vielmehr als mit ihm durchaus vereinbar angesehen werden müsse.

In einem letzten Abschnitt dieser Abtheilung wird das Verhältniß von Verdict und Geständniß nach der Bedeutung beider dahin festgestellt, daß jenes durch dieses niemals ausgeschlossen werden dürfe. Man würde sonst entweder dem Ang

lagten selbst die Subsumtion seiner That unter das Gesetz zuweisen oder sie dem Gerichtshof zur Aufgabe machen, während in allen sonstigen Fällen jene Subsumtion zur Function der Geschworenen gehört. Die Nachahmung des englischen Verfahrens durch das preussische und württembergische Gesetz wird nicht mit *Bland* als dem Anklageprincip entsprechend gebilligt, sondern als von diesem so wenig wie vom Untersuchungsprincip gefordert getadelt.

Zum Schluß wird ausführlicher das Verfahren der preussischen Praxis besprochen, und zwar hauptsächlich nach den reichhaltigen in dem Archiv für preussisches Strafrecht von *Goldammer* enthaltenen Mittheilungen aus der Praxis der preussischen Schwurgerichtshöfe. Es wird im Einzelnen erörtert 1) die regelmäßige Befragung der preuß. Geschworenen nach den gesetzlichen Merkmalen des Verbrechens, 2) das Verfahren bei der sog. Auflösung von Rechtsbegriffen, 3) die willkürliche Beschränkung der Geschworenen auf concrete Thatfachen, 4) die Mißgriffe der Praxis in den Fällen, wenn die Geschworenen die Specialien der That verneint und dennoch die gesetzlichen Merkmale im Verdict bejahend festgestellt haben. — Die verschiedenen sich zum Theil geradezu widersprechenden Aufsätze in dem erwähnten Archiv, welche durch die in der Praxis bestehende Unsicherheit und Verwirrung hervorgerufen wurden, werden mehr oder weniger ausführlich kritisiert. Der Verf. fühlt sich ihnen, sowie der Darstellung *Blands* in dem erwähnten Werke insofern zu Danke verpflichtet, als aus der Vergleichung dieser einseitigen Versuche die vorliegende Frage zu lösen, das richtige Princip sich mit Nothwendigkeit zu ergeben scheint.

Hugo Meyer.

Seibertz

Abhandl. Verlagsabhandlung von J. E. B. Mohr 1860. **Doctrin und Praxis** über die Gültigkeit von Verträgen **zu Gunsten Dritter** nebst Belegen aus der Praxis der höchsten Gerichtshöfe der einzelnen Staaten Deutschlands von J. V. Busch, Vicepräsidenten beim Appellationsgerichte zu Eisenach. VI u. 140 S. in Octav.

Diesem Buch gebührt hauptsächlich deshalb Beachtung, weil es einer der wichtigsten Rechtsfragen zuerst die längst verdiente ausführlichere Erörterung geschenkt hat. Aber auch die Anerkennung muß dem Verf. gezollt werden, daß er mit selbständigem Urtheil sich davor gehütet hat, unbedingt einer flachen sogenannten Billigkeit zu huldigen. Daß freilich in dieser Hinsicht den Wünschen des Ref. wirklich genügt sei, daran fehlt, wie sich zeigen wird, immer noch Vieles.

Gleich im Eingange (§ 1) wird — unter allerniger Berufung auf eine Aeußerung Carpzovs, der aber ausdrücklich auf das römische Recht seine Entscheidung zurückführt — als Voraussetzung hingestellt, daß auf unserm Gebiete irgend ein abänderndes deutsches Gewohnheitsrecht existire: die Frage richtet sich also gleich dahin, wie weit die Abweichung sich erstreckt. Es wird dann zuerst in der Kürze (§. 3), nachher noch einmal ausführlich (§. 13—33) entwickelt, wie Beseler und Strippelmann, letzterer in Anschluß an die Praxis des O. A. G. Cassel, diese Frage beantwortet haben. In die Mitte fallen nach einer kurzen Erwähnung der preussischen, österreichischen und bayerischen Gesetzgebung (§ 2) Erörterungen über den Begriff des „zu Gunsten“ (in *favorum*) und den Begriff „Dritter“. Favor soll hier lediglich im Sinne eines rei-

nen, durch keine auch noch so unbedeutende Gegenleistung geminderten vermögensrechtlichen Vortheils genommen werden. Unter dem „Dritten“ wird eine Person verstanden, die bei dem betreffenden Vertrage sich nicht betheiligt; ausgeschlossen vom Gebiete der fernereren Betrachtung sollen danach auch alle die Fälle bleiben, wo der Stipulator als bloßer directer Repräsentant des Honorirten erscheint, wo also der letztere selbst, wenn er nur wo nöthig nachher rathabirt, juristisch als Contrahent anzusehen ist. Nur werden noch im § 5 mit Recht diejenigen getabelt, welche jeden Vertrag zu Gunsten Dritter auf ein Verhältniß wahrer Stellvertretung zurückführen zu dürfen glauben. Auch v. Savigny geht mit seinem „fast immer“ entschieden zu weit; es muß eben im einzelnen Falle feststehen, daß der Promittent sich direct dem Willen des Dritten unterwerfen wollte, — was man am wenigsten dann wird präsumiren können, wenn das ganze Versprechen nur oder wesentlich aus Rücksicht gegen den Stipulator hervorging. — Die Ausführungen des Verf. lassen hier im Einzelnen Manches zu wünschen übrig; insbesondere erscheint es dem Refer. bedenklich, wenn im Falle wahrer Stellvertretung ohne vorgängiges Mandat u. dgl. bei nachfolgender Rathabition von einer *actio de negotiorum gestione* oder *negot. gest.* als dem Dritten gegen den Promittenten zuständig die Rede ist, da doch hier nur die betreffende Contractsklage Platz greifen kann.

Im § 10 u. 11 folgt eine Kritik der Auffassung Beselers, wobei aber keineswegs alle Punkte Berücksichtigung finden, in denen der Verf. von B. abweicht. Vielmehr läuft die ganze — für den Refer. wenig überzeugende — Beweisführung (— S. 40) darauf hinaus, daß das Recht des Dritten keineswegs, wie B. als Regel aufstellt, bis zum Tode

im § 3 dieser Schrift entwickelt ist, auf einen concreten Vertrag Anwendung leidet, oder nicht. Also wenn ein insolventer Schuldner sich vom X versprechen läßt, daß er den Gläubiger befriedigen wolle, so soll dieser nicht darauf klagen können, während er es könnte, wenn von „schenken“ die Rede gewesen wäre. — Ferner wenn der Vertrag zu Gunsten des Dritten einfach auf 100 gestellt wäre: so soll ihn dieser geltend machen dürfen, während er es nicht dürfte, wenn das Object 1000 betrüge, aber die Bedingung beigefügt wäre, daß er (der Dritte) eine Sache im Werth von 100 dagegen leiste. —

Diese Unterscheidung des Verf. zeigt, grade weil sie so wenig gerechtfertigt ist, am besten die Unsicherheit der ganzen Sache. In der That verdankt die Lehre von der Gültigkeit der sogenannten dispositiven Verträge ihren Ursprung nur der mehr als bedenklichen Annahme der Naturrechtslehrer des 17ten und 18ten Jahrhunderts, daß jeder erklärte Consens als solcher rechtlich bindend sein müsse, falls er nur nicht etwas gradezu Unsittliches zum Gegenstande habe. Auch in der hier fraglichen Anwendung zeigt sich dies Princip von seiner schädlichen Seite. Es würde die Folge davon sein, daß oft ohne den wahren Willen des davon Betroffenen Gebundenheit einträte; denn an der ernstlichen Intention, sich dem rechtlichen Zwange Jemandes zu unterwerfen, muß regelmäßig mit Grund Zweifel sein, wenn die betreffende Erklärung nicht als an diesen selbst gerichtet angesehen werden kann. Freilich wäre andernfalls nothwendig in der von Beseler behaupteten Weise dem Stipulator ein Remissionsrecht zuzugestehen und der Promittent würde auf eine humane Handhabung desselben um so mehr rechnen dürfen, als das vermögensrechtliche Interesse des (Remissions-)Berechtigten dabei gar nicht in Frage käme: aber die hierauf beruhende Erwar-

tung könnte doch leicht, schon durch frühen Tod des Stipulators betrogen werden. — Die Stellung des römischen Rechts zu unserer Frage wird, mag man dies auch auf den ersten oberflächlichen Blick zu leugnen geneigt sein, doch vollkommen durch innere Gründe gerechtfertigt.

So hat denn auch, wie die vom Verf. mitgetheilte Sammlung von Präjudicien lehrt, die entgegengesetzte Anschauung keineswegs allgemein, oder auch nur annähernd allgemein durchdringen können. Insbes. haben die D. A. G. zu Jena (Anhang Nr. XXIII f.) und Lübeck (Anh. Nr. XXXIV) immer consequent an den Sätzen des römischen Rechts festgehalten; den dieselben sind auch in dem Kieler Erkenntniß S. 136 zu Grunde gelegt. Auch das S. 122 fg. mitgetheilte Präjudiz des Stuttgarter Obertribunals spricht keineswegs für die Ansicht des Vfs, da hier von einem wirklichen Contrahiren im Namen des Dritten die Rede ist (vgl. § 6 S. 11). Das D. A. G. Cassel, welches allerdings meistens (s. dag. Nr. IX. S. 85) weiter geht, verlangt doch aber immer ein besonderes Interesse des Stipulators, damit der Vertrag zu Gunsten des Dritten wirke (Nr. I—XV) und stützt überhaupt das Ganze auf irrig interpretirte Stellen des römischen Rechts. Die Gerichtshöfe zu Celle, Darnstadt, Dresden und Wolfenbüttel haben auch das Requisit eines besonderen Interesses fallen lassen, differiren aber im Einzelnen namentlich über die Dauer des dem Stipulator zugestandenen Remissionsrechts, indem die einen der Theorie Beseler's folgen, die andern die vom Verf. adoptirte beobachten.

Nur darüber sind freilich alle mitgetheilten Erkenntnisse ^{*)}, insbesondere auch die von Berlin —

^{*)} Bei denen der zuletzt erwähnten Tribunale wird man in dem majus doch das minus als eventuell mit enthalten betrachten können.

§. 121 —, Jena — §. 115 —, Riel — §. 187 f. — und Rübed — §. 125 — einverstanden, daß in den Fällen, wo wirklich schon das römische Recht ausnahmsweis für den Dritten eine Klage entstehen läßt (s. nam. l. 3. Cod. l. 55 de donat. quae sub modo) keine streng buchstäbliche Auslegung anzuwenden sei, vielmehr die Analogie Platz gegeben werden müsse. Und Ref. glaubt, daß hierin eine feste und allgemeine Usualinterpretation wohl etwas weiter gehe, als bei einer rein theoretischen Betrachtung der Quelle gerechtfertigt scheinen möchte. Es ist eben das Annahmsprincip, von dem man in der l. 3. cit. die Anwendung erblickte, seitens der gemeinrechtlichen Praxis consequent durchgeführt worden. Als notwendige Voraussetzung ist es aber dabei immer zu betrachten, daß es eigener Vermögensstoff des Copulators sein muß, über den zu Gunsten des Dritten disponirt wird, daß m. a. W. der dispositio Vertrag sich an ein anderes Geschäft anzuschließen hat, welches den Promittenten für seine Zusage schadlos zu halten geeignet ist. Wie man einerseits den übrigen concreten Thatbestand der l. 3 für innerlich irrelevant halten muß und bei der Regelanwendung allgemein wirklich hält: so fehlt es andererseits für eine darüber noch hinausgehende Abstraction, für ein völliges Umkehren der Regel auf jedem inneren wie äußeren Grunde.

Unter das hier anerkannte Annahmsprincip — dessen genauere Entfaltung an dieser Stelle zu weit führen würde — gehören nun grade meistens die Fälle, welche der Verf. als die Hauptanwendungssphäre seiner entgegengesetzten Regel angegeben hat, und so freut sich Ref. doch der Sache theilweis seine Beistimmung erklären und mit einer Anerkennung schließen zu können. G. Hartman

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

200. Stück.

Den 15. December 1860.

L o n d o n

Printed by Taylor and Francis MDCCCLIX.
Philosophical Transactions of the Royal Society
London. For the Year MDCCCLVIII. Vol. 148.

I. — I. The Bakerian Lecture. On the
Polarization and Dark Band in Electrical Dis-
charges as observed in Torricellian Vacua.
By P. Gassiot. — II. A Memoir on the

of Matrices. By Arthur Cayley. — III.
Memoir on the Automorphic Linear Trans-
formation of a Bipartite Quadric Function. By
Cayley. — IV. Supplementary Researches

on the Partition of Numbers. By A. Cayley.
V. Account of some Recent Researches
into the Geology undertaken with the View of throw-
ing light upon the Geological History of the
Valley of Egypt. Instituted by Leonard
Ward. VI. Researches on the Structure and
Development of the Reproductive Organs of the
Tadpole. By Thomas Williams.

Lebt zu einer sehr durchgreifenden Paral-

leisirung der Geschlechtsorgane bei den Anneliden gelangt zu sein. Er geht davon aus, daß sich in einer größern oder geringern Zahl von Ringen des Wurmes ein Organenpaar finde, welches Segmentorgan heißen soll. Von diesen Segmentorganen, welche sich ungeachtet mancher Modificationen überall wieder erkennen lassen, ist dann ein kleinerer oder größerer Theil in den Dienst der Geschlechtsfunctionen gezogen. Bei *Nais* z. B. stellen sich die Verhältnisse so, daß in hintern Leibeshringen die Organe ohne geschlechtliche Entwicklung vorkommen, in einem oder zwei andern Ringen mit geschlechtlicher Function. Die hintern Segmentorgane sind enge, etwa hufeisenartig gekrümmte oder schleifenförmige Canäle, mit einer Oeffnung in die Leibeshöhle, an welcher ein starker Cilienstrom in den Canal hineingeht, mit einer contractilen Anschwellung und einer Mündung nach außen. Der Canal ist so enge, daß körperlische Theile der Nahrungsflüssigkeit nicht hindurchgehen können. Die geschlechtlich entwickelten Organe sind weiter, der Cilienstrom ist noch kräftiger, die Anschwellung stellt einen Utriculus oder eine Ejaculationsblase vor. Verf. hat z. B. Eier darin gesehen. Sonderbar, daß bei derselben Art: *N. filiformis* bald nur ein, bald zwei Paare dieser Organe sich entwickelt fanden, im Sommer 1856 stets nur ein Paar.

Auch bei den Lumbricoiden finden sich geschlechtliche und ungeschlechtliche Segmentorgane, von erstern z. B. bei *Lumbricus Jordanii* ein Paar, beim gemeinen Regenwurme sechs oder acht Paar, während das ungeschlechtliche Organ bei diesem in fast allen übrigen Ringen vorkommt. Von den geschlechtlichen Paaren soll das zweite bis vierte incl. weiblich, das erste und fünfte männlich sein. Diese Organe liegen hinter dem verdickten Theile des Re-

genwurms. An den männlichen findet man den Hoden als einen Sack, welcher durch einen kurzen Gang in das Segmentorgan nahe seiner äußern Oeffnung führt, in den weiblichen sitzt das Ovarium in derselben Weise auf, und bei *Lumbricus kanii* (W.) meint Verf. gesehen zu haben, daß sowohl Hoden als Ovarien von diesem Organe aus wachsen. Bei dem Regenwurm finden sich zudem an den geschlechtlichen Segmentorganen Taschen, welche als Eiertaschen und Samentaschen dienen. Von den Hirudineen hat Verf. *Hirudo offic.* und *Albione muricata* untersucht. Er vereint hier mit dem Geschlechtsapparate als wesentliche Theile Organe, welche man sonst anders gedenkt. Es sollen sich nämlich hier eine Reihe von Ovarien finden, schleifenförmige Röhren, welche je mit einem Schenkel nach außen münden. Nahe dieser Oeffnung münde der feine Canal ein, welcher von dem daneben liegenden Bläschen komme. Letzteres habe eine freie Oeffnung in das Abdomen, aber keine Eulen. Der Umstand, daß nach dieser Auffassung die Hoden — über deren Auffassung Verf. mit andern Schriftstellern übereinstimmt — sich mit Ovarienpaaren in denselben Ringen finden würden, bildet natürlich für die Lehre von den „Segmentorganen“ einen Stein des Anstoßes. Verf. meint, es könne vielleicht die ganze Hodenreihe von dem einen Ringe ausgehen, in welchem sich die ausführenden Gänge beider Seiten verbinden. Die Untersuchungen des Verf. erstrecken sich ferner über *Torobella*, *Arenicola*, *Sabelliden* und *Serpuliden*, *Nereiden*, *Arctiden*, *Funcre*, *Syllis*, *Cirratulus*, *Glycera*, ferner *Chloronema*, *Nemertinen*, *Planarien*, *Aphroditiden*; neben den Segment- resp. Geschlechtsorganen ist auch die Gefäßentwicklung dieser Theile besonders berücksichtigt. Schließlich deutet Verf. die

of the Radical, Mercuric Methyl. 1
Bowdler Buckton. IX. Description of
and Teeth of the Placodus laticeps, C
indications of other new Species o.
and evidence of the Saurian Natur
Genus. By Professor Owen.

Zweifel an der Fischenatur von Ple
schon 1843 angeregt durch das von W
den Beiträgen zur Petrefactenkunde geg
eines Schädelfragmentes. Ein vor eini
an den Verf. gelangtes Schädelfragment
senlöcher, so daß unzweifelhaft das Thie
mete. Die Zusammenstellung andrer, am
bögen, dem Gaumen, Kautenbein &c. herg
Merkmale gestattet, das Thier unter d
ordnung in die Nähe des Sinosaurus
Muschelkalle zu stellen. Der mikroskopisi
Zähne und Knochen wird näher beschrieb

X. On the Properties of Electro
Antimony. By G. Gore. XI. On th
tution of the Essential Oil of Rue. B
ville Williams. XII. On the Action
nia on Glyoxal. By Dr. H. Debus.
some physical Properties of Ice. By

der Decussation, den Olfren, der Faserung
 i Ganglienkörpern derselben und endlich von
 venvursprüngen. Die Pyramiden findet Verf.
 el manchen Thieten größer im Verhältniß
 chizne, als beim Menschen, aber nicht abso-
 ger. Die Oliven wurden auch bei Säu-
 und Vögeln untersucht. Letztere zeigen die
 enkörper nicht in einer bestimmten Schicht
 met, vielmehr zerstreut.

On the Megatherium (Megath. Americ.
 and Blumenb.) Part IV. Bones of the
 or Extremities. By Prof. Owen. Gibt
 laifirte Beschreibung der Knochen nach einer
 Zusammenfegung und Vergleichung nament-
 t Mylodon, Bradypus, Choloypus und Meph-
 raga.

II. XVI. On the Anatomy and Physio-
 of the Spongiadae. By J. S. Bowerbank.

On the Spicula. Es ist der Plan des
 die Genera nach dem organischen Baue und
 Ordnung des Skelettes zu bearbeiten. Er be-
 hier zunächst die Spicula in Bezug auf che-
 Zusammenfegung und die bei den einen ge-
 bei andern erheblichere Zunahme der erdigen
 rung in der organischen Grundlage. Auf-
 lung der Spiculae im Organismus und die
 begründet sich dann die Ordnung derselben
 etettspicula, 2. Connecting Spicula, — Pro-
 Spicula ist von sehr beschränktem Vorkom-
 3. Defensio Spicula, 4. Membranenspi-
 5. Sarcodenspicula, 6. Knospenspicula), in
 ie hier der Reihe nach in ihren mannichfal-
 formen beschrieben, abgebildet und mit einer
 ologie versehen sind. XVII. On the Phy-

structure of the Old Red Sandstone of the
 of Waterford considered with relation

Anficht an, daß auch bei den Strahlthieren die Analogie der Segmentorgane wieder auftrate.

VII. On the Partitions of the R-Pyramid, being the first class of R-gonous X-edra. By the Rev. Th. P. Kirkman. „ VIII. On the Isolation of the Radical, Mercuric Methyl. By George Bowdler Buckton. IX. Description of the Skull and Teeth of the Placodus laliceps, Owen, with indications of other new Species of Placodus, and evidence of the Saurian Nature of that Genus. By Professor Owen.

Zweifel an der Gattung von Placodus, welcher schon 1843 angeregt wurde, daß von Münster in den Beiträgen zur Petrefactenkunde gegebene Bild eines Schädelfragmentes. Ein vor einigen Jahren an den Verf. gelangtes Schädelfragment zeigt Nasenlöcher, so daß unzweifelhaft das Thier Luft athmete. Die Zusammenstellung anderer, aus den Fochbögen, dem Gaumen, Kieferbein u. hergenommenen Merkmale gestattet, das Thier unter die Lacertenordnung in die Nähe des Simosaurus aus dem Muschelstalle zu stellen. Der mikroskopische Bau der Zähne und Knochen wird näher beschrieben.

X. On the Properties of Electro-deposited Antimony. By G. Gore. XI. On the Constitution of the Essential Oil of Rue. By C. Greville Williams. XII. On the Action of Ammonia on Glyoxal. By Dr. H. Debus. XIII. On some physical Properties of Ice. By John Tyndall. XIV. Researches on the Intimate Structure of the Brain Human and Comparative. First Series. On the Structure of the Medulla oblongata by J. Lockhart Clarke. Die Abhandlung geht nach einigen historischen Notizen, und Bemerkungen über Aeußeres zu den oberflächlichen Vorgenfasern über, handelt demnächst von den Pyrami-

den, ihrer Decussation, den Oliven, der Faserung und den Ganglienkörpern derselben und endlich von den Nervenuersprünge. Die Pyramiden findet Verf. wohl bei manchen Thieren größer im Verhältniß zum Gehirne, als beim Menschen, aber nicht absolut größer. Die Oliven wurden auch bei Säugethieren und Vögeln untersucht. Letztere zeigen die Ganglienkörper nicht in einer bestimmten Schicht angeordnet, vielmehr zerstreut.

XV. On the Megatherium (Megath. Americ. Cuvier and Blumenb) Part IV. Bones of the Anterior Extremities. By Prof. Owen. Gibt eine detaillierte Beschreibung der Knochen nach einer sichern Zusammensetzung und Vergleichung namentlich mit *Mylodon*, *Bradypus*, *Choloypus* und *Mylomecophaga*.

Part II. XVI. On the Anatomy and Physiology of the Spongiadae. By J. S. Bowerbank. Part I. On the Spicula. Es ist der Plan des Verf., die Genera nach dem organischen Baue und der Anordnung des Skelettes zu bearbeiten. Er behandelt hier zunächst die Spicula in Bezug auf chemische Zusammensetzung und die bei den einen geringere, bei andern erheblichere Zunahme der erdigen Einlagerung in der organischen Grundlage. Auf die Stellung der Spiculae im Organismus und die Function begründet sich dann die Ordnung derselben (1. Skelettspicula, 2. Connecting Spicula, — Prohensile Spicula ist von sehr beschränktem Vorkommen, — 3. Defensive Spicula, 4. Membranenspacula, 5. Sarcodenspacula, 6. Knospenspacula), in welche sie hier der Reihe nach in ihren mannichfaltigen Formen beschrieben, abgebildet und mit einer Terminologie versehen sind. XVII. On the Physical Structure of the Old Red Sandstone of the County of Waterford considered with relation

1990 Götting. gel. Anz. 1860. Stüd 200.

to Clearage, Joint Surfaces, and Faults. By the Rev. Sam. Haughton. XVIII. On the Relative Power of Metals and Alloys to conduct Heat. Part I. By Crace Calvert. XIX. On the Thermo-electric Series. By Augustus Matthiessen. XX. On the Electric conducting Power of the Metals. By Aug. Matthiessen. XXI. On the Resistance of Tubes to collapse. By William Fairbairn. XXII u. XXIII. Fourth and Fifth Memoir upon Quantics. By Arthur Cayley. XXIV. On the Tangential of a Cubic. By A. Cayley. XXV. Astronomical Experiment on the Peak of Teneriffe. By Prof. Piazzzi Smyth. XXVI. On Curves of the Third Order. By the Rev. George Salmon. XXVII. On the Magnetic Induction of Crystals. By Prof. Julius Plücker. XXVIII. On the Development of Decapod Crustacea. By Spence Bate. Verf. hatte sich schon früher in einem Berichte über die britischen Edriophthalmen dahin ausgesprochen, daß die Metamorphose der höchsten Crustaceenformen theils in der Umbildung untergeordneter Theile zu wichtigern, theils in Neubildungen bestehe. Zusammenhängend hat Verf. nun die Metamorphose von *Carcinus maenas* verfolgt und findet, daß dieselbe ganz allmählich während der Häutungen erfolgt. Sie ist bei den Brachyuren überhaupt unter den Decapoden am bedeutendsten. Theile, welche vorübergehend bei den Larven vorkommen, finden sich bleibend bei irgend einer Form erwachsener Crustaceen. Anhängsel, welche bei den Larven sehr wichtig sind, erfüllen bei den erwachsenen Thieren eine untergeordnete Rolle, gehen auch wohl ganz verloren. Theile, welche ihre Form ändern, entsprechen in ihrer Anfangsform den bleibenden niederer Crustaceen. Theile, welche bei höhern Formen

Philos. Transact. of the R. Soc. of Lond. 1991

spät auftreten, fehlen den niedern ganz. Die folgenden drei Abhandlungen:

XXIX. An Inquiry regarding the parts of the Nervous System which regulate the contraction of the Arteries.

XXX. On the Cutaneous Pigmentary System of the Frog.

XXXI. On the Early Stages of Inflammation rühren sämmtlich von einem Verf.: Joseph Vister her und stehen auch in einem innern Zusammenhange. Vorgelegt und gelesen am 18. Juni 1857 sind sie auch sämmtlich mit spätern Nachträgen versehen.

Die erste Aufgabe hat Verf. zu lösen gesucht durch Experimente an Nerven, Rückenmark und Gehirn, Durchschneidungen und Reizungen nebst Messungen der Gefäßdurchmesser in der Schwimnhaut. Während Reizung des großen Hirns keinen Einfluß äußerte, ließ sich von der Gegend der Sehlappen und kleinen Hirns, wie vom verlängerten Marke und Rückenmarke her, auf die Gefäße wirken. Doch sind die hintern Theile des Rückenmarks nicht etwa bloß Leiter einer weiter vorn entstandenen Erregung, sondern sie tragen selbständig zur Gefäßspannung bei, wie sich ermitteln läßt, wenn man einen großen andern Theil (4.) ausschneidet, die Gefäße beobachtet und dann auch das letzte Ende des Rückenmarks entfernt. Verf. meint, daß die Nerven für die Gefäße mit den übrigen Nervenfascern der Hinterextremität entspringen und zeigt, daß sie wenigstens nicht weiter nach vorn entspringen und etwa im Sympathicus nach rückwärts laufen, indem Reizung des andern Theiles des Rückenmarks allein (nach Trennung von dem hintern) keinen Einfluß auf die Gefäße übt.

Bleiben aber auch die Gefäße nach Entziehung der

genannten Erregungsquellen zunächst gleichmäßig weit, so treten doch in einem spätern Stadium wieder Schwankungen des Durchmessers auf. Solche wurden selbst an amputirten Gliedern beobachtet, zeigten sich z. B. an einem abgeschnittenen, wohl unterbundenen, im April an kühlem Orte in reinem feuchten Weinen aufbewahrten Beine noch am 9. Tage. Diese Aenderungen treten streckenweise an den Arterien auf; auch eine sehr localisirte Reizung brachte Contraction der Arterie in längeren Strecken hervor. Darum möchte Verf. auch diese von Nerven, freilich nur peripherischen, ableiten und erinnert an die einzelnen Ganglienkörper, welche man anderwärts in der peripherischen Verbreitung der Nerven gefunden habe.

Wenige Fasern scheinen schon eine erhebliche Wirkung an den Gefäßen hervorbringen zu können; Vf. durchschnitt an einem Schenkel alle Weichtheile bis auf die Gefäße. Da sich dennoch die Spannung der Gefäße nach einiger Zeit wieder hob, meint Vf., daß sich Nerven an den Gefäßen erhalten haben müssen.

In der zweiten Abhandlung stellt Rister die Ansicht auf, daß der Uebergang des Pigmentes aus der Netzform und Sternform in die Punktform keineswegs auf einer Contraction der Pigmentzellen beruhen könne: die Pigmentkörnchen sind in der letztern Form zu eng zusammengedrängt, nehmen dabei einen zu kleinen Raum ein. Würde die punktförmige Anordnung des Pigmentes durch Contraction der Zellenäste bedingt, so müßte auch die Flüssigkeit, in welcher die Körnchen suspendirt sind, mit denselben vereinigt sich im Zellkörper finden. Aber die Körnchen sind auf einen zu kleinen Raum dicht zusammengedrängt. Verf. beobachtet namentlich an Pigmentzellen, welche sich um Gefäße biegen, die

Standansicht und findet, daß das Pigmenthäufchen eine sehr geringe Dicke habe. Außerdem sei es zwar schwer, doch nicht unmöglich, zu erkennen, daß die Zellenäste ihre Höhlung behalten, auch wenn das Pigment sie verlassen habe. Seien einige Körnchen desselben zurückgeblieben, so sei das leichter.

Wenn nun einerseits die Punktform der Pigmentirung durch Nerverregung eintritt, so ist doch andererseits auch die Ausbreitung des Pigmentes nicht bloß passiv. Heftiger galvanischer Reiz hemmt sie ebensowohl, als die Concentrirung. Verf. meint eine Anziehung und Abstoßung der Pigmentkörnchen unter einander annehmen zu müssen, welche im Zellenkörper am stärksten sei. Letzterer enthalte bei Ausbreitung der Körnchen zuweilen nur sehr wenig Pigment, ohne jedoch sich völlig zu entleeren. Die nach dem Tode eintretende Punktform bildet sich schneller aus bei Blutmangel. Wird Blutverlust vermieden, so gelingt es wohl an amputirten Füßen, vor der Leichenpunktform noch erst eine Ausbreitung als Folge der Aufhebung des Nerveneinflusses zu sehen. Auch im Leben zeigt sich eine Abhängigkeit vom Blute, indem Stockung Blässe (Punktform) bewirkt, rascher bei entleerten, als bei vollen Gefäßen. Die Nerven können dabei noch fähig sein, ihre motorische und sensible Function zu vollziehen. — Verf. erinnert daran, daß Aufhören der Circulation auch Zusammenziehung der Gefäßmuskelfaser und der Darmmuskulatur zur Folge habe.

Uebrigens treten nach der Leichenblässe noch Wechsel fleckenweise auf. Da das Blasse- oder Dunklerwerden immer einige Ausbreitung habe, so hält Verf. auch hier eine Einwirkung peripherischer Ganglienkörper für plausibel.

Die Wirkung des Lichtes auf den Zustand der Pigmentzellen hält der Verf. für abhängig von den

Augen und findet dafür Gründe in den Resultaten von Augenanschnidungen auch von bloßer Einhüllung des Kopfes, wiewohl in beiden Fällen die Bedingungen complicirt sind.

Die Einwirkung des Uvarigiftes tritt, wie an den Gefäßen, so auch an dem Pigmente später auf, als an dem Apparate der willkürlichen Bewegung.

Der Grundgedanke, welcher sich durch die dritte Abhandlung hindurch zieht, ist, daß die Entzündung auf einem Sinken der Lebensthätigkeit der Gewebe beruhe. Der normale Einfluß der Gewebe hindere, wie das Gerinnen des Blutes, so auch das Aneinanderkleben der Blutkörperchen. Sinkt dieser Einfluß, so tritt das Verkleben ein, wie wenn das Blut dem Einflusse des Körpers durch Entfernung aus demselben entzogen ist. — Ein erster Abschnitt bespricht speciell das Verkleben der Blutkörperchen in seinen verschiedenen Erscheinungen, die Einwirkungen, welche die Neigung zum Verkleben erhöhen u. Auch die meisten Blutkörperchen kleben zusammen und bilden unregelmäßige Haufen. Im zweiten Abschnitte (über Bau und Functionen der Blutgefäße) bespricht Verf. die Contractionen der kleinen Arterien, welche so weit gehen können, daß keine Blutkörperchen mehr hindurch gehen, während die Capillaren lediglich elastisch wirken. Stockung in sonst gesunden Theilen vermögen die Blutgefäße weder durch Verengerung noch durch Erweiterung zu bewirken. Der dritte Abschnitt behandelt die Wirkung der Irritantia auf den Kreislauf. Der Hauptbeweis dafür, daß die zeitweilige Weite irgend welcher Blutgefäße nur eine secundäre Rolle bei der Entzündung spiele, liegt in den Versuchen mit sehr localisirter Reizeinwirkung. Ein wenig Capsicum kann Stasis in einem ganz kleinen, genau der Ausdehnung des Reizes entsprechenden, Capillarbezirke her-

vorrufen, ohne irgend eine Aenderung der Gefäß-lumina.

Daß die Stasis, vornehmlich das Verkleben der Blutkörperchen, auf dem Zustande der Gewebe beruhe, welche das Blut durchfließt, folgert Verf. besonders daraus, daß man nach einem mäßigen localen Reize längere Zeit eine unvollkommene Stocung in der Weise beobachten könne, daß die Blutkörperchen wohl verkleben, doch nicht so bedeutend, um eine eigentliche Stauung zu bewirken. In solchem Falle tritt die Erscheinung also immer an neuen Bluttheilchen auf, diese können nicht das primär Afficirte sein, und da auch das äußere Reizmittel, z. B. Wärme, längst entfernt sein kann, so muß ein in den Geweben gesetzter Zustand das Wesentliche sein. Daß eine Wirkung der Reizmittel direct auf das Blut nicht die Hauptsache sein kann, ergibt sich u. a. auch daraus, daß dieselben, welche leicht Stocung bewirken, mit dem bloßen Blute in Berührung gebracht, die Neigung der Blutkörperchen zum Verkleben theils nicht ändern, wie Senf, oder gar ihr entgegenwirken, wie Chloroform. Letzteres Mittel kann auch in den Körpertheilen das Verkleben der Blutkörperchen hindern, z. B. wenn man einen starken Tropfen auf die Schwimnhaut eines amputirten Fußes wirken läßt. Schwächer angewandt kann es aber, wie andere Reizmittel, auch in amputirten Theilen noch eine gewisse Stufe entzündlicher Erscheinungen bewirken. Es findet in der gereizten Gegend eine Anhäufung der Blutkörperchen Statt, welche sich nicht auf die Capillaren beschränkt. Die Möglichkeit dieser Anhäufung beruht auf den oben erwähnten wechselnden Zusammenziehungen von Arterienstrecken nach dem Tode. Blutkörperchen, welche in die gereizte Gegend gerathen, bleiben darin hängen.

1996 Götting. gel. Anz. 1860. Stück 200.

In dem vierten Abschnitte, Wirkungen der Irritation auf die Gewebe, tritt die Beziehung zwischen dem Hauptgegenstande der Untersuchung und den Pigmentzellen hervor. Denn an diese wendet sich Verf. besonders, um den Einfluß der Irritantien auf die Gewebe zu erkennen. Jedoch zieht er, um eine vom Nervensysteme unabhängige Thätigkeit in ihrem Verhalten gegen Irritantia zu studiren, auch die Wimperzellen herbei. Stärkere Reize wirken im Ganzen lähmend auf die Pigmentzellen, so daß sie in ihrem augenblicklichen Zustande bleiben. Dagegen fand Verf. von schwächerer Seneinwirkung, Crotonöl, Canthariden, den Erfolg, daß zunächst das Pigment aus der Punktform in die Sternform überging und dann erst die Veränderungen aufhörten. Vf. möchte dies so auffassen, daß zunächst durch Aufhören der Nerventhätigkeit eine Abstoßung im Pigmente, dann aber eine Aufhebung der Bewegungstendenzen im Pigmente selbst erfolge. Die Wirkungen auf die Pigmentzellen treten ein, ehe noch Blutstockungen sich bilden. Nach geeigneter Stärke der Reize bleibt auch die Leichenblässe aus. Eine solche Wirkung, aber vorübergehend, hat auch die Kohlensäure.

XXXII. On the Structure of Lava's, which have consolidated on steep Slopes; with Remarks on the Mode of Origin of Mount Etna, and on the Theory of »Craters of Elevation.« By Sir Charles Lyell. XXXIII. Note on Archdeacon Pratt's Paper »On the effect of Local Attraction in the English Arc.« By Captain A. R. Clarke. XXXIV. On the Organization of the Brachiopoda. By Albany Hancock. In dieser, von sehr zahlreichen Abbildungen (auf 15 Tafeln) begleiteten Abhandlung faßt der Verf. seine länger fortgesetzten Studien über die Brachiopoden zusammen. Es hat bei denselben ein bedeutendes Mate-

Gebote gestanden und namentlich beruft sich
 rf. bei einigen Punkten, über welche seine An-
 von frühern abweichen, auch auf die vortreff-
 onservatien von ihm untersuchter Exemplare.
 nende Auffassungen, welche Hr Hancock schon
 ausgesprochen hat, treten hier nun fester be-
 auf, wie namentlich über das Herz oder die
 stillen Herzen dieser Weichthiere. Die von
 und Andern für Herzen angesprochenen Or-
 ad Oviducte, sie führen aus dem Periviscer-
 ne nach außen, Verf. hat in ihnen, wie in
 anne Eier gefunden. Daß sie nach außen
 lehen, kann bei nicht vollkommen conservirten
 laren verkannt werden, indem das sehr hin-
 Epithel die Oeffnungen verstopft. Das Or-
 ad sich überall sonst paarig, nur bei Rhyn-
 la ein Doppelpaar.

Der gelben Farbe der Ovarien abstechend,
 ch bei Waldheimia eine rothe Masse, theils
 Oberfläche des Eierstocks, theils in dessen
 n. Bei Lingula zeigte sich an sehr ent-
 n Eierstöcken ebenfalls eine solche Masse in
 licher Form. In den, anscheinend auf ver-
 en Entwicklungsstufen befindlichen Zellen die-
 asse kamen haarförmige Körper vor, welche
 tr. Spermatozoen nehmen konnte, wonach also
 1, vielleicht auch die Gelenkbrachiopoden, an-
 mären.

Das wahre Herz der Armfüßer sei von Huxley
 zuerst aufgefaßt. Als eine einfache Blase
 es sich auf dem Magen. Bei Waldheimia
 lis meint Verf. noch vier kleine Hülfs Herzen
 zu haben und vermuthet deren noch meh-
 während er bei W. cranium keine bemerkt.
 Aus den vielen Angaben über das Gefäß-
 ngleich das Nervensystem erwähnen wir nur

noch, daß nach dem Verf. Owen Theile des Gefäßsystemes für Nerven gehalten hat. Die Verwechslung sei sehr leicht zu begehen, indem sich die innere Haut so in Längsfalten lege, daß man sie für Nervenröhren halten könne.

Der Perivisceralraum hängt mit den Blutgefäßen nicht zusammen. Derselbe wird mit dem Atrium der Tunicaten verglichen. Vielleicht geschehen Excretionen in diesem Raum, etwa urinöser Natur; Einbringen des Wassers von außen kann nicht wahrscheinlich gefunden werden.

Als Respirationsorgane betrachtet Hancock besonders die Arme, namentlich die Cirrhi, während der Mantel überall nur wenig, bei manchen wegen der Kalkincrustationen gar nicht für diese Function in Anspruch genommen werden könne. Der Darm endet blind bei den Terebratuliden und Rhynchonelliden, während der After bei Lingula sehr deutlich ist. Bei den erstern enthält der Darm Infusorienschalen, bei Lingula auch Crustaceenreste, spiculae von Schwämmen, Borsten, vermuthlich von Würmern und Spuren von Vegetabilien.

Ausführlich wird auch von den Muskeln gehandelt und ihre Functionen zum Theile neu bestimmt, damit denn auch die Namen derselben geändert.

XXXV. On Chondrosteus, an extinct Genus of the Sturionidae, found in the Lias Formation at Lyme Regis. By Sir Philip de Malpas Grey Egerton. Manche neuere Funde bekräftigen das von Agassiz aufgestellte, den Sturioniden verwandte Genus Chondrosteus.

XXXVI. On the Influence of Temperature on the Refraction of Light. By the Rev. T. P. Dale and Dr. J. H. Gladstone. XXXVII. On the Structure and Functions of the Hairs of the Crustacea. By Campbell de Morgan. Verf. hält die

für Tastorgane auf Grund der Wahrnehmung, Fortsetzungen des nervenhaltigen Corium in die-
indringen. Solche Fortsetzungen kommen auch
Form vor, daß sie nur durch die harte Schale
, ohne äußerlich weiter, als mit einem Knöpf-
orzutreten. So kommt es um die Höcker an
scheerengliedern vor. Die weiche Substanz
an den Scheerengliedern mit der zarten Pulpa
nen, welche die Spitze der Scheerenglieder
Einige Male hat Verf. Nerven bis in die
von Haaren verfolgt.

Stockholm

. Norstedt & Söner 1860. Statistisk Tid-
t, utgifven af Kongl. Statistiska Central-
. Forsta Häftet. VIII u. 56 S. in Oct.
se neue Zeitschrift, welche einen abermaligen
3 von der großen Thätigkeit des Schwedischen
tischen Bureaus gibt, über dessen neuern, auch
: statistische Wissenschaft wichtigen umfangrei-
Publicationen wir früher in diesen Blättern
3. 1859 St. 125—127) berichtet haben, soll,
is Vorwort sagt, in ähnlicher Weise wie die
n Belgien', den Niederlanden, Preußen, Sach-
id Oesterreich neben den in größeren Zwischen-
n erscheinenden voluminösen Publicationen der
schen Bureaus herauskommenden officiellen Zeit-
en vorzüglich dazu dienen, solche statistischen
, die, wie 3. B. die über die Geburten und
efälle, über Schifffahrt und Handel 2c. um so
interessiren, je schneller sie bekannt werden, so
wie möglich nach deren Erhebung mitzutheilen,
amentlich auch durch mehr populär gehaltenen
ge und Ausführungen über einzelne Theile der
llen Statistik in einem größeren Kreise von Le-
was Interesse für die Landesstatistik zu erwecken
durch den reichen Schatz statistischer Daten, welche

die großen amtlichen Publicationen der statist. Bureaus darbieten, gemeinlicher zu machen als bisher der Fall gewesen, weil ohne eine solche Vermittlung meist nur der Statistiker von Fach im Stande ist, daraus die richtige u. vollständige Belehrung zu schöpfen. Da wir uns vorbehalten, auf diese Zeitschrift, von der jährl. 3-4 Hefte zu 3-5 Bogen erscheinen sollen, nachdem sie weiter fortgeschritten sein wird, nochmals zurückzukommen, und da es uns hier vornehmlich darauf ankam, auf das auch für die statistische Wissenschaft erfreuliche Erscheinen derselben aufmerksam machen, so fügen wir hier nur noch eine Uebersicht des Inhalts dieses ersten Hefes hinzu. Nach dem Vorwort bringt dasselbe den Anfang eines größeren Aufsatzes über die Geschichte u. Organisation der amtl. Statistik von dem Dir. des stat. Centralbur., Dr Berg, in welchem die Einrichtung des statist. Centralbur. zu Stockh. ausführlich dargelegt wird, welche zwar von dem Könige seit längerer Zeit genehmigt worden, deren vollständige Ausführung aber noch von der ständischen Bewilligung der dazu erforderlichen jährl. Fonds abhängt, über welche bei der letzten Versammlung der Stände noch keine Vereinigung hat erreicht werden können. Es ist zu hoffen, daß dieser interessante Aufsatz namentlich auch zur Beseitigung der in den Ständeverhandlungen laut gewordenen Bedenken gegen die Bevorzugung, welche in Schweden die Bevölkerungsstatistik von jeher gefunden hat und die ihr auch fernerhin eingeräumt werden soll, beitragen werde. Allerdings ist seit der Errichtung der Tabellencommission in Schweden gerade die Bevölkerungsstatistik vorzugsweise cultivirt worden. Dies kann aber nur entschieden gebilligt werden, denn daß die Statistik der Bevölkerung die Grundlage aller Statistik sei u. daß eine gut ausgeführte Statistik der Bevölkerung eines Landes fast seine ganze Statistik mit einbegreife, darüber sind die ersten Statistiker vollkommen einig u. nach dem was seit einem Jahrhundert gerade in Schweden für die Bevölkerungsstatistik geschehen ist, scheint es uns für dies Land jetzt fast eine Ehrensache, den hierin bisher eingenommenen Vorrang nicht aufzugeben. Hierauf folgt noch: 2. über den internationalen Austausch der officiellen statist. Publicationen, 3. Uebersicht der Trauungen, Geburten u. s. w. in Schweden während des J. 1856, 4. Areal und Vertheilung der Stadtgebiete (1. Abth.), 5. Volksmenge, Trauungen, Geburten u. der verschiedenen Provinzen u. der Städte Schwedens seit Anfang des J. 1749 (1) Stadt Stockholm) und endlich Vermischtes (über die spanische officiële Statistik). W.

G ö t t i n g e gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

201. Stüd.

Den 17. December 1860.

G ö t t i n g e n

Dieterichsche Buchhandlung 1860. Vorstudien zu einer wissenschaftlichen Morphologie und Physiologie des menschlichen Gehirns als Seelenorgan von Rudolph Wagner. Erste Abhandlung. Ueber die typischen Verschiedenheiten der Windungen der Hemisphären und über die Lehre vom Hirngewicht, mit besondrer Rücksicht auf die Hirnbildung intelligenter Männer. Mit einer Mappe mit 6 Kupfertafeln. 96 S. in Quart.

Seit der neuen Serie der Schriften unsrer K. Gesellschaft der Wissenschaften, welche im Jahre 1843 unter dem Titel von „Abhandlungen“ in deutscher Sprache an die Stelle der früheren »Commentationes« getreten und nummehr bis zu dem demnächst erscheinenden neunten Bande vorgeschritten sind, ist die Einrichtung, die auch an andern Akademien besteht, getroffen worden, Separatabdrücke der einzelnen Abhandlungen in dem Buchhandel noch

vor Erscheinen des entsprechenden Bandes zu verbreiten. Bei dem ganzen jetzigen Gange unsrer Literatur ist eine solche Einrichtung fast unumgänglich nothwendig geworden, wenigstens in Betreff der Naturwissenschaft. Die Gesellschaftsschriften stehen gewissermaßen zwischen den selbständigen Werken und den Zeitschriften. Rasche, aber häufig mehr ephemere Publication noch nicht vollendeter Arbeiten ist bei letzteren theils Aufgabe, theils Erfolg. Selbständige Werke sollen immer wenigstens den Zweck auf dem Gebiete der Naturwissenschaften haben, der Lehre zu dienen oder Neues und Selbständiges in mehr abgeschlossener Form darzubieten. Gesellschaftsschriften pflegen die Arbeiten weniger weit und allgemein bekannt zu machen, aber länger und gleichsam in mehr aristokratischer, vornehmer Weise denselben Plätze zu reserviren, welche nicht so schnell von der Tagesfluth überdeckt werden, als Aufsätze in Zeitschriften oder Arbeiten von wenigen, leicht sich verlierenden Bogen. Gewiß haben die Gesellschaftsschriften auch den Zweck: Publicationen zu ermöglichen, für welche bei strengster Wissenschaftlichkeit entweder das Publicum überhaupt oder relativ zu klein ist, indem Buchhändler die Kosten, namentlich bei den oft dabei so nöthigen Illustrationen durch Kupfer, nicht ohne Verlust tragen können.

Unsre Societätsschriften pflegen nur seltener mit Abbildungen versehen zu werden. Um so dankbarer muß hier die Munificenz des Universitäts-Curatoriums erwähnt werden, wodurch es möglich wurde, die beifolgende Abhandlung mit vorzüglichen Tafeln zu versehen. Das Hauptverdienst, nicht bloß für die Herstellung der Zeichnungen und des Stiches, sondern auch für sorgsame Ueberwachung des Kupferdrucks und der übrigen Ausstattung, hat Herr

Universitäts-Kupferstecher Koedel, welcher stets unter Rücksprache mit mir den Atlas ausführte, auch selbst den Stich der Schrift der Tafeln übernahm. In bereitwilliger Mitwirkung der Verlags-handlung und der Buchdruckerei haben wir in der Herstellung dieser Abhandlung mit dem Atlasse, Alles zu leisten gesucht, was in einer kleinen, den größeren Mitteln für die Kunst-Industrie entrückten Universitätsstadt geschehen kann, um mit Vermeidung von allem Luxus eine möglichst würdige, dem Inhalte entsprechende Erscheinung darzubieten.

Es war nämlich vorzüglich die Absicht, bildliche Darstellungen vom Gehirne unsres großen Mathematikers Gauß zu geben, dabei Gehirne anderer geistig thätiger und ausgezeichneten Männer in Vergleich zu ziehen, wobei natürlich eine möglichst große, leider nur nicht in hinreichendem Grade erreichbare Vergleichung von Gehirnen von gewöhnlichen Menschen nothwendig war.

Zur Vermeidung von Mißverständnissen, die mir — nach vorläufigen Publicationen der Haupt-Untersuchungen im Auszuge in unsern Mittheilungen — in meinem brieflichen Verkehr noch fortwährend vorkommen, sehe ich mich zu folgenden Erklärungen genöthigt.

Es lag weder in meiner Absicht, noch in meinem Vermögen, hier etwas Abschließendes zu geben. Ich weiß auch sehr wohl, daß die Haupt-Ergebnisse weit mehr entmuthigend als aufmunternd ausgefallen sind. Nur gegen eine Kritik der Methoden der Wägungen, einen Vergleich mit denen von Hufschke muß ich mich entschieden verwahren. Aus Gründen, die jeder Mann vom Fache sich leicht nahe bringen kann — sollten und konnten andre Relationen von

Gewichten hier noch nicht berücksichtigt werden und sind für spätere Publicationen aufbewahrt.

Wiederholt habe ich bemerkt, daß vorschreitende Jahre und erneuerte Gesundheitsstörungen mir geboten, eine Publication zu beeilen, wenn ich nicht vielleicht der Anstrengungen und Früchte einer 30jährigen, oft unterbrochenen, aber immer wieder aufgenommenen Beschäftigung verlustig gehen wollte. Wer einigermaßen mit dem Objecte der Arbeit vertraut ist, wird mir gerne zugestehen, daß in dem ganzen Gebiete der Anatomie, Physiologie und Pathologie es keinen schwierigeren und mit mehr Ballast, mit mehr unbewiesenen und zum Theil vielleicht immer unbeweisbaren Behauptungen überfüllten Abschnitt gibt. Es scheint mir daher einiges Verdienst, neben dem Versuche, sichere, wenn auch nur sparsame, Thatsachen aufzufinden, diesen Augiasstall der organischen Naturlehre und Medicin einigermaßen reinigen zu helfen.

Von einer Reihe von mehr oder weniger vorbereiteten und begonnenen Abhandlungen ist diese die erste, wenn auch eine der später angefangenen, welche ich publicire, da sie geeignet ist, am besten in die Gesamnthrnllehre in ihrer Beziehung zur Seelenthätigkeit einzuführen. Sie soll eine, wenn auch künstliche, doch auf gewissen, natürlichen, aus der Entwicklungsgeschichte mehr oder weniger abgeleiteten Principien basirte Topographie der Windungen des großen Gehirns, mit Ausschluß der Hirnbasis, geben und die Lehre des absoluten Hirngewichts berichtigen, so wie der Gewichtsverhältnisse des großen Gehirns zu dem kleinen Gehirn und Rückenmark, als den beim eigentlichen Denken nicht theiligten Abschnitte der Centraltheile.

Es sind zwei Lehrsätze näher thatsächlich geprüft,

welche erst noch durch die neuesten, umfassenden Arbeiten über das menschliche Gehirn festgestellt zu sein schienen.

- 1) Daß das Gehirn sehr intelligenter Männer durch zahlreichere Windungen ausgezeichnet sei.

Dieser Satz hat einige neue Stützen, dagegen auch einige widersprechende Beobachtungen erhalten. Er ist als zweifelhaft hingestellt.

- 2) Das absolute Gewicht des Gesamtgehirns, wie das relative der Hemisphären, soll bei intelligenten Menschen größer sein, als bei gewöhnlichen.

Dieser Satz wird verworfen. Zugleich werden die irrigen Angaben, welche über die Hirngewichte von Cromwell, Lord Byron, Cuvier und Dupuytren cursiren, berichtigt. Es freut mich, daß Herr Pierre Gratiolet, dessen ausgezeichnete encephalometrische Arbeiten ich vielfach citirt habe, als ein echter wahrheitsliebender Naturforscher mir für die Berichtigung dieser von ihm ebenfalls herrührenden irrthümlichen Angabe, indem er selbst aus einer falschen Quelle zweiter Hand schöpfte, seinen Dank aussprach.

Die specialisirte Hirntabelle, welche nahezu an ein tausend Hirngewichte mit durchgängiger Hinzufügung des Alters, Geschlechts und der Krankheit der betreffenden Individuen auf das französische metrische Gewicht reducirt, zusammenstellt, könnte auch als ein Ballast erscheinen. Es schien mir aber diese Zusammenstellung nach der Höhe des Gewichts durchaus nöthig, um damit gewisse Folgerungen zu belegen, welche ich schon jetzt daraus zog und noch

in der Folge daraus ziehen werde. Leider für
 übrigen Momente, als Größe und Körperge-
 nur sehr sparsam hinzuzufügen möglich ge-
 Von mir selbst sind nur 32 Hirnwägungen
 stellt; diese 32 Gehirne verschiedener Geschl
 im erwachsenen Zustand, habe ich allen in
 Haupt-Untersuchungen zu Grunde gelegt. I-
 dings eine geringe Zahl; aber es hat etwas
 ziehendes, gerade durch Combination aus nicht
 vielen Fällen schon Resultate allgemeiner Natur
 erlangen, mögen diese auch dann durch eine gr-
 Anzahl von Fällen modificirt werden.

Mit Bedacht sind in dieser Tabelle mög-
 große Mengen von Gehirnen von drei verschie-
 nen Nationen, Deutschen (nach Tiedemann, Hu-
 Bergmann, Virchow und mir), Franzosen (Du-
 chappe) und Engländern (Sims) genommen,
 als Vergleiche zu dienen, wenn ich später an
 nationellen und Rasseeigenthümlichkeiten for-
 werde.

Ich bemerke schließlich ausdrücklich, daß
 obige Angaben auch nicht im mindesten die
 präjudicirt wird, ob etwa die verschiedenen
 lappen in verschiedenen Gehirnen — wie es
 Beispiel Hufschke will — verschiedene Gewicht-
 hältnisse zeigen, aus denen sich physiologisch-ps-
 chologische Lehrsätze ableiten lassen. Diese ver-
 schende Anatomie der Gelehrten-Gehirne — als
 ren erster Anfang diese Abhandlung gelten mag
 geht nur für jetzt noch nicht auf diese Frage
 sie ist einer späteren Reihe von Untersuchungen
 behalten.

Hier kann man nur Schritt für Schritt
 dringen, und es schien mir vorläufig rathlicher,
 ber alte Irrthümer wegzuschaffen, das Gebiet

Tabeln zu reinigen, als neue hinzuzufügen. Der bereits trivial gewordene Spruch: *cilius emergit veritas ex errore, quam ex confusione* ist hier ~~ist~~ am Orte.

Indem ich diese Zeilen zum Drucke abgebe, er-
halte ich den zweiten Band des viel verbreiteten
kühbaren Lehrbuchs der Physiologie von D. Funke,
welcher S. 574 zugleich die erste öffentliche Beur-
theilung eines Theils des Inhalts dieser Schrift,
so weit derselbe bereits in den „Nachrichten“ ge-
wesen war, mir vor Augen bringt. Ich darf hof-
fen, daß mehrere hier gemachte Ausstellungen durch
die vorliegende Abhandlung einigermaßen berichtigt
werden. Die reiche Hirngewichtstabelle wird zei-
gen, daß ich nicht versäumt habe, meine spar-
sam, nur an 32 Gehirnen in den letzten Jahren
gemachten Erfahrungen durch fremde Beobachtun-
gen zu ergänzen. Was die Vernachlässigung der
Dicke der grauen Substanz betrifft, so kann ich
hier bemerken, was schon zum Theil S. 9 der
Schrift geschah, daß ich zwar eine exactere Mes-
sung für unausführbar halte, daß aber öftere Ver-
suche mich belehrten, daß ein irgend auffallender
Unterschied zwischen verschiedenen Gehirnen nicht be-
steht. Eine Kritik der Methoden, zum Beispiel des
Versuchs, durch Abschabung der grauen Schicht
der Randwülste vergleichende Gewichtsbestimmungen
derselben bei verschiedenen Gehirnen zu machen
(eine höchst rohe und nichts leistende Methode!),
wird in einer späteren Abhandlung gegeben wer-
den, welche die Wägungs- und Messungsmethoden
vom Gehirne und seinen Theilen, von der Schädel-
Capacität u. s. m. im Zusammenhange einer
kritischen Beurtheilung unterwerfen soll. Ueber-
haupt muß ich angelegentlich bitten, daß man

meine Arbeiten über das Gehirn und deren notwendige große Lückenhaftigkeit doch auch nicht nach dem Fragmentarischen dieser einen Abhandlung beurtheilen möge. Manches wird später supplirt werden, was hier übergangen scheint. Es sind vielerlei Beziehungen der Verhältnisse des Gehirns in morphologischer und physiologischer Hinsicht zu gleicher Zeit in Angriff genommen; aber die Ausarbeitung schreitet nach Zeit und Gelegenheit ungleich fort. Ein so ungemein schwieriges Gebiet muß mehr als ein anderes auf Billigkeit in den Ansprüchen rechnen. Auch bin ich bei diesen Arbeiten ganz auf mich selbst beschränkt; daher das sehr langsame Fortschreiten. Aus nahe liegenden Gründen habe ich es seit längerer Zeit vorgezogen, jüngere Kräfte nicht mehr, wie in früheren Jahren, bei meinen Special-Arbeiten zu bethelligen.

Schließlich kann ich meine nähern und fernern Freunde nur auf das dringendste bitten, mich ferner und reichlicher zu unterstützen, als bisher. Meine Haupt-Desiderate sind zunächst: gute und klare Beobachtungen über Krankheiten des kleinen Gehirns, Mittheilungen von Gehirnen und Schädeln von Mikrocephalen zur Untersuchung und Beschreibung, und Rassen-Gehirne.

R. Wagner.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

202. 203. Stück.

Den 20. December 1860.

W i e n

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, 1860.
Die Reform der direkten Besteuerung in
Oesterreich, auf Grund der Anträge des k. k.
Finanzministeriums. Von Gustav Höfen. VII
u. 158 S. gr. Oct.

Unter den großen schwebenden Fragen der Gegenwart darf die österreichische Finanzfrage wohl von jedem politischen Parteistandpunkte aus als eine der wichtigsten und theoretisch wie praktisch, volkswirtschaftlich wie politisch interessantesten bezeichnet werden. Insoferne wird die obige Schrift schon überall auf ein zahlreiches Lesepublicum rechnen können. Denn sie behandelt und motivirt die Steuerreformpläne der österreichischen Finanzverwaltung, welch' letztere mittelst dieser Reformen wenn auch nicht vollständig das Gleichgewicht zwischen den Einnahmen und Ausgaben des Kaiserstaats zu erreichen, so doch diesem dringend nothwendigen Zustande näher zu kommen hofft. Dies wenigstens war doch

2010 Gött. gel. Anz. 1860. Stück 202. 203.

der klare letzte Grund, überhaupt in gegenwärtiger Zeit an die Steuerreform zu denken.

Daneben aber nimmt die Schrift des Hrn Höf-
len auch ein ganz selbständiges finanzwissenschaft-
liches Interesse in Anspruch. Sie beschäftigt sich mit
einer Reihe der wichtigsten Fragen und Probleme
aus dem Gebiete der Lehre von den Steuern und
Abgaben, Fragen, wie sie nicht nur in Oesterreich,
sondern mehr oder weniger in jedem modernen
Staate hervorgetreten sind. Einmal ist es ja nicht
Oesterreich allein, wie die Parteileidenschaft es gerne
darzustellen pflegt, welches für rasch wachsende Staats-
bedürfnisse neue Quellen zur Deckung aufzuschließen
oder aus den alten mehr herauszuziehen genöthigt
ist. Jeder europäische Staat, fast ohne Aus-
nahme, kämpft mit derselben Schwierigkeit. Daher
treten denn auch gleiche oder ähnliche Reformvor-
schläge im Steuerwesen gegenwärtig überall auf und
jeder Staat kann sich freuen, wenn ein Finanzplan
schon an anderer Stelle gründlich erörtert und ge-
prüft ist, weil er daraus für seine eigenen Zwecke
die werthvollsten Lehren und Anhaltspunkte zu ge-
winnen vermag. Sodann aber hat man, abgesehen
von der Nothwendigkeit, seine Einnahmen zu ver-
mehren, auch wieder in vielen andern Staaten ganz
ähnlich wie in Oesterreich in dem bestehenden Steuer-
system große und empfindlich drückende Mängel wahr-
genommen, welche zur Abstellung mahnten. An letz-
tere hat man sich freilich nicht überall gewagt, weil
oftmals zwar das Uebel wohl klar erkannt worden
war, aber man über das Heilverfahren keinen Ent-
schluß zu fassen, sehr häufig auch überhaupt nichts
Besseres an die Stelle des Schlechten zu setzen
wußte. Darum ist aber der Wunsch, die Mängel
zu heben, nicht in den Hintergrund getreten. Die
im Dienste der Praxis stehenden Finanzmänner wer-

den deshalb die österreichischen Reformpläne mit größtem Interesse prüfen. Zumal für den Theoretiker bieten diese Pläne aber des Belohnenden und Anregenden so viel, daß dieser ihnen mit gespanntester Aufmerksamkeit folgen wird. Es kommen dabei nämlich eine Menge von Fragen zur Besprechung, über welche die Theorie noch ebenso wenig, wie die Praxis endgültig abgeschlossen hat. Die Cardinalfrage des ganzen Steuerwesens, die über die theoretische Richtigkeit und praktische Durchführbarkeit der allgemeinen Einkommensteuer, tritt, ohne besonders behandelt zu werden, überall mehr oder weniger deutlich als diejenige hervor, welche einer unabweißbaren Lösung in Bälde zugeführt werden muß. Die Grundidee der österreichischen Reformpläne darf, wenn sie consequent verfolgt wird, was allerdings noch nicht immer geschehen ist, als eine wesentliche Annäherung an das Princip der Einkommensteuer bezeichnet werden. Schon in dieser Beziehung sind diese Pläne ein entschiedener Fortschritt zu einem rationelleren Besteuerungssystem. Nicht minder ist dies aber die Ausführung jener Grundidee, — und gerade darauf ist das Hauptgewicht zu legen. —

Es ist wohl keine zu gewagte Behauptung, wenn man bereits die gegenwärtigen verschiedenen Systeme der directen Besteuerung als Arten mehr oder weniger klar bewußter, gut oder schlecht gelungener Compromisse zwischen der Praxis und der theoretischen Forderung der allgemeinen Einkommensteuer bezeichnet. Auf die letztere kommen wir nun einmal bei unseren logischen Folgerungen stets hinaus. Die noch vor wenigen Decennien vernehmbaren theoretischen Einwände finden immer weniger Anklang, und die Geschichte der preußischen Klassensteuer vom 30. Mai 1820 kann am besten als Beleg dienen,

daß die moderne Rechtsanschauung unwillkürlich und mit einer gewissen Nothwendigkeit zur Förderung einer wenigstens annäherungsweise Vertheilung der Steuern nach dem Einkommen hinführt. Eine, wenn nicht stets der Absicht, so doch der Wirkung nach principiell Abweichung von der Idee der Einkommensteuer liegt vor Allem noch in der bestehenden Real- und hier besonders in der Grundsteuer, wie dieselbe meist aufgelegt zu sein pflegt. Die nach dem Parcellarkataster repartirte Grundsteuer stellt nur eine ein für allemal bestimmte Quote des Reinertrags einer Parcellle der Finanzverwaltung zur Verfügung. Der Gesammttertrag der Grundsteuer bleibt daher im Allgemeinen ein stabiler, soweit die Steuer von dem bereits ertragsfähig gemachten Boden erhoben wird; ja, es liegt in der Natur der Dinge, daß er eher ab- als zuzunehmen strebt, weil bei der Evidenzhaltung, wie Höfen gelegentlich ganz richtig bemerkt, das Interesse der Grundeigenthümer bewirken wird, daß wohl jeder Anspruch auf Verminderung, keineswegs aber jede berechnigte Erhöhung der Steuer zur Anmeldung kommt. Hierdurch nimmt die Grundsteuer ganz von selbst die Natur einer Reallast an.

Die österreichischen Steuerreformpläne brechen im Principe, wie in der Ausführung mit dieser durchaus irrationellen, den wechselnden und im Allgemeinen steigenden Bedürfnissen des Staats sich am wenigsten anschmiegenden Besteuerungsform. Darin allein liegt aber nicht ihr Verdienst, denn die bisherige Praxis hat schon in den verschiedensten Staaten durch alle mögliche Palliative im concreten Fall vollständige Unhaltbarkeit jenes Systems gutzumachen gesucht. In Oesterreich selbst geschah dies u. A. durch die wiederholten Zuschläge zur Grundsteuer, wodurch theilweise ausdrücklich das Ein-

kommen vom Grund und Boden noch besonders besteuert werden sollte. Der jetzige Reformplan stößt dies ganze System im Principe um, stellt aber ein neues, auf anderer Basis beruhendes System an dessen Stelle, welches insbesondere die Realität der Grundsteuer verwirft und aus dieser ebenfalls eine dem Ertrag nach wechselnde Steuer macht.

Hiermit wurde bereits im Voraus eine der wichtigen Fragen berührt, deren die österreichischen Steuerreformpläne mehrere behandeln. Eine andere ist z. B. die mit Wesen und Ausführung der Reform enge zusammenhängende über die Verhältnißmäßigkeit der Abgaben, über das Verhältniß der directen zu der indirecten Besteuerung, — eine Frage, welche bekanntlich ebenfalls immer von neuem und immer dringender in den Vordergrund der Erwägung bei der praktischen Durchführung von Steuern wie bei der theoretischen Erörterung des Steuerwesens tritt. Man braucht nur an die Steuer- und Zollagitation in England zu denken.

Die Höffen'sche Schrift nun selbst anlangend, so besteht dieselbe im Wesentlichen aus einer Reihe von Aufsätzen, welche der als volkswirthschaftlicher Schriftsteller bekannte Verfasser, gegenwärtig Sectionsrath im österr. Finanzministerium, über die Reformvorschläge in der Wochenschrift des Ministeriums der „Austria“, im Laufe des vorigen Winters veröffentlicht hat. Sie wurden ursprünglich zu dem Zwecke geschrieben, um die Grundidee der Reform und die wichtigsten Punkte in weiteren Kreisen bekannt zu machen, und eventuell auch zu einer Besprechung, Prüfung und Kritik Gelegenheit zu geben. Es liegt daher auf der Hand, daß die Höffen'sche Arbeit wesentlich eine Empfehlung der Reformanträge ist. Als solche mußte sie als ora-

daß die moderne Rechtsanschauung unwillkürlich und mit einer gewissen Nothwendigkeit zur Förderung einer wenigstens annäherungsweise Vertheilung der Steuern nach dem Einkommen hinführt. Eine, wenn nicht stets der Absicht, so doch der Wirkung nach principielle Abweichung von der Idee der Einkommensteuer liegt vor Allem noch in der bestehenden Real- und hier besonders in der Grundsteuer, wie dieselbe meist aufgelegt zu sein pflegt. Die nach dem Parcelarkataster repartirte Grundsteuer stellt nur eine ein für allemal bestimmte Quote des Reinertrags einer Parcellle der Finanzverwaltung zur Verfügung. Der Gesamtertrag der Grundsteuer bleibt daher im Allgemeinen ein stabiler, soweit die Steuer von dem bereits ertragsfähig gemachten Boden erhoben wird; ja, es liegt in der Natur der Dinge, daß er eher ab- als zunehmen strebt, weil bei der Evidenzhaltung, wie Kosten gelegentlich ganz richtig bemerkt, das Interesse der Grundeigenthümer bewirken wird, daß wohl jeder Anspruch auf Verminderung, keineswegs aber jede berechnigte Erhöhung der Steuer zur Anmeldung kommt. Hierdurch nimmt die Grundsteuer ganz von selbst die Natur einer Reallast an.

Die österreichischen Steuerreformpläne brechen im Principe, wie in der Ausführung mit dieser durchaus irrationellen, den wechselnden und im Allgemeinen steigenden Bedürfnissen des Staats sich am wenigsten anschmiegenden Besteuerungsform. Darin allein liegt aber nicht ihr Verdienst, denn die bisherige Praxis hat schon in den verschiedensten Staaten durch alle mögliche Palliative im concreten Fall vollständige Unhaltbarkeit jenes Systems gutzumachen gesucht. In Oesterreich selbst geschah dies u. A. durch die wiederholten Zuschläge zur Grundsteuer, wodurch theilweise ausdrücklich das Ein-

derum um weiteren Kreisen und insbesondere den Fachgenossen noch bessere Gelegenheit zur Prüfung und Kritik zu geben. Die Aufgabe des Verf. bestand darin, aus den ausführlichen Entwürfen und Notizen den Kern herauszuschälen und daran für die Zwecke eines größeren Leserkreises geeignete Erläuterungen zu knüpfen. Nach Ansicht des Ref., dem die Actenstücke vorlagen, ist dem Verf. die Lösung dieser Aufgabe ganz wohl gelungen. Natürlich braucht man im Einzelnen mit dem Einen oder Andern nicht immer einverstanden zu sein. Aber die Vorwürfe, namentlich des Doctrinarismus, welche in den meist ziemlich oberflächlichen Besprechungen und Kritiken der österreichischen Zeitungen sowohl dem ganzen Reformplane, wie noch mehr der Darstellung durch Hn Höften gemacht worden sind, scheinen uns größtentheils ungerechtfertigt zu sein. Im Gegentheil ist es gewiß nur verdienstlich, wenn durchgehends auf die der beabsichtigten Reform zu Grunde liegenden theoretischen Stützpunkte und Anschauungen näher eingegangen wird. Gerade durch eine solche Zurückführung der einzelnen Bestimmungen auf das allgemeine Princip, von welchem der Gesetzgeber bei der Feststellung jener sich leiten ließ, und durch die Zusammenfassung des ganzen Reformplans in ein streng logisches System der directen Besteuerung, sowie durch den Nachweis, auf welche Art dies System aus den rationellen volkswirthschaftlichen Grundsätzen hervorgehe und sich darauf aufbaue, — gerade hierdurch wird sicherlich das Wesen der Reformpläne in das richtige Licht gestellt und das Verständniß derselben sehr erleichtert. Auch wird eben dadurch einer Kritik und sachgemäßen Polemik ohne Zweifel der beste Dienst erwiesen. Unsere Schrift wird dadurch eine für die Finanzwissenschaft sehr werthvolle Arbeit.

Sie erfordert freilich ein ziemlich eingehendes Studium und ist keine leichte Lectüre, aber einfach weil die Materien, welche darin behandelt werden, zu den schwierigsten und complicirtesten der Finanzwissenschaft und der ganzen Volkswirthschaftslehre gehören. Es wäre ungerecht, deshalb den Verf. zu tadeln, vielmehr unterschreibt Ref. gern ein Urtheil von M. Wirth, daß der Mann der Wissenschaft mit Vergnügen eine solche Arbeit durchlesen und nur selten Gelegenheit zum Widerspruch finden werde. Von den Reformplänen selbst darf man gewiß mit Recht sagen, daß „die consequente Kühnheit der Theorie“ von vorneherein in dem Theoretiker und, wie uns bedünken will, auch in dem weiter blickenden, die zahllosen Schwächen des Bestehenden am besten kennenden Praktiker ein äußerst günstiges Vorurtheil erweckt, welches durch die sichtbare „alle Schwierigkeiten derartiger Reformen fast ängstlich ermessende Vorsicht der praktischen Erfahrung“ nur noch bestärkt werden kann.

Eine noch vielfach verbreitete und auf einer theilweise richtigen theoretischen Argumentation beruhende Ansicht ist freilich aller und jeder principiellen Aenderung selbst des irrationellsten Steuersystems abhold, indem die Anhänger derselben das Gewicht auf die im Verlehere vor sich gehende Ab- und Ueberwälzung von Steuern im Falle partieller Ueberbürdung legen und eine dadurch herbeigeführte gleichmäßige Vertheilung der Steuerlast nach dem Einkommen als das Resultat jedes länger bestehenden an sich vielleicht irrationellen und ursprünglich unbilligen Steuersystems ansehen. Auch unser Verf. berührt diesen Einwand gegen jede Steuerreform in der Kürze. Wie uns dünkt, haben wir hier einen der vielen Sätze vor uns, wo etwas wahrscheinlicher oder möglicher Weise, d. h. unter der

len, Ref. d. direct. Besteuer. in Oesterr. 2017

ansetzung der Wirksamkeit der und jener Ur-
en Eintretendes als etwas gewiß Eintretendes
estellt wird. Solche Sätze unterliegen sicherlich
der Finanzwissenschaft, wie in der Volkswirth-
tslehre den größten Bedenken, und sie eben sind
welche, als augenscheinlich, in der Wirklichkeit
als unrichtig, unsere theoretischen Lehren discre-
en. Die Nationalökonomik vermag nicht abso-
richtige, unter allen Umständen mit mathemati-
Sicherheit zutreffende Sätze aufzustellen, sie
es stets nur mit relativen Wahrheiten zu thun.

Können und dürfen immer nur von einer Ten-
z der Entwicklung oder m. a. W. nur davon
hen, daß ein gewisses Verhältniß sich unter der
ksamkeit der uns bekannten, oft nur sehr wenig-
in den Calcül aufgenommenen Ursachen so und
u gestalten strebe. Niemals aber sollten wir
a, es wird oder es muß sich an sich so gestal-

Denn dies wäre ein oberflächlicher Schluß
ein wissenschaftlicher Trugschluß, ein Ignoriren
der in dem allgemeinen Satze nicht mit be-
ichtigten, weil unbekannten Ursachen oder ein
zessen des Umstands, daß jede volkswirtschaft-

Erscheinung eine Function einer unendlichen
ige Variablen sei, kurz, ein Fehler, dessen Nie-
d sich schuldig machen darf, welcher auf dem
en einer empirischen Wissenschaft steht. Gerade
r den Dilettanten unseres Fachs sind solche
lüsse an der Tagesordnung. Wir möchten da-
er gern von neuem an J. St. Mill's classi-
Werl erinnern, in welchem dieser Fehler an-
ten aufgedeckt und die relative Wahrheit unserer
sätze am schärfsten auseinandergesetzt wird. Die
älzungstheorie ist ein glänzendes Beispiel, um
n das Wesen und die bedingte Richtigkeit unse-
volkswirtschaftlichen Lehrsätze zu erweisen. Sie

Sie erfordert freilich ein ziemlich eingehendes Studium und ist keine leichte Lectüre, aber einfach weil die Materien, welche darin behandelt werden, zu den schwierigsten und complicirtesten der Finanzwissenschaft und der ganzen Volkswirtschaftslehre gehören. Es wäre ungerecht, deshalb den Verf. zu tadeln, vielmehr unterschreibt Ref. gern ein Urtheil von M. Wirth, daß der Mann der Wissenschaft mit Vergnügen eine solche Arbeit durchlesen und nur selten Gelegenheit zum Widerspruch finden werde. Von den Reformplänen selbst darf man gewiß mit Recht sagen, daß „die consequente Kuhnheit der Theorie“ von vorneherein in dem Theoretiker und, wie uns bedünken will, auch in dem weiter blickenden, die zahllosen Schwächen des Bestehenden am besten kennenden Praktiker ein äußerst günstiges Vorurtheil erweckt, welches durch die sichtbare „alle Schwierigkeiten derartiger Reformen fast ängstlich ermessende Vorsicht der praktischen Erfahrung“ nur noch bestärkt werden kann.

Eine noch vielfach verbreitete und auf einer theilweise richtigen theoretischen Argumentation beruhende Ansicht ist freilich aller und jeder principellen Aenderung selbst des irrationellsten Steuersystems abhold, indem die Anhänger derselben das Gewicht auf die im Verkehre vor sich gehende Ab- und Ueberwälzung von Steuern im Falle partieller Ueberbürdung legen und eine dadurch herbeigeführte gleichmäßige Vertheilung der Steuerlast nach dem Einkommen als das Resultat jedes länger bestehenden an sich vielleicht irrationellen und ursprünglich unbilligen Steuersystems ansehen. Auch unser Verf. berührt diesen Einwand gegen jede Steuerreform in der Kürze. Wie uns dünkt, haben wir hier einen der vielen Fälle vor uns, wo etwas wahrscheinlicher oder möglicher Weise, d. h. unter der

bestehenden directen Abgaben. Alsdann geht er zur Darlegung des beantragten Systems der Erwerb- und Rentensteuer über, widmet dem wahrscheinlichen finanziellen Erfolg der Reformanträge, sowohl bezüglich der Einnahmen, wie der Ausgaben eine nähere Betrachtung, kommt darauf auf die Verhältnismäßigkeit der Abgaben zu sprechen und schließt mit einer Prüfung der lautgewordenen Bemängelungen der Reformvorschläge, wobei er sich am eingehendsten mit dem Gutachten der Commission beschäftigte, welche von der Landwirthschaftsgesellschaft für Steiermark zur Prüfung der Vorlagen des Finanzministeriums in Betreff der Realsteuern betraut worden war.

Berathungen über die Reform der directen Besteuerung wurden bereits seit mehreren Jahren im österreichischen Finanzministerium gepflogen *). Der letzte Grund dafür lag offenbar in der Finanznoth, welche dringend auf eine Steigerung der Einnahme hinwies. Ref. erwähnte dies bereits anfangs. Die Vorlagen, wie unsere Schrift, gestehen dies auch gelegentlich zu, allein, wie uns scheint, nicht so offen, als wiederum im Interesse der Sache zu wünschen gewesen wäre. Man wollte freilich dadurch wohl der Ansicht keine Stütze geben, als handle es sich bei dem Reformwerke um fiscalische Interessen. Allein einmal war dies doch der Fall, und sodann würde diese etwas absichtliche Beiseite-Setzung des finanziellen Moments doch immerhin verdächtig erschienen sein. Bei der allbekannten

*) Zur Unterstützung derselben wurden viele treffliche statistische Daten gesammelt und zusammengestellt, u. A. z. B. die Tabellen über die directen Steuern und das Grundsteuerkataster, welche Baron Bruck dem Wiener statistischen Congress im J. 1857 vorlegte. Vgl. darüber unsere Anzeige in diesen Blättern, Jahrg. 1860, St. 10—12. S. 90—118.

befagt weiter gar nichts, als daß ein Einkommen, welches unter partieller Steuerüberbürdung leidet, nothwendiger Weise dahin streben muß, sich durch Abwälzung des Zuviel mit andern Einkommen auf eine gleiche Stufe zu stellen. Daß dies geschehen kann und unter Umständen wirklich geschieht, vermöge der „Mechanik des Selbstinteresse's“, wie ein geistreicher Statistiker, Engel, die Volkswirthschaft definiert, ist gewiß; allein wenn man den Satz ganz absolut hinstellt, wie es so oft geschieht, so würden dabei eben die zahlreichen, möglichen und oft genug thatsächlicher Weise die Abwälzung hindern- den Umstände ganz außer Acht gelassen. Es kann z. B. in hundert Fällen unmöglich sein, den Preis einer partiell zu hoch besteuerten Waare zu erhöhen, noch andernfalls das Geschäft aufzugeben, so daß hier ein relativ niedrigerer Kapital- oder Unternehmerngewinn bestehen bleibt und keineswegs eine genügende Abwälzung Statt findet. Gerade in der landwirthschaftlichen Industrie tritt dieser Fall wohl nicht selten ein. Die Abwälzungstheorie ist aus diesen Gründen an sich daher durchaus kein Ausschlag gebendes Argument gegen die Vornahme tiefer greifender oder principieller Reformen im herrschenden Steuersystem.

Höfken behandelt zunächst in einer Einleitung das Wesen und die Grundzüge der Reformanträge und geht sodann gleich auf die wichtigste ihm vorliegende concrete Frage über die Rathslichkeit der Beibehaltung des bisherigen Parzellen-Ertragskatasters oder der Einführung eines Realitätenwerthkatasters als Steuergrundlage ein. Hierauf erörtert er im Einzelnen das beantragte System der Realsteuern, und zwar der Reihe nach die Grund-, die Gebäudesteuer und den ausgleichenden Steuerzuschlag und behandelt in der Kürze die außer den Realsteuern derzeit

der indirecten Abgaben von 110 auf 163½ Mill. oder um 50 Proc. Die procentweise Steigerung wäre demnach eine ziemlich gleichmäßige, allein wenn man bedenkt, daß die indirecten Abgaben die Hauptartikel des Consums treffen, daher auf den untern Klassen der Bevölkerung relativ schwerer lasten, als auf den wohlhabenderen, so läßt sich aus jener an sich gleichmäßigen Steigerung dennoch auf eine bedenkliche Ueberlastung der Massen schließen, selbst ein richtiges Verhältniß vor 1848 als bestehend angenommen. Dieser Umstand mußte deshalb auf die Nothwendigkeit einer stärkeren Inanspruchnahme der directen Steuern hinweisen, wie es ja schon an sich in der Richtung der Zeit liegt, auf eine Entlastung der unteren Stände mittelst der Ersetzung indirecter durch directe Abgaben hinarbeiten. Unser Verf. beschäftigt sich in dem Abschnitte über die Verhältnißmäßigkeit der Abgaben eingehender auch mit diesen Fragen, welche durch die Agitation der Manchesterpartei in England wieder mehr denn je in den Vordergrund des öffentlichen Interesses getreten sind. In Großbritannien bilden bekanntlich im Staatsbudget die indirecten Abgaben, Zölle und Accise, bei weitem den größten Theil der Staatseinnahmen überhaupt. Aber einmal ist es ein großer Irrthum, welcher immer noch trotz der Arbeiten von Rries u. A. m. weit verbreitet ist, zu meinen, daß das britische Steuersystem die directen Steuern deshalb kaum kenne und namentlich wenig von einer Grundsteuer wisse. Denn die großen Einnahmen der Localverbände für die Zwecke des Armenwesens, Straßenbaus, der Polizei und anderes Aehnliche, — lauter Zwecke, deren Befriedigung bei uns auf dem Continente meist unmittelbar der Staat übernommen hat —, diese Einnahmen werden fast ganz mittelst der Grund-

steuer eingebracht. Sodann aber zeigt auch die seit 1842 eingeführte und bis jetzt immer noch beibehaltene Einkommensteuer, so wie die von R. Peel begonnene und von Gladstone vorläufig beendete Revision des Zoll- und Accisetarifs, bei welcher die Entlastung der niederen Klassen immer mehr zum leitenden Princip geworden ist, daß man auch in England sich der directen Besteuerung von Jahr zu Jahr mehr nähert.

Vergleicht man Oesterreich mit andern continentalen Staaten, so weicht das Verhältniß zwischen directen und indirecten Steuern hier, wie H. mittheilt, allerdings nicht so erheblich ab. Es ist in Oesterreich (excl. Militärgrenze und Lombardei) wie 1:2,32, in Frankreich wie 1:2,4, in Preußen wie 1:2,2, in Belgien wie 1:2,29. Indessen möchten wir die Schlüsse, welche auf diese und ähnliche Relationen gerade oft vom österr. Standpunkte an gebaut werden, etwas vorsichtig acceptiren. Denn die Bevölkerung der östlichen Provinzen Oesterreichs steht auf einer so viel niedrigeren Wirthschafts- und Culturstufe, daß sie gar nicht ohne Weiteres mit der der westlichen Provinzen und anderer westeuropäischer Länder verglichen werden kann. Dasselbe Verhältniß zwischen directen und indirecten Abgaben, welches in Frankreich oder Preußen ganz billig sein mag, kann sehr wohl für einen großen Theil der österreichischen Lande eine starke Ueberbürdung der unteren Klassen mit indirecten Abgaben involviren. Und das möchte in der That oft der Fall sein. Wir könnten daher das Bestreben der Finanzverwaltung auf eine stärkere Steigerung der directen Steuern, da man nun einmal nothwendig größerer Einnahmen bedarf, vollkommen billigen. Es wird auf diese Weise wohl ohne Zweifel eine größere Annäherung an das Prin-

cip der allgemeinen Einkommensteuer zu erreichen sein. —

Eine ganz ähnliche Betrachtung über das bestehende Mißverhältniß zwischen den Real- und Personalsteuern, wodurch ebenfalls mehrfach eine Provinzen- und klassenweise Ueberbürdung veranlaßt worden ist, hat alsdann auch wohl bewirkt, daß man auch eine größere Gleichmäßigkeit unter den directen Steuern selbst bei dem Reformwerke ins Auge nahm. Diese Frage hängt enge mit den Mängeln in dem ganzen österreichischen Systeme der directen Besteuerung zusammen. Die Maßregeln zur Beseitigung dieser Mängel gestatteten weitere Cauteleu zu dem angeführten Zwecke einer größeren Gleichmäßigkeit der directen Steuern anzubringen.

Die Aufgabe, welche die österreichische Finanzverwaltung somit an sich gestellt sah, formulirt der Verf. folgendermaßen: „Unter thunlichem Anschluß an das Bestehende das ganze System der directen Besteuerung auf richtigeren und einfacheren Grundlagen zur gleichmäßigen Steuervertheilung sowie auf vereinfachter Verwaltung neu zu begründen, und es dadurch zugleich zu befähigen, ohne Erhöhung des Steuerprocentfußes sowie ohne Gefährdung des landwirthschaftlichen und industriellen Fortschritts, den gesteigerten Staatsbedürfnissen sich anzuschließen.“ (Seite 2).

Hier wird nun in folgender Weise argumentirt. Die directen Steuern vertheilen sich als Element des Kostenfußes über eine Menge von Producten und Leistungen. Auf verhältnißmäßig je mehr Producte sie sich vertheilen, d. h. also je wirksamer und intelligenter die Production ist, oder ein je höherer Preis durch das Steigen der Durchschnittspreise für die Producte und Leistungen, auf

dem Markte erzielt wird, um so geringer seien diese Steuern. Daraus folge, daß sie sich in einem gewissen Verhältniß zur Zunahme der Wirksamkeit der Arbeit und Production, sowie zum Steigen der vieljährigen Durchschnittspreise erhöhen lassen, ohne daß von einem Steuerdruck die Rede sein könne. So schwierig dies in jedem einzelnen Fall zu constataren sein möge, so könne man doch in Oesterreich, namentlich in Betreff der Landwirthschaft seit Einführung des stabilen Katasters von 1817, sowohl eine erhebliche Verbesserung der Productionsmethoden, wie eine große Steigerung der Getreidedurchschnittspreise als feststehende Thatsache annehmen. Namentlich diese Erhöhung der Getreidepreise ist mit Recht auch unserer Ansicht nach schon bisher zur Entschuldigung des durch die Zuschläge immer weiter gesteigerten Grundsteuerprocentes vom catastrirten Reinertrag benutzt worden (Vgl. S. 102 der oben angeführten Anzeige).

Wenn darauf die praktische Unmöglichkeit der Besteuerung des reinen Einkommens und die Nothwendigkeit, stets zu Specialsteuern zu greifen, kurz auseinandergesetzt wird, u. A. auch mit dem Hinweis darauf, daß die positive Steuergesetzgebung unmöglich der Wandelbarkeit des wirklichen Grundertrags fortwährend folgen könne, so haben wir hier allerdings nur wieder das alte Argument, welches nicht mehr für ganz durchschlagend angesehen werden kann, angesichts der ziemlich einfachen und dennoch befriedigenden Auflegung directer Steuern in England und einigen nordamerikanischen Staaten.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

204. Stüd.

Den 22. December 1860.

W i e n

Schluß der Anzeige: „Die Reform der directen Besteuerung in Oesterreich. Von G. Höflen.“

Indessen wird in dem österreichischen Reformwerk doch ausgesprochenenmaßen nur zu den Specialsteuern als den einfachsten und wichtigsten Mitteln gegriffen, um der Einkommensteuer wenigstens im Principe Geltung zu verschaffen. Darin liegt aber sicherlich, theoretisch wie praktisch betrachtet, ein wesentlicher Fortschritt.

Alsdann wird die Richtigkeit der geltenden Unterscheidung zwischen Real- und Personalsteuern hervorgehoben und im Anschluß an die theoretische Trennung der vier Einkommenszweige, Grundrente, Zins, Arbeitslohn und Unternehmergewinn, welcher Ref. trotz der Bastiat'schen Einwendungen ebenfalls noch anhängt, folgendes Schema entworfen, das, vom theoretischen Standpunkte aus wenigstens sicherlich, auf Anerkennung rechnen kann, sobald einmal die Unvermeidlichkeit der Specialsteuern zugegeben wird.

Die Realsteuer, d. h. die Abgaben vom Ein-

dem Markte erzielt wird, um so geringer seien diese Steuern. Daraus folge, daß sie sich in einem gewissen Verhältniß zur Zunahme der Wirksamkeit der Arbeit und Production, sowie zum Steigen der vieljährigen Durchschnittspreise erhöhen lassen, ohne daß von einem Steuerdruck die Rede sein könne. So schwierig dies in jedem einzelnen Fall zu constatiren sein möge, so könne man doch in Oesterreich, namentlich in Betreff der Landwirthschaft seit Einführung des stabilen Katasters von 1817, sowohl eine erhebliche Verbesserung der Productionsmethoden, wie eine große Steigerung der Getreidedurchschnittspreise als feststehende Thatsache annehmen. Namentlich diese Erhöhung der Getreidepreise ist mit Recht auch unserer Ansicht nach schon bisher zur Entschuldigung des durch die Zuschläge immer weiter gesteigerten Grundsteuerprocenten vom catastrirten Reinertrag benutzt worden. (Vgl. S. 102 der oben angeführten Anzeige).

Wenn darauf die praktische Unmöglichkeit der Besteuerung des reinen Einkommens und die Nothwendigkeit, stets zu Specialsteuern zu greifen, kurz auseinandergesetzt wird, u. A. auch mit dem Hinweis darauf, daß die positive Steuergesetzgebung unmöglich der Wandelbarkeit des wirklichen Grundertrags fortwährend folgen könne, so haben wir hier allerdings nur wieder das alte Argument, welches nicht mehr für ganz durchschlagend angesehen werden kann, angesichts der ziemlich einfachen und dennoch befriedigenden Auflegung directer Steuern in England und einigen nordamerikanischen Staaten.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

204. Stüd.

Den 22. December 1860.

W i e n

Schluß der Anzeige: „Die Reform der directen Besteuerung in Oesterreich. Von G. Höfken.“

Indessen wird in dem österreichischen Reformwerk doch ausgesprochenenmaßen nur zu den Specialsteuern als den einfachsten und wichtigsten Mitteln gegriffen, um der Einkommensteuer wenigstens im Principe Geltung zu verschaffen. Darin liegt aber sicherlich, theoretisch wie praktisch betrachtet, ein wesentlicher Fortschritt.

Alsdann wird die Richtigkeit der geltenden Unterscheidung zwischen Real- und Personalsteuern hervorgehoben und im Anschluß an die theoretische Trennung der vier Einkommenszweige, Grundrente, Zins, Arbeitslohn und Unternehmergewinn, welcher Ref. trotz der Bastiat'schen Einwendungen ebenfalls noch anhängt, folgendes Schema entworfen, das, vom theoretischen Standpunkte aus wenigstens sicherlich, auf Anerkennung rechnen kann, sobald einmal die Unvermeidlichkeit der Specialsteuern zugegeben wird.

Die Realsteuer, d. h. die Abgaben vom Ein-

kommen aus Realbesitz werden auf einen neuen Realitätenwerthkataster gegründet und danach bemessen, und bestehen aus drei Arten, nämlich der Grundsteuer, welche die Grundrente, der Gebäudesteuer, welche die Nutzungen von Gebäuden und der Realitätenwerthsteuer, d. h. einem ausgleichenden Steuerzuschlage, der an Stelle des die Einkommensteuer ersetzenden Drittelzuschlags den Zinsertrag des in Grundstücken und Gebäuden werbenden Kapitals trifft. Von den Personalsteuern hat es die Erwerbsteuer mit dem durch Arbeit und Geschäftsanternehmung gewonnenen Einkommen, soweit es durch die Realsteuer nicht schon getroffen wird, und die Rentensteuer mit allem übrigen Einkommen zu thun. Der leitende Gedanke hierbei sei weniger die Erzielung eines größeren Ertrags, als die gleichmäßige Heranziehung alles steuerbaren Einkommens und die Vereinfachung wie Ersparniß in der Verwaltung.

In letzterer Hinsicht steht das Steuerreformwerk im engsten Zusammenhang mit dem administrativen Neubau Oesterreichs und setzt sein Gelingen namentlich die Zulassung eines größeren Selbstgovernment's voraus. Hier berührt der ganze Plan die wichtigste und schwierigste der inneren Aufgaben des Kaiserstaats. „Die Beschaffung und Controle der Grundlagen für die Grund- und Gebäudesteuer, sowie für den nach dem Realitätenwerth umzulegenden Zuschlag, die Ueberwachung der auf Selbstschätzung der Steuerträger zu basirenden Erwerbsteuer zweiter Klasse, die Einhebung der Steuern, die Haftung für das Eingehen des vollen Steuerbetrags in jeder Gemeinde, die in jedem Kroulande einzusetzenden, zur Hälfte aus Mitgliedern der Landesvertretungen bestehenden Steuerlandescommissionen, welche nach den ihnen zugedachten Functionen auf das Steuer-

wesen sowohl des einzelnen Kronlandes, wie der Gesamtheit den fühlbarsten Einfluß ausüben sollen, — das Alles erheischt und bedingt die baldige Verwirklichung der den Kronländern zugebachten organischen Einrichtungen.“ (S. 9).

Ref. kann die Hösten'sche Schrift nicht vollständig hier besprechen, da dazu ein ausführlicher Auszug und eine daran im Einzelnen sich anknüpfende Prüfung und Kritik nothwendig wäre, welches Alles den Raum dieser Blätter weit übersteigen würde. Die von der österr. Finanzverwaltung beabsichtigte Reform der directen Besteuerung ist jedenfalls einer der großartigsten, genial gefaßten, mit scharfer logischer Consequenz construirten und im Einzelnen meistens trefflich durchgeführten Versuche der Neugestaltung im Gebiete des Steuerwesens, welcher jemals von einer derartigen Behörde unternommen wurde. Die Reform bildet ein in sich fest geschlossenes systematisches Ganze, welches als solches oftmals die anerkennende Bewunderung des Theoretikers wach ruft, welches aber gleichzeitig in allen seinen einzelnen Theilen sich dem concreten Bedürfnis in der Regel so zweckmäßig anschließt, ohne der in ihm lebenden Idee etwas zu vergeben, daß auch der praktische Finanzmann fast immer befriedigt werden wird. Höstens Buch, im Allgemeinen, wie gesagt, ein überarbeiteter Auszug aus den amtlichen Vorlagen selbst, setzt selbst wieder eine den Umfang eines Buchs erreichende Besprechung voraus, wenn man dem Reformplane gerecht werden will. Hier muß sich Ref. daher auf Einzelnes beschränken, welches besonderes Interesse, theils wegen seiner Neuheit, theils wegen seiner hervorragenden Bedeutung in Anspruch nimmt.

Zu den wichtigsten Einzelfragen gehört jedenfalls die im zweiten Abschnitt der H.'schen Schrift aufge-

worfene, ob der bisherige Parcellenertragstataster oder ein neuer „Realitätenwerthkataster“ zur Steuergrundlage zu nehmen sei (§. 10 — 24), da diese Frage für das Grundsteuersystem entscheidend ist. Die Grundsteuer, überall und mit Rücksicht auf die poor rate wie schon erwähnt selbst in England für die Finanzen eine der erträglichsten, bringt in Oesterreich, abgesehen von dem seit dem letzten italienischen Kriege noch dazu gelegten Zuschlage, einige 60 Mill. Fl. ein oder 67 Proc. der gesammten directen Steuern. Sie würde auch nach der Durchführung der Steuerreform immer noch weitaus die wichtigste directe Steuer bleiben.

Der Nimbus, welcher früher den nach französischem Muster mit mehr oder weniger erheblichen Modificationen in vielen Staaten eingeführten Parcellarkataster umgab, ist nicht erst durch die scharf und umbarmherzige Kritik unserer österreichischen Vorklagen zerrissen worden. Mehr als ein deutscher, wie englischer und französischer Specialist in dieser Materie, — wir erinnern u. A. an Hoffmann, an d'Audiffret, aus dessen bekanntem Werke eine Stelle gegen den Parcellarkataster in alle Lehrbücher als Beleg übergegangen ist, namentlich aber an die treffliche Darstellung von Rries in seiner werthvollen und Epoche machenden Monographie „Vorschläge zur Regelung der Grundsteuer in Preußen, Berlin 1855“ — hat sich sowohl aus theoretischen und aprioristischen Gründen, wie auf Grund der gemachten Erfahrungen gegen diese künstlichen, kostspieligen und meist für den dabei im Auge gehaltenen Zweck unbrauchbaren Kataster erklärt, so daß die Lehrbücher der Finanzwissenschaft in dieser Frage nicht immer gerade den gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft vertreten, wenn sie dem Parcellarkataster noch anhängen. Einen durchschlagenden Grund

den letzteren geben aber doch vor Allem die
hen Erfahrungen ab. Wenn man in Frank-
it einem Aufwand von mehr als 200 Mill.
ch nur ein Werth erzielt hat; welches für
zwecke eine ganz untergeordnete Bedeutung hat
tisch bloß zur Repartition der vorher festge-
Grundsteuersumme auf die einzelnen Grund-
innerhalb der Gemeinden benutzt wird, ein
also, welches diese Steuer, dem ausgesproche-
ved und Grundsatz zuwider doch aus einer
its- zu einer Repartitionssteuer werden ließ,
ian in den preussischen Rheinprovinzen sogleich
Beendigung des Katasters an eine Revision
n denken mußte, und wenn man nur die Er-
gen in Oesterreich kennen lernt, so wird man
That von den Vorzügen des Parcellarkata-
enig mehr zu rühmen wissen. Wir möchten
adere mit der Kritik unserer Schrift die Frage
nlich abgeschlossen ansehen. Auch das Refe-
oben erwähnten steierischen Landwirthschafts-
sion entwickelt und beurtheilt das Wesen und
ingel des stabilen Katasters sehr gut. (S.
ß ff. der Höfsten'schen Schrift).

in Oesterreich auf Grund des Patents v.
ec. 1817 eingeführte stabile Kataster faßt die
: Parcellen ganz ohne Rücksicht auf den Be-
and der einzelnen Grundstücke zu einem be-
n Wirthschaftsganzen auf und begnügt sich
er sehr mechanischen Feststellung des Parcel-
ertrags. Die Summe der letzteren ist aber
egs gleich dem Reinertrage des ganzen Be-
is. Auf Arrondirung, Zerstückelung, Entfer-
er Parcellen vom Wirthschaftsgebäude, und so
andere Punkte, deren Bedeutung für die Be-
sultate eines landwirthschaftlichen Anwesens
sich von Thünen hervorgehoben hat, — auf

das Alles wird keine Rücksicht genommen. Die genauesten und ingeniossten Vollzugsvorschriften für die Aufnahme des stabilen Katasters hindern niemals die Subjectivität der Auffassung bei den Taxatoren, so daß insbesondere die zeitlich und örtlich weiter von einander entfernten Schätzungen nicht neben einander zu brauchen sind. Auf die Fortschritte der Bewirthschaftungsart im Laufe der Zeit kann keine Rücksicht genommen werden. In einem irgend größeren Staate, wo, wie in Oesterreich oder Frankreich, Decennien darüber hingehen, bis das Werk beim besten Willen vollendet sein kann, sind schon hierdurch große Ungleichheiten, folglich der Idee des Katasters nach Unbilligkeiten unvermeidlich. Je später eine Provinz katastrirt wird, um so nachtheiliger im Allgemeinen für sie, denn der Reinertrag wird hier schon der wahrscheinlichen rationelleren Betriebsweise halber, die inzwischen eingetreten, höher geschätzt sein. Weitere Ungleichheiten werden durch die in localer Hinsicht oft so bedeutenden großen Preisänderungen veranlaßt. Die Umwälzungen, welche durch die neueren Communicationsmittel in den Absatzwegen und dadurch in den Preisen vielerorts bewirkt wurden, machen es häufig völlig unzulässig, noch nach den Preisen eines längst verflossenen Normaljahrs zu gehen. Die Entwicklung war an den einzelnen Orten zu verschiedenartig. Es wird ein Beispiel aus der Gegend von Wien angeführt, wo ein Grundstück im Kataster als Hutweide p. Joch mit 50 Kreuzer Reinertrag taxirt, gegenwärtig aber als Acker um 50 Fl. verpachtet war. Die großartigen wirthschaftlichen Umgestaltungen, die Verbesserung der Production, die Erhöhung der Preise, das Alles geht an der Grundsteuer spurlos vorüber. Unbilligkeiten machen sich fühlbar, in einem Fall ist „das gleiche Steuerprocent“ nur eine nominelle Last,

im andern droht es den Reinertrag zu verschlingen. Man wendet enorme Kosten auf, wie denn in Oesterreich die Katastrirung von nur 3956 Quadratmeilen mehr als 38 Mill. beanspruchte, und erreicht doch nie das Ziel, muß nutzlos und kostspielig von neuem revuiren, und kann doch nicht einmal den gewünschten gleichen Procentsatz vom Reinertrage als Grundsteuer ausschreiben, weil man überall „der Billigkeit Rechnung tragen muß“, während doch der so schwierig gefundene gleiche Procentsatz allein gerecht — der Theorie nach sein sollte. Es existiren nun doch einmal die größten Ungleichheiten, und die unvermeidlichen Zuschläge zu dem Ordinarium müssen letztere daher nur noch verschlimmern.

Durchdrungen von der Unmöglichkeit, mittelst des Parcellarkatasters zu einer befriedigenden Vertheilung der Grundsteuer zu gelangen, suchte man nun eben nach einer andern Basis der Umlage. Man glaubte hier von künstlichen Berechnungen und Fictionen, den Reinertrag zu finden, abstrahiren und auf die durch das Verkehrsleben selbst angegebenen Stützpunkte zurückgreifen zu sollen. Um das Einkommen richtiger zu treffen, wollte man den Verkehrswerth der Realität, namentlich auf Grund der Pacht- und Kaufpreise, zur Basis des Realsteuersystems wählen, wie es, principiell wenigstens, in dem alten Theresianischen Kataster, in dem tyrolischen Peräquationssystem und dem neuen badischen Kataster geschieht.

Die bisherige classenweise Abschätzung des Reinertrags bliebe somit fort, es genügt eine weniger detaillirte geometrische Vermessung, die Katastraloperation wird vereinfacht, beschleunigt, minder kostspielig, die Evidenzhaltung leichter. Commissionen von Grundbesitzern der Gemeinde nehmen die Classification vor, der Capitalswerth eines Jochs wird

das Alles wird keine Rücksicht genommen. Die genauesten und ingeniossten Vollzugsvorschriften für die Aufnahme des stabilen Katasters hindern niemals die Subjectivität der Auffassung bei den Taxatoren, so daß insbesondere die zeitlich und örtlich weiter von einander entfernten Schätzungen nicht neben einander zu brauchen sind. Auf die Fortschritte der Bewirthschaftungsart im Laufe der Zeit kann keine Rücksicht genommen werden. In einem irgend größeren Staate, wo, wie in Oesterreich oder Frankreich, Decennien darüber hingehen, bis das Werk beim besten Willen vollendet sein kann, sind schon hierdurch große Ungleichheiten, folglich der Idee des Katasters nach Unbilligkeiten unvermeidlich. Je später eine Provinz katastrirt wird, um so nachtheiliger im Allgemeinen fällt sie, denn der Reinertrag wird hier schon der wahrscheinlichen rationelleren Betriebsweise halber, die inzwischen eingetreten, höher zu schätzen sein. Weitere Ungleichheiten werden durch die in localer Hinsicht oft so bedeutenden großen Preisänderungen veranlaßt. Die Umwälzungen, welche durch die neueren Communicationsmittel in den Absatzwegen und dadurch in den Preisen vielerorts bewirkt wurden, machen es häufig völlig unzulässig, noch nach den Preisen eines längst verflossenen Normaljahrs zu gehen. Die Entwicklung war an den einzelnen Orten zu verschiedenartig. Es wird ein Beispiel aus der Gegend von Wien angeführt, wo ein Grundstück im Kataster als Hutweide p. Joch mit 50 Kreuzer Reinertrag taxirt, gegenwärtig aber als Acker um 50 Fl. verpachtet war. Die großartigen wirthschaftlichen Umgestaltungen, die Verbesserung der Production, die Erhöhung der Preise, das Alles geht an der Grundsteuer spurlos vorüber. Unbilligkeiten machen sich fühlbar, in einen Fall ist „das gleiche Steuerprocent“ nur eine nominelle Last;

waran wohl das Eine oder Andere modificiren, als Ganze wäre das doch irrelevant. Wichtig ist das Princip der ganzen Reform. Die Gegner der letzteren gehen davon aus, „daß in dem gemeinen Verkehrswerth der Liegenschaft nur auf dem Ertrage beruhender Werth und so die Steuerfähigkeit des Besitzers in der Regel richtiger ausdrückt,“ als er sich durch das bloße Zifferwerth des stabilen Katasters feststellen

Es soll demnach „der kapitalisirte Ertrag der ganzen Realität, welcher dem gemeinen Verkehrswerth entnommen oder doch durch denselben constat wird, Grundlage der Steuervertheilung werden.

Der Verkehrswerth, welchen das controlirende Interesse der Betheiligten feststellte, sei der beste Ausdruck aller jener Momente, welche auf Ertrag und Werth einer Liegenschaft von Einfluß sind, durch dreierlei Schätzungsnormen zu constatiren, die vox populi vox dei im Verkehrsleben.

Es ist nicht zu leugnen, hier wäre ein tieferes Eingehen nothwendig gewesen. Die Mängel des alten Katasters sind unbestreitbar und klar entziffert. Allein die Vorzüge der Schätzung von Grundstücken nach dem Verkehrswerthe sind mehr behauptet, als bewiesen; es wird hier eigentlich nur eine alte Streitfrage, die in jedem Lehrbuche behandelt

und meist zu Gunsten der Parcellenschätzung vorgetragen ist, von neuem aufgeworfen, ohne daß neue Argumente für den Capitalwerth vorgebracht werden. Hier liegt aber der Schwerpunkt der ganzen Sache, über welchen die Schrift etwas hinweggeht. Sicherlich kann es ört- und zeitweise bedingt sein, aus dem Verkehrswerth auf den Reinertrag zu schließen, der in politischen oder wirthschaftlichen Krisen keineswegs immer dem vielleicht fixirten Verkehrswerth zu entsprechen braucht.

Hier kommen wir auf einen wichtigen Punkt in dem neuen Realsteuersystem. Dasselbe soll ein möglichst zweckentsprechender Compromiß mit dem Princip der Einkommensteuer sein. Weil das Einkommen aus Realbesitz nicht unmittelbar zu besteuern sei, will der Reformplan es auf dem Umwege einer Combination von drei Specialsteuern treffen, die es ja mit der eigentlichen Grundrente und der logisch ganz richtig nach Analogie derselben ebenfalls aufgestellten Gebäuderente, d. h. mit Einkünften, die nicht die Folge der persönlichen Thätigkeit des Besitzers sind, ferner mit dem Einkommen aus dem im Boden und in Gebäuden stehenden stehenden Kapital, endlich mit dem Ertrage des eigentlichen beweglichen Betriebskapitals zu thun haben. Dieser Unterscheidung entspricht eben die Grundsteuer, die Gebäudesteuer und der ausgleichende Zuschlag (Realitätenwerthsteuer). Der neue Kataster behandelt einmal jede Realität als einzelne Grundbuchseinlage für sich als Ganzes, und führt daneben getrennt den Werth der Grundstücke und den der Gebäude plus der Area zusammen auf. Da die bisherige Grundsteuer, gleich einer Reallast, um ihren kapitalisirten Betrag den Verkehrswerth eines Anwesens gemindert, so besteht natürlich die steuerbare Rente aus dem wirklichen Reinertrag plus der bisherigen Grundsteuer. Um der bequemern Steuerrepartition und leichteren Evidenzhaltung willen wird das Steuerkapital statt der Rente enrollirt. Der Kataster enthält alsdann einmal das Flächenmaß der einzelnen Grundparcelle, geometrisch vermessen und zweitens den gemeinen Verkehrswerth jeder Piegenschaft nach dem Steuerkapital der einzelnen Grundbuchseinlage in der Gemeinde, d. h. nach dem Verkehrswerth plus der mit dem Zwanzigfachen kapitalisirten Grundsteuer der letzten Steuerperiode.

Dies sind die Modalitäten der praktischen Durchführung jenes Principes. Man betrachtet das Steuerkapital als den einfachsten und sichersten Steuermesser, um den wirklichen Gesamtertrag jeder Eigenschaft zu finden und zu treffen. Das ganze System ist sehr scharfsinnig erdacht, allein, wie gesagt, wir haben doch mehr eine *petitio principii*, als einen Beweis der Richtigkeit des angenommenen Grundsatzes darin. Man muß erst dies Princip zugeben, um sich der weiteren Entwicklung des Reformplans anschließen zu können.

Der richtige Gedanke des neuen Realsteuersystems liegt in dem definitiven Verlassen einer stabilen Grundsteuer, die mit der Idee einer Steuer, mit der Forderung einer allgemeinen Einkommensteuer und mit den finanziellen Bedürfnissen des modernen Staats gleichmäßig in Widerspruch steht. Die Mittel indessen, um zu einer eigentlichen, der Wirklichkeit conformen Steuer vom Ertrag der Eigenschaften zu kommen, brachen doch mit dem aufgegebenen Systeme noch nicht hinlänglich. Der Schluß vom Verkehrswerth auf den Reinertrag ist in vielen Fällen ebenfalls wieder eine Fiction, wie man sie doch beim stabilen Kataster verwirft. Es ist ein großer Fortschritt, daß man die Parcellen nicht mehr isolirt aufsaßt und überhaupt den principiell falschen Standpunkt der meisten Grundsteuersysteme verläßt, welche das Grundstück allein an sich ins Auge nehmen, und eigentlich nur vom Ertrage eines solchen todten Stückes Land reden, während letzteres isolirt gar keine Bedeutung, keinen Ertrag haben kann, sondern nur in Verbindung mit den andern Productivfactoren, Arbeit und Kapital ein Einkommen gewährt. Allein consequent wird dieser richtige Gedanke doch auch hier noch nicht weiter verfolgt, sonst würde man den Versuch, direct das Einkommen des Land-

wirthe als Einkommen einer wirthschaftenden Person zu treffen, wagen und nicht mittelst eines bedenklichen Schlusses doch wiederum nur den Ertrag eines Anwesens, ohne Rücksicht auf diese dasselbe bewirthschaftende Person, finden wollen. Das beantragte Realsteuersystem erscheint uns als ein großer Fortschritt gegen das bisherige, namentlich weil mittelst des Zuschlags und mittelst einzelner Vorsichtsmaßregeln der Einkommensteuercharakter der Grundsteuer doch weit mehr bewahrt wird, als dies den Anschein nach obigen Auseinandersetzungen haben könnte, und sodann weil der Rückschluß vom Verkehrswerth auf den nachhaltigen Ertrag immerhin in der Regel ein sichereres Resultat geben wird, als die Schätzungen des stabilen Katasters. Allein das letzte Wort ist auch durch diese Reformversuche in dieser Frage noch nicht gesprochen. In der Bestimmung, daß das einmal festgesetzte Steuerkapital 24 Jahre lang als Basis der Umlage dienen soll, um sodann nach den inzwischen eingetretenen Veränderungen von neuem fixirt zu werden, und in der weiteren, daß die Zuschlagsteuer, eine nach dem Werthe der Realitäten zu erhebende mäßige Quotitätssteuer, in sechsjährigen Perioden auf Grund von Revisionen des Werths modificirt werden soll, kann man wiederum einen großen Fortschritt gegen die stabile Grundsteuer, aber auch eine weitere Abweichung vom Sinne der Einkommensteuer erblicken. Das für diese periodenweise Stabilität der Grundsteuer angeführte Motiv, „den landwirthschaftlichen Fortschritt nicht hemmen zu wollen“, ist ein zu heikles und bedenkliches, als daß man es für genügend gelten lassen dürfte. Es führte dies auf eine andere wichtige Frage im Steuerwesen, ob man nämlich mit einer Steuer überhaupt solche „befördernde“ oder „anziehende“ Absichten verbinden soll, eine Frage, die zu der Schutzollfrage

hinüber leitet, hier aber nicht weiter untersucht werden kann.

Bei der Entwicklung der neuen Gebäudesteuer, auf deren Wesen und Durchführungsmodalitäten hier näher einzugehen es an Raum fehlt, gefällt Refer. namentlich die theoretische Aufstellung einer Gebäuderente, ganz nach Analogie der Grundrente. Für die volkswirtschaftlich, wie finanzwissenschaftlich gleich wichtige Rententheorie gehen daraus ganz neue Anschauungspunkte hervor. Ob die Rente wirklich eine Vergütung für die Wirkungen eines Naturfactors sei, mag man dahin gestellt lassen. Das praktisch Wichtige, was in dem Bastiat'schen Streit oft vergessen wird, ist, daß dem Eigenthümer eines Grundstücks oder eines Gebäudes ein Einkommen auf Grund des Eigenthumstitels zufließen kann, welches weder die Vergütung für Leistungen des Besitzers, noch ein Zins oder Unternehmergewinn ist und sich in ziemlich gesetzmäßiger Weise als Folge von Bevölkerungszunahme und überhaupt von Culturfortschritten herausstellt. — Uebrigens gewährten die Mängel des bisherigen Gebäudesteuersystems, die unhaltbare Unterscheidung zwischen Hauszins- und Hausclassensteuer, dringend zur Reform. Das neue System ist ingenios, wie das der Grundsteuer, unterliegt aber ebenfalls den gegen den Verkehrswerth, als genauen Repräsentanten des nachhaltigen Ertrags, geltend zu machenden Bedenken. Auch möchte sich gegen die Modalitäten der Umlegung, insbesondere gegen die Art und Weise, wie durch Division der bisherigen Gebäudesteuerschuldigkeit durch die Seelenzahl der Gemeinde und durch die Aufstellung eines Tarifs danach auch für die Zukunft die relative Quote jeder Gemeinde an der Gesamtsteuersumme des Kronlandes gefunden werden soll, Manches einwenden lassen.

Vollkommen richtig und angemessen vom finanziellen Standpunkte aus ist es jedenfalls, wenn Grund- und Gebäudesteuer Repartitionssteuern werden, ihre Höhe also von dem jedesmaligen Steuerpostulat, d. h. von dem Bedürfnisse der Finanzen abhängt. Daß diese Bedürfnisse nicht zu viel Mittel erheischen, also selbst nicht zu groß werden, dafür muß die verheißene politische Organisation des Staats die Garantie bieten. Aber steht einmal eine bestimmte Summe als Erforderniß fest, so ist es gewiß nur gut, wenn der Ertrag einiger so wichtiger Steuern, wie der genannten, danach zu regeln ist, was beim bisherigen System nicht möglich war. Die Werthsteuer soll nur ein rationelles Ersatzmittel des bisherigen Drittelzuschlags bilden, welcher die Einkommensteuer von Grund und Boden darstellte. Sie soll nach einem sechsjährigen Turnus vom Verkehrswerthe in Form einer Percentual- oder Quotitätssteuer erhoben werden und nie mehr als 5 Proc. des jeweiligen Renten- und Einkommensteuersatzes betragen, also z. B. 4 Proc. vom Verkehrswerth, wenn die Einkommensteuer 5 Proc. ist. Formell betrachtet ist die Werthsteuer also eine partielle Vermögenssteuer. Unserer Ansicht nach verliert sie deshalb den Charakter der Einkommensteuer keineswegs, ob sie aber den wirklichen Betrag gleichmäßig treffe, bleibt wieder eine offene Frage wie oben. Unmöglich ist es freilich wohl immerhin nicht, daß man zu ihr noch einmal ganz allgemein greift, als einfachstes Mittel, das Einkommen zu constatiren, und wenn dabei die nöthigen Cautelen angebracht würden, so möchte sich ein befriedigendes Resultat auch wohl auf diesem Wege noch erzielen lassen. Allein die Gefahr bleibt immer vorhanden, daß die Einfachheit hier auf Kosten der billigen Gleichmäßigkeit gewonnen wird, und im vorliegenden Fall ist sie nicht ganz vermieden.

Höften, Ref. d. direct. Besteuer. in Oesterr. 2039

Das beantragte System der Erwerb- und Rentensteuer basirt ebenfalls wieder auf seiner Unterscheidung des wirtschaftlichen Einkommens, räumt mit dem bisherigen System zweckmäßig auf, und sucht namentlich die Ueberbürdung Ungarns und Siebenbürgens mit Personalssteuern zu heben. Die Erwerbsteuer zerfällt in zwei Klassen, von denen die erste das Einkommen aus allen selbständigen Unternehmungen (excl. der dem Vereinsgesetz von 1852 unterstehenden Vereine), also Unternehmer- und Kapitalgewinn aus Geschäften, und die zweite alle nicht onerosen, fixen und veränderlichen Lohn- und Gehaltsbezüge trifft. Die Erwerbsteuer erster Klasse ist auch wieder eine Repartitionssteuer, das Postulat bleibt drei Jahre unverändert; die Vertheilung geschieht nach unten zu von autonomen, controllirten Organen, und durch die Steuerträger selbst unter den Individuen, auch hier wird also die Ausbildung des Selfgovernment als Bedingung vorausgesetzt. Die Erwerbsteuer 2. Klasse ist eine Progressivsteuer, die Arbeitgeber übernehmen die Garantie, eigene Session findet nicht Statt, die Steuerbefreiungen des niederen Einkommens hören auf. Im Allgemeinen wird man sich mit dieser Steuer am meisten einverstanden erklären können. Gut und durchschlagend sind die zu Gunsten der Besteuerung des niederen Einkommens vorgebrachten Gründe.

Die Rentensteuer ist Quotitätssteuer, wird für je drei Jahre ausgeschrieben, sie soll wo möglich gleich beim Bezug der Zinsen erhoben werden, so bei den Staatsfonds, den Zinsen der unter das Vereinsgesetz fallenden Vereine, Lotterien u. Nur bei einer praktisch minder wichtigen Art von Zinsbezügen bleiben die Cassionen bestehen. Die Steuern von Zinsen, welche aus auf Realitäten hypothecirten Kapitalien herrühren, von Forderungen bei Unternehmen, die der Erwerbsteuer 1. Kl. unterliegen, wird nicht direct, sondern mit der Real- und Erwerbsteuer erhoben, doch hat der Schuldner das Recht, seinem Gläubiger den entfallenden Betrag bei Auszahlung der Zinsen abzuziehen. Progressiv ist die Rentensteuer nicht. Dieser Plan verdient vollen Beifall. Nur mit der Bestimmung, daß auch die auswärtigen Staatsgläubiger sich den Steuerabsatz bei der Einlösung des Coupons gefallen lassen müssen, — welche allerdings aus dem adoptirten Princip der Steuerhebung folgt, — können wir uns im Interesse des Staatscredits von Oesterreich keineswegs einverstanden erklären. Die im vor. Jahre eingeführte Couponsteuer hat mit Recht im Auslande, das an dem entwertheten Papiergeld schon genug verliert, böses Blut gemacht. Es ist wünschenswerth, daß hier ein Ausweg gefunden werde,

um den heimischen Capitalisten bei der Besteuerung nicht leer ausgehen zu lassen, aber den Fremden zu schonen. In Schottland und England hat man einen solchen Ausweg bei der Einkommensteuer, sowohl bei Fonds, wie bei Bankantheilen ufw., wenn wir nicht irren, betreten.

Was den finanziellen Erfolg der Reform anbelangt, so hofft man auf größere Einnahmen und kleinere Ausgaben, letzteres namentlich dadurch, daß die Steuereinzahlung größtentheils den autonomen Organen, insbesondere den Gemeinden übertragen wird, so daß der Staat im Wesentlichen nur die höheren leitenden und die Controllbehörden und Beamten zu stellen hätte. Die Idee ist gewiß vorzüglich, über die Ausführung hegen wir im Einzelnen aber doch manche Zweifel. Die Inanspruchnahme der Garantie der Gemeinden wegen rechtzeitigen und vollständigen Eingangs der Steuern ist mitunter etwas weit getrieben und die dafür ihnen zugewiesenen Einkünfte sind wohl im Allgemeinen unverhältnißmäßig gering. Die erhoffte Steigerung der Einnahme dagegen wird wohl nicht zu günstig angenommen sein, sie beträgt (incl. Lombard) 18 Mill. Fl. C. M. gegen den Voranschlag von 1859 112 gegen 94 Mill. directe Steuern. Bei der Adoption des neuen Systems würden dagegen die Kriegszuschläge von 1859 natürlich fortfallen. Die im Ganzen durch Einnahmevermehrung und Ausgabeverminderung erwartete Besserung der Finanzlage beträgt 21 Mill., — eine demuthmaßlichen Minimaldeficit der nächsten Jahre annähernd gleichkommende Summe. —

Die Immediatcommission hat, wie bekannt, die Vorlagen zum größeren Theil nicht angenommen, — wie verlautet, weniger aus wirthschaftlichen, oder finanziellen, als aus politischen Gründen und solchen des Privatinteresse's. Die ganze Angelegenheit schwebt noch. Ob das Finanzministerium nach Sn v. Brud's Ausscheiden die Vorlagen fernerhin vertreten wird, wissen wir nicht. Jedenfalls sind sie bestimmt, im nächsten Jahre (1861) an den verstärkten Reichsrath zu gelangen. Wenn auch im Einzelnen Manches verbessert und vermindert worden, und wenn auch das ganze systematische Gebäude noch nicht den letzten Anforderungen der Theorie an ein System der directen Besteuerung entsprechen mag, — ein großer Fortschritt zum Besseren liegt in diesem Reformwerke, das als eine der letzten Arbeiten des Ministeriums Brud den kühnen, großartigen Geist dieses Manns athmet. Möge die Einführung des Plans erfolgen und zum Heile des österreichischen Volks, seines Staats und seiner Finanzen ausfallen!

A. Wagner.

frige Uebung an. War Carlo schon durch seine Herkunft aus einer sehr angesehenen mailändischen Familie zu einer hohen Stellung berechtigt, und befestigte ihn das Schicksal vollends dadurch, daß in mütterlicher Oheim Pabst wurde, er also als opot den ganzen damals noch mit dieser Stellung verbundenen Einfluß erhielt, so mochten nach den bisherigen Erfahrungen das Cardinalat, die erzbischöfliche Würde von Mailand und zahlreiche Commenden bei einem Jüngling von 22 Jahren eher die Fortsetzung alter Mißbräuche besorgen lassen. dagegen zeigte er zuerst, wie man den Pflichten des Cardinals und Erzbischofs in gleicher Weise genügen könne, und abelte durch die Verwendungsart seiner Commenden zum erstenmal den auf ungerechte Weise der ursprünglichen Bestimmung entzogenen Clammone. hatte der Cardinal in Rom sich zuerst noch der Befestigung der Wissenschaften zugewandt, indem in der von ihm gestifteten Akademie der Notti Vaticane philosophische Studien mit Eifer gepflegt wurden, so weist er nach dem Tode seines Bruders Ederigo, der Seele dieses Circels, zugleich mit der Beendigung des tridentinischen Concils dies Alles nur für die infanzia geeignet zurück, um sich dort nun mit Theologie und Pastorallehre zu beschäftigen. In Rom erschien er einerseits als die Seele des tridentinischen Concils, über dessen Angelegenheiten er nach Consultation mit 18 Theologen selbst allein entschied, andererseits schon als Muster eines Geistlichen, indem er selbst predigte, an einem Tage über 100 doti ertheilte &c. Dann strebte aber die dort zur Regeneration der Kirche überhaupt gegebenen Gesetze auf dem Felde der ihm besonders vertrauten mailändischen Kirche als einer Musterkirche zur Wahrheit werden zu lassen. Diese, schon durch die ganze feudale

der Wirksamkeit ihres großen Reformators zu sorgen, wofür zumal die außerordentlich zahlreichen Papiere des erzbischöflichen Archivs nutzbar zu machen waren, in denen allein die Pastoralvisitationsacten 2000 Bände füllen. Da sich dieselben in großer Confusion befanden, übertrug der Erzbischof Romilli dem Canonicus Sala das außerordentlich mühevollen Geschäft, sie zu ordnen, welchem sich derselbe mit ausnehmender Emsigkeit unterzog. Die Frucht davon war die Herausgabe der »Documenti circa la Vita e le Gesta di S. Carlo Borromeo«, wovon die 2 ersten Bände 1857 erschienen; der letzte sollte 1859 herauskommen; ob es geschehen, weiß ich nicht. Der erste Band enthält viele theologische Consultationen über Sachen des tridentinischen Concils und 200 Originaldocumente über Carls Reformen; der 2te 20 Schriften über seine Controversen mit dem weltlichen Forum; eine Menge Actenstücke über liturgische Verhandlungen, zumal über die Beibehaltung des ambrosianischen Ritus und die Originalbriefe des Erzbischofs, von denen manche dem Verf. auch aus dem neapolitanischen Archiv und von Privaten mitgetheilt wurden; der 3te Band sollte noch einen Auszug aus 40 Bänden Notizen und Briefen des Heiligen enthalten, nebst seiner Correspondenz mit dem Cardinal Hippolyt von Este, Legat in Frankreich, aus dem Archiv von Parma. Die äußerst glänzende, mit vielen Medaillen, Bildern, Facsimiles gezierte Ausgabe wäre unmöglich geworden ohne außerordentliche Unterstützungen. Die Kaiserin von Oestreich gab allein 1000 Lire; der Kaiser ertheilte zur Aufmunterung mindestens die goldene Medaille per litterati; der Pabst Pius IX. mit Bezeugung seines *sovrano gradimento* den apostolischen Segen. — Einen, doch auch für sich bestehenden Theil dieser Sammlung bildet nun auch das vorliegende Werk,

welches wohl mit Hoffnung auf gleiche fördernde Protection dem Erzherzog-Statthalter Maximilian überreicht ward, mit einer schmeichelnden Vorrede, welche für die damalige Situation sehr bezeichnend die wohlthätige Mission des Erzherzogs derjenigen Carls vergleicht, welche reichliche Heilung ai deplorabili danni di un lungo abbandono ed invilimento gebracht habe. — Wir haben zunächst die Biographie des Heiligen vom Vater des Verf. jener Documentensammlung, für welche neben den ältern Biographien eben die Documente des Sohns, die Acta eccles. mediols. und manche sonstige Nachrichten benutzt sind. Dann folgen vom Sohn eine Reihe von Dissertationen und Noten, meist nach Mittheilungen von litterarischen Freunden gearbeitet, oder aus ihren Werken ausgezogen von zum Theil großem wissenschaftlichen und selbst noch jetzt praktischem Werth, zunächst die Mittheilung eines Aufsatzes des erzbischöflichen Archivs, 1785 verfaßt von P. F. P. (nach dem Verf. Padre Francesco Paladini, der 1814 als Pfarrer in Voghera starb) über die Einrichtung der »dottrine cristiane« durch Carl, ihren Verfall und die Mittel, sie wieder zu heben, so wie über die in ihnen angewandten Katechismen. Dann Aufsätze über den Ursprung und die Bedeutung der Devotion der quarant'ore, über die Devotion der Mailänder gegen die santissima Vergine (eine Apologie gegen die Anschuldigung der Ultra's, daß Mailand das neueste Glaubensedict der unbefleckten Empfängniß nicht mit hinlänglich ausschweifendem Jubel aufgenommen); über den ambrosianischen Ritus, seine Vergleichung mit dem römischen und mozarabischen und Carls Wirksamkeit in Bezug auf ihn; einige Angaben in Betreff des tridentinischen Concils und die Compilation des catechismo Romano, von dem hier der D. Giov. Dozio gelehrt

sie standen nur der Ordnung willen unter maestri und supramastri aus der Confraternität, die sie das libretto auswendig lernen ließen, wobei die Vorgesessenen sich die Fragen außer der Reihe vorzulegen hatten, auf deren schnelle und richtige Beantwortung Prämien gesetzt waren, während ein sacerdote, wo ein solcher vorhanden war für die ganze Confraternität, eine ausführliche esortazione oder lezione zu geben hatte. Silenzieri sorgten für Erhaltung der Ruhe; cancellieri hielten die Matritel in Ordnung und sollten zugleich Unterricht im Lesen geben, was aber zu Paladini's Zeit außer Übung gekommen war. Die Prioren aller einzelnen Confraternitäten standen aber unter dem Generalprior der Generalcongregation von S. Dalmazio, der vom Erzbischof unmittelbar abhing, ohne dessen Erlaubniß eine neue Unterrichtsweise nicht eingeführt werden durfte. Das Interrogatorio Castelli's blieb beibehalten; nur wurden alle Beweisstellen der Kirchenväter nach den neuen Principien als für Baien überflüssig entfernt, und die »Santa Chiesa, la qual non può errare« an die Stelle gesetzt. Neben diesen Katechismusconfraternitäten errichtete Carlo noch in jeder Parochie eine besondere des heiligsten Sacraments, um dessen echtkatholischen Cult, den abweichenden Lehren der Protestanten gegenüber, zu einer Communalsache zu machen, und förderte ebenso den Madonnencult, indem er das uffizio der Madonna neben dem des Ambrosius an allen Tagen der uffiziatura non solenne einführte und, wenn auch erst gegen das Ende seines Lebens, die Confraternität des S. Rosario stiftete, in welche er zumal Beamte und Vornehme aufzunehmen bemüht war.

(Fortsetzung folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

206. 207. Stüd.

Den 27. December 1860.

M a i l a n d

Fortsetzung der Anzeige: »Biografia di San Carlo Borromeo del Professore Antonio Sala, corredata di Note e Dissertazioni illustrative dal Sacerdote Aristide Sala.«

Vor Allem aber suchte er dann über den so organisirten Vat. dem Priesterstand durch Regeneration wieder die gebührende Stellung zu schaffen. Carlo begann damit, in seinem eignen Hause zu reformiren, schon in Rom hatte er seine Umgebung auf 100 Glieder beschränkt, die außer den niedrigsten Dienern nur Geistliche waren, alle vor der Aufnahme sorgfältig geprüft wurden, und mit ihm gemeinsam zu leben hatten, wohin er es nach einer Notiz, die ich bei Fumagalli Antich. Long.-Milan. fand, auch bei den canonici, wenn auch vergeblich, zu bringen suchte. Diese geistliche famiglia, von Carl durch sein eigenes Beispiel mit Fasten und ascetischen Exercitien an strenge Entfagung und Selbstbeherrschung gewöhnt, bildete den Kern, an den sich allmählich die andere Geistlichkeit wieder an-

schließen konnte. Für strenge Aufsicht sorgte er durch Theilung der Stadt in 6 Pöste je unter einem Präfect, der Diöcese in 6 Regionen, für welche er 6 Visitatoren ernannte, die in wöchentlichen Congregationen über die gefundenen Zustände berichteten. 3 congregazioni generali wurden von allen vicarii foranei besucht, und in jedem Plebanbezirk wiederum wöchentlich die ganze Geistlichkeit unter Vorsitz ihres vicar. foranei versammelt. Daneben trat ein Vicar und visitatori spirituali der Nonnenklöster und theils weltliche, theils geistliche protettori für ihre weltlichen Angelegenheiten: um bei den Nonnen bessere Disciplin und Herstellung einer strengen Clausur einzuführen; auch sie berichteten in wöchentlichen Congregationen; dazu kamen presetti de' clerici, testimoni sinodali, monitori segreti, puntatori del clero; zusammen 400, unter denen Carlo 30 zur Verwaltung eines jeden Bisthums fähig erklärte. — Um aber, wie bei den Laien, schon die religiöse Erziehung des Klerus zu überwachen, war er vor Allem den tridentinischen Schlüssen gemäß auf die Gründung von Seminaren bedacht, deren er allmählich 3 ins Leben rief; in das eine sammelte er die scharfsinnigsten Jünglinge, die ihm zu den höchsten Würden tauglich schienen, in ein 2tes in einem Gebäude des aufgehobenen Humiliatenordens die zu Landpfarrern Bestimmten, in ein drittes die für das Gebirge Erzogenen, die er durch eine besonders strenge Lebensweise an die Entbehrungen des künftigen Lebens zu gewöhnen suchte; Grammatikschulen in den Diöcesen traten hinzu, und wurden zumal in entlegeneren, den Protestanten nahen Orten fortwährend vermehrt. Diese Seminare vertraute Carlo allerdings den Jesuiten an; konnte doch die damalige Kirche unmöglich die gefährliche Hülfe des spanischen Instituts entbeh-

ren; nicht nur berief sie Carlo nach Mailand, um Hebräisch und Griechisch zu lehren, sondern gab ihnen 1570 auch das Gebäude in Rom, das er als penitenziere maggiore inne gehabt, förderte ihre Einführung in Verona, Brescia, Mantua, Vercelli, Genua; in Lucern und Dillingen und wählte selbst unter ihnen seinen Beichtvater Felice Adorno. Der Verf. gibt einen Auszug aus dem neuesten Werk des P. Daniel Bartoli »Degli uomini e dei fatti della Compagnia di Gesù.« Bezeichnend ist darin der Bericht über den P. Palmio, den Carl dazu verwandte, um noch vor seiner Ankunft in Mailand das Volk für die von seinem Generalvicar Ormaneto vorzunehmenden Reformen zu gewinnen, wie er gegenüber dem heftigen Vicar zu vermitteln weiß, und als auf der Synode ein Sturm gegen diesen losbricht, durch 3 Predigten Alle so hinreißt, daß sie ihr Unrecht einsehen und um Verzeihung bitten, wie er dann auf Befehl seines Generals die ihm gebotene Beichtvaterstelle beim spanischen Governor annimmt und damals durch geschicktes Laviren die später so heftig auftretenden Jurisdictionsdifferenzen beseitigt; wenn er auch späterhin reale Differenzen dieser Art als maligne e false interpretazioni hinwegzuescamotiren sucht, so war es eben die dringendste Anforderung der Zeit, bei dem Bedürfnis einer geschlossenen Phalanx gegen die Häresie dieselben nicht als solche anzuerkennen. Nachdem nun der P. Palmio zumal den Adel gewonnen, so daß man ihm vorhält, warum der Orden, der so fern, selbst in Japan, Collegien habe, solche nicht auch in Mailand errichte, läßt man 30 patres, die sich Carlo erbeten, aber noch keine Unterkunft für sie zu schaffen gewußt, sofort nach Mailand pilgern, wo sie einstweilen in Privathäusern untergebracht werden, und zwingt so auf gute Manier Carl ihnen

seine Versprechungen zu erfüllen, worauf dann zumal die Errichtung ihres Collegs di Brera ein Mittel ward, die Ignoranz beim Klerus zu verbannen, so daß nach Bartoli Collegiatkirchen und Probsteien wieder mit guten Theologen versehen wurden und man von den fernsten Orten herbeikam, um in Mailand seine Studien zu machen, wie im Jesuitencolleg zu Rom. — Carlo sorgte aber zugleich persönlich für die von seinen Instituten ausgehende bildende Thätigkeit, indem er selbst eine neue Rhetorik für Jünglinge aufbereitete, sich eifrig um Architektur und Kirchenmusik kümmerte, der er ihren ernststen Charakter zurückgab, eine Reihe von correctern Ausgaben alter Kirchenväter veranstaltete und zumal durch die Ausgabe seiner Diöcesansynoden die von ihm in seiner Diöcese begründeten Institute canonisch zu rechtfertigen, und seinen Werkzeugen den Geist einzuhauchen bemüht war, in welchem er sie aufgefaßt und allgemein angewandt sehen wollte. Streng verlangte er von den Priestern stete Residenz bei ihrer Kirche, Aufgeben der Mehrzahl der Benefizien und einfache Kleidung; wer an alter Indolenz und Schwelgerei festhielt, wie der Humiliatenorden, der selbst einen Mordversuch gegen den unbequemen Reformator nicht scheute, mußte der Vernichtung anheimfallen; das so ganz der populären Periode der Communen angehörige Institut konnte, da das governo popolare selbst untergegangen, und da seine Glieder reiche Signoren geworden im neuen System keinen Platz finden, und doch suchte Carlo seinen Untergang im letzten Stadium noch abzuwenden, damit der Krebschaden der Commundenwirthschaft durch die vacant werdenden Pfründen nicht wiederkehre. Dem so reformirten Klerus wies nun aber Carlo aufs entschiedenste seine Stellung über der weltlichen Gewalt an; am schärfsten sprach er

sich (cf. S. 183 der Noten) auf einer Visitationsreise in Bellinzona dahin aus: Weltliche und Beamten jedes Rangs möchten sich hüten, die Priester Gottes zu beleidigen: wer dies thue verflünde sich an der Pupille des Auges Gottes. Gregor XIII. ersucht er, den Plan einer Besteuerung der bolognesischen Geistlichkeit aufzugeben, damit nicht die weltlichen Fürsten im Beispiel des heiligen Vaters einen sehr erwünschten Präcedenzfall finden möchten. Für die Nachahmung des S. Ambrosius nach dieser Seite hin ist es sehr bezeichnend, daß er vor dem Altar den besonderen *coro senatorio* für die Gobernatoren, Magistrate und Adel abschloß, damit sich kein Laie im Presbyterium aufhalten könne. Im Bewußtsein der Nothwendigkeit der strengsten Sittenreform scheute er sich dann, wie Ambrosius, auch nicht gegen Alle, welche öffentliches Mergerniß gaben, die alte Strenge der kirchlichen Disciplin zu erneuern; er ließ sie ohne Weiteres vor seine Tribunale bringen. Hatten nun freilich gerade die italiänischen Communen sich der kirchlichen Jurisdiction immer am lebhaftesten widersezt und war jene alte weltliche Opposition nun gerade im Herzogthum Mailand vorzugsweise im Senat verkörpert, so mußte man von diesem zunächst einen lebhaften Widerstand gegen Carls Edicte um so mehr erwarten, als dieser aus den bedeutendsten Juristen der ganzen Combardei recrutirt, gerade eben die Vertretung der Volksinteressen gegen die spanische Regierung, in der die mailändische Kirche vorzugsweise ihre Stellung zu begründen suchte, in Anspruch nahm; unangenehm durch Carlo's Eingreifen an die eigne Pflichtversäumniß gemahnt, schloß er sich nun gerade den spanischen Gobernatoren an, denen Carl längst ein Dorn im Auge gewesen, vor Allem weil er stets entschieden guelfische Gesinnungen bewiesen

schließen konnte. Für strenge Aufsicht sorgte er durch Theilung der Stadt in 6 Pöste je unter einem Praefect, der Diöcese in 6 Regionen, für welche er 6 Visitatores ernannte; die in wöchentlichen Congregationen über die gefundenen Zustände berichteten. 3 congregazioni generali wurden von allen vicarii foranei besucht, und in jedem Plebanbezirk wiederum wöchentlich die ganze Geistlichkeit unter Vorsitz ihres vicar. foranei versammelt. Daneben trat ein Vicar, und visitatori spirituali der Nonnenkloster und theils weltliche, theils geistliche protettori für ihre weltlichen Angelegenheiten; um bei den Nonnen bessere Disciplin und Herstellung einer strengen Clausur einzuführen; auch sie berichteten in wöchentlichen Congregationen; dazu kamen presbiteri de' clerici, testimoni sinodali, monitori secreti, puntatori del clero; zusammen 400, unter denen Carlo 30 zur Verwaltung eines jeden Bisthums fähig erklärte. — Um aber, wie bei den Kaien, schon die religiöse Erziehung des Klerus zu überwachen, war er vor Allem den tridentinischen Schüssen gemäß auf die Gründung von Seminaren bedacht, deren er allmählich 3 ins Leben rief; in das eine sammelte er die scharfsinnigsten Jünglinge, die ihm zu den höchsten Würden tauglich schienen, in ein 2tes in einem Gebäude des aufgehobenen Humillatenordens die zu Landpfarrern Bestimmten, in ein drittes die für das Gebirge Erzogenen, die er durch eine besonders strenge Lebensweise an die Entbehrungen des künftigen Lebens zu gewöhnen suchte; Grammatikschulen in den Diöcesen traten hinzu, und wurden zumal in entlegenen, den Protestanten nahen Orten fortwährend vermehrt. Diese Seminare vertraute Carlo allerdings den Jesuiten an; konnte doch die damalige Kirche unmöglich die gefährliche Hölle des spanischen Instituts entbeh-

derriß der König, der Borromeos Freundschaft sich dringend nöthig sah, die Edicte des Gobernators; die wegen jenes Excesses gegen den bargello Excommunicirten mußten öffentlich um Verzeihung bitten, die Humiliaten wurden aufgelöst. — Der Cardinal gewann in den Augen des Volks eben jetzt durch eine wahrhaft väterliche Fürsorge bei der eintretenden Theuerung; die nachfolgende reiche Ernte, wo man ein Mißjahr erwartet, schrieb man seinem Gebet zu. Als der folgende Statthalter Requesens, der als Gesandter in Rom alle Jurisdictionsstreitigkeiten der Krone mit dem Papst betrieb, zwei an den Vorgänger gerichtete Edicte publiciren ließ, welche des Erzbischofs Privilegien enorm verletzten, konnte dieser es wagen, den Urheber der Publication, und damit mittelbar den Statthalter selbst zu excommuniciren. Dieser schritt dann zu ganz unwürdigen Mitteln; er suchte Carl's frühere guelfische Schritte als Staatsverrath hinzustellen, mit dem sein jetziges Wirken in greifbarem Zusammenhange stehe, ließ von ihm die Ueberweisung der Feste Arona fordern, worin seine Familie kraft alter Privilegien das Besatzungsrecht hatte, und da sie ihm natürlich ohne Weiteres zugestanden wurde, befahl er den Wachtsoldaten, Zettel anzuschlagen, worin der Cardinal für einen ignorante, scandaloso, ein Rebell gegen seinen natürlichen Herrn erklärt ward; sein Undank gegen die empfangenen Wohlthaten zeige ihn als *privo di giudizio*; deshalb werde er *pel universo e più savio consenso dell' universa popolazione di Milano* für einen *cittadino indigno e struggitore della patria* erklärt (das wäre also die Gefinnung der Guten gegenüber den Wühlern). — Wohl die Wurzeln von Carl's Macht erkennend, verbot er zugleich die Versammlung der Confraternitäten ohne Ueberwachung durch einen königlichen

und bereits 1563 als päpstlicher Nepot lipp II. hatte fühlen lassen, wie man den spanischen Spanier nur als Signore des catholicus Romanus, in der Weise der Signor alten Republiken des 13. Jahrh. sich gelassen gedente, indem gerade Carlo das St Einführung der spanischen Inquisition in zu vereiteln gewußt, und zugleich durch den auß eifrigste von ihm betriebenen Bund mit der katholischen Schweiz sich deren V und Streiter zugleich als Bollwerk gegen sie und als möglichen Rückhalt gegen einen nischen Druck des spanischen Signoren zu sichern gesucht hatte. Bald kam es dahin, capitano di giustizia den erzbischöflichen wegen Tragens verbotener Waffen gefangen ließ, worauf Carlo sofort zur Excommunication capit. di giustiz., des königlichen Fiscals und Gefangenwärters schritt, und Senatspräsidenten öffentlich zur Verantwortung Gleichwohl erließ der Gouverneur, jetzt der mung des erbitterten Senats sicher, bald ein Edict, das jedem die Strafe der Rebellion der königliche Befehle verachten würde; da worden widerstanden nun mehrere Orden, Exemtionsurkunden gestützt, Carlo's Bischof allein die scandalöse Weise, womit die Casa S. M. della Scala mit einer Schaar Beamten sich seinem Eintritt widersetzten, verbunden nem eben damals verübten Mordversuch der liaten dienten dazu, um Carl selbst mit dem des Martyrthums zu umgeben, wobei der sich selbst consequent, lieber gegen seine keine Untersuchung vorgenommen wissen wollte durch das Einschreiten weltlicher Gerichte die heiten der Kirche beeinträchtigt zu sehen.

Sala, Biografia di San Carlo Borromeo 212.

rief der König, der Borromeos Freundschaft sich
ingend nöthig sah, die Edicte des Gouvernators:
wegen jenes Erlasses gegen den bangelio Ex-
communicirten mußten öffentlich um Verzeihung bi-
teln, die Humiliaten wurden aufgelöst. Der Cardi-
nal gewann in den Augen des Volks eben jetzt
sch eine wahrhaft väterliche Fürsorge bei der ein-
tenden Theuerung: die nachfolgende reiche Ernte,
man ein Mißjahr erwartet, schrieb man seinem
eber zu. Als der folgende Statthalter Requeien-
s als Gesandter in Rom alle Jurisdictionen rei-
seiten der Krone mit dem Pabst betrieb, und
den Vorgänger gerichtete Edicte publiciren ließ,
elche des Erzbischofs Privilegien enorm verletzten,
urte dieser es wagen, den Urheber der Publication
ad damit mittelbar den Statthalter selbst zu ex-
communiciren. Dieser schritt dann zu ganz unwür-
gen Mitteln: er suchte Carl's frühere geistliche
schritte als Staatsverrath hinzustellen, mit dem
im jetzigen Wirken in greifbarem Zusammenhange
che, ließ von ihm die Ueberweisung der Besten Krona-
rden, worin seine Familie kraft alter Privilegien
is Besagungerecht hatte, und da sie ihm natürlich
ne Weiteres zugehenden wurde, befahl er den
Bachsoldaten, Zettel anzuschlagen, nach der Car-
nal für einen ignorante, scandaloso, ein Rebell
egen seinen natürlichen Herrn erklärt ward; sein
ndank gegen die empfangenen Wohlthaten zeige ihn
s privo di giudizio; deshalb werde er *per un-
erso e più sario consenso dell' unione popo-
zion di Milano* für einen *cittadino indigno e
uggitore della patria* erklärt (das ist also die
führung der Güten gegenüber den Bürgern). —
die Wurzeln von Carl's *schlechte* erkennend,
er zugleich die Versammlung der Conträre-
odung *als einen* *unselbstigen*

Beauftragten. Gleichwohl hielt Philipp, der sich meist bedächtiger, als seine Statthalter zeigte, einen entschiedenen Bruch bei Carlos allgemeinem Ansehen in Italien und dem mißlichen Stand der holländischen Angelegenheiten sehr gefährlich; er zog es vor, Requesens statt des dort unmöglich gewordenen Alba in die Niederlande zu senden. Carlo hielt jedoch nun für gerathen, die ihm obliegende Pflicht der Wallfahrt ad limina apostol. zu benutzen, um ein noch engeres Vernehmen mit dem Papst herbeizuführen. Unter den hierbei erwirkten Privilegien verdient vorzügliche Beachtung die ihm für sich und seine Nachfolger gegebene Erlaubniß, bei der Unterzeichnung der Urkunden das Familienwappen durch dasjenige des S. Ambrosius zu ersetzen; man wollte eben dem Nepotismus der Vergangenheit ganz entsagen; auch sollten die Canonicate künftig nicht adeligen Familien offen stehen. Wichtig war besonders aber die Erlaubniß, in allen Kirchen und Klöstern der Diöcese nach eigenem Ermessen, und auch mit apostolischer Auctorität den ambrosianischen Ritus herzustellen; wie großen Antheil Carlo auch an der Romanisirung aller Besonderheiten der Landeskirchen durch das tridentinische Concil und der Ausarbeitung der dort anzufertigenden befohlenen römischen, dogmatischen und rituellen Lehrbücher nahm, so legte er gleichwohl auf die uralten Besonderheiten der lombardischen Kirche, wie bereits schon sein großes Vorbild Ambrosius einen zu hohen Werth, um sie dem von ihm selbst sonst so klar erkannten Bedürfniß der Neutralisirung aller alten Gegensätze innerhalb der Kirche zum Opfer zu bringen. — Die nun folgende Feier des anno santo 1576 in Mailand, wofür sich der Cardinal in Rom die Privilegien hatte geben lassen, führt uns in Procession die neugeheiligte Diöcese vor, welche auf eine würdige, von Scimi-

ichung weltlichen Brunks gereinigte Weise ihren Ent-
 schluß gleichsam vor Augen legt, sich aus der Ver-
 sunkenheit der früheren Jahrhunderte zu erheben; der
 Verf. drückt sich nicht ganz unrichtig aus, daß bei
 der zahlreichen Theilnahme an dieser mit der größ-
 ten Frömmigkeit und Demuth ausgeführten Procef-
 sion Mailand ein *convegno d'angelichi cori* ge-
 schienen habe. In Giulio Campi's gleichzeitiger
 Geschichte von Cremona fand ich einen Bericht über
 eine gleichzeitig vom Bischof Sfondrato von Cre-
 mona abgehaltene Procession, worin er seine Be-
 wunderung des Volkes, das oft von fernher in der
 Nacht barfuß heranzog, nicht genug auszudrücken
 weiß; aus seiner Darstellung geht auch hervor, wie
 zumal jener vorzügliche Hebel dieser neukatholischen
 Bestrebungen, die Confraternitäten aufs mächtigste
 durch diese Schaustellung gefördert wurden. Un-
 mittelbar darauf gab Carlo eine furchtbare Pest in
 noch weit höherem Maße, als die frühere Theurung,
 Gelegenheit, durch den äußersten Grad von Selbst-
 aufopferung das Volk für das Interesse seiner Re-
 formation zu gewinnen. Sehr großen Eindruck
 mußte es doch machen, wenn er, da das Hauptla-
 zarett sich in gänzlicher Vernachlässigung befindet,
 trotz aller Vorstellungen von Rom aus, daß der-
 gleichen Vorschriften nur für den *stato di perfe-*
zione berechnet seien, sich selbst dahin begibt, alle
 Mobilien, Lebensmittel &c. vom eignen Hause dahin
 schaffen läßt und durch seinen Eifer auch die reli-
 giösen Orden, zumal die Kapuziner bewegt, sich in
 einer Art von militärischer Organisation, wie jene
 Confraternitäten, der Krankenpflege zu widmen, wäh-
 rend er einige Pfarrer, welche sich in dieser Zeit
 der Gefahr von ihren Gemeinden entfernen, ohne
 Weiteres absetzt. Um so mehr mußte eine solche
 Fürsorge die Gemüther auf die Seite der kirchlichen

Beauftragten. Gleichwohl hielt Philipp, der sich
meist bedächtiger, als seine Statthalter zeigte, einen
entschiedenen Bruch bei Carlos allgemeinem Anschn
in Italien und dem mißlichen Stand der holländi-
chen Angelegenheiten sehr gefährlich; er zog es vor,
Nequens statt des dort unmöglich gewordenen Alba
in die Niederlande zu senden. Carlo hielt jedoch
nun für gerathen, die ihm obliegende Pflicht der
Wallfahrt ad limina apostol. zu benutzen, um ein
noch engeres Vernehmen mit dem Pabst herbeizufüh-
ren. Unter den hierbei erwirkten Privilegien ver-
merkt vorzüglich die ihm für sich und
seine Nachfolger gegebene Erlaubniß, bei der Unter-
zeichnung der Urkunden das Familienwappen durch
dasjenige des S. Ambrosius zu ersetzen; man wollte
den dem Nepotismus der Vergangenheit ganz ent-
gehen; auch sollten die Canonicate künftig nicht ade-
ligen Familien offen stehen. Wichtig war besonders
über die Erlaubniß, in allen Kirchen und Klöstern
der Diocese nach eigenem Ermessen, und auch mit
apostolischer Auctorität den ambrosianischen Ritus
herzustellen; wie großen Antheil Carlo auch an der
Romanisirung aller Besonderheiten der Landeskirchen
durch das tridentinische Concil und der Ausarbei-
tung der dort anzufertigenden befohlenen römischen,
dogmatischen und rituellen Lehrbücher nahm, so legte
er gleichwohl auf die uralten Besonderheiten der lom-
bardischen Kirche, wie bereits schon sein großes Vor-
bild Ambrosius einen zu hohen Werth, um sie dem
von ihm selbst sonst so klar erkannten Bedürfniß der
Centralisirung aller alten Gegensätze innerhalb der
Kirche zum Opfer zu bringen. — Die nun folgende
Feier des anno santo 1576 in Mailand, wofür
schon der Cardinal in Rom die Privilegien hatte ge-
geben lassen, führt uns in Procession die neugeheiligte
Diocese vor, welche auf eine würdige, von Beimi-

schung weltlichen Brunn's gereinigte Weise ihren Ent-
 schluß gleichsam vor Augen legt, sich aus der Ver-
 sunkenheit der früheren Jahrhunderte zu erheben; der
 Verf. drückt sich nicht ganz unrichtig aus, daß bei
 der zahlreichen Theilnahme an dieser mit der größ-
 ten Frömmigkeit und Demuth ausgeführten Proces-
 sion Mailand ein *convegno d'angelichi cori* ge-
 schienen habe. In Giulio Campi's gleichzeitiger
 Geschichte von Cremona fand ich einen Bericht über
 eine gleichzeitig vom Bischof Sfondrato von Cre-
 mona abgehaltene Procession, worin er seine Be-
 wunderung des Volkes, das oft von fernher in der
 Nacht barfuß heranzog, nicht genug auszudrücken
 weiß; aus seiner Darstellung geht auch hervor, wie
 zumal jener vorzügliche Hebel dieser neukatholischen
 Bestrebungen, die Confraternitäten aufs mächtigste
 durch diese Schaustellung gefördert wurden. Un-
 mittelbar darauf gab Carlo eine furchtbare Pest in
 noch weit höherem Maße, als die frühere Theuerung,
 Gelegenheit, durch den äußersten Grad von Selbst-
 aufopferung das Volk für das Interesse seiner Re-
 formation zu gewinnen. Sehr großen Eindruck
 mußte es doch machen, wenn er, da das Hauptla-
 zarett sich in gänzlicher Vernachlässigung befindet,
 trotz aller Vorstellungen von Rom aus, daß der-
 gleichen Vorschriften nur für den *stato di perse-*
zione berechnet seien, sich selbst dahin begibt, alle
 Mobilien, Lebensmittel &c. vom eignen Hause dahin
 schaffen läßt und durch seinen Eifer auch die reli-
 giösen Orden, zumal die Kapuziner bewegt, sich in
 einer Art von militärischer Organisation, wie jene
 Confraternitäten, der Krankenpflege zu widmen, wäh-
 rend er einige Pfarrer, welche sich in dieser Zeit
 der Gefahr von ihren Gemeinden entfernen, ohne
 Weiteres absetzt. Um so mehr mußte eine solche
 Fürsorge die Gemüther auf die Seite der kirchlichen

Gewalten lenken, als der Gobernator und die Stadtverwaltung im dringendsten Moment darüber hader-
ten, wem die durch die Pest erwachsenden außerordentlichen Kosten zur Last fallen sollten, weshalb von ihnen gar nichts geschah; der Erzbischof mußte dem Gobernator einen Brief mit der Androhung der schwersten himmlischen Strafen schreiben, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Die öffentlichen Processionen; bei denen der Cardinal stets barfuß voranging und eine von ihm angeordnete Quarantäne, wobei jeder, in seinem Hause eingeschlossen, durch die Glocken des Doms das Zeichen zum Gebet empfing, welches die sofort zu jedem Beistand auf den Straßen bereit stehenden Kapuziner vorsagten, hielt den ungewöhnlichen Eifer fortwährend in gleicher Spannung. Die Pest ward dann sogleich von Carl benutzt, um die altherkömmlichen Carnevals-Festlichkeiten, weil diese den Zorn Gottes und als dessen Strafe die Pest hervorgerufen, gänzlich zu untersagen. In der Meinung des Volks als rettender Engel betrachtet, findet er nun überall Gehorsam. Wenn es aber dann der sehr kirchlich gesinnte Verf. Philipp II. nicht zutrauen zu wollen scheint, daß dieser eben damals gerade beim Pabst über Carlo's Versetzung habe verhandeln lassen, so kann ich diese Ansicht bei den bekannten Erfahrungen über des Königs schleichenden Charakter nicht theilen. Offen wagte er freilich gegen einen Mann, der ihm in Italien über den Kopf gewachsen war, nicht aufzutreten; dagegen fanden gerade jetzt im engsten Bunde mit dem Gobernator manche Feindseligkeiten gegen den Erzbischof durch die von Carlo früher selbst so sehr begünstigten Jesuiten Statt, und der Govern. Ahamonte trifft eben jetzt gerade Maßregeln zu pomphaften Carnevalstourniren, die er freilich um so eher zurücknehmen mußte, als sich

Carlo auf die Staatstrauer berufen konnte, die der Tod des Infanten verursacht; dagegen gewann jener nun einige Glieder des Stadtraths zu einer Anklage des Cardinals bei der Curie wegen zu großer Strenge und unbefugter Einmischung, die aber natürlich sofort mit Entrüstung sowohl durch die guelfische Mehrheit des consiglio als die Curie zurückgewiesen ward. Doch sehen wir, daß der Cardinal noch andere Stützen sucht. Eine Reise nach Rom, bei der er die Herzoge von Mantua und Urbino ganz für sich gewann, stellte Philipps absoluten Gelüsten, wie wir in meiner letzten Anzeige von Vercari's Wert auch in den damaligen genuesischen Händeln sahen, fühlbar das Gewicht der lega und des consenso der italischen Fürsten gegenüber, nachdem er zuvor den wichtigsten unter Allen nächst dem alternden Venedig, den Herzog Emanuel Filibert auf einer Reise nach Turin unter dem Vorwand der Veneration des heiligen Schweißtuchs gänzlich für seine reformatorischen Pläne gewonnen hatte. In Rom dienten des Erzbischofs Einrichtungen so sehr zum Modell, daß der Pabst nunmehr nicht nur, wie Carl persönlich den Besuch der Stationalkirchen vornahm, sondern gewiß als Gegendemonstration gegen den Gobernator den corso di palio und alle öffentlichen Bacchanalien in Rom gänzlich untersagte. Die Carl feindlichen Jesuiten wurden durch die römische Inquisition gerade damals recht fühlbar an ihr ostensibles Princip erinnert, indem sie einen Fastenprediger ihres Ordens, der sich in Mailand über Carls Strenge wiederholt satyrisch geäußert, durch diesen von Mailand entfernt und in Rom eingeschlossen sehen mußten; die Heimreise richtete Carlo doch sicher nicht ohne Einverständniß mit der Curie über Florenz, Ferrara und Venedig, Spaniens vornehmste italiänische Rivalin, wo man ihn als Haupt des Guelfismus überall mit

der größten Ehrfurcht empfing und seinen reformatorischen Wünschen thumlichst nachkam; vom Herzog von Ferrara ließ er sich ausdrücklich versprechen, alle feindseligen Gesinnungen gegen den Herzog von Urbino abzulegen. — In der eignen Diöcese war er jetzt darauf bedacht, den Jesuiten die italienischen Orden der Theatiner, Barnabiten und besonders der eben damals von ihm gegründeten Oblaten zu substituiren, während er für die Einwirkung auf die untern Volksklassen ein passendes Werkzeug in den Kapuzinern fand, die er durch ihren aufopfernden Eifer bei der letzten Pest in ihrem Werthe erkannt hatte. Bemerkenswerth ist im Anhang der ausführliche Excurs des P. Innocente Gobio über den Orden der Barnabiten, welche Carlo bereits in der Anordnung von Congregationen für Geistliche und Verheirathete, selbst von scuole di dottrine cristiane, vorangegangen waren, und deren strengen Filialnonnenorden, den Angeliche, Carl die Nonna zur Reformation der Klöster vorzugsweise entnahm; die mannichfache Wirksamkeit der Barnabiten unter Carl zu schwierigen Missionen, zur Pflege der Pestkranken, zum letzten fruchtlosen Reformversuch des Humiliatenordens zur Censur der Comödien &c. ist hier ausführlich dargelegt. Vor Allem sollten aber die Oblaten die specifischen Werkzeuge der Erzbischöfe zur unbedingten Uebernahme ihrer Aufträge sein, und wurden nun, wie sonst die Jesuiten, gebraucht, um, nachdem sie sich selbst eine gründliche Bildung angeeignet, durch Predigten, zumal Bußpredigten auf dem Lande, durch das Stillen von Feindseligkeiten, Unterricht und geistliche Uebungen des Klerus, und endlich auch Vermittlung mit der weltlichen Gewalt des Cardinals Zwecke auch da, wo ihre Betreibung mit Gefahr verbunden war, durchzusetzen. Ihnen übergab nun Carl zumal auch

das Seminar, wobei es doch merkwürdig ist, wie er hienit die Organisation seiner Collegien in Verbindung brachte, indem er (S. 377) wie bei den Confraternitäten der *dottrina cristiana* einige Schüler dazu deputirte, eingewurzelte Feindschaften zwischen den Bürgern zum Frieden zu bringen, andere, um Concubinaten entgegenzuwirken und getrennte Ehepaare zu versöhnen, den öffentlichen Gelagen, Spielen &c. &c. entgegenzuwirken. Dann nahmen sie endlich den Unterricht der Kinder im christlichen Glauben in die Hand, bildeten also den Grundstock für Carlo's catechetische Congregationen, übernahmen die Seelsorge in Gefängnissen, besuchten die Kranken &c. &c. — Durch dies Alles in seiner Stellung gänzlich befestigt, sucht Borromeo nun vor Allem jenem schon von ihm als Nepot betriebenen engen Bunde mit der katholischen Schweiz, die er durch eine 1571 gehaltene Visitationsreise und durch die Gründung des Collegium helveticum in Mailand zur Bildung der dortigen Geistlichen, die er damit ganz den Bildungskreisen und der Hierarchie seines eigenen Klerus einverleibte, noch näher mit seinen eigensten Interessen verknüpft hatte, durch die katholische Reform der entlegenen Alpenthäler einen festen Rückhalt zu geben, da von ihnen als Unterthanen- oder schutzverwandten Landen protestantischer Kantone ein Eindringen des Protestantismus am meisten zu befürchten war. Die gewonnene enge Freundschaft Venedigs bahnte ihm zunächst den Weg zur Visitation der sehr verwahrlosten venetianischen Valli di Tronipia, di Sabbia und di Camonica. Hier mußte er nicht nur zumal durch den imponirenden Eindruck seiner Persönlichkeit wieder strengere Kirchenzucht und die Versöhnung uralter Familienfeindschaften zu bewirken, sondern zumal auch durch feierliche Translationen von Reliquien und Madon-

nenbildern den esprit de corps gegen die Protestanten zu wecken, die, zumal in dieser Zeit der extremen Gegensätze, gegen solche Culte überall heftig, als gegen Abgötterei zu predigen pflegten. Bereits eilte er auch von dort nach Tirano im Veltlin, wo man dem Diöcesan, Bischof von Como jeden Zugang gesperrt hatte, Borromeo aber bei dessen persönlichem Ansehn doch selbst frei predigen und die Häretiker widerlegen ließ. Dann erstreckte der Erzbischof, ohne die großen Beschwerden der kaum gangbaren Fußpfade zu scheuen, im mailändischen Grenzland seine Visitationen bis ins Herz der Alpen, worüber man beim Verf. die ausführlichsten für die Kenntniß der Zustände dieser Gegenden in damaliger Zeit sehr wichtigen Berichte findet, die ich jedoch dem Studium der Leser überlassen muß. Auch von hier aus eilte er unter dem Vorwand der Verehrung der Reliquien des S. Siegbert nach dem schweizerischen Grenzloster Disentis hinüber, belebte dort den Katholicismus und nahm von dort 3 Jünglinge für sein helvetisches Seminar mit. Jetzt fand er in Mailand bei den Behörden und Einzelnen wenigstens ostensibel, stets Gehorsam. Nach des Gubernators Ahamonte Tod hatte er den sehr vertrauten Barnabit Bascapé nach Spanien geschickt, um dem König eifrig den mit seinem Namen getriebenen Mißbrauch vorzustellen, der so sehr den öffentlichen Frieden störe, und des Königs officiellen Aeußerungen so sehr entgegenlaufe. Der König, dem neben seinen portugiesisch-niederländischen Kriegen gewiß vor Allem das neuerdings so eng befestigte freundschaftliche Verhältniß der kirchlichen und weltlichen Häupter des Guelfenthums eine freundschaftliche Stellung zu Carlo als dessen Haupte sehr wünschenswerth erscheinen ließen, fügte sich in Allem jetzt den Erinnerungen des Cardinals, der bei der Bestimmung

des folgenden Statthalters vorzügliche Rücksichtnahme auf dessen Neigung und Fähigkeit verlangte, ihn in der Abschaffung der Mißbräuche und Sünden des Volks und der Einführung guter christlicher Sitten mit nicht bloß weltlicher Klugheit, sondern auch religiösem Eifer zu unterstützen. Ganz dem entsprechend ward nun im Bestallungsbrief des Herzogs von Terranuova erklärt, der König sende ihn nur als Minister des Erzbischofs, welcher durch die Herstellung der Religion im mailändischen Volk es so sehr im Gehorsam des Königs erhalte, daß er dazu keines Soldaten bedürfe; Philipp habe mehr Vertrauen zu ihm, als zu allen seinen Ministern, und werde er fortan in Italien Niemand ohne seine Zustimmung zum Bischof ernennen. Der Erzbischof hingegen rühmte in einer Leichenrede auf die Königin Johanna, daß sie in ihren Gebeten gefleht, lieber sie, als ihren katholischen Gemahl hinwegzunehmen, weil dessen Leben für das Wohl der katholischen Kirche so nothwendig sei; dies letztere erkannte er dadurch gewissermaßen selbst an; Huelfenthum und ghibellinische Signorie hatten nach jenen versuchten Ausschreitungen wieder eine Basis des friedlichen Bündnisses gewonnen. So erschien nun aber Carlo in Rom so sehr als der Träger der ganzen katholischen Bewegung, daß der eifrige Ambrosianer auf sein Andringen eine Commission zugestanden erhielt, die unter seinem Vorsitz die uralten Reste heidnischer Ceremonien, die sich im römischen Pontificat und Ritual erhalten hatten, daraus eliminirte. Auch nahm er nun die Erhaltung der fernsten Punkte des orbis Catholicus in Aussicht, indem er beim Papst die Petition Buonuomi's um die Errichtung einer ständigen Nunziatur in Cöln förderte, für welche er auf Männer von guten Sitten, als Beispiel für den deutschen Klerus, mehr als auf politische Intriguan-

ten Bedacht zu nehmen bat; er sandte dem Herzog von Baiern auf seine Bitten in Gefang und Ceremonien erfahrene Männer zu, mahnte den Herzog von Jozeuse Heinrich's III. Verwandten sich beim König zu verwenden, daß er die tridentinischen Decrete unverfehrt annehme, die Beneficien nur wahrhaft frommen Priestern ertheile, zugleich aber auch, daß er seine Völker nicht mit zu schweren Auflagen drücken möge; als der Nefse des Königs von Polen, Andreas Bathory zu seiner geistlichen Ausbildung nach Rom geschickt, dort unter Leitung von Carls Freunden ganz für dessen Pläne gewonnen und zum Cardinal gemacht war, bekam er bei der Heimreise in sein Vaterland Carlo's Instructionsbriefe und einen seiner Oblati mit. Dazu wurden mit Turin bei einer neuen Wallfahrt zur Verehrung des heiligen Schweißstuchs die Bande der persönlichen Freundschaft aufs stärkste befestigt; die Recuperation des hier so gefährlich vorgeschobenen Brennpunkts der protestantischen Propaganda, von Genf, auf die der Erzbischof eifrig drang, blieb dann bekanntlich das unablässige Streben des inzwischen seinem Vater gefolgten Carl Emanuel, der bei Carlo's Besuch im folgenden Jahr seine Rettung aus einer äußerst gefährlichen Krankheit dessen Gebet zuschrieb, und nun aus seiner Hand den P. Timoteo Bottani zum Beichtvater nahm, der über Alles an Borromeo berichtete und seine Instructionen blindlings befolgte.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

208. Stüd.

Den 29. December 1860.

M a i l a n d

Schluß der Anzeige: »Biografia di San Carlo Borromeo del Professore Antonio Sala etc.«

Jetzt nun begann Carlo auf einer neuen Reise nach Rom mit den unumschränktesten Vollmachten des Legaten und apostolischen Visitators von Rhætien ausgerüstet, die Visitation der eigentlich rhätischen Alpenlande neben der mailändischen Grenze, deren Zustand allerdings zerrüttet genug war, da bei fast völliger Abgeschlossenheit von der übrigen Welt und dem gänzlichen Mangel einer eingreifenden Centralregierung die uralten Verhältnisse der Blutrache, viele Reliquien altheidnischen Aberglaubens, die sich zumal im eingewurzelten Glauben an Hexen und ihre nächtlichen Zusammenkünfte zeigte, die verdorbensten Zustände des Klerus, dessen Unwissenheit, Undisciplin und Ausschweifungen nicht größer gedacht werden können, erschreckend hervortraten, während die vereinzelte Ausbreitung protestantischer Lehren hier, wo es bei solcher Nähe Mailands unmöglich fiel, sich der Herrschaft ganz zu

bemeistern, nur zersetzend wirken konnte. Doch konnte bei Carls persönlichem Heranziehn ins Misocothal schon der große dort nie gesehene Pomp des persönlichen Aufzugs seinen Eindruck auf die rohe arme Bevölkerung nicht verschlen. Dann wirkte er zugleich durch seine Predigt und organisirte wieder förmlich seine Begleiter zu den Geschäften der Widerlegung der Haretiker, der Erklärung des Glaubens, der Haltung des geistlichen Gerichts, und des Beichthörens, in welchem Allen er mit der unermüdblichsten Thätigkeit voranging. Die Bevölkerung wird durch den Reiz des Neuen, die Gewalt, welche überlegene mit Würde und Sittenstrenge erscheinende Geister stets über rohere Naturen äußern werden, allmählich wie unwillkürlich in die Kreise des Erzbischofs gebannt, und bald gelangen die unglaublichsten Erfolge, zumal Carlo auch das von jeher in den Alpen so wirksame Mittel der Gelbaustheilung in Anwendung zu bringen nicht vergaß. Die Zahl der Messhörenden und Beichtenden mehrt sich außerordentlich; seit Jahrhunderten verfeindete Familien versöhnen sich; die Wucherer, von denen Alles winnelt, müssen Erstattung des Wucherzinses geloben, die einfachen reformirten Prediger sehen sich durch die theologische Gewandtheit von Carls Schülern überflügelt, und entschließen sich nach einigen Disputationen der ihnen vor Augen tretenden höheren geistlichen Bildung sich zu fügen, worauf die von ihnen Bekehrten ein Gleiches thun; der ganze Alerus wird entweder abgesetzt und verbannt, oder suspendirt, bis er in Carls Schule gründlichen Unterricht empfangen, und andere Priester von Carls Schule an ihre Stelle gesetzt, wobei er trotz der letzten Erfahrungen auch Jesuiten wegen ihrer bekannten politischen und Disputirgewandtheit hier an den äußersten Vorposten gegen den Protestantismus zu

verwenden nicht verschmähte. Können wir dies Alles bei Berücksichtigung aller damaligen Verhältnisse nur sehr sachdienlich finden, so wird es trotz aller Erklärlichkeit aus dem Geiste der Zeit uns nur mit Schauer erfüllen können, wenn wir nun lesen, wie Carlo, nachdem er die Hexen, die ihrem Bunde mit dem Satan zu entsagen versprochen, absolvirt hat, 11. derselben, welche dieses Versprechen nicht hatten leisten wollen, dem Feuertode preisgibt, wobei er freilich mitleidig dafür Sorge trägt, daß seine Jesuiten und Oblaten sie so lange bearbeiten, bis sie ihre Schuld bekennen, so daß sie vor ihrem Tod mindestens die priesterliche Absolution bekommen. Der sehr bigotte Verf. erzählt das freilich mit einer wahren heiligen Freude; man fühlt durch, wie sehr der jetzige katholische Klerus dort im Grunde des Herzens Lust hätte, dergleichen Autodafés an Protestanten zu erneuern, auf deren *empietà* und *turpitudine* der Verf. zu schelten niemals müde wird, statt sich mit einem freien wahrhaft historischen Blick über die Ereignisse zu stellen, deren wahrhaft treibende Principien man mühsam aus einigen gelegentlichen Notizen sich klar machen muß. — Ganz in der Ordnung und natürlichen Folge war es, wenn nun die dem protestantischen Rheinthal näher liegenden Gemeinen in Val Calanca und der Ort Misocco selbst dem mit solchen Scheiterhaufen drohenden Cardinal mannhafte Widerstand entgegensetzten, während er in dem von Protestanten noch unberührten Levantinerthal allerdings mit leichter Mühe die sehr corrupten Zustände ordnete, und hier wie in jenem zuerst bekehrten Theil des Misoccothals durch Stiftung eines Seminars auch für die Zukunft sorgte. Jedenfalls hatte Carl gegründeten Anlaß zum Stolz auf seine Erfolge; triumphirend schreibt er, daß durch diese Visitation die

Aethiopen die Haut geändert und die Nazareth weiß geworden. Bereits consultirte der Cardinal den Bischof von Thur wegen einer Reise nach Thur selbst unter dem Vorwand des Besuchs der Verwandten in Hohenems; er scheint die sanguinische Hoffnung gefaßt zu haben, in Graubündens Hauptstadt durch seine Predigten gleiche Erfolge, wie in der Mesolcina zu erringen. Doch wußte ihm der Bischof durch ein sehr demüthig abgefaßtes Schreiben zu zeigen, daß hier im Mittelpunkt der römischen protestantischen Propaganda die Sachen ganz anders lagen; man werde ihn sehr wohl aufnehmen, aber die Predigt durchaus nicht gestatten. Der Erzbischof antwortete mit höflicher Kühleit, und sah wohl, daß hier allein eine politische Einwirkung auf den Landrichter und die vornehmsten Signoren helfen konnte, welche durch jene Hexenverbrennung nicht eben günstig gestimmt sein konnten, welche die Thurer Prädicanten, ähnliche Blutschuld der Glaubensgenossen vergessend, ihnen vorzuhalten nicht säumten; sie stellten vor, auch ihnen drohe in Rom der FeuerTod, dagegen würde es übergroße Toleranz sein, fremden Emissären in ihrem eigenen Land Betehrungspredigten zu gestatten. Carlo sandte deshalb seinen Auditor ab, seine Handlungen in der Mesolcina zu rechtfertigen, und mindestens die Erlaubniß zur Visitation der katholischen Unterthanenlande, von Chiavenna und dem Veltlin zu erwirken. Doch erregte gerade diese Forderung nun das nicht ungegründete Bedenken, es möge bei Gestattung der kirchlichen Suprematie des Cardinals über dieselben leicht dahin kommen, daß Spanien sich durch einen Handstreich dieser Landschaften bemächtige, was durch die Brücke, die sie zwischen den Landen der beiden habsburgischen Regentenhäuser bildeten, am Ende selbst der katholisch-guelfischen Liga von Nachtheil sein

konnte. Deshalb vereinigte sich nun selbst der französische Gesandte mit dem Bischof und dem katholischen Landrichter von Chur zu Gegenvorstellungen. Ein Bundesbeschluß vom 18. Dec. zeigte dem Cardinal den energischen Entschluß des auf seine Unabhängigkeit eifersüchtigen bündtnerischen Volks, Niemand, der nicht aus Rhätien oder der Schweiz sei, die Uebung eines kirchlichen Amtes innerhalb des ganzen bündtnerischen Machtgebiets zu gestatten; alle früher gemachten Zugeständnisse wurden widerrufen. Man beschloß selbst, die Primaten der Mesolcina, obwohl nicht Unterthanen, sondern bloße Förderirte, in Ketten zu legen, weil sie durch Verufung eines spanischen Cardinals den Verdacht erweckt, das Land den Spaniern verkauft zu haben. Die eifrigen Verwendungen des Landrichters von Chur und seiner katholischen Freunde, vor Allem aber die Drohungen der mit Carl persönlich so eng verbundenen katholischen Schweizerorte konnten allein die Freiheit der Gefangenen und die Duldung der neuen Reformen in der Mesolcina erwirken; doch mußte das Seminar zurückgezogen werden. Nur verstopfen konnten einstweilen Carls Emissäre in Chiavenna, Poschiaco und Plüß den Eifer der katholischen Bevölkerung wach halten, und so immermehr den Fanatismus gegen die auch von weltlicher Seite unterdrückenden Herrn ansachen, der sich später nach Carls Tod, wie bekannt 1587 in der allgemeinen Ermordung aller dortigen Protestanten Luft machte. Der Bericht des Barnabitenmissionars Boerio im Anhang, an seinen Ordensgeneral, läßt deutlichst die Mühseligkeiten dieser Missionäre überschauen, denen die weltliche Gewalt überall entgegen, das Volk stets geneigt war und sie selbst mit den Waffen vertheidigen wollte; man kann nicht umhin, ihren Heroismus alle Bewunderung zu zollen. Carlo hielt

es doch für nöthig, sich vom Gobernator das Versprechen geben zu lassen, nöthigenfalls ihm 400 Bewaffnete zum Schutz seiner Missionäre zu geben, und scheint er den Gedanken gefaßt zu haben, es möchte hiedurch den Bewohnern dieser Thäler möglich werden, sich ihrer protestantischen Dränger zu erledigen und sich der katholischen Schweiz zu aggregiren, wobei vielleicht im Sturm auch eine Recuperation der protestantischen Theile Graubündens für den Katholicismus durchzusetzen möglich sei. In diesem Sinn war es wohl, wenn er gegen die römische Curie, die ihm die Gefahr einer spanischen Besetzung des Veltlin für die Interessen des italienischen Guelfenbunds vorstellen ließ, sich entschieden dahin erklärte, wenn Philipp das Veltlin occupiren lasse, werde er dafür sorgen, daß er es Graubündten zurückstelle. Zugleich aber erwirkte er eben in Rom auch einen Mahnbrief an die Urkantone zum Schutz ihrer rhätischen Glaubensbrüder, und wirkte durch Schreiben an einige ihm persönlich befreundete Häuptlinge Pfysfer und Ruzzi dahin, daß man dort die Erklärung abgab, man werde sich vom Schweizerbunde lossagen, wenn man die katholischen Glaubensgenossen im Veltlin nicht glimpflicher behandle. Neuerdings vom Papst gemeinsam mit dem Bischof von Thur, dessen Eifer man durch solche Ehre anzufachen hoffte, mit der apostolischen Visitation von Rhätien beauftragt, und von Philipp II. und Heinrich III. durch Instructionen an Statthalter und Gesandten jetzt in gleicher Weise unterstützt, schien er nun doch jetzt fest entschlossen, zumal auf die neue Herausforderung hin, die in der eben jetzt geschehenen Errichtung eines protestantischen Seminars im Veltlin lag, die persönliche Visitation daselbst jedenfalls durchzusetzen; allein sein gerade jetzt eintretender Tod setzte diesen Bestrebungen ein Ziel. Die

außerordentlich abnehmende Gesundheit des Cardinals hatte ihn nicht gehindert, sich noch im letzten Lebensjahr allen mühseligen Geschäften persönlich zu unterziehen. Da die Carnevalsfeierlichkeiten noch immer nicht ganz auszurotten gewesen waren, hatte er nicht allein heftig dagegen gepredigt, Mönche, die einen Mummenschanz hielten, durch den eigens dazu von Rom berufenen Ordensgeneral discipliniren lassen, auch wieder den Papst gemahnt, dergleichen Aufzüge vor Allem in der Hauptstadt der christlichen Welt abzustellen, sondern auch, wie die alten Kirchenväter und Ambrosius selbst dem an diesen Tagen nun einmal an Schaustellungen gewöhnten Volk einen Ersatz in seiner Manier geboten durch die devotesten Exercitien und Processionen, wobei alle Stadtviertel der Reihe nach unter Carls persönlicher Führung in Bewegung gesetzt wurden, und aus seinen Händen die Communion bekamen. Dies mußte doch seine Kräfte um so mehr aufreiben, als die folgende Fastenzeit ihn fortwährend mit Predigten in Anspruch nahm. Und doch charakterisirt es nun sehr den Charakter des Cardinals, wenn ihn bei aller körperlichen Schwäche nur ein Brief des Papstes von der Absicht zurückbringen kann, sich während der ganzen Fastenzeit nur von Lupinen zu nähren, denen er doch nun nichts, als Brot und Wasser substituirt, und sich dabei nicht scheut, um dem sterbenden Bischof von Brescia zu assistiren, die angestrengtesten Reisen zu machen, wobei er 2 Tage lang nicht das Mindeste genoß. Entschlossen nach einem letzten Besuch in Turin trotz des gänzlich zusammenschwindenden Körpers, jene Visitation des Beltins dennoch zu beginnen, bereitet er sich dazu in tiefer Abgeschlossenheit durch den devoten Besuch der Passionsstationen auf dem Monte Varallo vor, der aber, wie er ihn verrichtete, doch schon als eine

Letzte pönitente Meditation zur Vorbereitung auf die
 Ewigkeit angesehen werden mußte, da er die Wun-
 den Christi an seinem Leibe durch Geißelung nach-
 zubilden bemüht war, und eine Generalbeichte über
 sein ganzes Leben ablegte; das tödtliche Fieber, das
 ihn hier ergriff, war doch nur die Krisis einer
 schon lange eingewurzelten und durch seine Lebens-
 weise immer entschiedener herausgeforderten Krank-
 heit. Daß sein vom Verf. in allen nur wünschens-
 werthen Einzelheiten beschriebenes Ende seines gan-
 zen Lebens würdig war, bedarf keiner Erwähnung;
 er endete in Mailand, wohin man ihn zurückgebracht
 hatte, in devoter Betrachtung von Bildern der Pas-
 sion Christi, mit der völligen Ergebung in den gött-
 lichen Willen, nach seinem eignen Ritual mit Sack
 und Asche bedeckt; den Bischöfen, die er wieder so
 hoch gestellt, aber auch so streng auf Treue und
 Unablässigkeit in ihrem Beruf bis zum Tode, und
 auf Demüthigung unter die Hand Gottes verwie-
 sen, ging er selbst darin voran. Daß dann der ei-
 gentliche Gründer des modernen Katholicismus, der
 Mailand zur Hauptstadt der damaligen Lebensbewe-
 gungen Italiens gemacht, dort gleich nach seinem
 Tode als Heiliger verehrt ward, wen möchte das
 Wunder nehmen? sehr natürlich, daß wie man schon
 bei Carlo's Geburt eine ungewöhnliche Lichterschei-
 nung am Himmel den Aufgang dieses glänzenden
 Kirchengestirns hatte verkündigen sehen, auch sofort
 bei seinem Tod, über dessen unbeschreiblichen Ein-
 druck wir hier mehrere Berichte von Zeitgenossen
 empfangen, die allgemeine Stimme sich für seine
 Heiligkeit erklärte, und schon ein Jahr nach seinem
 Tode eine solche Reihe wunderbarer Erscheinungen
 und Wunderheilungen von ihm berichtet wurden, daß
 es nur als die formelle Sanction eines längst im
 Volk bestehenden Cults betrachtet werden muß, wenn

nach dem ausführlichen Bericht der Oblaten über Carlo's Wunder um 1610 die nur durch eine Reihe zufälliger Umstände verzögerte Heiligsprechung erfolgte. —

Sehr lesenswerth sind noch die im Anhange gegebenen Nachrichten über die unter Borromeo in Mailand bestehenden Orden, von denen ich Einiges bereits angeführt habe; auf die mannichfachen andern Aufsätze einzugehn, gestattet mir hier der Raum nicht; ich erlaube mir deshalb nur vor Allem auf die sehr interessante Dissertation des P. Romualdo von S. Antonio über den Karmeliterorden aufmerksam zu machen; er sucht die alte Tradition der Abstammung vom Propheten Elias gewissermaßen dadurch zu retten, daß er auf eine feinere Weise die Tradition von eremitischem, contemplativem Leben überhaupt als einer scuola spirituale auf dem Karmel nachzuweisen sucht, die er sogar bis in die Zeiten von Moses hinauf verfolgt, und womit er die Essener in Verbindung bringt; doch ist bei dieser sehr gelehrten und geistreichen Schrift dem Leser Vorzicht zu empfehlen. Fast sämtliche dieser Orden haben nach der josephinisch-napoleonischen Aufhebung in den letzten Decennien ihre Klöster wiederbekommen, wobei doch Kapuziner und Barnabiten sich durch Pflege der Cholerafranken, Commaschi u., durch Erziehung verwahrloster Kinder wirkliche Verdienste erwarben. In Betreff der oblato theilt der Verf. eine vom Erzbischof Romilli bei ihrer Herstellung 1854 gehaltene Rede mit, wonach sehr bezeichnend als Zweck ihrer Restauration die Bekämpfung der iniquità hingestellt wird, che esce a guerra aperta, so wie der tentativi pertinaci, di sbandire dalla nostra regione la purità della cattolica dottrina. Man habe sie von ihm bereits begehrt in Tyrol, in Frankreich, in la Salette, wo

eine der neuerdings so viel wieder auftauchenden miraculösen Madonnenerscheinungen dazu veranlaßt habe; auch der Bischof Pie in Poitiers habe den Orden hergestellt. Endlich möchten die Auszüge aus den »Opuscoli liturgici« des Dr. Giov. Dozio über den ambrosianischen Ritus als sehr wichtig für das Studium der kirchlichen Alterthümer zu empfehlen sein.

Theod. Wistensfeld.

G i e ß e n

Ferbersche Universitäts-Buchhandlung (Emil Roth) 1860. Neue Vergleichung der Becken- und Brustglieder des Menschen und der Säugethiere, von der Drehung des Oberarmbeins hergeleitet. Von Charles Martins, Prof. der Naturgesch. an der med. Fac. zu Montpellier. (Separatabdr. aus dem VI. Bde der v. Jac. Moleschott herausgeg. Untersf. zur Naturl. des M. u. der Th.). 75 S. in Octav. Mit 1 lithogr. Tafel.

Die vorliegende kleine Schrift erschien vor einigen Jahren in den Annales d. sc. nat. (IV Série. Zool. tome VIII). Daß sie seitdem vollständig in einer deutschen Zeitschrift wiedergegeben worden ist, von Andern mit Anerkennung angezeigt wurde und endlich noch als Separatabdruck in den Buchhandel kommt, wird es natürlich erscheinen lassen, wenn Ref. an diesem Orte sich über dieselbe äußert. Die Aufforderung dazu findet er besonders darin, daß ihm eine eigentlich kritische Erörterung der Schrift nicht vorgelommen ist, während sie, ihrer verfehlten Principien halber, einer solchen eben jener äußerlichen Anerkennung gegenüber sehr zu bedürfen scheint.

Es kann sich bei einer Schrift über die Vergleichung der Brust- und Beckenglieder natürlich wesent-

lich nur darum handeln, wie sich der Verf. zu den Schwierigkeiten der Vergleichung, zu den Verhältnissen stellt, in welchen sie nicht durchführbar zu sein scheint, und es hat in der Lösung dieser Schwierigkeiten dasselbe Mißgeschick, was schon so manchen Fehlgriff hervorgerufen, auch über der Arbeit unsres Verf. gewaltet.

Eine dieser Schwierigkeiten zeigt sich bekanntlich darin, daß die Gelenkrichtungen der Extremitäten, namentlich bei den Säugthieren,* dem Parallelismus zum Theile ent-, zum Theile widersprechen. Den Widerspruch zwischen der Richtung des Knie- und des Ellenbogengelenks glaubt unser Verf. nun dadurch zu lösen, daß er den humerus für ein os tordu erklärt; drehe man das untere Ende desselben um 180° um die Längsaxe des Knochens, so komme Alles in die richtige Lage.

Diese Reductionsmethode wird nun zunächst auf eine sehr unglückliche Weise begründet. Man sehe, sagt Verf., auf der Hinterseite des humerus eine Linie schräg von innen und oben zum Condylus ext. hinablaufen. Diese sei die Spur der Drehung. Hr Martins meint, daß es ihm als Botaniker erleichtert gewesen sei, diese Thatsache aufzufassen. Wir sind der Ansicht, daß die besondere Bedeutung, welche dergleichen spiralige Linien bei Pflanzen haben können, den Botaniker verführt hat, auf Skeletttheile Begriffe anzuwenden, welche nicht auf dieselben passen. Wenn derlei Linien auf eine Drehung zu deuten wären, so würde die menschliche Fibula ganz besonders auf eine Drehung anzusehen sein!

Hr Martins will nun aber nicht behaupten, daß diese Drehung ein Vorgang sei, aus der Entwicklung nachgewiesen werden könne, sie ist eine Drehung von Anfang an, der humerus ist »originairement tordu«. Man wird nicht leugnen, daß

ein gewisser Vortheil für eine Wissenschaft darin liegt, wenn sie nicht nöthig hat von einer solchen Drehung, welche nicht wirklich, sondern nur „virtuell“ ist, zu reden. Die Morphologie des Skelettes hat aber in der That diesen Begriff nicht nöthig; gewisse Drehungen finden wirklich nachweisbar in den Extremitäten Statt, niemals aber die, welche Hr Martins voraussetzt.

Die Vorstellung einer solchen Drehung könnte nun aber, wenn man sich gehörig darüber verständigt hätte, daß sie nur eine Fiction wäre, immerhin das Verdienst behalten, einen sehr einfachen sinnfälligen Ausdruck für die Differenzen zu ergeben. Leider können wir auch dieses Verdienst der Darstellung des Hn Verf. nicht zuerkennen. Einmal ist es schon eine Complication, welche der Hr Verf. zu gering anschlägt, daß man zum Behufe seiner Reduction auch die Hand um etwa 360° drehen muß. Denn erstlich hat man dieselbe aus ihrer gewöhnlichen Pronationslage, in welcher ihre Theile denen des Fußes ziemlich parallel liegen, in die Supination zu drehen und sodann die Drehung um weitere 180° fortzusetzen, d. h. um den ganzen Vorderarm die am Unterende des humerus vor sich gehende Drehung begleiten zu lassen. Wollte man sich die Hand während der Operation dagegen fixirt denken, so würden beide Vorderarmknochen sich um einander drehen müssen.

Zweitens aber beachte man, in welche Lage die Blutgefäße oder noch besser die Nerven, durch die Rückdrehung des Hn Martins gelangen! Die Rückdrehung, welche wir vornehmen müssen, um eine auf der Hinterfläche des humerus von oben und innen nach unten und außen laufende Linie in eine senkrechte zu verwandeln, würde den condyl. int. erst nach vorn, dann nach außen, den cond. ext.

it nach hinten, dann nach innen führen. Es ist
 ensichtlich, daß der Verlauf des Nerv. median.
 ch Beendigung dieser Operation über die Vorder-
 d Außenseite in die nun nach hinten schauende
 Inbogenbeuge führen würde: ein Verhältniß, wel-
 s sich mit gar nichts an der untern Extremität
 gleichen läßt. Auch der N. ulnaris würde in
 ie seltsame Lage gelangen und es ist merkwürdig,
 e es dem Verf. hat begegnen können, sich hier-
 er zu täuschen, wiewohl er den Nervenverlauf
 ner Beachtung unterzogen und zu Gunsten seiner
 fassung zu benutzen gesucht hat. Solche Irr-
 ge sind höchst bedauerlich, wo das Auffinden des
 ichtigen so nahe liegt. Wie ist es nur möglich,
 übersehen, daß die Endglieder der Extremitäten
 ihrer frühesten Form den Parallelismus sehr
 utlich an den Tag legen, die vola und planta
 ntral gerichtet, der Daumen- oder Großzehenrand
 ch dem Kopf-, der entgegengesetzte nach dem
 chwanzende der Wirbelsäule hin? Aus dieser pa-
 lleen Lage entfernen sich die Endglieder allmäh-
 h, indem das Knie- und Ellenbogengelenk, anfäng-
 h auch mehr parallel (Beugseite ventral, Streck-
 te dorsal) mehr und mehr in Opposition überge-
 n. Insofern diese Aenderungen von
 rehungungen begleitet sind, nimmt daran
 cht bloß die obere Extremität Theil, wie
 erf. will, sondern die untere minde-
 ns eben so viel und die Drehung, welche in
 c obern Extremität geschieht, hat, wie sich nach
 n Obigen von selbst versteht, gerade die ent-
 gengesetzte Richtung von der, welche
 erf. angenommen.

Eben so wenig vermögen wir des Verf. Ausführ-
 ngen in Betreff des Vorderarms und Unterschen-
 s anzuerkennen. Es findet sich sehr durchgrei-

ein gewisser Vortheil für eine Glieder nicht liegt, wenn sie nicht nöthig ist, nochentzeden der Drehung, welche nicht angeheftet und nur „virtuell“ ist, an Säugethieren die Stellung des Kniegrieff nicht nöthig; gewöhnlich, die Ulna stets ein- lich nachweisbar in der einnimmt. Das soll aber die, welche für das obere Ende der Tibia Die Vorstellung, daß beider Knochen in sich nun aber, wenn diese Behauptung nicht den mindigt hatte, daß der Entwicklungsgeschichte hat, wie das Verdienst auf ein Epiphysenskelett zeigt, so fälligen Ausfragen, was mit einem solchen Aus- weider kön ist? Die Thatsache, daß ein Umbo- stellung vom Kniegelenke ähnlicher wird, wenn man es schon ein Stück von der Ulna absägt und dem gerin- gigen anfügt, ließe sich wohl etwas weniger durchvoll, weniger dem Mißverständnisse aus- drücken! Und wie seltsam täuscht sich da, indem er meint, daß bei den Säugethieren, die Fibula mit zum Kniegelenke hinzutritt, auch Patella auf derselben vorkomme! Ein Kno- chen, welcher nicht dem Streckmuskelapparate ange- hört, ist keine Kniescheibe. Der Herr Verf. ver- spricht zwar nur über die Säugethiere zu schreiben, aber es hätte doch wohl bedacht werden sollen, daß bei den Vögeln eine echte Kniescheibe und eine am Oberschenkelbeine eingelenkte Fibula fast immer zu- sammen vorhanden sind. — Unseres Erachtens läßt sich über eine Abtheilung der Wirbelthiere allein in dieser Angelegenheit nichts Befriedigendes sagen. Die Lösung der Differenzen, welche uns die Säu- gethiere darbieten, liegt darin, daß dieselben in der Thierreihe nicht so constant sind, als die Analo- gien; so hat Verf. gemeint (Müll. Arch. 1841) an der Hinterextremität der Landsalamander zu erken-

nen, daß die sonst so durchgreifende Verbindung der Streckmuskeln mit der Tibia doch nicht ausschließlich Statt finde. — Ob die Entwicklungsgeschichte der Extremitäten noch etwas in dieser Hinsicht leisten werde, steht dahin. Aus der Osteogenese ist des Verf. Ansicht, wie schon gesagt, nicht zu begründen. Seine Art, sich über die Differenz auszudrücken, hat also weiter keinen Werth, es ist eine andre Art, als die einfache Constatirung der Differenz und sie ist eben darum verwerflich, weil sie den Schein hat, mehr zu geben.

Endlich will der Verf. die Vergleichung der Basalglieder: Schulter- und Beckengerüste wieder auf die Abspiegelung gründen. Was an einem Apparate unten ist, soll am andern oben sein und umgekehrt. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, stellen wir dieser Ansicht nur entgegen, daß etwas Ähnliches doch in der Reihe der Wirbel nicht anwendbar ist, wo überall das Oben des einen auch dem Oben des andern entspricht; da es sich nun, wie oben erwähnt, mit den Extremitäten eben so verhält, in der Richtung der Beugseiten so wie der Radial-(Tibial)ränder ein eigentlicher Parallelismus deutlich ist, so würde zwischen der Extremität und der Wirbelsäule, in Schulter und Beckengürtel ein entgegengesetztes Verhältniß doch nur auf sehr schlagende Beweise hin, angenommen werden können. Daß diese fehlen, ist bekannt.

Von Seiten des Uebersetzers hätten wir, wenn nun einmal übersetzt werden sollte, einige Fehler gern vermieden gesehen. Es ist nicht im Deutschen Sitte, das Wort Arm in der specialisirten Bedeutung von Oberarm zu gebrauchen wie die Franzosen bras anwenden; eben so wenig gebrauchen wir Bein für Unterschenkel und dürfen also auch jambe, wo es diesen speciellen Sinn

hat, nicht durch Bein übersehen. Es ist im Deutschen unpassend statt Ober- und Vorderarm, Arm und Vorderarm zu sagen. Eben so wenig entspricht es dem anatomischen Sprachgebrauche, wenn S. 21 l'axe des condyles du femur durch Axe der Schenkelköpfe überseht wird oder S. 33 ein Kopf der Kniescheibe für sommet vorkommt. Da hat man wirklich das Original nöthig, um die Uebersetzung zu verstehen! Die amphibischen Säugthiere nennt man wohl im Französischen schlechtweg Amphibies, nicht aber im Deutschen Amphibien; Disparition wird S. 52 durch Verschwindung überseht; statt Ornithorhynchus findet sich stets Ornithorrhynchus und daran hat das Original eben so wenig Schuld, als an dem wiederholt gebrauchten Plural Opossa, welcher in einer lateinisch geschriebenen Abhandlung eine Lizenz sein würde, in einer deutschen absurd ist.

Bgm.

(Schluß des Jahrgangs 1860).

Register

über die

Göttingischen gelehrten Anzeigen

sowohl der Werke und Aufsätze, deren Verfasser sich genannt haben oder bekannt geworden sind, als auch namenloser Schriften, vermischter Sammlungen oder gesammelter Schriften mehrerer Verfasser

vom Jahre 1860.

Anm. Die Zahlen verweisen auf die Seiten. In () eingeschlossene Zahlen bedeuten, daß die Schrift, hinter der sie stehen, nicht als einzelnes Buch angezeigt, sondern in einem größeren Werke zu finden ist.

Ant. d'Abbadie, f. Hermae Pastor etc.

Ibn-Abdalkakami libellus de historia Aegypti antiqua — ed. Jos. Karle 314.

Ibn-Abd-el-Hakem's history of the conquest of Spain — ed. by J. Harris Jones 314.

Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes 2. Bd. St. 1., f. Hermae Pastor etc.

Giovbatt. Adriani, tavole genealogiche delle nobili case Ponziglione e Ferrero Ponziglione antiche patrizie di Moncalieri e di Cherasco illustrate con nove aggiunte sovra autentici documenti 1174. — Indice analitico e cronologico di alcuni documenti per servire alla storia della città di Cherasco e delle antiche castella di sua dipendenza dal secolo X al XVII etc. raccolti e ordinati 1175. — G. aut: Morozzo.

L. R. Hegidi, f. die Schlußacte u. f. w.

L. Agassiz, an Essay on Classification 761.

Albertus, f. *Annales Stadenses*.

Amann, über eine complexe Bindgewebsneubildung der Mamma (588).

Annales Herbipolenses (444). — Halesbrunenses (445). — Sancti Petri Erphesfurdensis (446). — Erphordenses (447). — Veterocellenses (449). — Palidenses (450). — Rosenfeldenses (455). — Magdeburgenses (456). Stederburgenses 458. — Pegavienses et Bosovienses (461). — Stadenses, auctore Alberto (ed. Lappenberg) (464). — Hamburgenses (ed. Lappenberg) (466). — Ryenses (467). Lubicenses (467). — Saxonici (467). — Yburgenses (468). — Egmundani (469). — Engolismenses (470) — Catalaunenses (470). — Mosellani (470). — sancti Pauli Viridunensis (470). — Aquicinctini (ed. Bethmann) (470). — sancti Quiatini Veromandensis (ed. Bethmann) (471). — Gandenses (ed. Lappenberg) (472). — Marchianenses (ed. Bethmann) (473). — Floressienses (ed. Bethmann) (473). — s. Jacobi Leodiensis (474) — s. Jac. minores (474). — Aquenses (477). — Rodenses (478). — Brunwilarenses (479). — Colonienses (479. 480.) — Colon. breves (479). — s. Petri (479). — Remenses et Colonienses (480). — Agrippinienses (480). **Annalium Angliae excerpta** (469).

Annuaire de la société archéologique de la province de Constantine: 1858. 9. 1361.

Léonce Anquez, histoire des assemblées politiques des Réformés de France 1070.

Der Apostel Geschichten, f. Theol.-homil. Bibelwerk.

Opuscula Arabica, collected and edited from

Mss. in the University Library of Leyden by W. Wright 691.

Arendt, recherches sur les commentaires de Charles-Quint 1.

Ferd. Artmann, die Lehre von den Nahrungsmitteln, ihrer Verfälschung und Conservirung, vom technischen Gesichtspunkte aus bearbeitet 1278.

The Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland Vol. XVIII. P. I. 1921.

Mariana d'Ayala, della arte militare in Italia dopo il risorgimento, professione 1199.

K. E. v. Baer, über Papuas und Alfuren 758.

James R. Ballantyne, Christianity contrasted with Hindū Philosophy: An Essay. In five books, Sanscrit and English: with practical suggestions tendered to the Missionary among the Hindūs 196.

H. A. Barb, über den Organismus des persischen Verbums 801. — über das Zeichen Hamze und die drei damit verbundenen Buchstaben Elif, Waw und Ja der arabischen Schrift 801.

A. Bastian, ein Besuch in San Salvador der Hauptstadt des Königreichs Congo. Ein Beitrag zur Mythologie und Psychologie. A. u. d. Tit.: Afrikanische Reisen 396.

Spence Bate, on the Development of Decapod Crustacea (1990).

Voyage d'Ibn Batoutah, texte arabe, accompagné d'une traduction par C. Defrémery et . . B. R. Sanguinetti 5 Voll. 315.

M. Baumgarten, die Geschichte Jesu. Für das

Verständniß der Gegenwart in öffentlichen Vor-
trägen dargestellt 1225.

W. Bessel, über das Leben des Wiflas und die
Bekehrung der Gothen zum Christenthum 675.

Bethmann, f. *Annales Aquicinotini. Ann.*
Marchianenses. Ann. sancti Quiatini
Veromandensis.

Wilibald Beyschlag, f. A. Neander.

Theol.-homilet. Bibelwerk. Die heil. Schrift
Alten und Neuen Testaments mit Rücksicht auf
das theol.-homil. Bedürfniß des pastoralen Amtes
in Verbindung mit namhaften evangel. Theologen
bearb. und hrsggb. von J. P. Lange. Des N.
T.s 5 Thl.: der Apostel Geschichten theol. bearb.
von G. B. Lehler, homil. v. R. G. Gerol
1106.

Bicotti, die Schlacht von S. Quentin (1434).

Frdr. Aug. Biener, wechselrechtliche Abhandlungen
1601.

B. Biondelli, sull' antica lingua Azteca o Na-
huatl, osservazioni 1713. — S. auch: *Evan-*
geliarium Mexicanum etc.

Alb. Blanco, f. J. de Maistre.

L. G. Blanc, Versuch einer bloß philologischen
Erklärung mehrerer dunklen und streitigen Stellen
der göttlichen Komödie. I. Die Hölle. 1. Bst.
Gesang I. XVII. 1957.

F. W. Böcker, über die Einwirkung des Fettes
auf die Ausscheidungen (1375).

J. Bodemeyer, die Lehre von der Penosis 1553.

Otto Böhtlingk und Rud. Roth, Sanscrit-
Wörterbuch. I. Thl. die Vokale. II. III. Thl.
725.

Das Boot und die Karavane, eine Familienreise
durch Aegypten, Palästina und Syrien. Nach
der 5. Aufl. . . . aus dem Englischen übersetzt

- und mit Anmerkungen versehen von E. A. W. Simlh 356.
- H. Böttger, die Einführung des Christenthums in Sachsen durch den Frankenkönig Karl von 775 bis 786 insbesondere zur Vertheidigung der Aechtheit der Urkunde desselben über Vergrößerung und Begrenzung der Diöcese Bremen v. 14. Juli 788. 127.
- E. Boetticher, der Omphalos des Zeus zu Delphi. Neunzehntes Programm zum Winkelmannsfest u. s. w. 161.
- J. S. Bowerbank, on the Anatomy and Physiol. of the Spongiadae. P. I. On the Spicula (1989).
- H. F. Brachelli, s. Jo. Geo. Aug. Galletti.
- H. R. Brandes, Luthers Reise nach Rom oder: Ist es wahr, daß derselbe Freund die Stufen der Peterskirche erstiegen hat? 601.
- Breslau, zur Geschichte der Hysterophore (590).
Brumund, s. Jo. Müller.
- Geo. Bowdler Buckton, on the Isolation of the Radical, Mercuric Methyl (1988.)
- Guill. Budé, s. Léon Feugère.
- F. B. Busch, Doctrin und Praxis über die Gültigkeit von Verträgen zu Gunsten Dritter nebst Belegen aus der Praxis der höchsten Gerichtshöfe der einzelnen Staaten Deutschlands 1978.
- E. Aug. Cadenbach, das Lyceum zu Heidelberg in seiner geschichtlichen Entwicklung vom J. seiner Neubildung bis zur Gegenwart (1808—1858) 437.
- Crace Calvert, on the Relative Power of Metals and Alloys to conduct Heat (1990).
- Camerini, ital. Xenitographie (1434).

Giuseppe Canestrini, f. *Négociations diplomatiques* etc.

Le Cantique des Cantiques traduit de l'hébreu avec une étude sur le plan, l'âge et le caractère du poëme par Ern. Renan 1513.

Carcano, *Novellen* (1434).

Cartulaires, f. *Collection* etc.

Catalog der Antiken-Sammlung aus dem Nachlass des Frdr. von Thiersch (unter Beihülfe J. v. Hofner's und H. Thorbecke's abgefasst von C. von Lüchow) 1155. 1156.

Arth. Cayley, a *Memoir on the theory of Matrices* (1985). — on the *Automorphic Linear Transformation of a Bipartite Quadric Function* (1985). — *Supplementary Researches on the Partition of Numbers* (1985). — fourth and fifth *Memoir upon Quantics* (1990). On the *Tangential of a Cubic* (1990).

Francesco Ceva-Grimaldi, della città di Napoli dal tempo della sua fondazione sino al presente; *Memorie storiche* 1302.

Aimé Champollion Figeac, f. *Mém. du Card. de Retz*.

Charles-Quint, *commentaires*, f. Arendt.

Cherbonneau, über das arabische Schriftthum im Sūdān (1364). *Arabische Inschriften erklärt* (1365).

W. Christ, *Grundzüge der griechischen Lautlehre* 340.

Chronicon Montis Sereni, f. Otto Jul. Opel. *The Church Missionary Intelligencer*. January 1562.

A. Chwolson, über Tammûz und die Menschenverehrung bei den alten Babyloniern 1321.

Gaudenzio Claretta, di Gaveno, Coazze e Val-

giove cenni storici con annotationi e documenti inediti 1100.

A. R. Clarke, on the effect of Local Attraction in the English Arc (1996).

John Lockhart Clarke, on the intimate Structure of the Medulla oblongata (1988).

Codice diplomatico Longobardo dal DLXVIII al DCCLXXIV con note storiche osservationi e dissertazioni di C. Troya. T. V. M. u. d. T.: Storia d'Italia del medio evo di C. Tr. Vol. IV, P. V. 1500.

Collection de documents inédits sur l'histoire de France. 611. 633. — des cartulaires de France. T. VIII. IX. Cartulaire de l'abbaye de St. Victor de Marseille publié par Guérard avec la collaboration de Marion et Delisle. T. I. II. 1457.

Conte di Siracusa, f. Gius. Fiorelli.

A. Conze, Reise auf den Inseln des thrakischen Meeres 410.

Corpus legum ab Imperatoribus Romanis ante Justinianum latarum, quae extra Constitutionum codices supersunt. Accedunt res ab Imperatorib. gestae, quibus Romani juris historia et imperii status illustratur. Ex monumentis et scriptor. graec. latinisque collegit Gust. Haenel. Fasc. I. II. 1721.

Correspondance de Charles-Quint et d'Adrien VI, publiée pour la première fois, par M. Gachard 481.

W. Corssen, über Aussprache, Vokalismus und Betonung der latein. Sprache 2. Bd. 81.

Vict. Cousin, Madame de Longueville. Études sur les femmes illustres et la société du XVIIe siècle 932.

C. Aug. Credner, Geschichte des Neutest.

Kanon. Hrsggb. von G. Volkmar 978.

Creulh, über den Einbruch und den Sieg der Vandalen und über die mauretanische Zeitrechnung (1366).

S. Cyrilli Alexandriae Archiepiscopi commentarii in Lucas evangelium quae supersunt syriace . . . ed. Rob. Payne Smith 749.

T. P. Dale and J. H. Gladstone, on the Influence of Temperature on the Refraction of Light (1998).

H. Debus, on the Action of Ammonia on Glyoxal (1988).

C. Defrémery, f. Voyage d'Ibn Batoutah.

Delisle, f. Collection des cartulaires etc.

Frz. Delitsch, f. der Proph. Jesaja u. f. w.

Abel Desjardins, f. Négociations diplomatiques etc.

Aug. Dillmann, f. Liber Jubilaeorum.

Direction der gel. Anzeigen, Erklärung 200.

Ch. Dollfus, f. Revue germanique.

Mor. Drechsler, f. der Proph. Jesaja.

Abu Bekr Ibn Duraid, von den Namen des Satels und des Zügels und ihrer einzelnen Theile 692.

— Aussprüche der Araber über Wolken und Regen (693).

Edda Saemundar hins fróða. Mit einem Anhang zum Theil bisher ungedruckter Gedichte hrsgg. von Thd. Möbius 1556.

Phil. de Malpas Grey Egerton, on Chondrosteus, an extinct Genus of the Sturionidae, found in the Lias Formation at Lyme Regis (1998).

E. F. Eichstedt, Zeugung, Geburts-Mechanismus und einige andere geburtshülfliche Gegenstände nach eigenen Ansichten 578.

Evangeliarium, Epistolarium et Lctionarium Aztecum sive Mexicanum, ex antiquo cod. mexic. . . . depromptum, cum praefatione, interpretatione, adnotationibus, glossario ed. B. Biondelli 1713.

D. Morier Evans, the history of the commercial crisis 1857—58 and the stock exchange panic of 1859. 1050.

Will. Fairbairn, on the Resistance of Tubes to collapse (1990).

Hippolyte Fauche, s. Ramayana.

Leon Feugère, les femmes poètes au XVI^e siècle. Etude suivie de Mlle de Gournay, Honoré d'Urfé, le maréchal de Montlac, Guill. Budé, Pierre Ramus 1043.

Zul. Fider, s. der Spiegel deutscher Leute. (Gius. Fiorelli), Notizia dei Vasi dipinti rinvenuti a Cuma nel MDCCCLVI posseduti da . . . il Conte di Siracusa 281. — monumenti antichi etc. 282.

J. G. Flegel, s. J. Overbeck.

Förster, ein seltner Fall von Uteruskrebs (588).

Dosabhoj Framjee, the Parsees: their history, manners, customs and religion 148.

O. v. Franke, Beschreibung eines Falles von sehr hoher Entwicklung des Weber'schen Organs (588). — Zusammenstellung von 26 . . . Operationen zur Radicalheilung von Ovarien-Geschwülsten (589).

Fulgenie Fresnel, Felix Thomas et Jules Oppert, expédition scientifique en Mésopotamie.

T. II: déchiffrement des inscriptions cunéiformes 1081.

Francis Fuller, five years residence in New Zealand; or observations on colonization 1561.

H. C. von der Gabelentz, die Melanesischen Sprachen nach ihrem grammatischen Bau und ihrer Verwandtschaft unter sich und mit den Malaiisch-Polynesischen Sprachen untersucht 1670. — S. auch Uppström.

M. Gachard, f. Correspond. de Charles-Quint etc.

Gallenga, Vergleichung der verschiedenen Volkscharaktere in Europa (1435).

Jo. Geo. Aug. Galletti, allgemeine Weltkunde oder Encyclopädie für Geographie, Statistik und Staatengeschichte. Ein Hilfsmittel beim Studium der Tagesgeschichte . . . 12. durchaus umgearb. Aufl. Von H. F. Brachelli u. Maxim. Falk. Mit Illustr. und Karten . . . von Ad. v. Strzeszewski. Lieferg. 1—9. 555.

John P. Gassiot, on the Stratification and Dark Band in Electrical discharges as observed in Torricellian Vacua (1985).

Beiträge zur Geburtskunde und Gynäkologie. Hrsgg. von von Scanzoni. 4. Bd. 586.

J. Geertz, Generalkarte von den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Rauenburg, den Fürstenthümern Lübeck und Raseburg, und den freien und Hansestädten Hamburg und Lübeck 1201.

Gelehrte Gesellschaften, f. Abhandlungen u. Annuaire etc., Asiatic Soc. etc., Philosophical Transactions etc.

Geoponicon in sermonem syriacum versorum quae supersunt. P. Lagardius ed. 1798.

- Georg von Hessen-Darmstadt, s. S. Ruenzel.
 S. Gereonis Coloniensis annales (480).
 R. Gerol, s. Theol.=homil. Bibelwerk.
 A. Fr. Gfrörer, Papst Gregorius VIII. u. sein
 Zeitalter. Bb. 1. 2. 3. 4. 5. Hälfte 1. 1916.
 J. S. Gibbans, the banks of New-York, their
 dealers, the clearing house and the panic of
 1857. With a financial chart. Thirty illustra-
 tions by Herrick 1050.
 J. H. Gladstone, s. T. P. Dalø.
 Ed. Glatter, Jahresbericht über die biostatistischen
 und Sanitätsverhältnisse des Pest=Wiliser Comi-
 tats für d. J. 1857. 1187.
 Ein Glogauer Rechtsbuch (1497).
 G. Gore, on the Properties of Electro-deposited
 Antimony (1988).
 Gaspare Gorresio, s. Valmici.
 de Gournay, s. Léon Feugère.
 Grégoire, la Ligue en Bretagne 969.
 Grégoire de Tours, s. Alfr. Jacobs.
 The library of . . Sir George Grey. Philology.
 Vol. I. part II. Africa north of the tropic
 of Capricorn. Part III. Madagascar. Vol. II.
 P. III. Fiji Islands and Rotuma. P. IV. Poly-
 nesia and Borneo 40.
 Grotefend, s. Notae Hannoveranae.
 Guérard, s. Collection des cartulaires etc.
 H. Ernst Ferd. Gueride, Lehrbuch der christlich
 kirchlichen Archäologie. 2. wesentlich verbess. u.
 zum Theil umgearb. Aufl. 1145.
- Gust. Haenel, s. Corpus legum etc.
 Aug. Hahn, s. der Proph. Jesaja u. s. w.
 Albany Hancock, on the Organisation of the
 Brachiopoda (1996).

Hans Sachs, vier Dialoge. Hrsggb. von Reinh. Köhler 879.

Gust. Hartmann, zur Lehre von den Erbverträgen und von den gemeinschaftlichen Testamenten. Zwei Abhandlungen aus dem gemeinen Recht 921.

Sam Haughton, on the physical Structure of the Old Red Sandstone of the County of Waterford considered with relation to Clearance, Joint Surfaces and Faults (1989).

J. von Hefner, s. Catalog u. s. w.

Gust. Heider, die typologischen Bildertreife des Mittelalters. Vortrag u. s. w. 913.

Jac. v. Heine, spinale Kinderlähmung. Monographie. 2. umgearb. u. verm. Aufl. 1873.

W. Henneberg und F. Stohmann, Beiträge zur Begründung einer rationellen Fütterung der Wiederkäuer. Praktisch=landwirthschaftliche und chemisch=physiol. Untersuchungen für Landwirthe und Physiologen. 1. Hft: Das Erhaltungsfutter volljährigen Rindviehs und über Fütterung mit Rübenmelasse 1241.

Joh. Frdr. Herbart, die metaphysischen Anfangsgründe der Theorie der Elementar=Attractionen. Aus dem Lat. übers. u. eingeleitet von R. Thomas 1599.

Hermæ Pastor. Aethiopice primum ed. et aethiopica latine vertit Anton. d'Abbadie. A. mit d. Tit.: Abhandl. für die Kunde des Morgenlandes hrsggb. von der Deutschen Morgenl. Gesellschaft. II. Bd. St. 1. 1401.

Herrick, s. J. S. Gibbans.

L. Heuzey, le mont Olympe et l'Acarnanie. Exploration de ces deux régions avec l'étude de leurs antiquités etc. 1378.

E. A. W. Himly, s. das Boot u. die Karavane.
Hincks, s. Inscription of Tigl. P. etc.

Aug. Hirsch, Handbuch der historisch-geographischen Pathologie. 1. Bd. 2. Abthl. 1187. 1192.

Ferd. Hitzig, f. die Sprüche Salomo's.

v. Hoevell, f. J. Müller.

K. Aug. Jul. Hoffmann, Abriss der Logik, für den Gymnasialunterricht entworfen 1681. 1684.

Gust. Höfken, die Reform der direkten Besteuerung in Oesterreich, auf Grund der Anträge des k. k. Finanzministeriums 2009.

R. Hofmann, die Lehre von der Aussprache des Englischen nebst einem Abrisse der Formenlehre 1478.

A. Holmboe, f. Zamahs'ari.

Leonard Horner, an Account of some recent Researches near Cairo, undertaken with the View of throwing Light upon the Geological History of the Alluvial Land of Egypt (1985).

Ch. Hursthouse, New Zealand, or Zealandia, the Britain of the South. Vol. I. II. 1561. 1581.

Alfr. Jacobs, Géographie de Grégoire de Tours. Le pagus et l'administration en Gaule 890.

S. Jacobus Leodiensis, f. Annales s. Jacobi.

Ἱερομνημων, ητοι επιστημονικον θεολογικον συγγραμμα. περιεχον ὅλην ἐκ παντων των κλαδων της Θεολογιας, και εκδιδομενον περιοδικως, ὑπο Ἀλεξ. Ανκουργου και Ἀντ. Μοσχάτου. περιοδας Α' τευχος Α' 509.

Der Prophet Jesaia, übersetzt und erklärt von Moritz Drechsler. 3. Thl., die Cap. 40—66 enthaltend . . . fortgesetzt und vollendet von Frz. Delitzsch und Aug. Hahn. Oder: des Proph. Jes. letzte Reden . . . übers. und erkl. von Aug. Hahn. Mit Beilagen von Frz. Delitzsch 1141.

Inskriften, römische, in Afrika (1366).

Inscription of Tiglath Pileser I., king of Assyria, bef. Chr. 1150, as translated by H. Rawlinson, Fox Talbot, Hinks, and Oppert 1921.

J. Harris Jones, f. Ibn Abd-el-Hakem.

de Jong, Register zu Opusc. Arabica (700).

Liber Jubilaeorum qui idem a Graecis 'H AETHIENEΣΙΣ' inscribitur versione graeca deperdita nunc nonnisi in Geez lingua conservatus nuper ex Abyssinia in Europam alatus, Aethiopice primum edidit Aug. Dillmann 401.

Muhammed b. Ahmed b. Kaisan, f. Reim.

Kalidasa's Wolkenbote übers. und erläut. von C. Schütz. Nebst H. H. Wilson's englischer Uebersetzung 757.

Ferd. Lampe, Geschichte der religiösen Bewegung der neueren Zeit. 4. Bd. Oder: Gesch. des Deutschkatholizismus und freien Protestantismus in Deutschl. u. Nordam. von 1848—1858. 1835.

Imman. Kant, f. Rud. Reiche.

Jos. Karle, f. Ibn-Abdihakami libellus etc.

E. Herm. Kirchner, die speculativen Systeme seit Kant und die philosophische Aufgabe der Gegenwart 241.

Th. P. Kirkman, on the Partitions of the R-Pyramid, being the first class of R-gonous X-edra (1988).

Matth. Koch, Untersuchungen über die Empörung u. den Abfall der Niederlande von Spanien 681.

Reinh. Köhler, f. Hans Sachs.

E. Frdr. Köppen, die Lamaische Hierarchie und Kirche. A. unt. d. Tit.: Die Religion des Buddha. 2. Bd. 496.

H. Kuenzel, das Leben und der Briefwechsel des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, des Eroberers und Vertheidigers von Gibraltar. Ein Beitrag zur Geschichte des spanischen Successions-Kriegs u. s. w. 33.

Adalb. Kuhn, die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks. Ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie der Indogermanen 211.

G. Ferd. Kunze, der Kindermord. Historisch und kritisch dargestellt 1944.

Jo. H. Kurz, Lehrbuch der Kirchengeschichte für Studirende. 4. Ausg. 996.

Ab. Kußmaul, von dem Mangel, der Verkümmern und Verdopplung der Gebärmutter, von der Nachempfangniß und der Ueberwanderung des Eies 594.

P. Lagardius, f. Geoponicon . . . quae supersunt.

Lamberti Parvi annales (475).

— Waterlos annales Cameracenses (471).

J. B. Lange, f. Theol. homil. Bibelwerk.

Lappenberg, f. Annales Gandenses, Ann. Hamburgenses, Ann. Stadenses.

Etienne Laspeyres, Wechselbeziehungen zwischen Volksvermehrung u. Höhe des Arbeitslohns 1641.

R. G. Latham, descriptive Ethnology. Vol. I. Eastern and Northern Asia-Europe. Vol. II. Europe, Africa, India 1634.

W. Martin Leake, a Supplement to Numismata Hellenica: a catalogue of Greek coins 1238.

G. B. Lechler, f. Theol.=homil. Bibelwerk.

Geo. Leonhardi, das Veltlin nebst e. Beschreibung der Bäder von Bormio. Ein Beitrag zur Kennt-

di note e documenti in-
 vieri. Prima ediz. 15
 B. M. Versch, Einleitung
 lehre. Ein Handbuch für
 1. Bd.: die Grundzüge der
 therapie. 2. Bd. 1. Thl
 deutische Hydrologie. S
 Mutterlaugen. Schlamm
 Kiefernäder. Traubenkuren
 2. Thl.: Erste Hälfte des
 Specielle Balneologie. 2
 Hälfte des Min.-Lex. 12
 Joh. Pennis, Synopsis
 Thierreichs. Ein Handb.
 u. s. w. 2. Aufl. 597.
 Felix Liebrecht, die
 und Josaphat 871.
 Jos. Lister, an Inquiry
 the Nervous System with
 traction of the Arteries
 taneous Pigmentary Syst
 On the early Stages of
 J. Löbe, s. Uppström.

W. Hay Macnaghten, Principles of Hindu and Mohammedan law republished from the Principles and Precedents of the same, and edited by H. A. Wilson 1678.

Ein Magdeburger Schöffengericht (1498).

J. de Maistre, mémoires politiques et correspondance diplomatique. Avec explications et commentaires historiques par Alb. Blanc. 2. éd. revue et corrigée 561.

E. E. von Malortie, Beiträge zur Geschichte des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses u. Hofes. Hft 1. 2. 1594.

Manzoin, ital. Verifographie (1435).

Marion, f. Collection des cartulaires etc.

G. Marsari, politische Uebersicht (1435).

Nic. Marselli, la ragione della musica moderna 1281. Saggi di critica storica 1419.

Charles Martins, neue Vergleichung der Becken- und Brustglieder des Menschen und der Säugethiere, von der Drehung des Oberarmbeins hergeleitet 2074.

Aug. Matthiessen, on the Thermo-electric Series (1990).

Mazarin, f. Mém. du Card. de Retz.

Mecklenburgische Annalen bis zum Jahre 1066.

Eine chronol. geordnete Quellensammlung mit Anmerk. u. Abhandl. Von Frdr. Wigger 1436.

Mich. Medici, compendio storico della scuola anatomica di Bologna dal rinascimento delle scienze e delle lettere a tutto il secolo XVIII, con un paragone fra la sua antichità e quella delle scuole di Salerno e di Padova 1784.

Melanchthon, f. Ab. Bland.

H. M. Melford, Englisches Lesebuch ... Sammlung von Lese- und Uebersetzungsstücken ...

- Mit einem Vorworte von K. F. Ch. Wagner,
5. verm. u. verbess. Aufl. 1632.
- Mémoires militaires relatifs à la succession
d'Espagne sous Louis XIV., extraits de la
correspondance de la cour et des généraux,
rédigés de 1763 à 1788, sous la di-
rection de . . de Vaux etc. T. X. 633.**
- Vie et correspondance de Merlin de Thion-
ville. Publ. par Jean Reynaud 826.**
- Il. Aug. W. Meyer, kritisch exegetischer
Kommentar über d. N. T. 9. Abthlg., die
Briefe an die Philipper, Kolosser u. an Phi-
lemon umfassend. 2. verbess. u. verm. Aufl.
641.**
- Hugo Meyer, That- und Rechtsfrage im Ge-
schworenengericht, insbesondere in der Fragestellung
an die Geschworenen 1961.**
- Meyer-Ahrens, über die physischen Verhältnisse
der tropischen Länder des Cordillerensystems
in ihren Beziehungen zum Vorkommen der
Krankheiten (1375).**
- Fr. Michelis, die Philosophie Platon's in ihrer
inneren Beziehung zur geoffenbarten Wahrheit.
Kritisch aus den Quellen dargestellt. 1. Abthl.:
die Einleitungen, die dialektischen und als Nach-
trag die sokratischen Dialoge enthaltend 1881.**
- Al. Mielziner, die Verhältnisse der Sklaven
bei den alten Hebräern, nach bibl. u. talmud.
Quellen dargestellt. Ein Beitrag zur hebr. jüd.
Alterthumskunde 835.**
- Mfr. Mitscherlich, der Cacao und die Chocolade
1394.**
- Thd. Möbius, f. Edda Saemund. etc.**
- Rob. von Mohl, Encyclopädie der Staatswissen-
schaften 361.**
- Jac. Moleschott, Physiologie der Nahrungs-**

- mittel. Ein Handb. der Diätetik. 2. völlig umgearb. Aufl. 1727.
- de Montlac, s. Léon Feugère.
- Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi V. usque ad ann. M. et V.....ed. Geo. H. Pertz. Scriptorum T. XVI. 441.
- Campbell de Morgan, on the structure and Functions of the Hairs of the Crustacea (1998).
- Emanuele Morozzo, s.:
- Degli antichi Signori di Morozzo e dei Conti di esso Luogo di Magliano e di S. Michele Marchesi di Roccadebaldi e Bianzè Memor. stor.—genealogiche corredate di documenti inediti (von Emanuele Morozzo unter Leitung von Giovbatt. Adriani) 1175.
- **Avr. Μοσχάτος*, s. *Ἱερομνημων*.
- A. Mührh, allgemeine geographische Meteorologie oder Versuch einer übersichtlichen Darlegung des Systems der Erd-Meteoration in ihrer klimatischen Bedeutung 721.
- J. Müller, s. A. Neander.
- Jo. Müller, über Alterthümer des Ostindischen Archipels, insbes. die Hindu-Alterth. u. Tempelruinen auf Java, Madura und Bali, nach Mittheil. Brumunds und v. Hovevells aus dem Holländ. bearb. 1719.
- Max Müller, a History of ancient Sanskrit Literature so far as it illustrates the primitive religion of the Brahmans 260.
- Nachrichten aus der Lombardei, Toscana und den beiden Sicilien (1434).
- Herm. von Nathusius, die Racen des Schweines. Eine zoolog. Kritik und Andeutungen über systematische Behandlung der Hausthierracen 521.

- H. Neander's** theol. Vorlesungen, hrsggb. durch J. Müller. II. Auch unt. d. Tit.: Auslegung der beiden Briefe an die Korinther, hrsggb. von Willibald Beyschlag 1161.
- A. Nefftzer**, f. *Revue germanique*.
Négociations diplomatiques de la France avec la Toscane. Documents recueillis par Giuseppe Canestrini et publiés par Abel Desjardins. T. I. 611.
- C. Negrier**, *Recueil de faits pour servir à l'Histoire des Ovaies et des Affections hystériques de la Femme*. Ouvrage couronné etc. 628.
- G. Nigra**, über (ital.) Volkslieder (1434).
- Th. Nöldeke**, *Geschichte des Qorâns* ... Preisschr. 1441.
- Notae Aureaevalenses* (477). — *Hanoveranae* (ed. Grotefend) (468). — *Monasterienses* (468). — *S. Petri Coloniensis* (480).
- Fr. Oesterlen**, *Zeitschrift für Hygieine, medicinische Statistik und Sanitätspolizei*. 1. Bd. 1370. *Die Hygieine und die Medicin* (1372). *Die neuere Sanitäts-Gesetzgebung und Sanitätsreform in England* (1376).
- E. v. Olberg**, f. *Statist. Tabellen* etc.
- Agostino Olivieri**, f. *G. B. Lercari*.
- Jul. Otto Opel**, *das Chronicon Montis Sereni* kritisch erläutert 841.
- Jul. Oppert**, *Eléments de la grammaire Assyrienne* 1921. S. auch: *Fulgence Fresnel*. *Inscription of Tigl. P.* etc.
- Origenis scholia in Proverbia Salom.*, f. *Aenoth*. **Fr. Const. Tischendorf**.
- J. E. Oslander**, *Kommentar über den zweiten Brief Pauli an die Korinther* 1898.

J. Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik für Künstler und Kunstfreunde. Mit Illustr. gezeichnet von H. Streller, geschnitten von J. G. Flegel. Bd. 1. 2. 1011.

Owen, Description of the Skull and Teeth of the *Placodus laticeps*, Owen, with indications of other new Species of *Placodus*, and evidence of the Saurian Nature of that Genus (1988). On the *Megatherium* (Meg. Americ. Cuv. and Blumenb. P. IV. Bones of the Anterior Extremities (1989).

Moses, Paic', Pasigraphie mittels arabischer Zahlzeichen. Ein Versuch 159.

Louis Pappenheim, Handbuch der Sanitätspolizei. Nach eignen Untersuchungen bearb. 1. 2. Bd. 1841.

s. **Paulus Viridunensis**, f. *Annales* s. P. V.

Geo. Pertz, f. *Monumenta Germaniae* etc. *S. Petri Annales* (479). — *notae* (480).

Frdr. Pfeiffer, altnordisches Lesebuch. Text. Grammatik. Wörterbuch 1296.

Der Philipperbrief, ausgelegt und die Geschichte seiner Auslegung kritisch dargestellt von Bernh. Weiß 9.

Philosophical Transactions of the Royal Society of London. For the Year MDCCCLVIII. Vol. 148. 1985.

Ad. Pictet, les origines Indo-Européennes ou les Aryas primitifs. Essai de Paléontologie linguistique 917.

Ab. Pland, *Melanchthon, Praeceptor Germaniae*. Eine Denkschrift zur 3. Säcularfeier seines Todes 515.

Jul. Plücker, on the Magnetic Induction of Crystals (1990).

Will. O. Priestley, lectures on the development of the gravid uterus 818.

Die puerperalen Erkrankungen in der Entbindungsanstalt zu Würzburg u. s. w. (589).

Ramayana poème sanscrit traduit en Français pour la première fois par Hippolyte Fauche. Youddhakanda (2. livraison) Vie T. du poème IXe et dernier de la Traduction avec un mot encore sur Homère et la Grèce 639. — S. auch: Valmici.

Pierre Ramus, s. Léon Feugère.

Geo. Rawlinson, the historical evidences of the truth of the Scripture records, stated anew, with special reference to the doubts and discoveries of modern times, in Eighth Lectures etc. 1921.

H. Rawlinson, s. Inscription of Tigl. P. etc.

Récamier, souvenirs et correspondance. T. I. II. 701.

Regaldi, Reise im Thale der Dora (1434).

Jean Reynaud, s. Merlin de Thionville.

Rud. Reiche, Kantiana. Beiträge zu Immanuel Kants Leben und Schriften 1041.

Ueber den Reim in den Gedichten von Muhammed b. Ahmed b. Kaisân (695).

Reineri Annales (475).

Ern. Renan, s. Le Cantique des Cant.

Mémoires du Cardinal de Retz, adressés à Mad. de Caumartin, suivis des instructions inédites de Mazarin relatives aux Frondeurs. Nouv. édit. revue et collat. sur le manuscrit original, avec une introduction, des notes,

des éclaircissements tirés des Mazarinades e
un index par Aimé Champollion Figeac. T. I.—
IV. 118.

F. Reuleaux, über den Muir'schen Vierrich-
tungs-Ventilator (1375).

Revista contemporanea. Anno VIII. 1433.

Revue germanique, publiée par Ch. Dollfus
et A. Neffitzer 440.

C. Ritter, die Erdkunde im Verhältniß zur Natur
und zur Geschichte des Menschen oder allgemeine
vergleichende Geographie. 18. u. 19. Thl. Auch
u. d. T.: die Erdkunde von Asien. Bd. IX. Klein-
Asien. Thl. 1. 2. 1769.

Rud. Roth, f. Otto Böhlingk.

W. Roth, 'Oqba Ibn Nafi' el-Fihri, der Eroberer
Nordafrika's. Ein Beitrag zur Geschichte der
arabischen Historiographie 310.

E. J. Rüderf, der Rationalismus 547.

J. Barthél. Saint-Hilaire, le Bouddha et sa
religion. [Les origines du Bouddhisme.] Le
Bouddh. dans l'Inde au VII. Siècle de notre
Ere. Le B. actuel de Ceylan 867.

Antonio Sala, Biografia di San Carlo Borromeo,
corredata di Note e dissertazioni illustrative
dal . . Aristide Sala 2041.

Aristide Sala, f. Anton. Sala.

Geo. Salmon, on Curves of the Third Order
(1990).

Die Sprüche Salomo's, übersetzt und ausge-
legt von Ferd. Hitzig 661.

B. R. Sanguinetti, f. Voyage d'Ibn Batoutah.
Savini, ital. Lexikographie (1435).

v. Scanzoni, ein Fall von Eclampsia parturien-
tium (592). — Zwei Fälle von künstl. Früh-

Jul. Plücker, on the Crystals (1880).

Will. O. Priestley, ment of the grav

Die puerperalen bindungsanstalt

33). — Ueber

rend der Schwanz

die Abtragung der

zur Heilung des Ge-

S. auch: Beiträge zur

Ramayan

pour la

Youdd'

IXe

enc

an

Pier

Ge

Dogmatik vom Stand-

aus dargestellt. 2. Bd.:

des Heils. 2. (Schluß-)

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

Schramm, Kaiser Friedrich der Zweite.

- der Blasen-, Scheiden- und Blasen-Gebärmutter-Scheidenfisteln u. s. w. (589).
- ob. Payne Smith, f. Cyrilli . . . commentar.
- Piazzì Smyth, Astronomical Experiment on the Peak of Teneriffe (1990).
- F. Soret, lettre à . . . de Bartholomæe. Quatrième lettre sur les médailles orientales inédites de la collection de F. Soret 228.
- Spengler, der Kolpoluter. Ein gynäko-balneologisches Instrument (590).
- Der Spiegel deutscher Leute. Textabdruck der Innsbrucker Handschrift . . . hrsggb. von Jul. Ficker 121.
- Statistik Tidskrift, udgifven af Kongl. Statistiska Central-Byrån. Första Häftet 1999.
- Tafeln zur Statistik des Steuerwesens im Oesterreichischen Kaiserstaat, mit besonderer Berücksichtigung der direkten Steuern und des Grundsteuerkatasters. Hrsggb. vom k. k. Finanzminister. u. s. w. 90.
- Statistische Tabellen des Russischen Reiches für das J. 1856. In ihren allgem. Resultaten zusammengestellt und hrsggb. . . . durch das Statist. Central-Comité. Aus dem Russ. übersetzt und bearbeitet von E. v. Olberg 519.
- Rud. Stier, der Brief an die Epheser als Lehre von der Gemeinde für die Gemeinde ausgelegt. (Auszug aus dem größern Kommentar für auch nicht gelehrten, weiteren Lesekreis) 896.
- J. Stohmann, f. W. Henneberg.
- Straffanello, Litteratur in Deutschl. (1435).
- H. Streller, f. J. Overbeck.
- J. Sudendorf, f. Urkundenbuch x.
- Will. Swainson, New Zealand and its colonization 1561. 1574.

Tāhman b. 'Amr, der kleine Diwān (695).

Fox Talbot, f. Inscription of T. P. etc.

Rich. Taylor, the Ika'a Maui or New Zealand and its inhabitants, illustrating the origin, manners, customs, mythology, religion, rites, songs, proverbs, fables and language, of the natives; together with the geology etc. etc. 1562.

Gust. Thaulow, die Gymnasial-Pädagogik im Grundrisse 41.

Frdr. W. Theile, f. J. R. E. Schroeder van der Rott.

Frdr. von Thiersch, f. Catalog u. s. w.

O. Thilenius, Soden und seine Heilmittel. Für Aerzte dargestellt 839.

Félix Thomas, f. Fulgence Fresnel.

R. Thomas, das Pythagoräische Dreieck und die ungerade Zahl. Ein Beitrag zur Einleitung in das Studium des rechtwinkl. Dreiecks 1467. S. auch: Joh. Frdr. Herbart.

H. Thorbecke, f. Catalog u. s. w.

Aenoth. Frid. Const. Tischendorf, notitia editionis Biblior. Sinaitici . . . Accedit catalogus codd. nuper ex Oriente Petropolin perlatorum. Item Origenis scholia in Proverbia Salomon. partim nunc prim. partim secundum atque emendatius edita 1761.

C. Troja, f. Codice diplom. Longob.

John. Tyndall, on some physical Properties of Ice (1988).

Frdr. Ueberweg, System der Logik und Geschichte der logischen Lehren 1681.

Grey. Ugdulena, sulle monete Punico-Sicule 961.

Max Uhlemann, über die Bildung der altägyptischen Eigentümern 235.

Ulfilas, s. Uppström.

Frdr. W. Unger, Uebersicht der Bildhauer- und Malerschulen seit Constantin dem Großen 881.

Uppström's Codex Argenteus. Eine Nachschrift zu der Ausgabe des Ulfilas von H. C. v. d. Gabelentz und J. Löbe 1411.

Honoré d'Urfé, s. Léon Feugère.

Urkundenbuch zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg und ihrer Lande, gesammelt und hrsggb. von H. Sudendorf. 1. Thl. 425.

Valmici, Ramayana poema Sanscrito traduzione italiana con note dal testo della scuola Gaudana per Gasp. Gorresio. Vol. V. della Traduzion, decimo ed ultimo nella serie dell'opera 639.

Veggeffi-Ruscalla, neuere europäische Sprachen (1435).

Zeit, die Lagenverhältnisse bei Früh- und Zwillinggeburten (590).

Car. Vercellone, s. Variae lectiones Vulgatae etc.

Rud. Edler von Bivenot, Palermo und seine Bedeutung als climatischer Curort, mit besonderer Berücksichtigung der allgemeinen climatischen Verhältnisse von Deutschland, Italien, Sicilien, Nord-Afrika und Madeira 671.

G. Volkmar, s. C. Aug. Credner.

H. Vorreiter, Luthers Ringen mit den antichristlichen Principien der Revolution 1801.

Variae lectiones Vulgatae Latinae Bibliorum

Rud. Wagner, Vorlesungen
schaftlichen Morphologie
menschl. Gehirns als Se
Ueber die typischen
Windungen der Hemis
Lehre vom Hirngewicht
auf die Hirnbildung inte
Geo. Waitz, deutsche
3. Bd. 1481.

Th. Waitz, Anthropologie I
A. u. d. Tit.: Ueber die
geschlechts u. den Naturge
— Anthropologie der N
Negervölker und ihre Ver
H. Wallon, Jeanne d'A
Ferd. Walter, das alte
zur Völker-, Rechts- u. l
H. Wassersleben, das
ordnung nach deutschem
Rechte. Ein Beitrag
geschichte 1488. — Sam
quellen 1497.

Ein Weichbildrecht (14

Thom. Williams, *Researches on the Structure and Homology of the Reproductive Organs of the Annelids* (1985).

H. H. Wilson, f. Kalidasa. W. Hay Macnagthen.

Ferd. Wolf, *Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationalliteratur* 138.

W. Wright, f. *Opuscula Arabica* etc.

Wutscher, *Bericht über die Ergebnisse in der Gebär- und Findelanstalt in Laibach* (590).

Abu'l-Kāsim Maḥmūd bin 'Omar Zamahs'ari, *Al-Mufasssal, opus de re grammatica arabicum . . . ed. J. P. Broch. Breviter praefatus est C. A. Holmboe* 1116.

Geo. Zappert, *über ein althochdeutsches Schlummerlied* 201.

Weljaminow-Zernob, *Монеты Бухарскія и хивинскія*. 229.

Ernst Amad. Buchold, *Bibliotheca chemica. Verzeichniß der auf dem Gebiete der reinen, pharmaceutischen, physiolog. und technisch. Chemie in den J. 1840 bis Mitte 1858 in Deutschl. und im Auslande erschienenen Schriften. Mit einem vollständigen Sachregister* 79.

Druckfehler zu S. 1327—1336 f. S. 1400.

Berichtigungen zu S. 1340—42 f. 1560.

Im Regist. S. 5 nach Z. 19 hinzuzufügen: J. P. Broch, f. Zamahs'ari.

